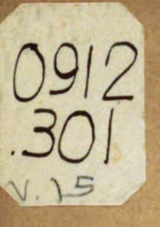


Die Dioskuren

Erster Allgemeine Beamten-Verein der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Erster Allgemeiner Beamtenverein der ...

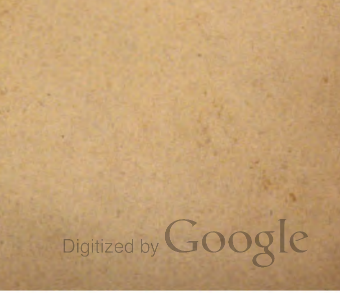





VET TES TAMEN NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:





Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Fünfzehnter Jahrgang.







Wien, 1886.

Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

(Stadt, Kohlmarkt 7.)

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

a*

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Gedichte

von

Stephan Milow.

Von der Liebe.

Nein, sie darf nicht stürmisch kommen,
Soll sie mächtig sein und dauern,
Sondern zagend und beklommen,
Mit geheimnißvollen Schauern.

Nicht in Worten darf sie sprechen,
Noch sich überreden lassen,
Schwüre könnte sie nur brechen,
Und es kann kein Laut sie fassen.

Stets am tiefsten wird sie binden
Und sie ist in stärksten Banden,
Wenn die Herzen still sich finden,
Ahnungslos, uneingestanden.

Abendroth.

Du wunderbares Abendroth,
Wie mächtig rührt an's Herz dein Schein!
Du überschimmerst mild den Tod
Und hüllst das Leben dämpfend ein.

Ob ich gestürmt im Tagsgewühl,
Ob ich verzagt gehemmt den Lauf:
Es löst sich jegliches Gefühl
Vor dir in süße Wehmuth auf.

Am Meere.

Aufblitzt im Sonnenscheine
Des Südens blaues Meer;
Rings alles lichte Reine,
Sanft weht ein Wind daher.

Fortschweben möcht' ich gerne,
Vom weichen Hauch entführt,
Bis hin, wo in der Ferne
An's Meer der Himmel rührt.

Wohl fänd' ich nie die Stelle;
Doch klag' ich, daß sie flieht,
Wenn's auf der Schaukelwelle
Mich immer weiter zieht?

Mag sich die Welt nur dehnen!
Was will ich mehr, als Raum
Für mein unendlich Sehnen,
Für meines Glückes Traum?

Weg zur Erlösung.

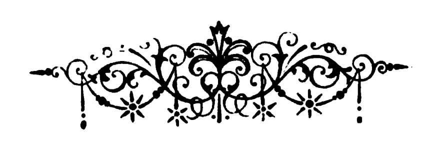
Ich fei're Dich, Du tiefer Lebensdrang,
Der ewig eine solche Fülle zeugt!
Wie viel Dich treffen mag, verwirrend bang,
Du loderst sieghaft, stark und ungebeugt.

Was trugst Du nicht in all der Zeiten Lauf,
Dich selbst zerfleischend oft, an Qual und Noth!
Allein Du schnelltest immer wieder auf,
Stets neu verjüngt in allem Graun und Tod.

Quillt auch aus tausend Wunden Dir das Blut,
Zerstörst Du selbst im Wahn oft was Du baust;
Dir wächst doch immer neu des Ringens Muth,
Gleichwie Du immer klarer um Dich schaust.

Und ist's die fluchbelad'ne Sünde nur,
Der Du, begier'ger Lebensdrang, entstammst;
Du findest doch zuletzt des Heiles Spur,
Wenn Du, trotz jeder Prüfung, strebst und flammst.

Nicht durch Entsagung dringst Du himmelan
Aus der Bedrängniß, die das Sein Dir schafft:
Was Dich erlösen und befreien kann,
Ist einzig Deine ungebroch'ne Kraft.





Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Der völlig vorurtheilslos ist, muß es auch gegen das Vorurtheil sein.

Ein stolz getragener Spitzname wird zum Ehrentitel.

Was der Dichter seinem besten Freunde nicht anvertrauen würde, ruft er in's Publikum.

Nur die Franzosen verstehen anmuthige Bücher zu schreiben, voll Gedanken, bei denen man vom Denken ausruht.

Deine Liebe zu Deinen Nächsten ist nur so lange berechtigt, als sie Deiner Nächstenliebe nicht Eintrag thut.

Wie soll ein Mensch, der oft aufgefordert wird, sein Urtheil abzugeben, sich nicht einbilden, daß er eines habe?

Anspruchslosigkeit ist Seligkeit.

Am Ziel Deiner Wünsche wirst Du jedenfalls Eines vermissen: Dein Wandern zum Ziel.

Die glücklichen Sclaven sind die erbittertsten Feinde der Freiheit.



Der niemals Ehrfurcht empfunden hat, wird sie auch nie erwecken.

Mit zu wenig kritischem Verstand ist man ein armer Poet, mit zu viel wird man gar keiner.

Die Leidenschaften überwunden haben, aber fähig geblieben sein jeder höchsten und tiefsten, jeder feurigsten und zartesten Empfindung, das wäre ein idealer Zustand.

Der Unheilbare hat keine Achtung vor der Medicin.

Es gibt keinen besseren Grund höflich zu sein als die Ueberlegenheit.

Leid ist manchmal leichter zu ertragen als Verdruß.

Man genirt entweder sich oder die Andern, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

Mitleid mit den Jungen, Ihr Alten — sie haben noch das Leben vor sich!

Der Starke kann fallen, aber er strauchelt nicht.





Die Mama.

Skizze

von

Anna Gräfin Pongrácz.

Geht Mama heut' auf den Ball?

„Ja, Lily."

„Werde ich sie vorher nicht sehen?"

„Die Frau Gräfin dürfte kaum Zeit finden noch herüberzukommen."

Comtesse Lily schwieg. Sie war ein kleines Ding von vier bis fünf Jahren mit einem zarten, blassen aristokratischen Gesichtchen. In diesem Gesichtchen arbeitete es jetzt heftig; doch die Bonne sah es nicht, denn sie blickte durch das Fenster, an dem sie saß, nach dem großen hellerleuchteten Confectionsgeschäft gegenüber und erwog gerade im Stillen, welcher von den dort ausgestellten Anzügen sie wohl am besten kleiden würde.

„Warum spielst Du nicht?" fragte sie endlich doch, da sie zufällig bemerkte, daß die Kleine noch immer neben ihr stand.

Lily antwortete nichts, begab sich aber plötzlich zu ihren Puppen zurück, denen eine ganze Ecke des hübschen Kinderzimmers eingeräumt war. Zierliche Wiegen und Bettchen, Miniatur-Toiletten, Schränke, Sofas und Stühle bildeten die Meublirung dieser Ecke, deren Anblick sich solchergestalt wohl eignete, die Herzen kleiner Mädchen höher schlagen zu lassen. Die glückliche Besitzerin aller dieser Herrlichkeiten schien ihnen jedoch sehr gleichgiltig gegenüberzustehen. Zerstreut vollendete sie die begonnene Entkleidung eines wächsernen Wickelkindes, brachte es zu Bett und deckte es mit dem seidenen Deckchen bis über die Nase zu.

Mit einem Male sagte sie während dieser Beschäftigung ganz laut vor sich hin: „Vielleicht kommt sie doch!“

„Wer?“ fragte die Bonne, die sich soeben für eine hellblaue Toilette mit seidenen Schleifen entschieden hatte.

„Nun, die Mama“, sagte das Kind verwundert.

„Sie kommt ja nie, ehe sie fortfährt“, äußerte die Bonne ihrerseits erstaunt, indem sie das Fenster verließ und nach Lily's Abendsuppe schellte; „warum erwartest Du sie heute?“

„Ich weiß nicht“, antwortete die Kleine trotzig und machte sich mit ihrer Puppe zu schaffen, die sich in diesem Augenblicke eine ziemlich unsanfte Behandlung gefallen lassen mußte. Die Wahrheit war: Lily erwartete die Mama alle Abende, nicht nur heute; aber das schämte sie sich instinctiv zu sagen — denn die Mama erschien ja nicht, oder doch höchstens ein-, zweimal im Monate. Lily wußte das, ließ aber doch nicht ab im Hoffen.

Sie liebte sie sehr, ihre schöne Mama! Wenn die Bonne ihr Märchen erzählte und es war darin von einer liebreizenden Fee die Rede, dann dachte Lily sogleich: „sie sah gewiß so aus wie Mama!“ Oder wenn die Güte einer Königstochter gepriesen wurde und es hieß etwa: „besser als sie konnte ein irdisches Wesen gar nicht sein“, dann fiel das kleine Mädchen der Erzählerin eifrig in's Wort: „Nur Mama; nicht wahr, die ist noch besser?“

Aber diese gute, schöne, angebetete Mama — Lily sah sie immer nur flüchtig! Ein Bischen am Morgen während sie im spitzenbesetzten Negligée ihre Chocolade trank, und ein Bischen am Nachmittag, wo mit dem schwarzen Kaffee auch Lily für einen Augenblick im Salon erscheinen durfte. Sie war dann immer hübsch angezogen, erhielt von Papa und Mama je ein Bonbon, das ihr vom Dessert aufbewahrt worden und einen Kuß, und wurde hierauf wieder hinausgeschickt.

Das war so die Tagesordnung, von der nur äußerst selten abgewichen wurde.

Im Uebrigen ging die Bonne mit Lily spazieren, die Bonne überwachte ihre Mahlzeiten, die Bonne kleidete sie an und aus, brachte sie Abends zu Bett und betete ihr Nachtgebet mit ihr. Eben für alles das war die Bonne da.

Nicht daß die Gräfin ihr Kind nicht lieb gehabt hätte. Aber sie selbst war in ähnlicher Weise aufgewachsen und ringsum, in den meisten anderen Familien ihres Kreises, sah sie den gleichen Brauch. Ob es der rechte sei, darüber dachte sie nicht nach. Du lieber Himmel! Wann hätte sie nachdenken sollen? Ihr Leben verflog in immerwährender Hetze! Besuche, Corsofahrten, Theater, Bälle, Soiréen und alle die Vorbereitungen dazu; im Sommer

Badereisen, Jagden, Ritte und Gebirgspartien; — es war gar nicht möglich zu Athem zu kommen!

„Nicht Jede ist Mutter, die einem Kinde das Leben gab!"

Am Gitterthor des väterlichen Parkes sah Lily eines Tages ein kleines, ärmlich gekleidetes Mädchen, das sein rundes Gesichtchen von Außen gegen die eisernen Stäbe drückte und mit respectvoller Bewunderung nach der eleganteu Altersgenossin lugte. Diese betrachtete ihrerseits neugierig das fremde Kind. Ein kurzes, dickes blondes Zöpfchen fiel ihr auf, übermäßig fest geflochten und vielleicht dadurch seltsam emporstrebend vom Hinterhaupte der Kleinen.

„Was für ein Zopf! nein, was Du für einen spaßigen Zopf hast!" rief sie ohne böse Absicht, lediglich ihrer Verwunderung Ausdruck gebend.

Aber die Andere nahm die Sache übel auf. Bewunderung und Respect waren wie fortgeblasen.

„Mein Zopf ist gut", fuhr sie die Comtesse ohne Umstände zornig an; „Mutter hat ihn geflochten".

„Deine Mama?!" rief Lily mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

Die Kleine hinter dem Gitter hatte es sofort weg, daß die Situation sich zu ihren Gunsten zu wenden begann. „Ja, meine Mama", sagte sie stolz, „sie kämmt mich alle Tage."

„Hat sie denn Zeit dazu?" fragte Lily.

Die Andere sah sie verblüfft an. Der Stolz wuchs ihr, denn obschon sie es nicht recht verstand, fühlte sie doch immer deutlicher, daß das vornehme Kind in den schönen Kleidern sich in diesem Augenblicke im Nachtheile gegen sie fand. „Zeit?" rief sie nicht ganz ohne Affectation; „natürlich! Sie wäscht mich auch und legt mich zu Bett und in der Früh hilft sie mir mich anziehen. — Hast denn Du keine Mutter?" setzte sie mit naiver Grausamkeit hinzu und sah ihrer Gegnerin, deren Augen immer größer geworden waren, dabei voll in's Gesicht.

Die Comtesse stand in rathloser Verwirrung. Sie wußte absolut nicht was sie antworten sollte und empfand doch instinctiv, daß sie der kleinen Plebejerin gegenüber ihre Würde um jeden Preis wahren mußte. „Sei nicht so dumm!" stieß sie endlich hochfahrend hervor, wandte jener den Rücken und ging langsam und aufrecht zur Bonne zurück, die ein Buch in der Hand behaglich in einem Gartenstuhle lag.

„Du, sei nicht so grob!" rief die unerschrockene Plebejerin ihr als Antwort nach. Dann sprang sie vom Gitterthor fort und lief dem niederen Hause des Schullehrers zu, dessen Tochter sie war. Wahrscheinlich wollte sie allsogleich der Mutter die merkwürdige Begebenheit berichten.

Dieses Gespräch konnte Lily nicht vergessen. Zum ersten Male regte sich eine unschöne Empfindung — die des Neides — in ihrem armen kleinen, schlecht gepflegten Herzchen.

Wenn sie seither auf Spaziergängen durch das Dorf der kleinen Schullehrerstochter ansichtig wurde, wendete sie stets hastig das Köpfchen nach der anderen Seite. Sie mochte den blonden, kurzen Zopf nicht sehen. Er war ihr erst so häßlich vorgekommen, und jetzt mußte sie sich im Stillen gestehen, daß sie selbst einen so häßlichen Zopf sehr gerne tragen würde — weit lieber als ihre schönen offenen Haare! — wenn nur die Mama ihr ihn täglich flechten wollte. Aber dazu war gar keine Aussicht; das würde sich gewiß nie ereignen!

Auch am heutigen Abend, als Lily, nachdem sie, wie es oft geschah, in jeder Weise das Schlafengehen zu verzögern gesucht hatte, in ihrem Bettchen lag, ohne daß die Gräfin erschienen wäre, um ihrem Töchterchen „Gute Nacht“ zu sagen, dachte sie wieder an diesen Zopf. Die Bonne, die sich im Nebenzimmer an ihren Schreibtisch gesetzt hatte um Briefe zu schreiben, und die ihre Pflegebefohlene längst im festen Kinderschlafe wähnte, vernahm plötzlich ein leises Schluchzen. Aergerlich über die Störung stand sie auf und ging mit dem Lichte zu Lily's Bett.

Die Kleine lag in Thränen gebadet, hörte aber sofort auf zu schluchzen, als die Bonne sich näherte.

„Was hast Du? Thut Dir etwas wehe? Bist Du krank?“ fragte diese.

Lily gab keine Antwort. Die Französin befühlte ihr Stirn und Puls, fand Alles in Ordnung und wurde ungeduldig. Mein Gott, was für ein sonderbares Kind dieses kleine Mädchen war!

„Ich glaube gar, Du weinst, weil es nicht nach Deinem Willen ging? — weil die Mama nicht gekommen ist — was?“

Lily schwieg und zog die Decke über's Gesicht.

„Wie unartig Du bist!“ schalt nun die Bonne. „Mama hat Anderes zu thun, als sich mit solchem kleinen Dinge abzugeben. Pfui, wer wird so trotzig sein; jetzt lieg' gleich still und schlafe.“

Damit brachte sie die Decke wieder in die richtige Lage, trocknete mit dem Taschentuch die nassen Wangen der Kleinen und kehrte hierauf zu ihren Briefen zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder — es war einige Tage später — befand sich die schöne Gräfin auf dem Balle. Abermals war sie fortgefahren, ohne Lily Adieu zu sagen.

Das Kind hatte wie gewöhnlich nach ihr gefragt, sich aber im Uebrigen ganz brav gezeigt. Es hatte den ganzen Abend ruhig mit seinen Puppen

gespielt und war dann still und gehorsam zu Bett gegangen. Die Bonne blieb ungewöhnlich lange auf; sie nähte an einem Kleide für sich. Gegen eilf Uhr begab sie sich zur Kammerjungfer hinüber, um sich bei dieser einen Rath in Betreff der Schneiderei zu holen; dort verschwätzte sie eine ziemliche Weile, endlich, da es nahe an Mitternacht war, kam sie zurück und wollte sich nun zur Ruhe begeben. Ihr Lager stand neben dem der kleinen Comtesse; als sie an diesem vorüber ging und einen Blick darauf warf, sah sie — daß es leer war.

Die Französin glaubte zu träumen. Alle Schauergeschichten von geraubten Kindern, die sie je gelesen oder gehört, flogen ihr im ersten Moment durch den Kopf. Aber das war doch barer Unsinn! Scheltend begann sie zu suchen und zu rufen; allein Lily kam nicht zum Vorschein.

Jetzt erfaßte wirkliche Angst das Mädchen. Von dem Unerklärlichen auf's Aeußerste aufgeregt, jagte sie das ganze Haus aus dem Schlafe. Mit vereinten Kräften wurden von der gesammten Dienerschaft die eifrigsten Nachforschungen unternommen — allein gleichfalls ohne jeden Erfolg: Comtesse Lily blieb verschwunden.

Die Bonne, von dem Gefühle ihrer Verantwortung erdrückt, wand sich in Krämpfen; eine unendliche Verwirrung riß ein. Man wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Sollte man die Herrschaft vom Balle holen? Niemand fand den Muth dazu.

Allen Ernstes begannen die erschreckten Leute an eine Entführung zu glauben. Auch abergläubische Regungen zeigten sich. Die neunzigjährige Mutter des Portiers bekreuzte sich in einem fort und murmelte dabei unverständliche Laute vor sich hin, denen die Anderen, das Bett der Alten umstehend, mit zagem Grausen lauschten.

Inzwischen war es drei Uhr geworden — der herrschaftliche Wagen rollte in die Einfahrt. Die schöne Gräfin entstieg ihm, gefolgt von ihrem Gemal. Im Treppenhause kamen ihnen geisterbleich die muthigsten ihrer Diener entgegen. Bei ihrem Anblick schrie die junge Frau laut auf und klammerte sich an den Arm ihres Gatten. „Um Gotteswillen — es ist etwas geschehen!“

Stotternd erstatteten die Leute einen verwirrten Bericht.

Die Gräfin war einer Ohnmacht nahe, der Graf aber rief barsch: „Unsinn! das Kind muß da sein. Ihr habt die Köpfe verloren und saht schlecht nach.“ Nichtsdestoweniger klopfte ihm selbst das Herz, als er die Treppe hinaufeilte. War denn die Kleine mondsüchtig, daß sie Nachts ihr Lager verließ? Und wo mochte sie in solchem Zustande hingerathen sein?!

Man suchte und suchte nun von Neuem. Durch alle Räume tönte Lily's Name. Am heißesten, mit der zärtlichsten Betonung, zuletzt in völliger

Verzweiflung rief ihn die Gräfin. Allein keine Antwort erfolgte — Alles blieb still.

Auf seinen Armen trug endlich der Graf die völlig erschöpfte Frau, deren festliche Kleidung seltsam mit ihrem trostlosen Zustand contrastirte, nach ihrem Toilettenzimmer, bettete sie dort auf die Chaiselongue und bat sie innigst, sich zu beruhigen und hier zu bleiben, während er die Nachforschungen noch weiter fortsetzen wollte. Sie versprach ihm zu Liebe was er verlangte, kaum aber war er fort, als sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Die Natur, deren Stimme das gedankenlose Treiben der Welt im Alltagsleben zurückdrängte, machte sich mächtig geltend in dieser Stunde! „Lily! mein Kind! mein einziges Kind! meine Lily!“ jammerte die einsame Frau zerrissenen Herzens.

Da raschelte die seidene Umkleidung des Toilettentisches, die bis zum Boden niederging. Im nächsten Augenblick ward sie ein wenig in die Höhe gehoben — eine kleine Gestalt im Nachthemdchen lugte darunter hervor.

„Weine nicht Mama! — ich bin ja da!“

Die Gräfin zuckte empor und starrte das Kind an. Ihre erste Empfindung war Zorn; Zorn über die unnützer Weise ausgestandene Angst.

„Was soll das? was wolltest Du?“ fuhr sie die Kleine an.

„Bei Dir sein,“ antwortete ein süßes Stimmchen. „Ich bin so wenig bei Dir, Mama! Und ich habe Dich so lieb — so lieb!“

Zögernd, scheu kam das kleine Mädchen mit den nackten Füßchen dahergetrippelt; allein schon im nächsten Moment jauchzte es laut auf: in solcher Weise hatte die Mama es noch gar nie geküßt, an ihr Herz gedrückt! . . . . .

„Eigentlich sollte sie gestraft werden,“ sagte stirnrunzelnd der eiligst zurückgerufene Vater. „Unerhört, auf all' unser angstvolles Rufen nicht hervorzukommen.“

Es zeigte sich jedoch, daß Lily weniger schuldig war als sie erschien. Auf die Heimkehr der Mutter wartend — „weil sie es wirklich ohne „Gute Nacht“ von der Mama im Bettchen nicht mehr aushalten konnte“ — war sie in ihrem Versteck unter dem Toilettentische, an den zufällig Niemand dachte, fest eingeschlafen und erst bei dem anhaltenden lauten Weinen der geängsteten Frau aufgewacht, wo sie denn auch sogleich erschien.

Ganz blieb die Strafe dennoch nicht aus. Obschon das Toilettenzimmer geheizt gewesen, trug Lily von dem Abenteuer eine schlimme Halskrankheit davon. Noch einmal, und diesmal mit nur zu gutem Grunde, mußten die Eltern um ihr Kind bangen! Doch der Himmel erwies sich gnädig; die Prüfung ging vorüber.

Lily war die geduldigste und glücklichste kleine Reconvalescentin, die sich denken läßt. Saß doch ihre angebetete Mama fast den ganzen Tag bei ihr. Auch einen Zopf hatte sie ihr bereits versprochen alle Morgen zu flechten: „genau so wie der von der Schullehrer-Liese!“

„Nur etwas hübscher,“ sagte unter Thränen lächelnd die junge Frau.

Sie hielt ihrem Kinde, das ihrer so sehr bedurfte, Wort in Allem was sie ihm laut — und in Allem was sie ihm still gelobte in dieser Zeit. Die Mama war zur Mutter geworden.





Gedichte

von

Betty Paoli.

An verwaister Stätte.

Die hoffnungsfroh sich hie
Ein Heim gegründet hatten,
Nicht länger wandeln sie
In dieser Bäume Schatten.

Sie schauen länger nicht
Den Segen dieser Fluren,
Entrückt sind sie dem Licht,
Verweht sind ihre Spuren.

Doch wie durch Nebelrauch
Seh' ich die theuern Schemen,
Und mein' im Windeshauch
Ihr Wort noch zu vernehmen!

Sonett.

Aus dem Englischen der Mrs. Browning-Barrett.

Ja! laß mich jenen Kosenamen hören,
Mit welchem meine Aeltern und Verwandten
Mich in den Tagen meiner Kindheit nannten! —
Wie gern ließ ich von ihm beim Spiel mich stören!

Die mir ihn gaben, sind zu Geisterchören
Schon längst entrückt, und Sehnsuchtswunden brannten
Im Herzen mir, bis Gnad' und Huld Dich sandten,
Aus finst'rer Gruft herauf ihn zu beschwören.

Gelöst ist jeder dunkle Schicksalsknoten
Seit jenem Tage, da Du mir erschienen,
Du echter Erbe der geliebten Todten!

In Deinem trauten Zuruf, Deinen Mienen
Wird mir ein Gruß von ihnen noch entboten,
Und froh gehorch' ich Dir wie vormals ihnen.





Latomia.

Von

Ludwig Foglár.

Nun öffne dich, du Zellengruft,
Worin Gefangene schmachten,
Ihr grausigen Latomien,
Der Schrecken aller Feinde
Des Dionys von Syrakus!
Der Herrscher will sich weiden
An seiner Opfer Qualen
In dunklen Kerkermauern,
Vielleicht auch Gnade spenden,
Wenn seine Laune hold —
Denn je zuweilen wandelt ihn
Ein wunderlich' Gelüsten an,
Zu überraschen alle Welt
Durch einen Zug von Menschlichkeit.

Es knarrt das Schloß, der Pförtner eilt
Voran dem Schritte des Tyrannen,
Es klirren Kettenringe
An hundert Männergliedern.

Ein Strahl des Tags, nach langer Nacht,
Fällt auf die fahlen Jammerzüge
Der bange harrenden Gemeinde,
Und Dionys, die finstre Wetterwolke,
Steht unter dem gedrückten Volke.

Erst schweigen Alle, eingeschüchtert
Von der Erscheinung starrem Blick —
Dann bricht hervor Verzweiflungston
Zugleich aus hundert heisern Kehlen,
Ein Aufschrei der gequälten Seelen,
Und „Gnade!“ hallt es, erst gedämpft,
Dann dringend laut und lauter.
Doch Dionys, der eisig lächelt,
Bleibt ungerührt und schreitet weiter,
Umblitzt von Schwert- und Lanzenspitzen
Der ihn umgebenden Trabanten.
Er prüfet hier und dort die Kettenlast
Und hält vor einer Jünglingsgruppe Rast,
Die unbeweglich schweigend steht.

Jetzt aber tritt aus ihnen Einer vor
Und spricht die Worte des Euripides:
„Heimisches Land, väterlich Haus,
Nie mög ich von Euch verbannt sein,
Um hilfeberaubt und rathlos
Durch die Welt zu irren,
Schmachtend in kläglicher Noth!
In den Tod, in den Tod
Zu gehen, wünsch' ich,
Eh' dieses Los sich an mir erfüllt;
Denn der Heimat, der Freiheit beraubt zu sein,
Nenn' ich der Uebel größtes!“

Ein Zweiter tritt vor, der ergänzend spricht:
„Spät kommt Göttergewalt heran, doch sicher erscheint sie
Zuletzt, züchtigt der Menschen Stolz, wenn sie thörichtem Wahne fröhnen,
Und nicht die Götter verehren voll vermessenen Uebermuths.
Klüglich lauern die Göttlichen lange Zeit im Verborg'nen
Und treffen endlich den Frevler.
Denn nie strebe der Menschen Geist
Ueber Sitt' und Gesetz empor!“

Ein Dritter endlich tritt vor und spricht:
„Im Menschenherzen wohnet tief
Ein Mahner und ein Richter,
Der ewig wachsam, niemals schlief,
Des Größenwahn's Vernichter!
Auf seine Stimme hören wir,
Auf seine Worte schwören wir,
Auf seine Macht vertrauen wir,
Auf sein Erlösen bauen wir!“

Begeistert sang die Jünglingschaar
Den letzten Spruch im vollen Chor,
Der brausend an den öden Wänden
Rings widerhallte, wie ein Weltgericht.
Erbleichend einen Augenblick
Aufbebte sichtlich der Tyrann.
Die Hand erhob er hoch sodann
Und sprach: „Das ist dem Dichter wohl gelungen,
Und habt mit ihm Ihr Euer Heil ersungen —
So gehet hin; denn Ihr seid frei!"

Die Kette fällt. Ein Jubelschrei
Durchzittert die Latomien;
Die Jünglingschaar enteilt sofort,
Und segnet still das Dichterwort.





Unsere Zeit und die Lyrik.

Studie

von

Lucy Kaempfer.

Die Blüthe der Literatur, der Lenzesschmuck des emporwachsenden Baumes, ist unzweifelhaft die Lyrik. Wie das Jahr, das keine Blüthe bringt, erscheint in der Literatur die Aera, der das classische Lied fehlt. Deutlich zeigt uns die Geschichte, daß sein Erscheinen Zeugniß gibt von hoher Kraft des Bodens, dem es entsproß, daß, wo diese fehlt, keine Kunst es ihm abringen kann, sondern diese eben erst mit crasser Klarheit seine Armuth verrathen wird. Kriegerische Eroberungen, blendende Siege und Geistestriumphe sind nicht die einzigen Zeichen wirklicher dauernder Kraft; das Jauchzen der Menge erstirbt zu oft in lautem Jammerschrei. Die Zeit, die in süßtönendem Liede den Jahrhunderten erhalten bleiben soll, muß reicher sein, sie muß bessere Schätze bergen. Lyrik ist nicht die Composition eines Einzelnen, das erste Lied ist immer der Ausdruck dessen, was Tausende bewegt und dem dann eben ein Einzelner Worte verleiht. Es steht also die Lyrik, inniger wie irgend ein anderes Literaturerzeugniß, im Zusammenhange mit dem Zeitgeiste, er bedingt ihr Erscheinen, wie die genaueste Form desselben. Ihre Hauptbedingungen müssen wir daher zunächst in jenen Tagen grauer Vorzeit suchen, die uns die ersten Lieder gaben und es darf uns dann wohl nicht wundern, daß die Leyer des Minnesängers so lange verstummt gewesen, oder doch nur selten, von flüchtiger Hand berührt, erklungen, wenn wir unsere Zeit mit jenen verschollenen Jahrhunderten vergleichen, die die Lyrik geschaffen.

2

Das Heute, im typischen Vollbewußtsein seiner Errungenschaften, zeiht jene Aera gern des Barbarismus, es sucht dort mit Vorliebe dunkle blutige Thaten, Irrthümer, wie sie keiner Zeit fehlen, hervor und sonnt sich in seiner Aufklärung und Humanität. Humanität ist das charakteristische Stichwort unserer Zeit; doch ist es heute der Ausdruck der Sorge um den vergänglichen Leib. Darin spricht sich die Richtung dieses Zeitalters aus und wie lobenswerth dieses Streben auch sei, es ist gefährlich geworden, seit es die Pflege des höhern Menschen zu vernichten droht, denn die Erziehung des Geistes ist heute mehr ein Anlernen als wirkliche Bildung. Es ist gefährlich geworden, selbst für den Leib, weil er an Kraft verlor, und so erzielte auch für ihren Zweck unsere Humanität nur ein weichliches schwaches Geschlecht, das sich mit den Recken der Vorzeit nicht messen kann.

Es ist wahr, das Geschlecht jener Tage war fern von unserer subtilen Rechtspflege, in den meisten Fällen focht der Mann Recht und Ehre für sich und die Seinen selbst aus in hartem, oft rohem Kampfe — es war das ein dunkler Flecken jener fernen Zeit. Doch versöhnt uns mit ihm des Dichters Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes ist die Schuld," wenn wir auf die Zustände unserer Tage blicken, wo so viel Gemeinheit in glänzendem Gewande geduldet, so manches Verbrechen durch übermäßige Schonung genährt, so viel Falschheit und Untreue behütet wird. Unsere Zeit schützt den Leib, den die Vergangenheit geschädigt, aber sie schädigt vielfach das Höhere im Menschen. Das gewissenhaft prüfende Auge wird in jenen alten Tagen viel strenge Tugend und ehrliches Streben sehen, wo heute Leichtsinn und gleißender Betrug herrschen. Unsere Zeit schritt voran, das ist wahr, sie zeitigte viel Gutes und Schönes, sie feierte Triumphe des Menschengeistes. Sie wollte noch Besseres gewiß, aber im Voranschreiten zertrat sie viel unendlich Werthvolles, das die kritische Nachwelt einst schmerzlich in ihr vermissen wird.

Jene Vergangenheit, des Liedes Wiege, sehen wir zunächst vom Bande eines Glaubens umschlossen und in dieser Einheit stark und sicher. Der ideale Geist des Christenthums war es, der die streng geschiedenen Stände im Grunde doch innig vereinte, indem er alle, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebenselement durchdrang. Der Glaube war nicht, wie den Meisten heutzutage, eine unter Zweiflern aus dem Zweifel eroberte, immer kampfbereite Errungenschaft, sondern der friedvolle Vollgenuß eines gleichsam angeborenen Besitzes, der, wie das ganze Volk, so auch den ganzen Menschen erfüllte, indem er nicht nur den Geist, sondern auch das Sinnliche durchdrang, das er dadurch wieder vergeistigte. Dieses sichere Glaubensgefühl, das dem Reinen Alles rein zeigt, dem die irdische Liebe im glühendsten Verlangen nur ein Abglanz der höchsten Himmelstugend bleibt, das mit allen

Empfindungen in einem höheren Leben aufgeht – dieses allein konnte jenen Ausdruck im Worte finden, den man Lyrik nennen darf. Ein voller reiner Klang war es, den die Lieder jener Zeit anschlugen, der fortklang von Fürstenhof zu Fürstenhof, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Kaum mehr als ein irdisches Wesen erscheint uns der Träger desselben, der Troubadour und der Minnesänger, wie er, ein fleischgewordenes Lied, durch's Land zieht, überall daheim, wo Menschenherzen schlagen, weil alle seinem Worte verständnißvoll sich erschließen; überall dem Fürsten seines Volkes Glück und Leid, dem Volke seines Fürsten Kraft und Herrlichkeit in holden Weisen meldend, an der Klosterpforte um fromme Fürbitte flehend und dem Laien sinnenden Auges von Denen kündend, die dieser Welt entsagt, um sich eine bessere zu sichern. Der immer wache Hinblick auf jene bessere Welt ist es allein, der den Drang menschlicher Leidenschaft zu einer Harmonie versöhnt, die in der Lyrik ausklingt; wo er fehlt, zeigt sich uns nur ein wüstes Durcheinander häßlicher Triebe, dem kein reiner Ton sich je entringt. Der Literatur des Mittelalters ist die heidnische Vorzeit nicht fremd. Sie feiert ihre Helden und Heldinnen mit gerechtem Epigonenstolze, aber immer auf der Grundlage ihrer christlichen Anschauungsweise, und der daraus hervorgehenden scharf entwickelten Scheidung von Gut und Böse, nicht mit dem verworrenen Sophismus von heute, dem jede geschichtlich überlieferte Handlung, zumal wenn sie in classischer Form geschieht, moralisch berechtigt erscheint. Wie auch unsere Zeit auf ihre geistigen Errungenschaften poche, die Charakterbildung jener Vergangenheit war eine höhere und allgemeinere. Wenige wohl dachten nur daran, sich Wissen zu sammeln, aber Jeder, ohne Ausnahme, erwarb die hohe Bildung, welche in den ethischen Grundsätzen des christlichen Glaubens liegt. Aus dieser allein entsteht, in erhabenem und geläutertem Denken und Empfinden, das Streben nach jener psychischen Vollkommenheit, das dem wahrhaft Gebildeten einzig das Leben des Lebens werth macht.

„Unsere Zeit ist schlecht!“ ist ein gewöhnlicher Ausspruch, — ein richtigerer, präciserer wäre: „sie ist nüchtern und gleichgiltig!“ Ihre Schlechtigkeit besteht darin. Sie erhob den Gedanken auf den Thron, um das Gefühl zu vergessen, bis sie es verlernte und in ihm nichts mehr sehen konnte, als eine verächtliche Schwäche, die unterdrückt, ausgerottet werden sollte; bis dann das Gefühl, rebellisch geworden in seiner Erniedrigung, im Kleide roher Leidenschaft sich erhob, und stürmisch die Herrschaft verlangte, in unerquicklichem Streite mit dem kalten Gedanken ringend, dessen Wesen es einst verschönend und versöhnend der Menschheit nahe gebracht, während es jetzt ihm, dem verzerrten verkommenen, bitter scharf und kalt gegenüber steht — so erscheint mir die Geschichte unserer Zeit. Ihr Bild aber ist eine Masse, die nur den Leib schätzt, die weder Gefühl noch höheres Denken in

wahrer Gestalt je zu erfassen vermocht und darum im Grunde auf Beide mit Verachtung blickt, die ihr, wie Alles, fast Nichts sind als eine Speculation. Speculation, Geldgewinn sind unserer Zeit eigentliche Ziele; sie ist gleichgiltig, kalt gegen Alles, was nicht Geld ist. Möglichst viel Geld, auf möglichst mühelose Weise gewinnen, das ist ihr Streben, und nicht treue sondern hochbezahlte Arbeit übt sie. Sie will genießen, was man mit Geld genießen kann; was käuflich ist, das erkennt und sucht sie, das Andere ringt ihr nur ein mitleidiges Lächeln ab. Was Wunder, daß so Vieles käuflich wurde, das einst nur lange Jahre prüfenden Strebens erworben, Vieles, das einst nur mit dem Einsatz des Lebens zu gewinnen war.

Das Edelweiß der Alpen ist heute eine Stubenpflanze — so scheinen die höchsten geistigen Güter zur Allgemeinheit erniedrigt. Nur der kühne Wanderer, der, nach gefahrvollem mühsamen Wege, die weiße Blume auf der Bergesspitze pflückt, kann begreifen, warum das Licht, das ihrem Kelche entströmt, dem nie erblüht, der dieselbe Blume im Scherben am Fenster nur sieht. Halbbildung ist der Fluch unserer Zeit, Wissen ohne Charakterbildung, ohne die Ausbildung jener höhern Fähigkeiten, die das Wissen verwerthen müssen.

Es geht ein Mangel an ethischem Gefühl durch das ganze Treiben dieses Zeitalters, der uns oft sehnsuchtsvoll zurückblicken läßt nach jenem, das jetzt barbarisch genannt wird, weil unsere Weichlichkeit und Bequemlichkeit ihm fremd waren. Ich will nicht erörtern, warum es unrichtig ist, Jeden Jedes erreichen zu machen, ohne den Kampf und damit das Recht an den Preis, die Fähigkeit es zu schätzen und zu verwerthen, abzuwarten, — wer Augen hat zu sehen, der sieht ja, wie es so geworden. Aus der Menschheit, aus welcher sich einst nicht nur die Stände, sondern auch die Individualitäten markig abhoben, ist eine schablonenhafte Masse geworden, die keine Pietät für Ererbtes, keine Hochachtung für Erstrebtes hat, so daß der Handwerker eben so sehr in Verlegenheit gerathen würde, wenn man ein Meisterstück von ihm verlangte, wie der Cavalier, wenn man ihn nach den Rittertugenden und Ritterpflichten früge, die seine Väter geschworen, — und die Frauen keinen Willen haben, als der Mode zu folgen, und die handelnde Kraft einer Thusnelda, wie die duldende einer heiligen Elisabeth, nur als unpraktisch belächeln können, — eine Gesellschaft, wo Jeder Alles ist, was er bezahlen mag, wo kein persönlicher Werth zur Geltung kommt und darum auch nicht angestrebt wird. Mit dem Gefühle der Individualität aber schwindet auch das Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen.

Indem der Mensch die fehlende Richtschnur beim Nebenmenschen sucht, verstärkt sich der Nachahmungstrieb und zeitigt eine allgemeine

Verflachung von Herz und Geist, eine Abstumpfung des Gewissens. Denn in unserer Gesellschaft thut Jeder, was er Andere thun sieht, und heißt gut, was Andere thun, weil Alle es thun.

Nähere Grundsätze, die der Mensch sich sonst bildete und wornach er der Andern Handeln maß, herrschen nicht mehr; man sieht zu, wie die Leute es machen und macht es nach.

Eigene Urtheilskraft leitet kaum Vereinzelte, dazu ist die Menschheit heute zu bequem. Ja, es ist soweit gekommen, daß eines Höherstehenden Laster nachahmen den Meisten wie höhere Veredlung erscheint.

Das Lied, das Kind einer Heldenzeit voll ernster Frömmigkeit, strenger Rittertugend und ehrlicher bescheidener Arbeit, denen sein Klang von keuscher Minne, begeistertem Kampf und Sieg und muthvollem Dulden entsprang, das Lied, das einst Tausende entzückt wiederholten und als ihr Eigenthum erfaßten, es ertönt nur noch vereinzelt in unserem Zeitalter; es klingt nicht fort, es kann nicht Wurzel fassen, weil es scheu, mit Kopfschütteln begrüßt wird von der verblendeten Menschheit, die nur an Aeußerlichem hängt und leer und hohl im Innern geworden, weil sie gelernt, daß es unpraktisch, daß es lächerlich sei zu fühlen, zu empfinden. Wehe der Zeit, die Gefühle zeitigte, deren sie sich zu schämen hat, der des Weibes Kosen, wie des Mannes Ehre käuflich geworden, die von Geld und Sinnlichkeit allein bewegt wird, die keine Ritter und keine Damen im Sinne jener ritterlichen Zeit mehr kennt, sondern fast nur noch Titelhelden und Comödiantinnen.

Das sind denn eben auch die Helden unserer Literatur: geschminkte, aufgeputzte Personen, deren wahres Gesicht nur wenig Eingeweihte kennen, die das Publicum so nehmen muß, wie sie ihm so vorgeführt werden. Eine verhimmelte Hetäre und ein genialer Boulvardier, der gelegentlich Anwandlungen von Humanität hat, sind die Lieblingsgestalten. Gut und Böse sind unserer bequemen Zeit Begriffe, die nur lächerlich erscheinen; so kraftvolle Worte braucht heutzutage höchstens das Kindermärchen, für den Erwachsenen wird in subtileren Ausdrücken gesprochen.

Psychologische Probleme interessiren, je unglaublicher sie sind; je mehr Sophisterei und unwahre Gefühle der Dichter dazu verwendet, desto besser werden sie aufgenommen, sie sind bequem, man kann Alles hineinpacken. Le laid c'est le beau! sagen die gepriesenen Realisten und es sagen dies auch solche, die von der Neuzeit mit dem Namen Lyriker beehrt werden. Hinter den Sternen am Himmel der sogenannten heutigen Lyrik sind Viele, sehr Viele, an denen sich des Meisters Wort: „Der Dichter soll nicht nur ein Gefühl schön beschreiben, sondern soll es auch schön empfinden," nie erfüllt hat, denen es auch nie gelingen kann, der Menge jene Achtung abzuringen, die die Wahrheit sich immer und überall, trotz Haß, Neid und Parteienspaltung,

erwirbt. Wie es dem höheren Menschen nöthig ist, daß er Gut und Böse unterscheide, so ist es dem Dichter unentbehrlich, daß er den Begriff von Schön und Häßlich, in strenger Scheidung, unfehlbar empfinde. Dazu aber bedarf es einer Vorbildung der Seele, die der heutigen Zeit leider vielfach fremd ist. Sie wissen nichts von dem höheren, dem psychischen Menschen, die Leute von heutzutage, denen der vergängliche Erdengenuß über Alles geht; den soll ihr Dichter besingen, schön soll er beschreiben, was sie häßlich, niedrig und gemein empfinden, die sieben Hauptsünden im Engelsgewand spazieren führen — kurz, lügen soll er, und Viele lügen mit beweinenswerther Virtuosität. Sie kennen weder Gut noch Böse, weder Schön noch Häßlich — chic sein! das ist Alles.

Seit die Menschheit Gut und Böse nicht mehr unterscheiden konnte, hatte sie ihren Idealismus verloren, der nur in der erhöhten Reizbarkeit der Seele für diese Begriffe besteht. Der Umstand aber, daß dieser verloren ging, beweist uns, daß kein noch so guter eigener Wille, sondern nur der feste Anschluß an die leitende Hand des Glaubens der Seele helfen kann, den Sieg erringen über menschliche Schwäche und Leidenschaft, daß er allein vermag, sie vom Gemeinen zu trennen.

Nur die Anknüpfung aller Dinge an das Ewige kann Schein und Wahrheit unterscheiden lehren und der Idealismus, dessen Verlust wir beklagen, ist das potenzirte Schauen der Glaubenswahrheit, das der Dichter ausspricht in den ahnungsvollen Worten: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, das Unzulängliche hier wird's Ereigniß." Es ist dieses Ereignißwerden, das die Welt leugnet, weßhalb sie den Dichter zum Lügner stempelt. Sie will das Vergängliche ausbeuten und genießen. Ihre Arbeit ist eitel, wie ihr Genuß, denn sie verbindet damit kein höheres Streben, keine weihevolle Idee, sie will nur erwerben zu irdischem Wohlbefinden. Sie will nicht gestört sein in ihrer Bequemlichkeit, in ihrer Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, sie haßt den Sänger und verspottet ihn, der ihre armseligen Interessen nicht achtet, der ihr von höheren Gütern und höheren Empfindungen, von ewiger Lieb' und Treue singt, die alten Lieder aus einer Zeit, wo Menschenwürde und Menschenglück geblüht, aus einer Zeit, wo die Welt jung und glühend empfand und nicht zu scheuen brauchte, es auszusprechen. Unser Geschlecht sträubt sich gegen das Lied jener Tage, wie eine alte Coquette gegen die Gesellschaft der aufblühenden Schönen. O sie ist alt geworden, blasirt und kalt, die Welt! Die neuen Geschlechter werden gleich als Greise geboren, man läßt dem Kinde keine Jugend mehr, man pfropft es voll mit unverdautem Wissen, ehe es Zeit nur gehabt, den Körper zu entwickeln, und seine Spiele, seine Illusionen und Träume beeilt man sich, ihm früh zu nehmen, damit es nüchtern werde und praktisch für diese nüchterne praktische Welt!

Und doch geht eine Frage durch die Menschheit von heute, durch die blasirte, eine bange unwiderstehliche Frage nach verlorenem Glücke.

Denn was ist ihr rastloses Drängen, ihr Suchen und Wühlen, ihr nimmersattes Eilen von Wunsch zu Wunsch, von Genuß zu Genuß, anders, als eine laute Klage, daß sie den Frieden verloren und schmerzlich entbehrt. In diesem Gefühle, im krampfhaften Suchen nach Befriedigung oder Betäubung, stürmt sie dahin, zu den Dingen, die alle eitel sind, und sieht nicht das Eine, Ewige, worin allein die Seligkeit ist. Warum werdet Ihr nicht wie die Kinder? möchte man mit den uralten heiligen Worten fragen. Warum schaut Ihr nicht zurück zu Eueren Vätern, wie sie liebten und litten, kämpften und siegten, wagten und duldeten und so groß, so ewig groß waren, daß ihr Geist noch leben und wirken wird, wenn Ihr und euere Zeit, mit all ihren Erfindungen und all ihrem Wissen längst der Vergänglichkeit anheimgefallen sein werdet?

Die Lyrik ist das Kind jener Zeit und in ihr lebt ihr Geist fort. Unserer Zeit steht sie feindlich gegenüber. Unsere kalte nüchterne Zeit muß ja das Lied, den Ausdruck des Idealismus, hassen.

Die echten Kinder dieser Zeit bekämpfen es auch; aber oft scheint es in unsern jüngsten Tagen, als sei es eben jener heftige, jedoch letzte Kampf, jenes Stürmen, das durch die Natur geht, wenn der Winter schwinden und der Lenz siegen soll. Es ist nicht mehr die eisig starre Gleichgiltigkeit, es ist ein Aufbrechen und Wühlen, das dem Lenze entgegentreibt. Einer langen Vergangenheit gegenüber ist unsere Zeit nicht arm an Liedern; doch arm ist noch die Menge an Verständniß dafür. Noch liegt sie tief im Winter gefangen und von einer Lyrik überhaupt kann keine Rede sein; nur vereinzelte Sänger sind es, die das Andenken an die Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft für unsere verarmte und erkaltete Aera festhalten, zu Nutz und Frommen weniger Getreuen, zu Spott und Aerger für die Menge.

Wenn der Held von heute keine erhabene Ritterpflicht vor Gott und den Frauen kennt, wenn der Frau Alles Spiel, wenn sie selbst käuflich ist, wenn eine verdorbene Gesellschaft jedes vergoldete Laster erhebt und keine Lehre von höheren Dingen als der Genuß, den die Stunde schafft, ihre Richtschnur bildet, so mag die Literatur aller Art diese Verhältnisse gleißend übertünchen, sie mit allen Reizen aufputzen und schmeichelnd schön nennen, so mag eine falsche Philosophie dem Menschen vorreden, daß eigene Kraft ihn zurückführen könne auf die rechten Pfade und seiner Seele die Glorie jener Veredlung geben, die in Wirklichkeit nur die systematische Vereinigung aller ethischen Principien und deren ewige Erfüllung: die Religion, verleiht — die echte Lyrik wird dieser Methode unwillkürlich nur um so lauter ihr Anathema entgegenrufen und sich um so fester an das einzig Wahre und darum einzig

Schöne anschließen. Der Dichter, der ein Gefühl besingt, das Gesetz und Sitte verwerfen, ist kein Lyriker, möge er die Form auch erzwingen, den Sinn wird er nie erfassen, nie beherrschen — er sollte lieber schweigen und den Menschen in seiner Menschenwürde nicht beleidigen.

Die erste Bedingung des lyrischen Genius ist ästhetisches Gefühl und dieses kann nur der Ordnung huldigen, weil Harmonie die Grundlage alles Schönen ist. Die Lyriker der Neuzeit kämpfen für die Rechte des Herzens leider meist da, wo das Herz im Lichte ewiger Wahrheit keine Rechte hat, sie kämpfen gegen Gesetze, deren ewige Berechtigung ihr ästhetisches Gefühl von selbst erkennen müßte, die dem wahren Lyriker keine äußeren Gesetze mehr, sondern in ihm aufgegangene und wieder geborene Wahrheiten sind.

Die Lyrik ist der höchsten Wahrheit Liebeswort. Der Philosoph, der Apostel und die Märtyrer künden ihre Größe, Kraft und Herrlichkeit. Die ewige Lehre von dem Joch, das süß ist, weiß nur die Lyrik. Jede Philosophie erkannte das höchste Glück in der vollkommensten Vereinigung des Seelischen und Sinnlichen, in jener Harmonie also, die das göttliche Gesetz als menschliches Bedürfniß erfaßt und erfüllt, und den vollkommensten Ausdruck dieses Zustandes finden wir in des Liedes Blüthezeit. Keine Periode heidnischer Kunst und Wissenschaft, kein Glanzpunkt moderner Geistescultur spiegelt jenes Wohlgefühl, wie der Liederstrom der christlichgläubigen Vorzeit Mitteleuropa's. Kein Weg auch wird die Welt dahin zurückführen, als der stricte Pfad des Glaubens.

Unsere Zeit trägt die Signatur eines großen Geisteskampfes. In der That unternahm sie einen solchen; was wir aber heute mit diesem Namen nennen, ist in Wahrheit nur ein materielles Ringen und das krampfhafte Aufrechthalten einer bankerotten Masse, die berauscht und dann enttäuscht wurde. Es ist ein Wühlen, Drängen und Haschen, dem materielle Noth zu Grunde liegt, das aber in Wahrheit kein Geistesdrang bewegt. Unsere Philosophen, unsere Dichter und Künstler arbeiten meistens nur für Geld, ausschließlich nur für Geld und darum sind sie in Wahrheit weder Philosophen, noch Dichter, noch Künstler. Und die Menge, sie arbeitet nicht wie einst in friedvollem Eifer; sie speculirt nur, drängt und wühlt.

Wenn wir von unserer Zeit und der Lyrik reden, so müssen wir sagen: sie hat keine Lyrik. Sie hat wohl vereinzelte Sänger, aber keinen vollen Blüthenkranz auf ihrem sorgenvollen, düsteren Wege. Wie scheue Schwalben um einen ungastlichen First, ziehen die Sänger durch unsere Zeit. Möchte erst die Menschheit sie etwas freundlicher aufnehmen, und nicht gleich die Steine ihres Egoismus und Materialismus gegen sie schleudern, weil das Schwalbenlied so fremd klingt in ihr Hämmern und Weben. Es ist ein Lied vom Lenze, der wiederkehren will. Wenn die Frühlingsboten erst ein

Heim finden, werden sie zu Schaaren kommen und der Lenz wird mit ihnen kommen, voll fruchtverheißender Blüthen, der Lenz einer besseren Zeit, das heißt einer veredelten Menschheit, deren innigen Zusammenhang mit der Dichtkunst, und damit zugleich der Letzteren Aufgabe der Meister uns kündet in den Worten:

> Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben;
> Bewahret sie.
> Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.





Apophthegmatisches

aus Italiens neuerem Geistesleben.

Deutsch mitgetheilt

von

Cajetan Cerri.

Auf die Menschen in dem Sinne wirken, daß sie zum Guten gelenkt werden, ist ein weit höheres Ziel als jenes, selbst als der größte Schriftsteller oder Dichter der Welt gelten zu wollen.

Massimo D'Azeglio.

Erfaßtes gilt's erwägen stets; zufrieden
Mit Wenigem auch sein; vom letzten Ziele
Abwenden nie den Blick; rein sich erhalten
Im Denken und im Thun; vom Weltgetriebe
So viel mitmachen nur, als eben nöthig,
Es zu verachten; werde nie zum Sklaven;
Schließ' keinen Frieden je mit dem Gemeinen;
Bleib' treu dem heilig Wahren, und sprich niemals
Zum Lob des Lasters und zum Hohn der Tugend. [1])

Alessandro Manzoni.

Die unbedacht Ruhelosen und Zügellosen unter den Vertretern des freien Gedankens sind es, welche, aus übertriebener Idolatrie für die Wissenschaft und Freiheit, das gewaltige Bild des Allmächtigen verhüllen möchten. Sie sollen es thun! Dies wird nicht hindern, daß der Mensch, dem Unglücke verfallen, den erhabenen Namen Gottes anrufe; wird nicht hindern, daß ein armes, auf

[1]) Aus der didaktischen Dichtung: „In morte di Carlo Imbonati". (Ueber Manzoni, siehe: „Die Dioskuren", XI. Jahrgang.)

einsamer Felsenspitze, oder tief im Dunkel eines Waldes ragendes Kreuz Sinn und Auge des Wanderers erquicke; nicht hindern, daß selbst die Wissenschaft im kleinsten der Infusorien, so gut wie im größten Organismus der Schöpfung, die Spuren dieses Gottes ahnungsvoll merke; nicht hindern, daß die Kunst ihn erkenne, ihn bewundere, ihn verherrliche Angesichts des überwältigenden Schauspiels des Meeres und des Himmels! [2])

Giovanni Prati.

— Socrates starb; doch künftigen Geschlechtern
Ließ er zurück das stolzeste Vermächtniß
In jener Ahnung, daß „die Seele ewig".
Oh, du Verkünder nie gehörter Dinge,
Du großer Seher, du Prophet der Gottheit,
Du hättest mit der Sehnsucht Blick ergründet
Mehr als Gott selbst erdacht? . . . Daß diese süße
Gewißheit, meine Mutter noch zu sehen,
Nur bitt're Ironie des Himmels wäre?
Nein, gute Mutter, nein! ich werde sicher
Dich wiederseh'n, und Du wirst mir von Neuem
Zulächeln mild mit deinen sanften Augen. [3])

Aleardo Aleardi.

Wird die Religion bei Seite gelassen, und die Basis jeder Wahrheit zerstört, dann bleibt den Menschen als Zufluchtsstätte nur noch die Absurdität übrig: an Alles zu zweifeln. Dieser entsetzliche Indifferentismus kann vielleicht mitunter der niedrigen Anmaßung unseres Geistes schmeicheln; aber solche Augenblicke tödtlicher Berauschung dürften gar bald verfliegen, denn die nach Erleuchtung und Unendlichkeit dürstende Menschenseele vermag absolut nicht, ohne ruhigen Besitz sich im Nichts zu erhalten. [4])

Vincenzo Gioberti.

Vergangenheit ist nichts mehr, doch es malt
Erinnerung vor uns'rem Geist ihr Bild;
Die Zukunft auch ein Nichts, doch aber strahlt
Als Hoffnungsstern vor uns sie sanft und mild;
Nur Gegenwart besteht, doch wie ein Traum
Entschwebt sie schnell. So ist denn eben
Dies ganze stolze Menschenleben
Nichts als ein Denkmoment, ein Punkt im Raum. [5])

Gabriele Rossetti.

[2]) Aus der in Turin, Ende Juni 1876, in öffentlicher Senatssitzung, über das Unterrichtswesen gehaltenen Rede. (Ueber Prati, siehe: „Die Dioskuren", III. und V. J.)

[3]) Aus dem zweiten Theile der transcendentalen Dichtung „Lettere a Maria". (Ueber Aleardi, siehe: „Die Dioskuren", V. J.)

[4]) Aus den „Pensieri" des Gelehrten und einstigen Ministers, der den Grundgedanken seines philosophischen Systems in der Formel präcisirte: L'ente crea l'esistente (Das Wesen schafft das Anwesende).

[5]) Aus dem Improvisationen des auch als Stegreifdichter gefeierten Neapolitanischen Poeten. Hier wäre zu bemerken, daß ein nach Inhalt und Form ganz gleiches, ebenfalls improvisirtes Gedicht auch von Sgricci, einem nicht weniger berühmten römischen Improvisator aus jener Zeit, vorliegt.

Nicht die Spitzfindigkeiten des Geistreichthums — der Esprit —, sondern die strengen und ernsten Charaktere sind es, welche die Nationen heranbilden.

Das Leben hat mich ferner belehrt, daß unter allen Anerkennungen, die der Mensch erreichen kann, die eine einzig anzustrebende, echte und werthvolle, jene, welche uns bleibend befriedigt und selbst ein hartes Schlummerkissen weich erscheinen läßt, doch nur die Anerkennung des im Herzen Aller wachenden Richters ist, der uns zuruft: Du hast Deine Pflicht gethan![6])

Massimo D'Azeglio.

In neue Wesen mengt sich jedes Wesen,
Sich stets verjüngend in den neuen Quellen,
Ein Schwan, der weißer immer, wie wir lesen,
Taucht aus den Wellen.

In meines Lebens schwachem Staubgefüge
Wohl and're Leben reifen auch in Fülle,
Und dieser Geist ist and'rer Geister Wiege,
Werkzeug und Hülle.

Natur und Tod und Liebe, sie bemühen
Sich immer, neu das Weltall zu gestalten,
Natur und Tod und Liebe, sie erziehen
Des Seins Gewalten.[7])

Niccolò Tommaseo.

Der Charakter besteht nicht, nach der ethischen Bedeutung des Wortes, in diesem oder jenem Factor der Menschenseele, sondern ist die volle Persönlichkeit, der ganze Mensch selbst. Er ist nicht Willenskraft und Stärke im Abstracten, sondern werkthätige Willenskraft und Stärke, die sich in der Gesammtheit der Ideen, der Empfindungen und Handlungen, sowie der Impulse und Ziele derselben, manifestiren. Er ist Das, was Dante „lebendig sein" nennt, und was das specifische Individuum, die selbstständige und seinsbewußte Personalität ausmacht.[8])

Francesco de Sanctis.

Als Mann von Charakter anerkenne ich nur Jenen, der den festen Vorsatz bekundet, zu bleiben wie er ist, und bei seiner Ueberzeugung und Handlungsweise treu auszuharren; der, von bedeutender Einsichtskraft und Willensstärke getragen, seine Farbe nicht den ihn umgebenden Dingen entlehnt, noch seine Gefühle je nach den zufälligen Launen und Eindrücken der Leidenschaft, oder aus Furcht für lächerlich zu gelten, oder auch wegen des Terrorismus der Vorurtheile wechselt; der nicht, wie man zu sagen pflegt, eine Kerze den Heiligen und eine dem Teufel anzündet; der sich redlich bemüht, nicht anders zu scheinen, als was er wirklich ist,

[6]) Aus den unter dem Titel „Ricordi" posthum erschienenen Memoiren des vielgenannten Staatsmannes, Romanciers und Künstlers. (Ueber D'Azeglio, siehe: „Die Dioskuren", V. J.)

[7]) Aus der philosophischen Ode „L'Universo".

[8]) Aus den „Studi critici", welche theils publizistische Essay's des Verfassers, theils Vorlesungen umfassen, die derselbe seinerzeit als Professor an der Universität in Palermo gehalten hat.

und Das thatsächlich zu sein, als was er erscheinen möchte; der nicht, ein Renegat des eigenen Gewissens, mit der Popularität liebäugelt, oder bloß nach der Schablone der „öffentlichen Meinung" lobt und tadelt; der nicht so sehr nach dem Guten, das er selber erlangen kann, als nach dem Guten, das er zu leisten vermag, trachtet; der da weiß, was er thut und warum er es thut; der edel fühlt, und im Dienste einer höheren Gesinnung, eines klaren Zielbewußtseins, einer unbeugsamen Entschlossenheit, kräftig handelt, und Alles auch männlich vertritt.[9])

Cesare Cantù.

Frag' nicht: was kommt? — verborgen sind die Bahnen
Desjenigen, der Geist dem Nichts gegeben;
Wohl spricht von seiner Macht, mit ew'gem Mahnen,
Was nur da athmet und sich regt im Leben,
Wohl waltet über Wurm er und Titanen;
Doch dunkel bleibt sein unerforschlich' Weben.
Wer könnte auch der Zukunft Lose ahnen,
Da selbst ein Räthsel uns'rer Tage Streben? [10])

Cesare Arici.

Ich sage nicht, daß die Monarchie, an und für sich schon, ein so mächtiges Princip sei, um in den Nachfolgern stets die Tugenden der Ahnen ewig fortzuerhalten, und es hat mehrmals auch das Gegentheil stattgefunden. Ich will ebensowenig der Monarchie, als irgend einer anderen menschlichen Institution schmeicheln, denn sie alle dürfen nicht mit dem Maßstabe absoluter Vortrefflichkeit gemessen werden. Aber ich glaube: man könne behaupten, daß in Regentenfamilien die Erbschaft der Tugenden nicht nur nicht seltener, sondern öfter als in allen anderen vorkommt. Herrscherfamilien vertreten außerdem synthetischer und prägnanter die der Zukunft entgegenreifende Vergangenheit und Gegenwart der Nationen, und halten das Gesammtgebäude aufrecht; sie sichern den bürgerlichen Frieden; sie ermöglichen die Befriedigung einiger der vornehmsten und sinnigsten Neigungen der Menschen; sie gewähren gewissen Classen, deren auch die civilisirteste Nation nie wird entbehren können, die Mittel, nützlich zu sein. Wehe! den Völkern, welche in einem Augenblicke des Wahnwitzes sich ihrer Dynastien in der Meinung entledigen, dadurch die Bethätigung der Freiheit besser zu fördern, während sie hingegen solcherart dieselbe des Schutzes gegen Schlimmeres berauben. [11])

Ruggero Bonghi.

[9]) Aus der Schrift „Attenzione". — Cantù (geb. 1807 zu Brivio, unweit von Como), dessen phänomenal encyclopedische Arbeitskraft, von den reizenden Jugendschriften angefangen bis hinauf zu den 36 gewichtigen Bänden seiner „Storia universale", auf fast allen Gebieten der Literatur Bedeutsames und Bleibendes schuf, hat selber während dieser ganzen culturell ruhmvollen Carrière, was Ueberzeugungstreue, Selbstlosigkeit und Gesinnungsadel betrifft, sich unentwegt als integrer „Character", im strengen Sinne seiner oben formulirten Postulate, bewährt.

[10]) Aus dem Sonette „A Corinna" des Brescianer Dichters und Professors, der, trotz aller seinem Talente von Männern wie Giordani, Cantù, Tommaseo, Mauri, und sogar vom mehr als exclusiven Foscolo, gewordenen Anerkennung, selbst in der engeren Heimat nie zur eigentlichen Popularität gelangte.

[11]) Aus einem in Neapel Mitte März 1885 gehaltenen Vortrage. Ruggero Bonghi, Plato's eminenter Uebersetzer und Commentator, gegenwärtig oppositioneller Deputirter im italienischen Parlamente, war vor Jahren Unterrichtsminister des damaligen conservativen Cabinetes.

Diensteifer für die Freiheit — ew'ger Vorwand
Jedweder bösen Unthat! die Gesetze
Mit Füßen straflos treten; überallhin
Parteiwuth streuen ringsumher; mit tausend
Verleumdungen stets Jeden grausam kränken,
Der Euch nicht gleicht, und also tückisch And'rer
Ruf, Eigenthum und Leben unterwühlen;
Das Wort, selbst die Gedanken fesseln; triefend
Von allem Schmutze dann, noch Menschenliebe
Und Tugend predigen, als wack're Bürger
Sich rühmen rechts und links, und immer, immer
Das Vaterland im Munde, nie im Herzen —
Das Deinesgleichen segensreiche, edle,
Erhab'ne Freiheit! [12])

Vincenzo Monti.

Weniger der Gesetze, als guter Sitten, bedarf es für die Freiheit des Volkes; auch schreitet die Freiheit nicht mit Revolutionssprüngen, sondern durch stufenweise Entwicklung der Civilisation vor. Weise erscheint daher jener Gesetzgeber, welcher darnach dem Fortschritte die Wege ebnet, nicht aber jener, der die Gesellschaft zu einem eingebildeten Glücke lenkt, dem weder die Bekenntnisse des Geistes, noch die Wünsche des Herzens, noch, endlich, die Forderungen des Lebens in Wahrheit entsprechen. [13])

Pietro Colletta.

Ein bescheiden stilles Leben
Blieb zu aller Zeit die Quelle
Für gesundes, edles Streben,
Und für Thaten, glanzvoll helle;
Rohheit, Stumpfsinn, träge Muße
Reifen meist im Ueberflusse. [14])

Giancarlo Passeroni.

Das wahre Leben wird beglückend im Heim allein gelebt, außer demselben nur mit Mühe durchgemacht, oder in Zerstreuungen verträumt und vergeudet. Wie der Mensch ist, das siehst Du bloß in seinem Heim, denn das Heim, die Familie bildet des Lebens Sinn und Werth. Alleinstehende Dichter und Philosophen mögen kommen und ihren Ruhm dafür hochpreisen! Ruhm ist etwas Glänzendes, gewiß; aber wie schwach und matt sein Glanz im Vergleiche zum reinen Lichte, das von häuslichen Freuden und Tugenden zurückstrahlt! [15])

Giuseppe Giusti.

[12]) Worte der Cornelia, Mutter der Gracchen, an Marcus Fulvius, aus dem Trauerspiele „Cajo Gracco;“ I. Act, III. Auftritt. (Ueber Monti, das „Genie ohne Gleichen“, siehe: „Die Dioskuren“, V. J.)

[13]) Aus der „Storia del Reame di Napoli“.

[14]) Letzte Strofe eines „Apologo“.

[15]) Aus des Verfassers „Proverbi“.

Du klagst, o Sonnenblume: „Goldig glänzt
Auch mein Haupt, so ich glaub';
Mit Strahlen hat Natur auch mich bekränzt,
Wie dort die Sonne — warum ich im Staub?"

Du gute Blume, lerne doch versteh'n
Des Weltalls Gleichgewicht:
Die Sonne muß auch täglich untergeh'n,
Indeß nur einmal dich ein Windhauch bricht! [16])

Antonio Gazzoletti.

Freundschaft bedeutet Brüderlichkeit im edelsten Sinne des Wortes, denn sie ist, im Gegensatze zur Cameraderie, das ideal Schöne an der Brüderlichkeit. Sie besteht in einer innigsten Uebereinstimmung von zwei oder drei Menschenherzen — nie von mehreren —, welche einander gleichsam nothwendig geworden sind, und die gegenseitige Neigung erprobt haben, sich zu ergänzen, zu helfen und zum Guten anzuspornen. Entweihe nicht den heiligen Namen „Freund", indem Du ihn auch Menschen von geringem oder gar keinem Werthe gewährst. [17])

Silvio Pellico.

Da kaum entfacht für Dich der Kampf im Leben,
Trittst Du schon vor,
Und willst den Lohn für noch unthät'ges Streben —
Arbeite, Thor!
Du träger Junge, dem der Schmutz vom Staube
Verdarb das Herz,
Glaubst schon an Nichts? Oh, an das Unglück glaube,
Glaub' an den Schmerz!
Und dann gedenke des verwaisten Kleinen,
Der halb erfror,
Und wirke für die Armen, die da weinen —
Arbeite, Thor! [18])

Arnaldo Vassallo.

[16]) Schlußstrofen eines Gedichtes des vor Allem durch sein Drama „Paolo" in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Autors.

[17]) Aus dem Buche: „Dei doveri degli uomini". — Genau im Sinne dieses Grundsatzes, sprach einst Pellico zum Schreiber dieser Zeilen, welcher als junger Mann so glücklich war, sich dem damals weltflüchtigen greisen Patriarchen nähern zu dürfen, nachdem Dieser ihm beim Abschiede Grüße an den gemeinsamen Freund, der die Annäherung vermittelte, aufgetragen hatte, die Worte: „Noch Eines, mein Sohn; möge Ihnen im Leben Freundschaft stets als etwas Heiliges gelten" („Ancor questo, figliuol mio: abbiate sempre nella vita per cosa sacra l'amicizia").

[18]) Aus dem Gedichte „Laboremus!" in des Verfassers Sammlung „Sfoghi". — Vassallo, ein Genuesischer namhafter Poet, geht den anspruchsvollen Affectationen des schon von Parini in seinem „Giorno" gebrandmarkten Faullenzerthums der Jugend noch schärfer und derber zu Leibe. So lautet, beispielsweise, im Originale „Imbecille, lavora!" was hier, etwas milder, mit „Arbeite, Thor!" wiedergegeben erscheint; wie, überhaupt, die in diesen Blättern enthaltenen Wiedergaben in Vers und Prosa selbstverständlich nicht als wörtliche Uebersetzungen angesehen sein wollen.

Im Allgemeinen wird sich immer als die beste, und für das Gesammtwohl der Gesellschaft förderlichste Schule jene erweisen, die sich nach Wesen, Einrichtung und Methode am meisten einer rationell fungirenden, geordneten und gesitteten Familie nähert. [19])

Francesco Ambrosoli.

Vieler Menschen Schicksal ward schon von dem Umstande bestimmt, ob in ihrem Hause sich eine Bibliothek befand, oder nicht. Ein Haus ohne Bibliothek hat etwas Vulgäres, Etwas wie von einem Gasthause an sich. [20])

Edmondo de Amicis.

Und anders nicht, Elise,
Erscheinen, schwanken und vergeh'n, gleich Schatten,
Die süßen, holden Täuschungen der Liebe.
Noch heute, wonnetrunken, übergiebst Du
Die Seele ganz dem himmlischen Entzücken,
Noch heute, lustbegeistert, träumst Du selig —
Du träumst, mein Kind, vielleicht dein letztes Träumen!
Denn Lieb' gleicht einer Blume,
Die einsam blüht auf weiter dürrer Wiese:
Sobald die Sonne unterging, eröffnet
Sie still und traurig unterm Strahl der Sterne
Die wunde zarte Brust; das Frühroth fand
Sie noch geschmückt mit ihrer holden Schönheit,
Doch schon der Mittag sah sie matt erblassen,
Die einen Hauch von Duft nur hinterlassen. [21])

Pasquale Besenghi degli Ughi.

Ein großer Fehler war es, das Weib hier zur vollen Unabhängigkeit, dort zur männlichen Thätigkeit hinzudrängen. Der Zauber, selbst die Liebe des Weibes wurzelt in seiner Abhängigkeit, seine Kraft in seiner Schwäche, seine Macht in seinem berechtigten Anspruche auf Schutz. Auch kann die echte Frauensendung nur dort erlernt werden, wohin die Natur selbst die Frauen, als in ihr eigenstes Reich, verweist: zu Hause. [22])

Cesare Balbo.

[19]) Aus einer pädagogischen Studie des besonders auf diesem Felde nicht bloß in Mailand, der Stätte seines Wirkens, sondern in ganz Italien sehr geschätzten Autors.

[20]) Aus des vielgenannten Reiseschriftstellers und Dichters „Pagine sparse". (Ueber De Amicis, siehe: „Die Dioskuren", XI. J.)

[21]) Zweite Eingangsstrofe einer größeren „Canzone". — Besenghi, der 1849 fast ganz unbekannt und ungenannt starb, kam erst vor beiläufig zwei Jahren zur verdienten Anerkennung, als nämlich eine vollständige Sammlung der Gedichte dieses im besten Sinne des Wortes „sentimentalen", tiefempfindenden Poeten erschien.

[22]) Aus der zweiten Auflage (1856) der nachgelassenen Fragmente „Pensieri ed esempi" des aus den dunklen Niederungen demagogischer Agitation zur reineren Atmosphäre einer für den Staat, die Gesellschaft und das Aesthetisch-Schöne förderlichen Action sich emporgerungenen Lieblings Silvio Pellico's.

Mädchen, frag' den Kuß-Erbeuter,
Welche Macht ein Kuß schon übt:
Kraft noch dem Empfänger leiht er,
Und raubt Kraft ihr, die ihn gibt.

Gab den ersten Kuß der Liebe
Schon ein Mädchen hin, dann spricht
„Alles gib!" der Drang der Triebe —
Weigern kann's das Mädchen nicht! [23])

Felice Romani.

Von der Unschuld zur Schuld gibt es nur — einen Kuß. [24])

Luigi Perussia.

Eine der öffentlichen guten Sitte ermangelnde Nation ist weder eines politischen, noch eines geistigen Fortschrittes fähig. [25])

Pellegrino Rossi.

....................Die Traurigkeit
Führt bald zur Lethargie; mögst Du sie fliehen!
Sie lähmt des Armes Nerv, betäubt die Seele,
Und wo nur immer ruht ihr krankes Auge,
Da wird die Blume blaß, der Himmel trübe.
Sei, Jüngling, froh! ein heit'res Herz, es wandelt
Die rechte Bahn wohl, denn mit ew'gen Blüthen
Schmückt Freudigkeit selbst Wüsten, und erweitert
Noch mehr den Glanz der Sonne. Glückesstunden
Verbergen sich vielleicht im Schoß der Zukunft
Für Dich, die niemals Du erhofft. — Vertraue! [26])

Ferdinando Galanti.

Die ersten Seiten des Buches des Lebens enthalten entzückende Erzählungen, Glücksverheißungen und Voraussagungen in Hülle und Fülle; aber schon die nächsten Seiten bereiten auf Entsagung vor, und die letzten sprechen nur noch von Enttäuschung. Oft wirft man dann das Buch weg, oder man lebt bloß von der Erinnerung an das früher Gelesene fort. [27])

Iginio Tarchetti.

[23]) Mit diesen Versen schließt ein formell anakreontisches Lied des in Italien nicht bloß als Librettist, sondern als Poet überhaupt, in hohem Ansehen stehenden Verfassers der „Norma", der „Sonnambula" u. s. w.

[24]) Aus einem Artikel mit der Ueberschrift: „Che cosa é la donna?"

[25]) Dem XIII. Capitel des „Diritto penale" des Autors entnommen.

[26]) Aus einer „Idylle" des Dichters. Zugleich als Einzelstimme eines loyal gemeinten Optimismus. (Ueber Galanti, siehe: „Die Dioskuren", V. J.)

[27]) Aus dem letzten und hervorragendsten Werke des Verfassers „Fosca". (Ueber Tarchetti, siehe: „Die Dioskuren", V. J.)

Eine hochherzige Gewohnheit, eine muthvolle Handlungsweise sollte bewundert werden; aber die Menschen würden, wenn sie namentlich Nahestehende bewunderten, sich selbst für gedemüthigt halten, und verlachen daher lieber was sie zu bewundern hätten. Das geht so weit, daß man im gewöhnlichen Leben fast genöthigt ist, weit sorglicher den Edelmuth der Handlungen, als die Niedrigkeit derselben zu verheimlichen; denn Niedrigkeit ist allgemein und wird daher verziehen, während Edelmuth gegen die Gewohnheit auftritt und den Schein hat, anmaßend zu sein, und Lob zu fordern. Die Menschen aber, namentlich die Bekannten, pflegen dieses Lob nicht gerne zu ertheilen.

Merkwürdig ist es zu sehen, wie fast allen Menschen von Werth einfache Manieren eigen sind, und wie gerade einfache Manieren gewöhnlich als Zeichen geringen Werthes angesehen werden. [28])

Giacomo Leopardi.

Erst zu Staub mußt Du, sterbend, zerfallen,
Erst vom Theuersten lassen im Leben,
Sollen Alle Dich huldvoll umgeben,
Die nur knie'n vor dem sinkenden Gott! [29])

Giovanni Prati.

[28]) Aus des Recanatischen Dichter-Philosofen „Pensieri".

[29]) Aus einer elegischen Dichtung des nun auch „zu Staub zerfallenen" Sängers, dem im Leben die Menschen ebenfalls gar wenig „huldvoll" begegneten. Prati, als Gefühlspolitiker ein Schwärmer, aber ein großherziger Mensch und wahrhaft genialer Poet, sprach selbst sich einst zum Schreiber dieser Zeilen (damals Student in Padua) wehmüthig bitter darüber aus, indem er, sich auf die Stirne schlagend, mit Dante's Vers schloß:

E se il mondo sapesse il cor ch'egli ebbe!
(Und wüßte nur die Welt, welch' Herz er hatte!)





„Karnalles".

Eine Geschichte,

den Gedächtnißblättern der ältesten Leute nacherzählt,

von

Josef Rank.

Schon im Frühjahre 187* machte das Gerücht: ein Freiherr von Fürnhag habe in Mattendorf das Licht der Welt erblickt, die Runde durch die Gassen des kleinen Gebirgsorts.

Das Gerücht wurde mit Verwunderung angehört und mit Kopfschütteln aufgenommen.

„Fürnhag?" hieß es: „Kein Name, den wir in unsern Geburtsregistern führen! Und Freiherr? . . ."

Es rauschte förmlich in den Dorfchroniken — den Gedächtnißblättern der ältesten Leute — doch war alles Nachforschen vergebens; „kein Fürnhag hinten und vorn," hieß es, „und von einem Freiherrn nicht einmal das Muttermal einer Spur!" Und so wischte man mit der flachen Hand über das „ganze Gesäus" und unterm Tisch lag die Glaubwürdigkeit der Sache; kaum vierundzwanzig Stunden hatte die Kunde Unterstand in Mattendorf gefunden.

Aber die Kornernte kam — und mit ihr war auch das Gerücht wieder da: nachdrücklicher und bestimmter als zuvor und gleichzeitig in allen Gehöften verbreitet, als wäre es zwischen den Korngarben von den Feldern eingeschleppt worden.

Das Gerücht führte diesmal ein Seitenränzchen mit, in dem sich eine weitere Neuigkeit barg, die der ganzen Sache ein glaubwürdigeres Gesicht gab.

Darnach konnte freilich in den Familienregistern und im Gedächtniß der ältesten Leute der Name Fürnhag nicht vorgefunden werden, da der Name des Freiherrn von Haus aus „Pamperl“ hieß und der Name v. Fürnhag bei der Baronisirung erst hinzugekommen war.

Ah nun — „Pamperl“ — das war ein Name, den Mattendorf kannte und führte; der Name erfreute sich sogar einer gewissen Beliebtheit wegen gewisser Familienzüge, die sich durch die ganze Reihe der Pamperl-vorfahren erhalten hatten. Man fand die Pamperle immer bescheiden und bieder, musterhaft fleißig, wortkarg mit „sprechenden“ Blicken; wenn schon einmal geredet werden mußte, dann zeigten sie eine große Schlagfertigkeit und wenn eine gewisse verschleierte Schelmenhaftigkeit, die Allen eigen war, einmal zum Durchbruch kam, so traf sie mit wahren Traubenschüssen Menschen und Dinge.

War nun die neueste Neuigkeit richtig, so mußte der vielberufene Baron eigentlich Pamperl v. Fürnhag heißen, eine Benamsung, die allerdings geeignet war, die Mattendorfer Herkunft glaubwürdig erscheinen zu lassen. Dem war aber doch nicht so. Bei Standeserhöhungen liebt man es, unedel klingende Namen in besser lautende, ja fremdartig-schwungvolle zu verwandeln und so mußte, wenn die Pamperlabstammung ihre Richtigkeit hatte, auch bei der neuen Baronisirung eine solche Veredelung vorgenommen worden sein, denn der Baron schrieb sich, wie man aus einer eigenhändigen Unterschrift nachweisen konnte — „Pampellino de Fürnhag“.

Dieser Nachweis machte viele Gläubige wieder wankend, ja drohte in dem Volkshumor einen großen Stänkerer Mattendorfs wach zu rufen; war es doch der Pamperl-Poldl, der einzige in Mattendorf noch lebende Nachkomme selbst, der bei dem letzten Hin und Wieder lächelnd bemerkte: „Wenn ich's recht bedenk', so läg' den Mattendorfer Ohren Baron von Rampamperl am nächsten!“

Zum Glücke kam der Volkshumor, wie es seine Art ist, etwas langsam zum Durchbruch und konnte unschwer von einer schnellfüßigen neuesten Neuigkeit überholt werden, die lautete: der „angezogene“ Baron heiße in der That „Pampellino von Fürnhag“, stamme aber nichtsdestoweniger von den Pamperln in Mattendorf! Wenige Andeutungen genügten, diese Behauptung glaubwürdig zu begründen.

Damit stand es also fest, daß Mattendorf seinen Baron hatte. „Immer eine Ehre,“ sagte man, „wenn große Leute aus einem Orte hervorgeh'n“. Eine weitere Nutzanwendung wollte noch Niemandem beifallen; nur fragte man: „Was weiter? Was sagt denn der Poldl, der junge Rampamperl dazu?“

Der Poldl war um eine Antwort nicht verlegen.

„Ich trau' mir zu", sagte er, „daß mein Ohm das Obenaufschwimmen aus dem Fundamente versteht. Sind wir doch Beide einmal in's Wasser gefallen, und er war's, der mich wieder an's Land gezogen hat!"

Man war verwundert und fragte nach dem wie und wann? und Poldl erzählte, es wäre beim Libellenfangen gewesen, Beide hätten einen falschen Sprung über den Bach gemacht, seien dort, wo er am tiefsten ist, hineingefallen, hätten viel geplätschert und gegurgelt, bis der dreimal ältere — jetzige Baron — ihn — den Poldl — beim hinteren Hosenlatz genommen und herausgezogen habe!

Man lächelte; ließ es vorläufig genug sein und ging wie gewöhnlich an seine Geschäfte. Eine gefundene Wahrheit ist selten so anziehend wie das Forschen nach Wahrheit. Bald stand denn auch auf der Wage des Interesses das Zünglein bei dem Punkte Gleichgiltigkeit stille. Aber das bedeutete nur einen kurzen Ruhepunkt, nicht das Ende der Geschichte; eine Windstille vor einem Lebenssturm, wie ihn Mattendorf und selbst größere Orte in sehr bewegten Tagen nicht gesehen haben . . .

Die Cyklone dieses Lebenssturmes hatte sich in Wien gebildet und Elias Maier — der bisherige Hauptforscher auf der Schicksalsspur des Freiherrn — war beim Losbruch dieses Sturmes Anstoßgeber und Wolkenschieber zugleich.

Er hatte wieder „in Hirschhäuten nach Wien gemacht" und brachte eine neue Entdeckung mit, die aller Ruhe und Gleichgiltigkeit für den Herrn Baron ein jähes Ende bereitete. Diese Entdeckung lautete mit kurzen Worten:

Mattendorfs neucreirter Baron gelte als Besitzer mehrfacher Millionen, sei in seinem Leben immer „gänzlich" unverehlicht geblieben und ermangle nachweislich „jedweden" Kindersegens! Wenn er nicht etwa der Kirche zu nahe gekommen und diese ihm einige Aeste mit den schönsten Früchten abgestreift habe, hieß es weiter: „so wird der lachende Erbe des Herrn Barons in Baarem, liegenden Gütern und Werthpapieren, gering gerechnet seine sieben bis acht Millionen einheimsen!" . .

Der lachende Erbe! Sieben bis acht Millionen! Das waren jetzt die Schlagworte einer fieberhaften Bewegung, welche in Mattendorf von Haus zu Haus und weiter durch die Gegend liefen.

Der lachende Erbe! . . . Wer konnte es nach menschlicher Berechnung anders sein als . . . wie selbst die ältesten Leute, die wieder rauschend in ihren Erinnerungen geblättert, zugeben mußten — als — Poldl — der Binder-Poldl — der jüngste und letzte derer von Pamperl in Mattendorf und überhaupt . . .

Eine seltsam unheimliche Stille trat jetzt ein. Mattendorf und Umgebung schien es für einige Stunden die Rede verschlagen zu haben. „Sieben

bis acht Millionen! Der Binder-Poldl! Der Pamperl-Binder!" lallte es sozusagen durch die Gemüther, die Bestürzung, Schreck, Entrüstung und Mißgunst krampfhaft zusammenpreßte; — weitere Aeußerungen, die sich nach und nach Luft machten, dürften bezeichnend genug sein für die Menschennatur überhaupt und ihre Eigen- und Spielarten insbesondere . . .

* * *

Der Rohrer — ging gerade durch den halbdunklen Stall, als er von der Sache vernahm; er zuckte zusammen, vergaß, was er wollte, versah's bei einem Stützbalken, an dem die Sicheln hingen, stieß sich die Stirne wund, entfärbte sich und sagte, Schaum vor dem Munde: „D'rletzt stirbt noch Einer von meiner Hand!"

* * *

Der Lunzer schlug gerade Wiesenpflöcke ein, um einen neuen Zaun zu führen, als der Hufschmied vorüber ging und lächelnd, aber mit zitternden Knieen, von den Millionen und ihrem Erben sprach. Lunzer erwiderte nichts, führte einen heftigen Streich mit dem Rücken des Beil's nach dem Pflock, den er verfehlte, spuckte wüthend aus und rief höhnisch auflachend: „Der Karnalles? Der? . . ." Karnalles war der Spitzname des Binder-Poldl. Er erhielt ihn, weil er eigentlich Alles konnte: bindern, Korbflechten, zimmern, Uhren verbessern, Herde richten, Oefen aufstellen; das „Kann-Alles" ist später in „Karnalles" verwandelt worden, weil es sich so kraftvoller ausnahm und einen Beigeschmack von heiterer Hänselei enthielt.

* * *

Der Kümmelhändler, ein älterer, bescheidener und wohlwollender Mann, that's ziemlicher bei seiner Aeußerung; er kam eben mit einem Schubkarren voll Kümmelkraut von der Hängwiese, als ihm unterwegs der Webergang, freilich ein paarmal absetzend, die Geschichte von dem Millionen-Erben beibrachte; der Kümmler ließ die Handhaben des Karrens los, erhob sich, so lang er war, blickte mit seinen guten blauen Augen nach der höchsten Bergkuppe, die mit einer Kapelle gekrönt war, blickte weiter weg nach dem stahlgrauen unentwegten Firmament, und indem sich seine Augen etwas umflorten, sagte er mit einem Drücken in der Herzgrube: „Was hat sich der Himmel da wieder denkt! . . ."

* * *

Die Miez Ziellner hatte seit Jahr und Tag Alles verloren, was ihr lieb und theuer war auf dieser Welt: zuerst den Mann und dann das einzige

Kind, ein Mädchen, ein wahres Kleinod ihrer Liebe. Mit dem Mann war ihre Stütze, ihr Ernährer, mit dem Kind ihr Trost und ihre Hoffnung verloren gegangen; in ihren alternden Tagen erhielt sie sich kärglich durch Botengänge nach dem fernen Städtchen, wohin sie Briefe, Butter, Eier und Geflügel trug und woher sie Zucker, Kaffee, Gewürze und was sonst noch gewünscht wurde, nach Mattendorf brachte; nach jedem solchen Gange glaubte sie: es sei „ihr letztes End';" auf ihrem Gemüth lag es wie ein Wolkengebirge, der Druck wollte sich durch kein Gebet und keine Seufzer mehr lösen; — schwarz und trostlos lag es vor und hinter ihr — ihr Weh war wie ein Blutstrom aus tödlicher Wunde erstarrt; sie legte sich schlafen mit dem Wunsch: „nur nicht mehr aufsteh'n!" und stand auf mit dem Wunsch: „in dieser Noth und Armuth das letzte Tageslicht zu sehen" — — da hörte sie — ein Töpfchen geliehener Milch in der Hand — von der sieben Millionen-Erbschaft, die dem Binder-Poldl wie aus den Wolken zufallen sollte; — sie stand da, die Füße nicht mehr fühlend — die Hand zitterte, die Milch verzettelte nach dem Boden — sie stellte das Töpfchen nieder — wankte nach der Kammer, stürzte vor ihr Strohlager hin — wollte beten, etwas sagen — hatte aber keine Worte, fand keine Gebetformel mehr; — ein wilder, unsäglich schmerzvoller Ausruf entrang sich ihrer Brust und ihm nach ergoß sich ein unerschöpflicher Strom von Thränen — heißer, brennender Thränen — ein dumpfes unsägliches Weh auflösend, das nur zeitweise von einem Zucken und Hinstammeln durchbrochen wurde: „Allein — Allein! .. Vergessen, verlassen! Allein! . ."

* * *

So ging es fort; von Haus zu Haus. Wie das aufgewühlte Meer Gebeine, Muscheln, Fratzen — auch Perlen auswirft, so tauchten aus den aufwogenden Gemüthern erst arg verzerrte, krasse — bald aber auch schöne und kostbare Charakterzüge auf, war doch Gutes und Böses in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt. Mit dem allmäligen Sinken der wildesten Wogen versanken auch die kaum aufgetauchten Fratzen der Leidenschaften und auf dem glattern Spiegel der beruhigtern Gemüther erschien das Bild des Lebens wieder in seinen natürlichen, nur etwas ausgeprägtern Zügen.

Am meisten zur Beruhigung der Gemüther trug die Aeußerung eines Schalkes bei, der eben aus der Fremde kam und lachend fragte: „Hat er's denn schon?" (Der Poldl die Millionen?) Erleichtert konnten die meisten mitlachen: „Er hat's noch nicht!" Drauf wurde der Schalk wieder ernst und sagte: „Aber er kriegt sie! Nur fünf bis sechs Tage noch — und sie kommen, die zwölf Lastwagen, jeder mit sechs Stangenhengsten bespannt, sie bringen sie, die Millionen, in neuen Ledersäcken, versiegelt und plombirt,

die Plombe mit den Buchstaben: F. P. d. F. Ich hab' sie unterwegs geseh'n und überholt."

Man lächelte und der Schalk (ein „gelernter" Schneider) fuhr fort: „Beim Abladen wollen wir seh'n, was für uns abfällt oder wo wir einen Sack hinterrücks anschneiden — nur die Kappe hinhalten, das Rieseln von Dukaten geht sehr schnell und gibt zehn Wochenlöhne in der Sekunde!.."

Daß man in der ersten Aufregung zu jäh gewesen, und sich manche Blöße gegeben, gestand nun Jeder zu; man wollte nun durch Vorsicht und Mäßigung dem schon hie und da drohenden Uebel des Volkshumors zuvorkommen und wußte bald der ganzen Sache eine kluge Wendung dahin zu geben, daß man sich mit der Millionen-Erbschaft beschäftigen konnte, ohne sich äußerlich etwas zu vergeben. Man warf nämlich im Allgemeinen und obenhin die Frage auf, inwieferne die Gegend überhaupt und Mattendorf insbesondere von den Millionen profitiren könnte, wenn die Millionen wirklich — von dem Erben wurde vorläufig abgesehen — die große Güte haben sollten, daselbst einmal ihren Wohnsitz aufzuschlagen? .. Man nahm die Sache gründlich und es waren die ernstesten und würdigsten Männer, welche, auch angenommen, daß der „angezogene" Baron wirklich nur sieben Millionen hinterlassen würde, nicht unterließen darauf hinzudeuten, daß der Erblasser in seinem Testamente — schon der öffentlichen Meinung wegen — sicherlich viele und große Legate auswerfen würde für Bildungsanstalten, Armeninstitute, fromme Stiftungen und einzelne Gunstpersonen, die sich zuverlässig bei ihm, wie bei allen reichen Leuten, zeckenartig eingenistet hätten. Man war edeldenkend genug, sich für die Gutmüthigkeit des Barons den eigenen Kopf zu zerbrechen. Um sicher zu gehen und reine Rechnung zu bekommen, strich man für Legate großmüthig drei ganze Millionen und hielt für Mattendorf und Umgebung nur drei eine halbe Million unbestritten fest. Von den Zinsen dieses Capitals, berechnete man, könnte Mattendorf mit Umgegend — diese um eine Meile erweitert — nicht nur leben, sondern nach Leistung aller Steuern und Gaben, einschließlich der Feuer- und Hagelversicherung, jährlich noch so viel zurücklegen, daß bei etwaigem Entstehen neuer Dörfer und Einschichten auch diese für „immere" Zeiten ihr Auslangen finden müßten; ja sogar zu Gunsten des Wallfahrtskirchleins St. Leonhardt wäre noch so viel zu erübrigen, um das Kirchlein zu erweitern, im Innern ganz neu auszustatten, zu dem einen Glöcklein im Thurm noch ein zweites größeres beizuschaffen und endlich einen Priester dort fix anzustellen mit vierhundert Gulden Jahresbezügen und den üblichen Opfer- und Stolagebühren, einschließlich eines Pauschales für jährlich zu lesende Seelenmessen zu Gunsten Verstorbener.

Die Berechnungen, aus welchen Riesenbestandtheilen 3,500.000 Gulden bestehen und welche Summen selbst in ihren Bruchtheilen enthalten sind, so daß ein Achtel von drei Millionen schon 437.500 Gulden — mehr als den Vollwerth aller ersten Bauerngüter der Gegend ausmache — ergaben bei Kopf- wie bei Faustrechnern (mit Kreide) ganz verblüffende Ziffern.

Es war unglaublich, wie in jenen Tagen das Rechnen und Berechnen überhand nahm und fast epidemisch um sich griff. Thatsächlich wurde in Häusern, auf Weg und Steg gerechnet und berechnet; die Ecktische wurden mit Kreidestücken befahren, der Förster fand Summen in Baumrinden eingeschnitten, die Kinder trugen Berechnungen ihrer Väter auf ihren Täfelchen in die Schule und kamen mit anderen Berechnungen wieder nach Hause, da selbst der Herr Lehrer mit den Kindern Erbschaftsrechnungen betrieb und unter Anderm herausbringen ließ, wie viel auf einen Einwohner der Gegend fallen müßte, wenn die Erbschaft von drei einer halben Million auf Mattendorf und Umgegend entfiele — vorausgesetzt, daß die Honoratioren, wie Pfarrer, Lehrer, Aerzte, Ober- und Unterförster um ein Drittel-Percent besser bedacht würden als gewöhnliche Einwohner. Auf dem Wege nach Angern waren sogar die „Marterln" mit berechneten Summen beschrieben, ja selbst Heiligenbilder und Statuen der vierzehn Nothhelfer blieben nicht vor Berechnungsergebnissen verschont und so war es nicht zu verwundern, daß auch der Statue des heiligen Rubertus mit Kreide auf den Rücken geschrieben war: 11.000 fl. 44 1/8 kr. dem G. B. baar und richtig auszubezahlen . .

Humor und Selbstironie konnten bei solchem Treiben nicht lange auf sich warten lassen und es waren nicht die harmlosesten Anspielungen, welche dem Binder-Poldl, dem muthmaßlichen Erben, hinterbracht wurden. Man war neugierig, was derselbe darüber sagen werde und wollte doch auch rechtzeitig sich dem jungen Manne angenehm machen, auf den die Erbschaft, mochte sie noch so lange in der Luft schweben, doch endlich niederfallen konnte; dabei fehlte es nicht an sachten Bemühungen, die eigene Person bei Poldl in's rechte Licht zu setzen, dagegen Andere, die in heiteren und spitzigen Anspielungen etwas weit gingen, nebenher ein wenig „anzuleimen." Insbesondere an guten Rathschlägen aller Art und Aneiferungen, sich bei Zeiten persönlich an den freiherrlichen Erblasser zu nesteln, fehlte es nicht.

An Vorwänden, sich dem Gold-Poldl bemerkbar und angenehm zu machen, war kein Mangel. Poldl erhielt jetzt Arbeiten, wie nie in seinem Vorleben; und Alles sogleich und pünktlich bezahlt. Unter den Wassereimern, Tragbutten, Melkkübeln schien eine Epidemie eingerissen, alle hatten plötzlich ihren Defect. Die Wanduhren wollten keine richtige Stunde mehr zeigen, und wenn sie richtig gingen, schlugen sie falsch. Hier hatte sich aus

der Magengegend des Stubenofens eine Kachel gelöst, dort war der Herd wie in Folge eines Stockschnupfens verstopft und der Rauch zog durch Thüren und Gänge. Was tragbar war, wurde dem „Karnallesl“ (wie man den Spitznamen versüßte) in die Werkstätte, einen geräumigen Bretterverschlag, gebracht, zu den übrigen Reparaturen wurde er artig und dringend ins Haus gebeten. So hatte man Gelegenheit, ihn für Studien dingfest zu machen und herauszubringen, was er selbst von den Millionen denke, meine, zu hoffen glaube und gegebenen Falls damit zu unternehmen gedenke?

Benahm sich Poldl gleich anfangs ziemlich unverständlich, so wurde er nun von Tag zu Tag unbegreiflicher — und endlich ein ganzes Räthsel. Anfangs wurde man noch einige Anzeichen gewahr, die zu verrathen schienen, was in ihm vorging. Er lächelte noch; blickte mit großen Augen auf; um die schweigsamen Mundwinkel ging was vor, besonders um den rechten, der gerne gegen das Ohr hinzuckte; — endlich hörte auch Das auf. Die trockenen Aeußerungen, die er anfangs fallen ließ, hatten oft einen Doppelsinn, oft gar keine Bedeutung, bis man dahinter kam, daß ein arger Schalk darinnen sitze. So erwiderte er auf die Frage: was er selbst von der Erbschaft glaube? „Ich habe nur einen Glauben; — ich glaube, was auch unsere Nachbarn glauben!“ Das konnte heißen: „Ich glaube, daß ich die Erbschaft machen werde“ — oder auch: „Ich glaube an Gott den Allmächtigen, wie alle Andern!“ Als man ihn fragte: was er nun zu thun gedenke? erwiderte er: „Ich? Was Anderes als fortbindern und Schäden ausbessern an Butten, Oefen, Körben? Auch meinem Ohm, wenn er's haben will, in der Herzgegend eine Kachel einsetzen!“ Man fand es bald nicht mehr rathsam, derlei Fragen an ihn zu richten, besonders wenn die grüne Sammtmütze gegen ein Ohr gerückt war; da war es immer nicht geheuer. Entweder er erwiderte gar nichts oder er pfiff eine bekannte Spottweise und ließ einen Gegenstand nach jener Fußgegend des Fragenden fallen, wo die Hühneraugen ihren Sitz zu haben pflegen. Erst bei den Berichten über die seltsamen Erbschaftsberechnungen wurde er wieder gesprächig und sagte einmal: „Auch ich bin nicht säumig und glaube das Richtige herausdividirt zu haben.“ Man war sehr begierig auf das Ergebniß seiner Berechnung und fragte, was er gefunden habe? und er erwiderte: „Das muß aus meinem Exempel selbst gefunden werden; es heißt:

„Ein Wald hat 20.000 Quadratklafter Umfang; auf jeder Quadratklafter steht ein Baum; hinter jedem Baum liegt ein Lederbeutel mit zehn Randdukaten (à 5 fl. 76½ kr.) — ist die Frage: Wie alt ist der Jäger?..“

War ein solches Benehmen bisher gegen die zufahrigen Männer gerichtet, so wußte sich Poldl gegen die Weiberchen, insbesonders jüngere, gar lieb und artig zu benehmen. So zog er die Gubin-Regerl, welche einen

Rinneimer brachte und etwas kecklich fragte: „Krieg' ich den Eimer, vor die Millionen kommen?" lächelnd an sich, drückte einen Schmatz auf das Grübchen am Armgelenk und sagte mit lieber, lustiger Stimme: „Ja, Patscherl, ja, Goscherl!" Und ihr die Wange tätschelnd setzte er hinzu: „Nicht g'schwinder heiraten kannst Du, als ich Dir den Eimer heil mache!" Regerl's Wangen glühten und ihre Augen blickten öfters verstohlen zurück, als sie vom Poldl nach Hause ging. „Wie lieb und ordentlich hübsch ist er worden," dachte sie und konnte auch daheim die rothen Wangen nicht sobald los werden.

Denselben Tag noch begegnete sie dem Hartl-Everl, das auch vom Binder-Poldl mit einem Wasserschaff kam; Everl war auch sehr lustig und ihre Wangen blühten wie zwei Pfingstrosen. Regerl und Everl waren seit der letzten Musik dicke Freundinnen, blieben bei einander stehen, lachten und schwatzten viel, besonders über den Poldl, der gegen jede so artig gewesen; als sie aber auseinander gingen, wurde besonders die Regerl still betrübt, ihr hatten Everls Pfingstrosen gar nicht gefallen. Aber das mußte nach und nach gewohnt werden, da keine Mattendorfer Maid von Poldl ging, ohne ein paar frohglühende Wangen — Alles in Ehren, nur weil er jetzt gar — gar so liebnarrig gewesen! . .

„Hat er nicht immer so gern mit Dir getanzt?" fragte die Löhrlin ihre Tochter einmal, als der Poldl eben eine Wanduhr gerichtet und sich entfernt hatte; auch da waren zwei Rosen auf den Wangen zurückgeblieben, die verlegen weggewischt wurden, und immer heller aufblühten. Und was war der Grund? Die Tochter hatte zuvor, einen Topf frischgemelkter Milch im Arme, die Stube betreten und, da Poldl nach der pünktlich tippenden Uhr hinhorchte, gefragt: „Was redt so eine Uhr den ganzen Tag?" Poldl wendete sich zu ihr, knetete ihr Ohrläppchen zart zwischen den Fingern und sagte: „Das weißt Du nicht? Schon im hundertjährigen Kalender sagt die Uhr:

So geht die Zeit
Zur Ewigkeit!"

„Den gönnt' ich Dir unbesehen!" meinte die Mutter, dem Poldl durch's Fenster nachblickend: „Seh' dazu! Sonntag haben wir Spielleut'!"

* * *

So war der Tag nach Mariä Himmelfahrt gekommen. Poldl hatte eben die Dauben zu einer Tragbutte vollendet und ein schadhaftes Brett in die Ecke gestellt; jetzt holte er das Brett wieder hervor und blickte mit dem rechten, etwas entzündeten Auge durch ein Astloch desselben; das sollte nach dem Glauben des Volkes heilend wirken. Geschah es nun, daß Poldl der

Heilkraft des Astloches Zeit zur Wirkung lassen wollte, oder daß er in der Ferne etwas besonders Anziehendes erblickte: kurz, er sah lange Zeit unverwandt nach derselben Richtung, lächelte endlich, wobei der rechte Mundwinkel gegen das Ohr hinzuckte — lehnte schließlich das Brett wieder in die Ecke und setzte sich, um der Tragbutte die Reife umzulegen. „Eins, zwei, drei," sagte er vor sich hin — „einhundert Schritte mögen es sein — in fünf Minuten werd' ich ihn auf dem Hals haben! . ."

Poldl hatte bei dem Ausguck durch das Astloch auf dem Steinbruchhügel einen Mann in Reiseanzug, mit Ranzen und Wanderstock erblickt, der wie angewurzelt stille hielt und unverwandt nach dem moosigen Strohdach des Binders herüberblickte. Der Mann sah dem Eli-Maier ähnlich; in solchem Aufzug pflegte er von seinen Handelsmärschen — vornehmlich aus Wien zurückzukehren. Der Eli war es auch, wie Poldl's scharfes Auge erkannt hatte. „Eins, zwei, drei — in fünf Minuten kann er da sein" — wiederholte Poldl, bereits in vollem Eifer bei der Arbeit; — aber diesmal ereignete es sich doch, daß er sich verrechnete. Denn es vergingen sieben und zehn Minuten — eine halbe Stunde war vorüber — es schlug die ganze Stunde aus — und Eli-Maier war immer noch nicht da . . .

Ganz natürlich.

Eli war heute in einem Zustand, der ganz Ungewöhnliches rechtfertigte.

Er kam von Wien. Die Erbschaftsangelegenheit stand sozusagen auf einer Nadelspitze. Je nachdem Poldl sich von jetzt an benahm, rückte er seinem Glücke so nahe, daß er es mit leichtgestreckter Hand beim Schopfe fassen konnte — oder er verdarb's für immer mit dem Erblasser und mit dem Wohlwollen des Himmels, das zwar herkömmlich sehr langmüthig, manchmal aber auch, wie Eli erfahren, sehr miselsüchtig und kurz angebunden ist. Eli, an die Unberechenbarkeit Poldl's denkend, war deshalb in fieberhafter Aufregung, blieb länger als sonst beim Steinbruch stehen und starrte das Moosdach an, unter dem sich der lästerliche Jubelerbe befand.

„Werd' ich ihn übern Haufen reden?" sagte Eli vor sich hin und stieß den Stock gegen den Boden — „Oder werd' ich ihn wiederfinden, wie immer als ganzen Karnalles?"

„Als ganzen Karnalles" wiederholte gleich einem Echo die Stimme eines Vorüberkommenden.

Es war der Buchmüller, der Besitzer des größten Hofes im Ort. Er kam von der Hängewiese, wo der Regen Abschwemmungen verursacht hatte; er war den Knechten behilflich gewesen und schritt nun gemessen, Schaufel und Rechen über der Schulter, seinem Hofe zu.

Eli war anfangs erschrocken über die unerwartete Stimme und etwas verletzt durch den satyrischen Zug um den Mund Buchmüller's; aber ein

Gedanke, der ihm durch den Kopf fuhr, ließ ihn solche Nebendinge übersehen und veranlaßte ihn, einen Vortheil, den er in diesem Augenblicke ersah, sofort beim Schopf zu fassen und auszunützen.

Buchmüller war der Mann, wie ihn Eli heute brauchte. Obwohl bisher dem ganzen „Surm“ mit den Millionen abhold, mußte er doch gewonnen werden, dem bevorstehenden Hauptsturm auf den Erben Ansehn und Person zu leihen. Eli kümmerte sich bald nicht mehr um die unwirsche Stirne Buchmüller's, faßte dessen Arm vertraulich und begann mit seiner Darlegung der Sachlage.

„Nicht daß der Chrisostomus da (er meinte ironisch den Poldl) die Millionen erbe, ist die Hauptsache,“ sagte er: „Das Erst' und Wichtigste ist, daß die Millionen sich häuslich in Mattendorf und Umgegend niederlassen! Einmal hier eingefangen,“ fuhr er fort, „würde sich ihr Segen nicht unterm Moosdach des Karnalles festhalten lassen, sondern durch Fenster und Thüren dringen und Allen zu Gute kommen!“

Was ein solcher Segen zu bedeuten habe, wußte Eli mit bestechender Beredtsamkeit des Weiteren auszuführen und es war bezeichnend, daß von der Stirne Buchmüller's Falte um Falte und von den Mundwinkeln der seit Langem seßhafte satyrische Zug allmälig verschwand.

Wenn es nach Eli's Darlegung ging — und nichts war zuverlässiger als das — so schnellte mit dem Eintreffen der Millionen der Werth der Wirthschaften in Mattendorf wie zum eigenen Vergnügen um die Hälfte in die Höhe, der Werth des Getreides und des Zuchtvieh's m u ß t e namhaft steigen, neue und Allen zu statten kommende Erwerbszweige m u ß t e n in's Leben treten, der Werth des Waldes, der zu Buchmüller's Wirthschaft gehörte, m u ß t e eine ungeahnte Fructificirung erleben — und der Kalksteinbruch, um den Buchmüller so sehr beneidet werde, m ü s s e sich in eine Dukatenherberge verwandeln!

Buchmüller entzog dem Eli seinen Arm und suchte in gemessener Entfernung neben ihm herzugehen; allein Eli war es gewohnt, im Eifer den Nebenmann unabläßig am Arm zu fassen und in die Seite zu stoßen und so war im nächsten Augenblicke Buchmüller wie zuvor in Eli-Maier's Gewalt und schien sich ins Unvermeidliche zu finden, zumal die Glücksbilder, die in die Luft gemalt wurden, trotz des Widerstrebens Eindruck machten.

„Und wie wird die Kinderversorgung viel leichter werden,“ fuhr Eli fort — Buchmüller hatte deren acht! — „u n d d e r M i l l i o n e r b e i s t n o c h J u n g g e s e l l e!“

Hier machte Eli eine Kunstpause, sah herausfordernd zu Buchmüller auf und versetzte diesem einen Elbogenmerks:

„W e r?“ rief er dann, „wird den Goldvogel Euerer Vrone streitig machen? . .“

Buchmüller warf schnelle Blicke um sich, als besorge er, daß solche Reden noch von Jemand gehört werden könnten; dann suchte er seinen Arm wieder frei zu machen und sagte mit etwas umflorter Stimme:

„Laßt das, Eli; das sind Dinge, die noch weit über'm Grenzpfahl liegen!“

Aber schon hatte ihn Eli wieder klammerfest am Arm.

„Wie lange über'm Grenzpfahl? Darum handelt sich's!“ rief Eli: „Steht mir bei, Buchmüller! Kommt zu dem Schnee- und Eismanne, dem Karnalles! Helft ihn an die Wand drücken, über'n Haufen reden! Geben wir ihm die Marschroute: auf nach Wien, zum Erblasser, zum Onkel! Alles ist vorbereitet! Der Geheimsecretär des Herrn Barons ...“

Er hatte kaum mehr Zeit, eine wichtige Enthüllung hinzuzufügen; denn es kamen Leute des Weges und Buchmüller hatte sich seines vielbelästigten Armes wieder bemächtigt.

„Gemach,“ sagte dieser und behauptete — offenbar der Leute wegen — eine angemessene Entfernung von Eli, „ich will nichts zugesagt haben,“ setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „redet erst selbst mit Poldl und sagt mir dann, wie weit Ihr Eins geworden; — die Sach' ist's werth und soll überlegt werden ...“

Die Wege trennten sich. Eli-Maier blickte dem davonschreitenden Buchmüller nach und schien mit seinem Erfolge zufrieden; eine Art Zusage hatte er aus des Mannes Worten doch entnommen, das genügte vorerst. Das Nächste war also: den ersten Sturm auf Poldl allein — und dann in Gemeinschaft mit Buchmüller zu unternehmen. Um keine Minute mehr zu versäumen, wendete Eli sich rasch dem Binderhause zu und gab sozusagen seinen Schritten die Sporen.

Buchmüller aber ging seines Weges in einer Haltung, wie man ihn bei seinen Gängen zu sehen gewohnt war. Mit der rechten Hand hielt er Schaufel und Rechen über der Schulter, die linke legte er lässig über den Rücken. So ging er seinem Hofe zu, die Stirne etwas gesenkt, die Schritte nicht rascher, aber etwas kräftiger als sonst; ab und zu hielt er einige Augenblicke stille und sah nachdenklich vor sich hin, wobei er sich nach dem nächstgelegenen Felde wendete, damit es scheine, als betrachte er den Stand der Saaten ... Seine Betrachtung war aber nach innen gerichtet, wo die seltsamsten Gedanken kamen und gingen ...

Buchmüller war, wie erwähnt, Besitzer des größten Hofes im Ort. Er stand im höchsten Anseh'n; Arme und Wohlhabende erholten sich Raths bei ihm. Das Amt eines Gemeindevorstandes war ihm lebenslänglich sicher, bei jeder Wahl waren ihm alle Stimmen gewiß. Er war ein guter Wirth, ein sorgsamer Vater für die Kinder; doch hatte er sich nicht ganz aus den

Schulden arbeiten können. Die langen Kriegsjahre, zwei Hagelschläge hintereinander und eine unerhörte Mißernte vor fünf Jahren hatten ihn schwer bedrängt; — die acht Kinder, alle noch unversorgt, erregten ihm die schwersten Gedanken; — oft im Traum sah er sie die Händchen erheben und bitten um väterlichen Schutz — jedoch erwacht und Umschau haltend, fand er sich bald wieder aufrecht. Die Achtung, die Ehren allerseits, das ohne Ueberhebung kräftig gehegte Gefühl: der Erste zu sein im Dorf, hoben und hielten ihn wieder in sich gefestet — bis die Millionenkunde kam.

Die Bewegung in und um Mattendorf machte anfangs einen seltsamen Eindruck auf Buchmüller. Er empfand sie wie eine persönliche Beleidigung. Wer wurde noch genannt? Wer wurde noch beachtet, als Poldl, der Binder? Schien von dem Ansehen, der Achtung Buchmüller's auch nur ein Schatten mehr übrig? Buchmüller fand, daß der Taumel und die Verblendung die Leute förmlich umgewandelt habe; sie begegneten ihm nicht mehr in der achtungsvollen Weise wie früher; er sah sich heruntergedrückt zum Ansehen aller übrigen, selbst des nächstbesten Inwohners. Und wenn Jemand zu ihm kam, geschah es nur, um zu hören, was er von den Millionen und von — deren Erben halte? . . Tief verstimmt und verschlossen wußte Buchmüller diese Zudringlichen sich rasch vom Halse zu schaffen. Je mehr es schien, daß ihm die Leute ihre frühere Achtung entzogen, desto mehr kehrte er in seinem Benehmen einen früher nie gezeigten rauhen Stolz hervor. Erst als der Wirrwarr in den Ansichten der Leute überhand nahm, viele Zweifel über die Erbschaft selbst rege wurden und der Humor seinen Rundgang durch Mattendorf begann, wich Buchmüller's stolzes Benehmen allmälig wieder und machte einem ruhigeren Ernste Platz. Jetzt war es gerade Buchmüller selbst, der in einsamen Stunden sich mit der Millionenerbschaft viel und vernünftig beschäftigte. Er sah gar wohl ein, wie eine solche Summe Geldes, richtig verwaltet und angewendet, Mattendorf und Umgegend gar sehr zu statten kommen müßte; und Eli-Maier hatte als findiger Geschäftsmann, wenn auch im Zeitgeschmack übertrieben, eben angedeutet, wo für Buchmüller die „Fructificirung" zu suchen sei. Das war der Grund des allerdings noch zögernden Entgegenkommens, das Eli fand, und Buchmüller überlegte auf dem Heimwege ernstlich, wie er seinen Rath gegebenen Falles ehrlich und nachdrücklich ertheilen würde.

In diesem Nachdenken wurde er durch schwere und hastige Schritte gestört, die hinter ihm herkamen und von einem widerlichen Schnaufen begleitet waren.

Buchmüller blickte um und machte eine Geberde des Unwillens und Unbehagens.

Der Pimsler-Nickl war es, der hinter ihm herkam und offenbar bestrebt war, ihn einzuholen und anzureden.

Die auf Meilen in der Runde bekannte und gefürchtete Bettlergestalt konnte allerdings keine willkommene Begleitung sein und Buchmüller würde unzweifelhaft der Gesellschaft sich entzogen haben, wenn es irgend noch möglich gewesen wäre; allein es war zu spät.

„Buchmüller!" lautete bereits der Zuruf des Nacheilenden und ein scharfer Branntweingeruch begleitete den gerufenen Namen.

Buchmüller blieb nicht stehen und gab auch keine Antwort; allein das beirrte den Zudringlichen nicht und nach wenigen dahinschürfenden Schritten tauchte die Bettlergestalt an Buchmüller's linker Seite auf und wich die ganze Strecke bis zum ersten Hause des Ortes nicht mehr.

Es war ein seltsamer Anblick, neben dem ruhig dahinschreitenden Buchmüller die dicke, verwahrloste, hinkende Bettlergestalt hasten und dabei halb athemlos das Wort führen zu sehen; der Hut, voll Löcher und Risse, saß gegen ein Ohr hin und der arg duftende Bettelsack schlenkerte lebhaft an der Seite.

Der Nickel erzählte, wie er in Geschäften (dem Bettel) tief landeinwärts gerathen und seit Monaten ohne Nachricht aus der lieben Heimat gewesen sei, als bis in die weiteste Fremde das Gerücht verschlagen wurde, daß in Mattendorf Einer aus den Wolken gefallen und auf einen Haufen Gold zu liegen gekommen sei; bald seien auch Namen genannt und nähere Umstände angegeben worden und sein erster Gedanke sei gewesen: Du mußt heim! Du kannst nicht entbehrt werden! Du mußt mit Rath und That eingreifen! Einer, der Millionen erbt, ist im Handumkehren ein armer Narr, wenn er nicht den richtigen erfahrenen Freund zur Seite hat, der ihn da zurückhält, dort vorwärts stößt — überhaupt fest am Bändel hält, denn auch Millionen rutschen durch die Finger und Niemand wird mit größerem Vergnügen gekämmt, als ein Mensch, der sich untersteht, viel Geld, sogar Millionen zu besitzen! Und so habe er rechtsum gemacht, sei Tag und Nacht marschirt, habe Dörfer und Höfe nur gestreift, nur das Nothdürftigste an Speis und Trank zu sich genommen und sei endlich da — „hoffentlich noch rechtzeitig, eh' Alles d'runter und d'rüber geht, falsche Rathgeber sich einnisten, die nie Was gehabt und verloren, oder ja Etwas gehabt und Nichts verloren haben."

„Der Pamperl-Poldl!" fuhr er fort: „Haha! Wie kennen wir uns! Hat er nicht oft nach mir gefragt? Hat er nicht gedacht, welch ein Glück es ist, wenn Andere Unglück haben? Ja ja, Buchmüller, mein Unglück ist ein Glück für ihn — für Euch Alle geworden! Ich muß meine schützende Hand über Euch halten, sonst rinnen die Millionen ab wie Gießbäche nach Wolkenbrüchen! . . . Wißt Ihr nicht — ist er daheim, der Poldl? Hat er schon Diener, die ihn bewachen? Steigt sein Hochmuth? Vermehrt sich sein Durst? Kommt er zum ‚Hirschen'?"

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und trocknete die Hände an der zerrissenen Jacke.

Buchmüller's Gesicht hatte während dieser Reden den Ausdruck wiederholt gewechselt, ironischem Lächeln war Ingrimm und tiefe Verstimmung gefolgt.

Als der Pimsler-Nickl jetzt Abschied nahm, um dem Pamperl-Poldl je eher je lieber seine Aufwartung zu machen, hielt es den Buchmüller einige Augenblicke wie mit unsichtbaren Händen fest; er blieb regungslos stehen und blickte leicht erröthend zu Boden. Ein Gefühl der peinlichsten Scham überkam ihn, daß er sich von Eli hatte überreden lassen, bei dem immer nur muthmaßlichen Millionenerben eine Art Beirath zu werden und dabei in eine Gesellschaft von guten Freunden zu gerathen, wie dieser frech-zudringliche Bettler!

Unwillkürlich entriß es ihm ein helles Auflachen, als er sich wieder faßte und weiter ging. „Der Buchmüller im hohen Rath beim Binder-Poldl," dachte er, „der selbst der Letzte war, die Millionenerbschaft ernst zu nehmen! Der Pimsler-Nickl wohlwollender Berather bei Verwendung von Millionen — er, der selbst einmal ein Ausstich unter den lächerlichsten Verschwendern gewesen!"

Es war wirklich kaum zehn Jahre her, daß der Bettler als ehrsamer Zimmermeister das Glück hatte, bei einer Ziehung einen namhaften Treffer zu machen, der sofort für ihn die bedauerlichsten Folgen nach sich zog. In einem der ersten Freudendusel, die er sich antrank, brachte er sich selbst einen schweren Hieb durch das Schurzfell im Knie bei und verlor dadurch für immer den vollen Gebrauch des Beines. Das lange Krankenlager brachte ihn um seine Kundschaften und machte ihn arbeitsscheu; als er das Bein wieder zur Noth gebrauchen konnte, nützte es ihm nur noch zu Gängen nach „Erfrischungen", die er anfangs in Bier und später nur noch in Branntwein suchte. Es war vergebens, ihn an die Zeit zu erinnern, wo der Rest des Treffers zu Ende sein werde; er lachte nur und sagte: „Kommt Zeit, kommt Rath!" und als er mit dem geringen Lottorest das letzte Glas Branntwein zahlte, sah er grimmig vor sich hin, sagte: „Das hätt' ein End' — nun sein' mers!" und ging den einzigen Weg, den er noch offen sah — den Weg des Bettelns! . . Zehn Jahre hatte er diesen Wanderungen gewidmet, als wieder ein Glücksfall, größer als der seine, in Mattendorf eintrat — die Millionenerbschaft des jungen Binders — und in seinem verwüsteten Gehirn die Hoffnung erweckte, er werde „vermöge seiner Erfahrungen" unentbehrlich sein, das neue Glückskind durch Rath und That von falschen Wandelbahnen des Lebens abzuhalten! . .

Als Buchmüller an seiner Scheuer vorüber nach dem Hause ging, begegnete er seiner Magd, die einen schädigen Graskorb am Arme trug.

„Wohin?“ fragte er scharf und verdrossen.

„Zum Karnalles,“ sagte sie und zeigte nach dem großen Riß am Korbe.

„Dagelassen!“ befahl Buchmüller und nahm ihr den Korb ab; „morgen ist Jahrmarkt, ein neuer wird angeschafft!“ Er warf den Korb in die Scheuer zurück und ging weiter.

Am Eingang in den Hof sprang der Roßbub vorüber und wurde angerufen: „Wohin?“

„Die Uhr bleibt stehen — der Karnalles soll kommen!“

„Nicht untersteh'n!“ drohte Buchmüller und winkte dem Buben nach dem Stalle zurück. „Vom Uhrwerk versteh' ich selbst Etwas,“ fuhr er fort, zu seinem Weibe gewendet, das auf der Schwelle der Hausthüre stand und sichtbar verlegen wurde. Ihr ganz nahe gekommen und Schaufel und Rechen ablegend, bemerkte Buchmüller halblaut und mit krauser Stirne:

„Sanne — mach mir dem Mädel nichts weiß! Der Karnalles ist ein wackerer Bursch; das bleibt er. Mit allem Anderen — fort! Man soll uns nicht auch ins Gerede bringen! Aus und Amen! . . “

Buchmüller war also anderen Sinnes geworden und rundweg entschlossen, sich und sein Haus fern zu halten von all' dem Gesäuse mit Eli und den Millionen! . .

Wie sehr Buchmüller mit diesem Entschlusse zufrieden sein konnte, zeigte sich nach Verlauf kaum einer halben Stunde . . .

Er stand am Fenster und blickte verdrossen aus, ob ihm nicht Eli-Maier, vom Binder kommend, auf den Hals rücken würde? Und wirklich — dort herüber — sichtbar hastend, den Hut in der Hand, mit beiden Armen gestikulirend — kam Eli näher und nahm die Richtung nach Buchmüller's Hofe; — aber, seltsam genug, hielt er am Steg über den Bach stille, dachte unschlüssig eine Weile nach — und schlug eine andere Richtung ein . . . Buchmüller war überrascht, lächelte aber bald und dachte: „Er muß nicht am glücklichsten gewesen sein! Umso besser so!“ Aber bald bemerkte Buchmüller eine neue Wendung in dem Marsche Eli's — und nun kam dieser fest entschlossen und höchst eilfertig gerade auf den Buchmüller-Hof zu. Je näher er kam, desto deutlicher erkannte man die Zeichen der fieberhaften Bewegung Eli's. Dessen ganzes Gesicht war vor Erhitzung roth, Schweiß rann von seiner Stirne und — wirklich, es war so — die Augen waren feucht und geröthet!

„Nun, Eli?“ rief ihm Buchmüller aus dem Fenster entgegen: „Habt Ihr ihn gefunden, wie er ist und bleiben wird, den Karnalles?“

Eli wischte über Stirn und Augen und sagte vor Zorn und Weh bebend:

„Nicht rühren! Kein vernünftig Wort, wo man auch antupft! ‚Die Erbschaft habe nicht weiter zu ihm als er zu ihr!‘ sagt er: ‚Soll's sein, so wird es! Man soll unserem Herrgott nicht lästig fallen; wo er hinzeigt, dort erfüllt sich's! Beim Ohm Audienz nehmen?‘ rief er: ‚Müßte sich recht gut machen. Rückt Ihr vor, Eli; geht selbst vor beim Ohm; sagt ihm, was Ihr meint. Gibt er ein Drangeld von einer halben Million — dann will ich selbst nachrücken, anders nicht; mir ist zu wohl unter alten Körben, Zubern, Kübeln und Tragbutten — holla, morgen ist wieder ein Tag!‘ .. Das sind seine Reden,“ schloß Eli in fieberhafter Aufregung und eilte weiter, ohne auch nur den Versuch zu machen, Buchmüller's Beistand aufs Neue in Anspruch zu nehmen ...

* * *

Und das war auch gut. Buchmüller's Beistand wäre nicht zu erhalten gewesen und hätte auch an dem, was bald erfolgte, nichts mehr ändern können.

Gerade acht Tage später, am 18. Juni (Gervasius-Tag) war es wieder ganz Mattendorf, das durch ein erst angezweifeltes, bald aber bestätigtes Gerücht in erstaunliche Aufregung versetzt wurde.

Es hieß: der Binder-Poldl habe sich entschlossen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und zwar Arm in Arm mit einer der ärmsten Töchter des Orts: mit der schon einmal erwähnten Gubin-Regerl!

Man hörte es förmlich plätschern von den hundert stillen Hoffnungen und Wünschen Mattendorfs, die in den Brunnen fielen.

Die Regerl also! Und nicht die Zweitälteste Buchmüller's oder eine der übrigen hübschen Töchter angesehener und vermögender Höfe! Betrübniß, Schrecken, Zorn gingen durch die Gemüther und all' die Wangen, die einst in Folge eines freundlichen Klapses von Poldl's Hand so glücklich errötheten, wollten lange nicht mehr recht „Farbe bekennen“.

Doch an all' dies schien der Schalk „Karnalles“ nicht zu denken. Ihm schien nur daran zu liegen, bevor die Millionen kamen, ein Weibchen unter Dach zu bringen. Nicht vierzehn Tage waren in's Land gegangen und alle Vorbereitungen waren getroffen, um die Hochzeit feiern zu können.

Am Tag Mariä Himmelfahrt, um sieben Uhr Früh, krachte ein Pistolenschuß am westlichen Ende Mattendorfs und ein weißgraues Wölkchen, das vor dem Fenster eines Ausnahmehauses aufstieg, verrieth, daß der Schuß dort gefallen war. Dem ersten Schuß folgte bald ein zweiter und dritter; sie kündigten die Hochzeitsfeier an, die „Karnalles“ für diesen Tag festgesetzt hatte. Um neun Uhr Früh begann helle heitere Musik die Hochzeitsgäste zu sammeln und das Festschießen nahm allmälig erstaunlich überhand. Die Einen schossen aus wirklicher Theilnahme an der Feier des

Brautpaares; die Anderen schossen aus Vorbedacht, um nicht errathen zu lassen, daß man selbst in der Stille auf den glücklichen Erben einige Hoffnungen gesetzt habe; wieder Andere schossen mit einer Art Ingrimm aus überladenen Gewehren, um — ihren Nachbarn anzudeuten, daß es ihnen bei der Kanonade doch nur mehr um einen Scherz zu thun sei. Selbst vor den Häusern der wohlhabendsten Bewohner fielen zahlreiche Festsalven, wenn auch nur aus geliehenen Gewehren; die Knechte sollten daran ihre Freude haben . . .

Als gegen zehn Uhr der Hochzeitszug nach der Kirche beginnen sollte, legte Karnalles seinen rechten Arm um den Hals seiner Regerl, küßte sie auf die erröthende Stirn und sagte:

„Komm' — komm'; — ein Unglück ist bald gescheh'n;" dann gab er das Zeichen zum Abzug. Ein Lächeln lief über die Züge der Gäste, doch gestaltete sich der Hochzeitszug selbst recht würdig, besonders da gute Musik einfiel und das Schießen der Gewehre seine feierliche Wirkung that.

Um eilf Uhr war die kirchliche Ceremonie zu Ende, man zog nach der Schänke zum „Gicklhahn", wo ein bescheidenes Hochzeitmal eingenommen und dann bis in die Nacht hinein getanzt wurde. Als es gegen Mitternacht ging, sagte der Poldl seiner Regerl ein paar leise Worte in's Ohr, worauf sie erröthete und verlegen um sich blickte; eine halbe Stunde später, gerade als ein heller Ländler recht lustig aufgespielt wurde, war Poldl mit seiner Neuvermälten verschwunden und „auf seiner Hochzeitsreise" von der Schänke nach seinem Häuschen. Die Schleier der Nacht ließen sie unbemerkt vorüberkommen an Fenstern und Thüren, hinter denen noch vor Kurzem manche stille Hoffnung ihr unruhiges Wesen getrieben; jetzt schien der tiefste Friede zu herrschen und Alles vergessen und vergeben zu sein . . .

Seltsamer Weise wurde den nächsten und die folgenden Tage von der Hochzeit weniger gesprochen, als es sonst bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt, es schien ein Uebereinkommen getroffen: über Poldl, sein Weib und auch über die Millionenerbschaft den Schleier der Vergessenheit zu werfen, und zur gewöhnlichen Tagesordnung überzugehen. Stillschweigend mochte dieses Uebereinkommen von Haus zu Haus bestehen — länger als acht Tage hatte es aber keinen Bestand: Karnalles, sein Weib und die Millionen waren eines schönen Morgens — man schrieb den 10. Juli — wieder in aller Munde und beschäftigten lebhafter als je Mattendorf und Umgebung . . .

* * *

Gegen Abend des 9. Juli — Karnalles arbeitete noch fleißig in seinem Holzverschlage, als wolle er alle vorräthige Arbeit noch heute verrichten — herrschte in der dunklen Kammer neben seiner Wohnstube seit einer vollen Stunde geheimnißvolles Treiben; Gegenstände wurden gerückt, Nägel in

die Wand getrieben, dann und wann langte eine Hand durch die Thüre und stellte ein paar Schuhe oder Stiefel in die Stube; endlich ging die Kammerthüre weiter auf und Regerl, die Binderin, trat selbst heraus, einen Kram von Kleidungsstücken auf dem Arm. Sie blies erhitzt vor sich hin, nahm ein Staubtuch von dem Kopf und sagte, einen forschenden Blick nach dem Fenster werfend: „Nur jetzt noch eine Weile Ruh'!" Aber schon tauchte ein Gesicht außerhalb des Fensters auf, das Gesicht der Botenfrau, das im nächsten Augenblicke sehr verunstaltet wurde, indem bei dem Bestreben, in die Stube zu sehen, die Nase an der Fensterscheibe plattgedrückt wurde. „Regerl!" rief die Botenfrau und fuhr mit der platten Nase an der Scheibe hin und her: „Regerl, was hab' ich morgen aus der Stadt mitzubringen?" Die Binderin stellte sich rasch vor die zusammengesuchten Gegenstände und erwiderte verlegen und rasch: „Nichts! Gar nichts für diesmal!" Die Botenfrau hörte die Antwort nicht und da sie durch die alterstrübe Scheibe auch Niemanden gewahr werden konnte, verschwand sie wieder, zum großen Trost der Binderin, die den Rest ihrer Arbeit noch schnell vollbrachte, dann die Kammer- und Stubenthür hinter sich abschloß und in's Freie trat. — Es war milde; im Dorfe herrschte noch das abendliche Treiben vor den Häusern, vom oberen Ende des Ortes trug ein linder Westwind Klänge einer Zither herüber und in kurzen Zwischenpausen fielen noch Schüsse nach einer thalüber aufgestellten Scheibe; der Starzer versuchte für das nahe Scheibenschießen seinen neuen Stutzen. — Nach einem flüchtigen Ausblick nach den nächsten Häusern wollte die Binderin in das Haus zurückkehren, nach der Abendsuppe sehen und dann den Mann zu Tisch rufen, als sich dieser an der Thüre seiner Werkstätte zeigte, den Lehrburschen heimschickte und geheimnißvoll lächelnd seiner Regerl näher kam. Seine sehr aufgeräumten Augen schienen etwas Bedeutsames zu sagen, worauf Regerl leise nickte, in's Haus vorauseilte, schleuniger, als es sonst ihre Art war, vom Herd das Abendessen nach der Stube trug und auf den bereits gedeckten Tisch stellte. Bald saß auch das muntere Ehepaar sich gegenüber, ließ sich's munden und sprach nur wenig, aber Augen und Mienen hatten sich um so mehr zu sagen. Einmal blickte Poldl nach der Ecke am Geschirrschragen und sah dann Regerl fragend an, die bejahend nickte und sagte: „Alles, was Du gewünscht hast!" Das einfallende Abendläuten unterbrach auch diese kurze Unterredung; das junge Paar erhob sich, verrichtete ein längeres Nachtgebet und begab sich dann zur Ruhe, nachdem Fenster und Thüren sachte geschlossen waren . . .

Am nächsten Morgen durchlief Mattendorf das Gerücht: Karnalles sei in der Nacht gefährlich erkrankt und werde schwerlich den Abend erleben . . .

Dramer war der Erste, der davon erfuhr. Er spitzte eben einen Pfahl für den Zaun des Wurzgärtleins und holte zum letzten Hiebe aus, als der flachshaarige Binderlehrbub vorübersprang und auf die Frage: wohin er eile? mit weinerlicher Stimme sagte:

„Mein Meister ist krank, er zupft schon Wolle, die Berg-Mirl soll ein Wunderkraut haben!"

Dramer's letzter Hieb ging fehl, das Beil saß tief im Hackstock und Dramer stierte vor sich hin.

„Hat Dein Birnbaum Nußhöher getrieben, daß Du ihn so anstierst?" sagte die Stimme eines Vorübergehenden und ein kurzes strammes Lachen folgte.

„Hat sich was mit Nußhöhern; — Tauben sind ausgeflogen, Goldtauben dem Karnalles — er stirbt, er liegt schon in den letzten Zügen!" sagte Dramer und wog am Stiel des Beiles, um es wieder frei zu machen.

Jetzt war's am Nachbar zu verstummen und vor sich hinzustarren.

„Er war ja wuslich und gesund wie ein Wiesel", sagte er nach einer Weile: „Gestern noch hat er Faßdauben angelegt und gelacht: Arbeit legt uns Gesundheitsdauben an!"

Dramer führte den letzten Hieb nach dem Pfahl und sagte unwirsch:

„Da hat er's jetzt; noch gestern hab' ich ihm gesagt: Sieh' dazu; der Ohm wird älter, das Gedenken an Verwandte färbt ab — man kann auch sterben! Er lachte nur und sagte: Wie kann man krank werden? Wie kann man sterben? . . . Ah, da hat er's nun, da sieht er, wie man Beides kann!"

Kaum eine halbe Stunde bedurfte das Gerücht, um Jung und Alt in Mattendorf zu überraschen und in die seltsamsten Stimmungen zu versetzen. Eine natürliche Theilnahme, die sich bei schweren Erkrankungen zu regen pflegt, war auch hier die erste Empfindung; ihr folgte hie und da eine leise Regung der Schadenfreude, daß die Millionen-Erbschaft nun in's Reich der Fabel wandern werde, aber diese Regung zeigte sich nur bei Wenigen und ganz kurze Zeit, denn es hatte sich seit der ersten Kunde von dem außerordentlichen Glücksfall, ohne daß es Manche gelten lassen wollten, bei Allen eine stille Ueberzeugung festgesetzt, daß von den Millionen doch Jedermann in Mattendorf einst Vortheil ziehen würde; einer auch noch so leisen und bescheidenen Hoffnung entsagt am Ende Niemand gerne. Bei Vielen trat ungeachtet der ernsten Theilnahme für den Kranken bald der lauteste Verdruß hervor, daß derselbe die Zeit nicht besser ausgenützt und dem reichen Oheim sich nicht wenigstens gezeigt habe, er hätte dadurch zum Mindesten erwirken können, daß im Falle seines Todes beim reichen Oheim doch die Erinnerung an die Heimat geweckt wurde, die man durch eine Deputation jetzt sicherlich erfolgreich ausbeuten konnte. Seltsamer Weise — so geht's mit den Hoffnungen der Menschen — fanden jetzt Viele und darunter eifrige

Gegner der jähen Heirat des jungen Binders, daß diese Ehe noch zur guten Stunde abgeschlossen sei, indem für den Fall des Ablebens Poldl's Mattendorf der Witwe des Erben habhaft sei, die gewiß nicht ohne starkes Legat gelassen werden würde. Mit diesem Gedanken gleichzeitig tauchte der Vorsatz auf, unter Zuziehung der würdigsten Männer vertrauliche Besprechungen darüber einzuleiten, was geeigneten Falles für die Witwe — und nebenher für Mattendorf — zu thun und zu fördern sei? . . . Daß bei diesen Berathungen, die in der That bald in aller Stille begannen, Eli-Maier nicht fehlen durfte, verstand sich von selbst; war doch er es, der bei dem Freiherrn in Wien Bescheid wußte und überhaupt der findige Entdecker der Millionen-Erbschaft gewesen war. Seiner Führung durfte man sich ohne Weiteres überlassen, da er es ehrlich meinte und wie er oft geäußert hatte, mit geringen Percenten der Millionen-Erbschaft zufrieden sein würde.

Schon in der ersten vertraulichen Besprechung wurde der Beschluß gefaßt, drei Vertrauensmänner, darunter den Eli-Maier, als Deputation zu wählen, die in Wien beim freiherrlichen Erblasser Audienz nehmen, den Binder, wenn er so lange lebte, warm berühmen und für den Todesfall dessen Weib seiner Güte und Gnade nachdrücklich empfehlen sollte; dabei wurde als selbstverständlich angenommen, daß die Deputation als zweite Mission die Ueberbringung einer Huldigungsadresse Mattendorfs und Umgegend für Freiherrn v. Fürnhag zu besorgen hätte . . .

Die Deputation war gewählt und zu jeder Stunde reisefertig, nur sollte noch abgewartet werden, bis in der Krankheit des Karnalles eine Krisis — im Guten oder Schlimmen — eintreten würde.

Hierüber war freilich ein bestimmter Bescheid nur sehr schwer zu erlangen, da Regerl auf die häufigen Anfragen, wie es gehe, nur immer antwortete: „Im Alten“ — und von Seite des Kranken unter keinen Umständen ein Arzt zugelassen wurde . . . So entstand für acht Tage ein sogenanntes „Interim“, das für die Vertrauensmänner sehr unerquicklich gewesen wäre, wenn bei ihren vertraulichen Zusammenkünften Eli-Maier nicht Anlaß genommen hätte, etwas deutlicher als bisher und im Zusammenhange zu berichten, wie er eigentlich auf die Spur des freiherrlichen Millionärs und dessen verwandtschaftliche Beziehungen zum Geschlechte der Pamperln gerathen sei und die weitgreifenden Erbschafts-Consequenzen für Karnalles und Mattendorf gezogen habe; in kurzer Zusammenfassung lauteten Eli's Bekenntnisse ungefähr also:

* * *

Eli hatte in Wien, wohin er jährlich zwei Male zu reisen pflegte, einen Geschäftsfreund, der auch aus der Mattendorfer Gegend stammte und

von allerhand Vermittlungsgeschäften lebte. Bei diesem Glaubens- und Geschäftsfreunde pflegte er während seines Aufenthaltes in Wien Absteigquartier zu nehmen.

Eines Tages gingen Beide an dem Palais des Freiherrn von Fürnhag vorüber und bemerkten eine ungewöhnliche Auffahrt von Börsenbaronen und sonstigen Millionären. Wagen um Wagen fuhren mit größter Schnelligkeit an dem Hauptportale vor und entfernten sich nach der anstoßenden Straße, sobald der jeweilige Inhaber der Equipage ausgestiegen und in das Foyer des Palais getreten war.

Eli's Freund, von übermäßiger Neugierde geplagt, die Millionäre von Angesicht zu Angesicht zu bewundern, drückte sich, einen Handelssack auf dem Rücken, trotz der lebhaften Warnung Eli's an einer der Thorsäulen nach der Einfahrt vor und wurde im nächsten Augenblicke von der Deichsel eines Wagens, der im Carrière unter dem Thorbogen nach dem großen, von einer Glaswölbung überdachten Hofraum fuhr, im Rücken erfaßt, durch einen mörderischen Vorstoß niedergerannt und vor die Füße des reich costümirten und vor den Gästen salutirenden Portiers hingerollt. Hier wurde er, von der Nachwirkung des Stoßes noch einmal um und um gewendet, vom Portier und von dem vor Entsetzen bebenden Eli aufgehoben und in die Portierloge getragen.

So blitzartig das Unglück vor sich gegangen, war es den Kutschern und Dienern der vorfahrenden Herrschaften doch nicht entgangen, die nun eiligst weiter Bericht erstatteten, so daß die Kunde von dem Unfall bald auch dem Besitzer des Palais, Freiherrn von Fürnhag, zu Ohren kam, der denn auch unverzüglich seinen Hausarzt schickte, um dem Verunglückten Hilfe zu leisten. Der Arzt constatirte nach kurzer Untersuchung, daß der Deichselstoß unzweifelhaft tödtlich gewesen sein würde, wenn er nicht zunächst den mit Wollstoffen gefüllten Handelssack getroffen hätte. Trotzdem hatte der Stoß auch noch weiter auf den durch einen kleinen Höcker entstellten Unglücklichen gewirkt, der eine leichte Abschürfung davontrug, die mächtig anschwoll. Der Arzt besorgte selbst sofort kalte Umschläge und verschrieb und ordnete an, was weiter zu geschehen habe; dann stattete er dem Herrn Baron Bericht ab und beruhigte ihn und die anwesenden Herrschaften. Hierauf kam ein Geldgeschenk an den Verunglückten mit der Weisung, daß er seine Adresse zurücklassen solle; ein herbeigeholter Wagen hatte den Auftrag, ihn nach seiner entlegenen Wohnung zu bringen ...

Als der Verunglückte in Begleitung seines Freundes Eli, der natürlich mitfuhr, zu Hause angekommen war, zeigte sich alsbald, was ein Freund in der Noth werth sei und bedeute. Schon während der Fahrt hatte Eli einige Male ausgerufen: „Lepold! Trag' Deine Schmerzen mit Geduld — Du

hast einen Treffer gemacht, Du wirst Dich mit Profit wieder aufrichten!" Und zu Hause fuhr er fort, nachdem er dem Freund in einen Lederlehnstuhl geholfen: „Lepold, hör' was ich sage!" Der Angeredete neigte sich vor und seufzte leise und schmerzhaft: „Was soll ich hören, Eli?"

„Du bist krank von dem Niederstöß, Lepold, und wirst so lange krank bleiben, bis ich's sage! Ich will Dich zu Bett bringen und Du wirst liegen und liegen bleiben wenigstens drei Monat, Tag und Nacht, das heißt, immer im Bett sein, wenn der Arzt kommt; und Du wirst dabei mehr verdienen als mit Deinen Hausiergeschäften!"

„Versteh' ich Dich?" bemerkte Leopold, ihn von der Seite anblinzelnd.

„Ob Du mich verstehst!" sagte Eli, schelmisch lächelnd.

„Wem ist die Deichsel, die mich hat niedergestoßen?" fragte Leopold.

„Dem Wendelstein-Arnthal", erwiderte Eli: „Ihm hab' ich auch Deine Adresse schreiben lassen! Ich profezeih' Dir auch von ihm ein Schmerzensgeld und freie Verpflegung und hinterher, wenn Du schon genesen bist, immer noch von Zeit zu Zeit ein munteres Schmerzensgeld! Laß' mich nur machen!"

Und Leopold ließ den Freund machen. Geduldig legte er sich zu Bett; geduldig nahm er Speise und Trank zu sich, die ihm auf Kosten des Freiherrn aus dem Gasthof geschickt wurde; geduldig befolgte er den Rath des Freundes, große Schmerzen zu erkennen zu geben, so oft der Arzt erschien und den verletzten Rücken untersuchte; geduldig ließ er seine Klagen am lautesten ertönen, wenn ein livrirter Diener erschien und einen abermaligen Unterstützungsbeitrag brachte, da hieß es immer herzbeweglich: „Bin ich ein gefrorner Mann für immer und werde keinen grünen Baum mehr sehen!"

Und Eli, der Freund, fuhr fort, auf neue Mittel der Hilfe und Theilnahme zu sinnen. Er wußte es durchzusetzen, daß in den Zeitungen das Unglück ausführlich und herzbewegend erzählt wurde, wobei mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wurde, daß der arme, ganz unbemittelte Mann im Palais des Freiherrn v. Fürnhag verunglückt sei und daß es die Deichsel des Freiherrn Wendelstein-Arnthal gewesen, die den armen Mann niedergestoßen und wahrscheinlich für sein ganzes Leben unglücklich gemacht habe. „Daß sie nicht mehr zurück können vor der offenen Welt", meinte Eli pfiffig lächelnd, als er seinem bettlägerigen Freunde die Blätter mit der Notiz zeigte.

Besonders achtsam war Eli darauf, daß er nie am Schmerzenslager des Freundes fehlte, so oft der Arzt des Freiherrn v. Fürnhag daselbst erschien. Eli selbst war es dann, der statt des Patienten das Wort führte und immer neue Symptome von inneren Verletzungen beobachtet haben wollte, wenn der Arzt den verletzten Rücken in rascher Heilung begriffen

fand. „Aber die Leber!“ meinte Eli dann, „die Leber muß stark durch den ‚Stöß‘ verletzt worden sein, sie sondert viel Eiweiß ab und eine Magenwand muß noch eine arg geschwollene Backe haben und von einer Rippe müssen die Splitter nur so herumgeflogen sein!“ Der Arzt beruhigte lächelnd wegen dieser Defecte und sagte endlich, daß er es an der Zeit halte, seine Besuche zu beschränken und die Woche nur noch einmal nachzusehen.

Damit war Eli-Maier um so lieber einverstanden, als er mehr Zeit gewann, seinen Geschäften nachzugehen und insbesondere eine Angelegenheit zu betreiben, die ihm seit einigen Tagen wichtiger war als selbst die Leidensgeschichte seines Freundes.

In findiger Erwägung nämlich, wie wichtig es sei, mit Personen im Palais des Freiherrn v. Fürnhag auch fernerhin Fühlung zu erhalten, hatte er sich seit dem Unglück des Freundes öfters bei dem Portier des Freiherrn eingefunden und dessen Theilnahme für den Verunglückten immer auf's Neue anzuregen und weise auszunützen gesucht. Dabei fiel ihm eines Tages auf, wie der Portier in eigenthümlich nachdrücklicher Weise fragte, wo denn der auf der Adresse des Verunglückten angegebene Geburtsort Mattendorf liege? Eli's scharfer Spürkraft entging der eigenthümliche Nachdruck der Frage nicht und gewohnt, jeden Faden aufzunehmen, der ihn auf die Fährte einer praktischen Ausnützung führen konnte, bezeichnete er Land, Richtung, Fluß und Gebirge nebst der zunächst gelegenen größern Stadt und fragte dann, warum der Portier des Ortes Mattendorf Erwähnung gethan habe, von Seite wessen an den Portier die Frage gerichtet worden sei, wer Mattendorf kenne und sich dafür interessire? Er (Eli) sei gerne bereit — wenn es zum Nutzen des Verunglückten gewünscht werde — ausführlichere Mittheilungen zu machen. Der Portier war sichtlich in Verlegenheit und wollte einer bestimmten Antwort ausweichen, wußte aber dem Gestrüpp von neuen dringlichen Fragen Eli's zuletzt nicht anders zu entgehen, als daß er ein offenes Geständniß ablegte. Dieses lautete dahin, daß der Secretär des Freiherrn die Frage gestellt und dem Portier den Auftrag gegeben habe, durch Eli Näheres über Mattendorf und dessen Einwohner zu erfahren, denn es scheine als interessire sich der Herr Baron selbst für den Ort und dessen Verhältnisse. Eli verstummte einen Augenblick und erröthete leicht: dann aber fuhr er mit wenig überwachtem Feuereifer heraus, daß es vielleicht gut wäre, wenn er den Herrn Secretär oder Seine Hochwohlgeboren, den Herrn Baron, selbst sprechen und über alles Erwünschte aufklären würde? Denn er wisse und kenne Alles in Mattendorf, Personen und Verhältnisse, Zahl der Einwohner, Werth und Schuldenstand der Steuerobjecte, Viehstand und Erträgnisse, Zahl der Kinder in jedem Alter. Der Portier, so sehr er in seiner Unterhaltung mit Eli dessen klettenartige Zuthunlichkeit gerne leiden

mochte, fürchtete doch, ihn mit dem Herrn Secretär, der das Vertrauen des Barons in hohem Grade besaß, in persönliche Berührung kommen zu lassen und suchte Eli damit zu beruhigen, daß vorläufig er dem Secretär die gewünschte Auskunft geben wolle und dann beschlossen werden möge, was weiter zu thun sei? Eli schien damit einverstanden und empfahl sich — hatte aber kaum die Hauptfronte des Palais im Rücken, als er in eine Nebengasse einbog und durch eine kleine Pforte, über welcher „Kanzlei" stand, in das Palais zurückkehrte. Eine Wendeltreppe führte ihn nach dem zweiten Stockwerke, wo sich die Kanzlei des Freiherrn befand. „Warum durch Mittelspersonen mit hochmögenden Personen verkehren?" dachte er lächelnd und vor der Kanzleithüre ein wenig verschnaufend, „wenn man sich selbst Zutritt zu diesen verschaffen kann?" Nach einer Pause klopfte er, und trat ein, ohne ein „Herein" abzuwarten. In der Kanzlei befanden sich drei auf Bescheid wartende Personen, der Secretär selbst verweilte im anstoßenden Gemache, offenbar, um sich von dem Herrn Baron Instructionen zu holen. Jetzt öffnete sich die Thüre dieses Gemachs, der Secretär wollte heraustreten, wurde aber durch einen Zuruf veranlaßt, sich in das Gemach zurückzuwenden, wo eine eigenthümlich zerschlissene, wie in Fett prodelnde Stimme ihm noch Einiges mitzutheilen hatte. Diesen Augenblick benützte Eli, vorzutreten und einen neugierigen Blick durch die halboffene Thüre zu werfen.

„Mattendorf, wie es leibt und lebt!" sagte er halblaut, nachdem sein Blick über eine Wand voll Bilder in prachtvollen Goldrahmen hingeflogen war; eine Landschaft, die in der That Mattendorf mit Umgebung darzustellen schien, hing über einem Divan von goldgelber Seide.

„Ist das Mattendorf?" fragte Eli in zudringlich-gemüthlichem Tone den heraustretenden Secretär, der befremdet aufsah und die Hand mit einem Packet Briefe und Depeschen hinter dem Rücken barg, als besorge er, daß der Fremde sie ihm in gemüthlicher Zudringlichkeit aus der Hand nehmen und durchsehen könnte.

„Mit wem hab' ich die Ehre?" fragte der Secretär etwas barsch; worauf Eli, gar nicht eingeschüchtert, bekannt gab, daß er in Mattendorf zu Hause und ein Freund des im Palais Seiner Hochwohlgeboren, des Herrn Barons, durch die Deichsel des Herrn Barons Wendelstein-Arnthal „niedergestößenen" Leopold Tartele sei und komme, um Seiner Wohlgeboren, dem Herrn Secretär, wie Seiner Hoch- und Wohledelgeboren, Freiherrn v. Fürnhag, die gewünschte Auskunft zu geben über Mattendorf und Umgebung, über Einwohner und Viehstand, Besitz- und Steuerobjecte, sowie über — —

Der Secretär unterbrach ihn mit der Frage, woher er wisse, daß man über diese Dinge Auskunft haben wolle?

Eli erwiderte frischweg:

„Soll ich dem Portier nicht trauen, dem beeideten Diener des Herrn Baron?"

Der Secretär machte eine Wendung nach dem Schreibtisch, ein Lächeln schwebte um seinen Mund und er sagte mit freundlicherer Stimme: „Setzen Sie sich, Herr Maier, wir haben dann Einiges zu reden!"

Eli nahm Platz und der Secretär fertigte die wartenden Personen ab, worauf er Eli an den Schreibtisch winkte und fast vertraulich sagte:

„Ja, Herr Maier, der Baron v. Fürnhag interessirt sich für Mattendorf, was ich aus mancherlei Bemerkungen entnommen habe. Und das ist ganz natürlich; denn der Herr Baron ist in Mattendorf geboren!"

„Der Baron?" fuhr Eli heraus, „aber in Mattendorf gibt's keine Familie, die Fürnhag heißt und von Adel ist!"

„Darauf käme es nicht an", meinte der Secretär „und ... nennen Sie übrigens von Haus zu Haus die Namen der dort lebenden Familien und Personen" —

Eli war rasch am Werk der Herzählung und beobachtete scharf die Mienen des Secretärs, der bei dem Namen „Pamperl" leise zuckte und nach dem Fenster blickte.

„Sie zucken, Herr Secretär?" sagte Eli herausfahrend.

„Nur weiter — weiter", drängte der Secretär ausweichend, „es ist wichtig, daß die Namen Mattendorfs alle genannt werden!"

„Warum haben Sie gezuckt beim Namen Pamperl?" wiederholte Eli, seine Blicke förmlich mit Widerhaken in die Mienen des Secretärs bohrend.

Dieser lehnte mit der Hand eine Antwort ab und sagte ernst und trocken: „Fahrt fort, die Namen zu nennen — oder laßt es auch sein, da die Sache ja doch von keinem Belang ist!"

„Haben Sie nicht selbst gesagt, Euer Wohlgeboren, daß es von Wichtigkeit ist?" sagte Eli und setzte die Herzählung der Namen Mattendorfs fort. Während des Zählens dachte er wiederholt: „Soll mich Gott strafen, wenn der Name Pamperl nicht soll was bedeuten" — und als er mit den Namen zu Ende war, ohne daß der Secretär seine gleichgiltige Miene veränderte, dachte er:

„Er hat nicht mehr gezuckt — Pamperl muß also was bedeuten!"

Der Secretär stand auf, dankte für die Bemühung und bemerkte:

„Wir sprechen vielleicht noch von der Sache — sagen Sie mir Ihre Wohnung —"

Eli war gerne bereit mitzutheilen, daß er bei seinem Freunde wohne, der verunglückt ist im Palais des Herrn Barons v. Fürnhag durch die Deichsel des Herrn Barons v. Wendelstein-Arnthal und bat, der Herr Secretär möge auch an seinen Freund denken, dessen Unglück immer neue

Uebel erzeuge, es seien jetzt auch Spuren von Lungentuberculose vorhanden!

Der Secretär versicherte, des Freundes gedenken zu wollen und setzte sich zurecht, seine Arbeit fortzuführen.

„Warum Sie gezuckt haben — soll ich's erfahren?" fragte Eli, sich zum Gehen anschickend.

Der Secretär lachte und erwiderte: „Nächstens! Nächstens!"

„Und was soll er bedeuten — der Name Pamperl?"

„Nächstens, nächstens", wiederholte der Secretär, stand auf und schob den Frager förmlich zur Thüre hinaus . . .

* * *

„Er hat bei dem Namen Pamperl gezuckt", wiederholte Eli, die Treppe hinabgehend; für einen Mann, wie Eli, gab es von da an keinen Zweifel mehr, daß bei diesem Namen die Wurzel des freiherrlichen Stammbaumes zu suchen sei; und daran hielt er mit einer Zähigkeit fest, die nur zu vergleichen war mit dem fanatischen Eifer seiner Spürkraft, die er nun in Thätigkeit setzte.

Jede Minute, die ihm Geschäfte und Sorge für den Freund übrig ließen, benützte Eli zu Forschungen nach der Abstammung des Freiherrn v. Fürnhag und er befleißigte sich bei allem zudringlichen Eifer einer Vorsicht und Klugheit, die alles Lob verdiente.

Im Adelsamt, wo die Standeserhöhungen ausgefertigt werden, kam er trotz aller devoten Form der Nachfrage über den ursprünglichen Namen des Freiherrn recht übel an. Bei der Polizeibehörde gerieth er beinahe in Verdacht eines Schwindlers, der nicht ohne verdächtige Gründe nach einem Namen forschte, der in Folge der Nobilisirung für immer beseitigt war. Erst an der Börse, der schlimmen Börse, gerieth er an einige Jobber, die selbst etwas Bescheid wußten und wichtige Personen auszuforschen Gelegenheit hatten. Das erste bedeutsame Wort fiel bei dem Jobber Pinkle, der bei der Frage nach dem Freiherrn v. Fürnhag mit dem nur an der Börse üblichen ironischen Tone ausrief: „Ah, der Pamperl-Baron!"

„Warum Pamperl-Baron?" fragte Eli fast erschreckt vor Entzücken.

„So hieß er vor fünfzehn Jahren", erwiderte der Jobber, „die Börs hat ein gutes Gedächtniß für alte Schäden neuer Barone."

„Dann weiß man auch, wo er herstammt?" forschte Eli weiter.

„Seit er Börsen-Baron ist, heißt man Curse, die nicht vor und zurück wollen, Mattendorfer!" lachte der Jobber.

Eli erröthete und trocknete die Hand, die zu schwitzen begann, dann bat er unter Hinweis auf eine schöne künftige Belohnung um nähere

Forschungen, die der Jobber auch andern Tages bei einem seiner wohlwollenden und dem Baron v. Fürnhag sehr übel gesinnten Börsenmann mit großem Erfolg anstellte.

Darnach hieß Baron v. Fürnhag von Hause aus wirklich Pamperl, hatte anfangs der Aufschwungsjahre in Baugeschäften und später im Börsenspiele großes Vermögen erworben und ward, keine Opfer scheuend, in den Adelstand erhoben, wobei in dem Pampellino nur noch eine verschämte Andeutung des Stammnamens Pamperl belassen wurde.

Einmal im Besitze dieser Geheimnisse, fiel es dem Eli nicht schwer, auch über die weitern häuslichen und persönlichen Verhältnisse des Freiherrn Aufschluß zu erhalten, die in der Hauptsache dahin klargestellt wurden, daß Freiherr v. Fürnhag über sieben Millionen Gulden besitze, niemals verheiratet gewesen sei und außer allem Verdacht stehe, Famlie oder Nachkommenschaft zu besitzen oder besessen zu haben . . .

Mit diesen Errungenschaften ausgestattet, eilte Eli nach der Kanzlei des Freiherrn v. Fürnhag und berichtete dem Herrn Secretär nach den einleitenden Worten: „Weiß ich nun, warum Sie haben gezuckt“ — Alles, was er wußte!

Der Secretär schien etwas betroffen und versuchte dies unter ruhigem Lächeln zu verbergen, allein Eli kehrte sich nicht an solche diplomatische Nothbehelfe und ging auf das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, im Sturmschritt los.

„Weiß ich nun,“ fuhr er heraus, „er stammt aus Mattendorf, der Herr Baron; er war einer der Pamperl von dort, daher Pampellino von. . .; auf sieben Millionen und drüber wird er geschätzt in seinem Vermögen, der Herr Baron; er war niemals verheiratet und hat weder Kind noch Kegel, der Herr Baron, er geht an die zweiundsiebzig Jahre und ist niemals dem Opferstock der Kirche nahe gekommen — ist die Frage, soll der einzige noch lebende Verwandte in Mattendorf nicht angehen wie ein Licht und aufgehen im Bereich der Erbschaft? . . . Hochwohlgeboren, Herr Secretär! Bedenken Sie! Kann das ein Verdienst und Geschäft werden? Wird der Baron-Neffe für unsere Vermittlung nicht erkenntlich sein? Topp! Schlagen Sie ein, Euer Wohlgeboren! Zetteln wir's an! Führen wir's 'naus!“

Das Lächeln des Secretärs war einem ernsten Nachdenken gewichen; er ließ sich am Schreibtisch nieder und sagte nur vor sich hin:

„Berichten Sie Näheres über den Neffen des Barons.“

Eli war nicht säumig, über den Binder-Poldl ausführlich und rühmlichst Nachricht zu geben, wobei er die Sonderlichkeiten im Charakter der Pamperle nicht verschwieg; — selbst daß der Neffe des Freiherrn „Karnalles“ (von „Alles können“) genannt wurde, mußte der Secretär wissen.

„Sie zucken wieder?“ schloß Eli, da er ein Lächeln um die Mundwinkel des Secretärs zu bemerkten glaubte.

„Gilt nur dem originellen Spitznamen,“ bemerkte der Secretär und fuhr dann ernsthaft fort:

„Wird sich der Herr Baron dieses Neffen erinnern?“

„Was soll er sich nicht erinnern?“ sagte Eli lebhaft: „Sind sie doch einmal mit einander in's Wasser gefallen!“

Der Secretär lächelte wieder und sagte dann: „Wer hat den Andern gerettet?“

„Der Baron den Neffen!“

Der Secretär dachte nach und bemerkte dann:

„Gut. An der Sache ist Etwas; — bringen wir den Neffen in Erinnerung; — stellen wir ihn dem Freiherrn vor — gelegentlich der Audienzen, die Baron v. Fürnhag gibt. Das ist das Erste und Nothwendigste! Ich will indessen meine Vorbereitungen treffen! Berichten Sie mir, wann Sie den Neffen hieher bringen!“

„Was braucht es vorher berichten?“ fuhr Eli siegesgewiß heraus: „Führ' ich ihn an den Hörnern wie einen eigensinnigen Zugstier auf den Jahrmarkt . . . Wird er in vierzehn Tagen recht kommen?“

„Ganz recht,“ erwidert der Secretär: „Freitag ist immer Audienz — ich habe die Leute vorzustellen — und nach der Audienz will der Freiherr wissen, was den Vorgestellten gewährt werden soll . . . Der Neffe soll die Reise nicht umsonst gemacht haben! . . .“

Eli hatte sich die Sache offenbar zu leicht gedacht bei dem Versprechen, den Poldl an seines Eigensinns Hörnern nach Wien zu führen. Schon nach der ersten Unterredung mit „Karnalles“ mußte er dem Herrn Secretär berichten, daß „der Stier von Uri,“ wie er den jungen Binder nannte, seines Eigensinns Hörner wetze und wohl erst in vier Wochen nach Wien zu führen sein werde; aber nach vier Wochen war die Verlegenheit Eli's nur noch größer geworden, er war gezwungen, einzugestehen: daß der Millionenneffe nicht von der Stelle zu bringen sei. Nach acht Wochen übermittelte Eli dem Secretär mündlich die Nachricht, daß Poldl seinen Bitten, Thränen und Schwüren beharrlich widerstehe und rundweg verweigere, den Millionen des Oheims einen Schritt entgegenzugehen!

Der Secretär, welcher bereits Einleitungen beim Freiherrn getroffen hat, war verstimmt und sagte nur kurz: „die Millionen können es auch ruhig abwarten — thut mir nur leid um Euch, Herr Maier, Ihr solltet bei der Gelegenheit auch nicht leer ausgehen!“

Das war die letzte Unterredung gewesen. Eli kehrte in verzweiflungsvoller Aufregung nach Mattendorf zurück — um noch einen letzten

Ueberredungsversuch zu machen; — mit welchem Erfolg, haben wir gesehen. Die Mattendorfer Deputation an den Freiherrn war die einzige Frucht seiner Findigkeit und Bemühung und sie kam zu Stande. Eli wurde zum Führer und Redner gewählt und am letzten Juli, mitten in der Nacht, machte die Deputation sich auf den Weg. Es geschah sehr geheimnißvoll; Niemand außer den Theilnehmern hatte eine Ahnung von dem eigentlichen Zweck der Reise ...

* * *

Nach kurzem Marsche hatte die Deputation das Föhrenwäldchen in der Nähe von Mattendorf erreicht und hielt dort auf Wunsch des ersten Gemeinderaths, der sich seine Pfeife anzünden wollte, einige Augenblicke inne; einige Zündhölzchen flammten nach einander auf, da auch die Begleiter des Gemeinderaths ihre Pfeifen hervorgeholt hatten; die Gesichter der Deputation leuchteten einige Secunden grell aus der dunklen Nacht hervor und verschwanden wieder; worauf die Schritte der Wanderer eintönig durch Finsterniß vernehmbar wurden.

Das Aufleuchten der Feuerhölzchen hatte auch die Umrisse einer Männergestalt, die an einem Baum in der Nähe lehnte, flüchtig erhellt. Die Gestalt kam, als die Schritte der Wanderer bereits aus einiger Entfernung hörbar waren, sachte in Bewegung und trat mit bedächtigen Schritten jetzt auf die Straße herab. Alsbald leuchtete auch hier ein Feuerhölzchen auf, um eine Pfeife anzuzünden, und erlosch nach wenigen Augenblicken wieder; aber das Gesicht des Mannes, der sich seine Pfeife angezündet hatte, war in der Nähe von einem Augenzeugen gesehen und — wie dieser glaubte — erkannt worden. Ein Ruf des Staunens scholl durch die Nacht; ein Name wurde genannt — aber eine Antwort erfolgte nicht und die angerufene Gestalt war mit einem Male wie vom Erdboden verschlungen ...

„Alle guten Geister steht mir bei!“ sagte nach einer Pause die Stimme, welche den Ruf des Staunens ausgestoßen hatte: „Lebt er und ist gesund oder geht er verstorben um in zweierlei Gestalten?“

Es war der Feldner, der so sprach. Er hatte Tags zuvor in einer Proceßsache bei Amt zu thun, wurde bis gegen Abend hingehalten und kehrte so verspätet nach Mattendorf zurück.

Die flüchtig erschienene und jählings im Dunkel der Nacht wieder verschwundene Gestalt hatte so mächtig auf ihn gewirkt, daß er eine Weile wie gelähmt stehen blieb, am ganzen Leibe bebte und erst nach langer Pause die Sprache wieder fand.

„Ist er's? Ist er's nicht?“ sagte er endlich etwas gefaßter, indem er starren Auges nach der Stelle blickte, wo die Gestalt wie ein Nebelbild in

der Nacht verschwunden war. „Daheim liegt er in den letzten Zügen, wie man gestern sagte — und da geht er um wie er leibt und lebt — aufrecht und gesund — frisch und guter Dinge! ... Karnalles!" fuhr er nach einer Weile bebend fort: „Bist Du's, so erschein' mir wieder und sag' was Dich herführt aus dieser oder jener Welt! Sag' an, was Du Wunderlich's zu künden hast!"

„Karnalles," erwiderte das Echo deutlich; aber eine Antwort des Angerufenen erfolgte nicht ...

Nun war's an Feldner, sich mächtig aufzuraffen und den Rest des Heimwegs hastig anzutreten. Schaudernd gedachte er der Sagen, daß kurz vor dem Tode die Seelen der Sterbenden wie versuchsweise sich von dem erstarrenden Körpern lösen und, insbesondere gegen Mitternacht, umwandeln und Menschen erscheinen. Sie kehren dann nochmals, aber nur kurze Zeit, in den verlassenen Leib des Sterbenden zurück und warten mit Ungeduld die letzte Stunde ab und die ewige Erlösung aus den Banden des Fleisches ...

„Ist dem so," dachte Feldner, Mattendorf betretend, „so habe ich die Seele des Karnalles vor ihrem Abschied umwandeln seh'n; dann kann ich prophezeihen, daß er stirbt, daß es heut noch aus und Amen mit ihm ist!"

Am Dorfbrunnen begegnete Feldner dem Nachtwächter, der gerade zwölf Uhr ausgerufen hatte. Seine erste Frage war nach flüchtigem Gruß: „Was hört man vom kranken Binder-Poldl?" Der Nachtwächter deutete mit der Hand: „Aus!" und sagte nur: „Wird den Morgen schwerlich mehr erleben!" Feldner neigte sich vertraulich gegen das Ohr des Nachtwächters und sagte mit dumpf-schauerlicher Stimme: „Will's glauben — seine Seele geht schon um!" Der Nachtwächter rief zurück: „des Poldl's Seele?"

„Des Poldl's Seele — eben ist sie mir begegnet! ... Kannst getrost Jedem sagen, mit dem Morgenläuten läutet man ihm heim! ..."

Der Nachtwächter machte die Runde schneller als sonst und vermied es, dem Binderhause näher zu kommen; er schauderte bei dem Gedanken, daß ihm Poldl's wandersüchtige Seele begegnen könnte. „Morgens hat er ausgerungen," dachte er: „Ist er ganz hinüber, werd' ich meinen Rundgang leichter machen!" Er wollte bis zum Morgenläuten wach bleiben, um zu erfahren, ob die Glocke wirklich der Seele des jungen Binders das übliche Geleite ins Jenseits gebe; allein er wartete und horchte vergebens. Die Glocke rief zum Morgengebet — aber damit schloß sie ab und klang nur aus wie an einem gewöhnlichen Morgen ...

Karnalles war also noch nicht todt. Das war aber noch nicht Alles. Am frühesten Morgen schon wußten viele Leute, daß es dem jungen Binder besser gehe. Mittags erzählte die Regerl sogar, daß ihr Mann noch im Laufe des Tages versuchen wolle, das Bett zu verlassen. In der That sah

man den eben noch Todtkranken einige Stunden in der Stube verweilen, andern Tags schon leichtere Arbeiten versuchen — und während der folgenden Tage in der Werkstätte wieder alle üblichen Arbeiten verrichten.

Feldner, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, am vierten Tage den Karnalles aufzusuchen und ihm sein schauerliches Abenteuer mit der wandernden Seele mitzutheilen, hörte den vom Sterbebett kaum Erstandenen hinter seiner Bretterwand sogar eines seiner lustigen Lieder singen. In die Werkstatt selbst tretend, blieb er gar vor Erstaunen eine Weile wortlos stehen; statt Einem, von Krankheit und Schmerzen arg Mitgenommenen, saß Karnalles frisch und wohlauf vor ihm, seine Arbeit kräftig führend und, wie es schien, aufgeräumter als je. Feldner gab seinem Erstaunen Ausdruck und rückte dann, auf einen umgestürzten Graskorb sich niederlassend, mit seinem schauerlichen Abenteuer heraus. Karnalles hörte ruhig zu, indem er in seiner Arbeit fortfuhr; dann pfiff er einen langen einförmigen Ton vor sich hin und bemerkte, wie erstaunt aufblickend:

„Alsdann — meine Seele hast Du geseh'n!"

„Wirklich und wahrhaftig!" bekräftigte Feldner.

„Und mir hat sie ähnlich geseh'n oder ich ihr?"

„Mir war's als hätt' ich Dich geseh'n!"

„Wie wär' ich Armer um Mitternacht aus Bett und Haus gekommen?"

„Das ist's ja; — d'rum muß es Deine Seele gewesen sein!"

„Und in meinen Kleidern, wie ich da bin, ist sie erschienen?"

„In Deinen Kleidern —" bestätigte Feldner kurz und düster.

„Alle guten Geister steht uns bei! — Wer hat ihr das erlaubt?" rief Poldl wie betroffen und in seinen Schelmenaugen blitzte es hell auf.

Feldner wurde etwas stutzig und sagte dann: „Was ist Seelen nicht möglich, die aus den Banden des Leibes sind?"

„Ich bitt' mir's aus," fuhr Karnalles fort: „Nachtschlafend mir's Gewand wegnehmen — draußen damit im Freien herumkassaten und die Leut' erschrecken — das meld' ich dem Untersuchungsrichter!"

Feldner sah verblüfft d'rein, dann sagte er: „Nehm' solche Dinge nicht leicht, Karnalles; man kann sich leicht versündigen! . . ."

Und um sich durch die Fortsetzung des verfänglichen Gespräches nicht selbst zu versündigen, brach Feldner eilfertig ab und dankte weitereilend Gott, daß er kein so leichtfertiges Gemüth habe wie dieser Binder-Poldl, genannt Karnalles! . . .

* * *

Und es geschah, daß die Deputation wohlbehalten in Wien angekommen war und schon am nächsten Tage bei Freiherrn v. Fürnhag zur Audienz zugelassen werden sollte . . .

Schon um sechs Uhr Morgens hatten die drei Männer aus Mattendorf ihr Lager verlassen und in einem Kaffeehause ihr Frühstück genossen. Die Erregung und Erwartung wuchs mit der vorrückenden Stunde und man verfiel nach längerem Rundgang durch die vielbewunderten Straßen auf die sehr angenehme Idee, in einer Restauration ein zweites Frühstück: „Bier mit Etwas dazu" sich als kleine Belohnung zu bewilligen und sich so für den großen Augenblick doppelt zu stärken.

Um acht Uhr war auch diese Stärkung vollzogen und die Deputation berieth mit rothen Stirnen und Gesichtern, wie die Zeit bis elf Uhr, wo sie empfangen werden sollte, angenehm hinzubringen sei?

„Besehen wir uns die Stadt von der andern Seite," meinte der erste Gemeinderath und lachte, daß ihm die bierseligen Augen aus dem Kopfe traten — „und wenn wir müde sind, setzen wir noch etwas Wein und ein paar Stamperln Kümmel d'rauf, so werden wir die richtige Fassung zur Audienz erlangt haben!"

Eli-Maier rieth zur Mäßigkeit vor dem feierlichen Moment, damit alles in Ehren und Würden vorübergehe, folgte aber, da er auf den Rath des am Abend zuvor besuchten Secretärs bei der Audienz keine Ansprache halten durfte, den Männern aus Mattendorf in ein unterirdisches Wein- und Spirituosenlocale und setzte in der festen Erwartung eines guten Erfolgs der Audienz gegen seine Gewohnheit ordentlich Wein auf das früher genossene Bier. „Das Geschäft wird's tragen," sagte er lustig werdend: „Hab' ich nicht gesägt: warum zucken Sie, Herr Secretär?"

Der dritte Deputirte wollte Auskunft über die Bedeutung dieser Frage erhalten, wurde aber durch den Gemeinderath unterbrochen, der nach einem Bilde blickte, das ihm gegenüber an der Wand hing und einen höchsten Staatswürdenträger in Uniform mit vornehmsten Orden darstellte. Der Staatswürdenträger war Niemand Geringerer als der damals so berühmte Staatskanzler Fürst Metternich.

„Wenn ich's verrathen soll," meinte der Gemeinderath, das Bild mit unverwandten, etwas schwimmenden Blicken betrachtend: „so denke ich mir den Herrn Freiherrn v. Fürnhag ganz so wie diesen frühern Allmächtigen — kannst froh sein, Eli, daß Du keine Anrede an ihn zu halten hast!"

Eli nickte und griff nach der Schrift, die aus der Brusttasche weit herausragte; sie enthielt Alles und mehr, was Eli dem Herrn Baron hätte vortragen wollen. Auf den Rath des Secretärs sollte bei der Audienz nur diese Schrift überreicht werden, das Weitere wollte der Secretär selbst zum Vortrag bringen . . . „Da kann's uns an der nöthigen Ruhe und Fassung nicht fehlen," meinte der Gemeinderath und ließ sich auf's Neue einschenken; und Eli meinte eine Art Pflicht zu erfüllen, wenn er sein Glas erhob und

auf den Herrn Baron wie auf dessen Erben daheim anstieß. Der Toast wurde mit Festigkeit ausgebracht, obwohl die Zunge schon etwas schwankend geworden.

Diesem Toast folgten noch andere — des Gemeinderaths — auf Eli, Eli's auf diesen Letzteren, den würdigen Vertreter Mattendorfs und seiner Interessen, wobei der Wein in unvorsichtigen Zügen in's Mitleid gezogen wurde.

So war es zehn Uhr geworden.

Eli, als Führer der Deputation erinnerte, daß nun höchste Zeit sei, nach dem Palais des Freiherrn v. Fürnhag aufzubrechen und bedrängte seine angeheiterten Begleiter lebhaft, ihm zu folgen. Der College des Gemeinderaths stand auf und zahlte seine Zeche. „Bravo," sagte er, etwas unsicher auf den Beinen: „Ich freu' mich wirklich, unsern hohen Landsmann-Bruder zu seh'n!" Er mußte sich aber gleich wieder setzen, indem er zu bemerken glaubte, daß die Freunde mit Tischen und Stühlen um ihn herumwandeln.

Eli gewahrte das kaum, als er mit Heftigkeit ausrief: „Das fehlte uns!" und sich, wenn auch vergeblich bemühte, den Unglücklichen wieder aufzurichten.

„Das fehlt uns auch," sagte der Gemeinderath und glaubte ebenfalls an den Rundgang der Freunde und Stühle um ihn herum; selbst der hohe Staatsmann an der Wand schien sich den Freunden anzuschließen und höchst vornehm aus dem Rahmen heraus und nach dem Ofen hinzuschweben.

„Nur ein wenig verschnaufen," meinte der Gemeinderath lächelnd und sich bedachtsam auf seinen Stuhl niederlassend: „Nur ein bissel eintippen — und alles geht wieder seinen regelrechten Gang!"

Er beugte sich über den Tisch hin und legte den Kopf in beide Hände, während sein College sagte: „So ist's" und dem Beispiele des Herrn Gemeinderath's folgte.

Eli Maier ersah mit Entsetzen die ganze Größe der Gefahr; er sprang von einem zum andern der Unglücklichen, bittend, beschwörend, aufhelfend und nach Fassung ringend.

„Es geht vorbei," sagte der Gemeinderath, den Kopf ein wenig hebend und wieder sinken lassend: „Ein Stamperl Kornbranntwein macht Alles wieder gut!"

Eli wehrte energisch dem weiteren Genuß geistiger Getränke, mußte aber zugeben, daß die beiden Landsleute wenigstens je ein Gläschen Schnaps auf den Wein setzten, wodurch die Krisis akut und die Befürchtung Eli's bestätigt wurde, daß er mit diesen Begleitern bei der Audienz nicht erscheinen könne.

„Da haben wir's! Da haben wir's!“ rief er händeringend und eilte in der Schankstube hin und wieder, während der Zeiger der Wanduhr langsam aber entschieden weiter rückte — von zehn nach elf Uhr hin — der Stunde der Audienz!

Aber nun geschah es auch wieder, daß der findige und energische Eli, wie so oft, plötzlich wieder seinen großen rettenden Moment hatte. Er blieb stehen, starrte vor sich hin — rief den Wirth, dem er die Sicherheit seiner „wackern Landsleute“ empfahl — und eilte, die Sackuhr in der Hand, die Treppe zum Ausgang hinauf und nach der Straße . . .

* * *

Der Secretär des Freiherrn v. Fürnhag ging im Vorgemach des Empfangsaales auf und ab und erwartete die Deputation aus Mattendorf, welche ihm aus mancherlei Gründen wichtig war. Er wurde ungeduldig und zog wiederholt die Taschenuhr zu Rathe, die endlich acht Minuten vor Beginn der Audienz zeigte. Um elf Uhr mußte der Secretär den Baron in den Empfangssaal führen und die dort bereits zahlreich Versammelten vorstellen. Kam Eli mit seinen Mattendorfern nicht in einer der nächsten Minuten — so war der Liebe Mühe vergebens und die wichtige Vorstellung versäumt. Verdrießlich stampfte der Secretär den Boden, während er schneller hin und her ging, schalt in Gedanken den Eli, dessen sonstige Rührigkeit eher hätte befürchten lassen, daß er lange vor der Audienz durch sein Erscheinen unbequem werden würde. Da — zwei Minuten vor elf Uhr — wurden Schritte von der Treppe her vernehmbar, der Secretär eilte nach der Thüre, um noch einmal nachzusehen — richtig — er war's der so ungeduldig Erwartete — Eli mit zwei Männern, welche als Deputation vorgestellt wurden.

„Sie haben wohl schon gezuckt, Herr Secretär?“ stieß Eli aufgeregt und verwirrt heraus — „aber da sind wir, die Deputation aus Mattendorf —“ und zog die zwei Männer hinter sich her.

Der Secretär winkte zu schweigen und führte Eli rasch am Arm nach dem Audienzsaal, wo er ihn nebst den Begleitern an einen bestimmten Platz stellte, dann nach der entgegengesetzten Seite des Saales eilte und hinter einer Tapetenthüre verschwand . . .

Eli, erhitzt und den Schweiß trocknend, wendete sich erst gegen seine Begleiter, zwei noch rüstige Männer mit grauen Bärten, wiederholte ihnen seine Weisungen und hielt dann Rundschau in dem prachtvollen Saale.

Es war eine seltsame Versammlung von Bittstellern aus allen Ständen, die im Halbrund durch die ganze Länge des Saales einzeln oder in Gruppen aufgestellt war. Sehr ärmlich Gekleidete neben Solchen, die

wohlgenährt aussahen und nach der neuesten Mode gekleidet waren, standen in bunter Reihe und den Meisten sahen gefaltete Bittschriften aus den Brusttaschen oder sie hielten dieselben bereits in den Händen.

Eli zog jetzt ebenfalls sein Huldigungsdocument von Mattendorf und Umgegend aus der Tasche und wollte eben einen Blick darüber werfen — als ihn ein Geräusch aus einiger Entfernung aufmerksam machte; — die Tapetenthüre war aufgegangen und herein trat durch dieselbe Freiherr v. Fürnhag, begleitet von seinem allmächtigen Geheimsecretär . . .

Eli's Blicke verriethen ein äußerstes Erstaunen. Das war nicht der Freiherr v. Fürnhag, wie ihn seine Phantasie dargestellt hatte oder auch nur ähnlich der vornehmen Erscheinung des Fürsten Metternich auf dem Bild im Weinlokale; das war eine Merkwürdigkeit — „die man sehen muß, um es zu glauben!" dachte Eli, indem seine Blicke unentwegt auf der Erscheinung ruhten.

Hochgewachsen, übermäßig fettleibig, einen kugelrunden aufgedunsenen Kopf mit winzigen starren Schweinsäugelchen auf dem gedrungen-massigen Nacken, erschien der Herr Baron wie ein nach der neuesten Mode gekleideter Automat, der nur fähig ist, mit bedächtig kleinen, auf bevorstehende Schlagflüsse hindeutenden Schritten seinem Führer — dem Geheimsecretär — zu folgen. Die Stimme, welche während des Rundgangs nur hie und da eine halb verständliche Frage stammelte, klang zerschlissen und wie siedendes Fett brodelnd.

„Habe gehört diese Stimme im Cabinet der Kanzlei, wie sie gerufen hat den Secretär," dachte Eli, als der Baron in den Halbkreis getreten war und an die erste Gruppe der Bittsteller die höfliche Frage: „Was schafft mir die Ehre?" gerichtet hatte.

Dieselbe Frage wurde der Reihe nach an jede Person oder Gruppe gerichtet, worauf die Gesuchsteller unter ehrerbietiger Verneigung ihre Bittschriften übergaben und der Secretär Tag und Stunde bezeichnete, wo der Bescheid auf das Ansuchen in der Kanzlei erfolgen werde.

„Auch nur thun, was die Andern thun," flüsterte Eli seinen Begleitern zu und machte ihnen eine tiefe Verbeugung vor, als der Baron mit seinem Führer näher und näher kam.

Hierauf nahm Eli das aus der Brusttasche gezogene Schriftstück in die andere Hand und hielt es, ohne es nochmals zu besehen, zur ehrfurchtsvollen Uebergabe bereit.

„Verschafft mir die Ehre?" brodelte endlich auch Eli gegenüber die übliche Frage und Eli überreichte dem Secretär die Schrift, indem er sich verneigte und zugleich mit seinen Ellenbogen die Begleiter anstieß, dasselbe zu thun.

Die Verneigung der Begleiter erfolgte in etwas verlegen-steifer Weise und der Secretär übernahm es, in sehr bedachten freundlichen Worten dem Freiherrn nahe zu legen, daß dies die angekündigte Deputation aus Mattendorf am Gebirge sei, die komme, im Namen der Bevölkerung ihre Huldigung darzubringen für das Wohlwollen, das der Herr Baron für Mattendorf und Umgegend so gütig hege und bethätige.

„Hat der Lustige geplaudert?" fragte der Baron dazwischen und sein Gesicht rundete und röthete sich ebenso schnell in seltsamer Freude, als es in seine gewohnte starre Ruhe wieder zurückfiel.

Der Secretär schien der Absonderlichkeit keine Beachtung zu schenken und hob nur die übernommene Zuschrift ein wenig, indem er bemerkte:

„Hier sind wohl einige Wünsche verzeichnet, darüber ich dem Herrn Baron zu berichten mir erlauben werde!"

Diese Worte waren noch nicht ganz gesprochen, als bereits bei der nächsten Gruppe wieder die brodelnde Frage gestellt wurde: — „Verschafft mir die Ehre?"

Der Secretär sagte nur noch rasch und vertraulich zu Eli: „Um drei Uhr Nachmittags auf meinem Bureau" — und eilte dem Herrn Baron nach, um bei der nächsten und den folgenden Gruppen die Bittschriften abzunehmen und entsprechenden Ansprachen zu halten . . .

Eli verließ mit seinen zwei Begleitern den Sprechsaal, wie das Palais des Freiherrn und begab sich unverweilt nach der Weinkneipe, in welcher die Landsleute aus Mattendorf eben erwacht und nicht wenig erstaunt waren, sich in Dienstmännerröcken und mit entsprechenden Mützen zu entdecken.

Lachend rief ihnen Eli bei seinem Eintritt entgegen:

„So, das wäre glücklich besorgt! Die Audienz ist vorüber und herrlich ausgefallen! Alles steht gut!"

Zu den Dienstmännern fuhr er fort: „So, meine Lieben, nehmt Euere Uniformen wieder und gebt meinen Freunden ihre Röcke und Hüte zurück! — Hier Euer Honorar!"

Damit stellte er die Dienstmänner für ihren Statistendienst zufrieden und wendete sich dann zu den verblüfften Freunden, denen er zugleich zurückgab, was in ihren Taschen gefunden worden:

„Ihr staunt? Ihr fragt, was vorgefallen ist?" rief er: „Die Audienz ist brillant ausgefallen. Ich hab' Euch Euerem Wein und Schnaps überlassen müssen und mir eine Deputation zusammengestellt aus Dienstmännern, die ihre Sach' recht gut gemacht haben. Auf jetzt! Kommt mit mir in die freie Luft, nehmt euern Verstand und euere offenen Augen mit, ihr sollt getreulich wissen, was ist geschehen!"

Auf der Straße fuhr er fort, indem sein Auge übermüthig leuchtete: „Freunde, das erlebt Ihr nicht wieder in Euerm Leben! Was ist der vornehme Staatskanzler auf dem Bild da drinnen! Denkt ihn Euch größer, schöner, majestätischer, noch mehr voller Orden als den Fürsten Metternich und Ihr habt ihn, wie er leibt und lebt — unsern Landsmann=Baron! — Was für ein Aug' hat er! Welche herrliche Stimme! Man klappt zusammen, wenn er näher kommt und sagt: Verschafft mir die Ehre? Fünfzehn Diener stehen an den Thüren und halten Fackeln! Wo man hin schaut — Gold und wieder Gold uno lauteres Geschmeide!"

Der Gemeinderath biß die Zähne übereinander und stöhnte: „Teufelswein!"

Sein Nachbar ächzte: „Schnaps, du Höllentrank, führ' mich wieder einmal in Versuchung!"

Eli suchte sie zu trösten.

„Laßt, was nicht zu ändern ist! Ihr werdet den Baron noch in Mattendorf sehen; ich hab' ihn eingeladen, uns die Ehre zu erweisen; er hat zugesagt, er will bei seinem Erben Karnalles absteigen und drei Wochen sich verlieben in die geliebte Heimat! . . . Aber," fuhr er fort: „Nehmen wir ein mäßiges Mittagsmahl, fahren wir dann eine Stunde auf dem Ringelspiel im Prater — und holen wir uns dann ein anständiges Douceur bei dem Herrn Secretär des Herrn Baron . . . Ich bin sehr zufrieden!"

Man genoß ein bescheidenes Mittagsmahl, gewürzt durch immer erstaunlichere Mittheilungen Eli's über die Audienz und zog es dann vor, statt in den Prater zu wandern, vor einem Kaffeehause bei schwarzem Kaffee die erstaunliche Unterhaltung fortzusetzen, bis Eli sagte:

„Es ist Zeit, daß ich hole das Douceur beim Herrn Secretär; Ihr dürft Euch nicht sehen lassen, warum, weil Ihr nicht gewesen seid bei der Audienz, man könnte fragen, was wollen diese Männer da, die uns noch gar nicht vor die Augen gekommen?"

Und damit ging Eli nach dem Palais des Freiherrn v. Fürnhag.

* * *

Er trat seinen Weg in größter Heiterkeit an. Sogar ein Liedchen trällerte er, während er gewohnheitsmäßig in allen Taschen suchte und an allerlei Geschäfte dachte. Die Treppe im Palais des Freiherrn v. Fürnhag schien selbst ihr Vergnügen an Eli's Heiterkeit zu haben und beförderte ihn mit einer Behendigkeit vor die Thüre der Kanzlei, daß er kaum wußte, wie er dahin gekommen.

Nun ein kräftiges Klopfen und rasches Eintreten, bevor ein „Herein" erklungen! — es sah aus als wolle sich Eli mit einem cameradschaftlichen

„Servus!“ begnügen, statt den Herrn Secretär, wie früher, in Ergebenheit zu grüßen . . .

Der Secretär saß schreibend an seinem Tische und schien Eli's Eintritt gar nicht zu bemerken. Auf dem Schreibtische lagen, schön gereiht, eine Anzahl Bittschriften und auf jeder derselben lag eine kleinere oder größere Geldsumme.

„Ah!“ dachte Eli, mit scharfem Auge die Bedeutung dieses Umstandes erspähend — „da ist's auch schon, das Douceur für die Deputation von Mattendorf und Umgegend!“

Er trat etwas geschmeidiger gegen den Schreibtisch vor und sagte bedächtig-ergeben:

„Euer Wohlgeboren, Herr Secretär —“

Dieser blickte auf und zog die Uhr.

„Ah, Herr Maier,“ sagte er: „pünktlich, wie immer; gleich drei Uhr!“

Er erhob sich und setzte unerwartet ernst hinzu:

„Sagen Sie mir nur: wo haben Sie heute Ihrem Kopf gehabt?“

„Meinen Kopf, Euer Wohlgeboren?“ fragte Eli etwas betroffen: „Wo soll ich ihn gehabt haben, meinen Kopf, als auf dem alten Standplatz, wie die Fiaker sagen!“

„Das kann nicht sein. Denn was haben Sie mir da für eine Schrift übergeben zu Handen des Herrn Baron?“

Der Secretär hob eine der Schriften vom Tische empor und reichte sie Eli hin.

„Ist das“ sagte er „die Huldigungsschrift oder Adresse, die ich dem Baron überreichen sollte?“

Eli erblaßte und seine Kniee bebten.

„Muß ich mich setzen,“ stotterte er und ließ sich auf einen Rohrstuhl nieder.

Er starrte die Schrift an — eine von seinem Advocaten verfaßte Replik in einer Streitsache mit einem hartnäckigen Gegner. Er hatte sie zu Hause statt der Mattendorfer Huldigungsadresse zu sich gesteckt.

„Und das hat der Herr Baron gesehen und gelesen?“ fragte er nach einer Pause mit schwacher Stimme.

„Gewiß wäre die Schrift dem Herrn Baron zu Gesicht gekommen, wenn ich in meinem Geschäfte so leichtfertig wäre wie der Führer der Deputation aus Mattendorf und Umgegend!“ sagte der Secretär lachend. „Doch, Sie können sich trösten, da die Mattendorfer einen eben so guten Freund an mir haben als Sie, Herr Maier. Ich habe dem Herrn Baron das Papier nur von Weitem gezeigt und einen Inhalt daraus verlesen, wie er gewiß nicht schöner in der Adresse selbst enthalten ist! . . . Den Erfolg

sehen Sie hier" — fuhr er fort, „in den zweihundert Gulden, welche der Herr Baron der Deputation zu bewilligen und anzuweisen beliebte!"

Der Anblick des Geldes riß den armen Eli wie mit electrischer Gewalt auf die Füsse.

„Zweihundert," rief er — „für die Deputation?"

„Reiseentschädigung," erklärte der Secretär.

„Das haben Sie schriftlich, Herr Secretär?"

„Schriftlich; — hier, unterzeichnen Sie als Führer der Deputation die Quittung!"

Eli unterzeichnete mit fieberhafter Hast, als gelte es, einer Lebensgefahr zu entgehen.

„Und können wir jetzt abreisen — mit einem schönen Gruß vom Herrn Baron?" fragte Eli hastig.

„Jeden Augenblick," lächelte der Secretär.

„Und der Deputation gehören die Zweihundert? — Dem Führer etwas mehr?"

„Versteht sich," erwiderte der Secretär und ließ sich wieder nieder.

„Aber —"

„Was noch, Herr Maier?"

„Ist etwa auch gemeint, daß die Armen in Mattendorf..." fragte Eli zögernd.

„Was die Armen in Mattendorf anbelangt," erwiderte der Secretär seine lächelnden Blicke auf Elias gerichtet: „so hat erst vor einigen Tagen ein Mattendorfer einen namhaften Betrag für die Armen mit nach Hause genommen!"

„Ein Mattendorfer?" rief Eli und ein eifersüchtiges Erstaunen erfaßte ihn.

„Ein Mattendorfer," bestätigte der Secretär: „Er war hier — auch als Deputation — aber mehr in eigenen Angelegenheiten. Der Herr Baron hat ihn sehr wohlwollend aufgenommen, besonders da er ihm von einem Jugendabenteuer erzählt hat, wie er beim Libellenfang mit einem älteren Freund in's Wasser gefallen und von diesem tapfer gerettet worden ist. Diese That voll Menschenliebe und Kraft hat den Herrn Baron außerordentlich erbaut. Reich beschenkt und mit einer ansehnlichen Gabe für die Mattendorfer Armen, ist der Solodeputirte vor sechs Tagen von hier abgereist."

Eli erstarrte einen Augenblick, dann rief er außer sich: „Das war Betrug — oder Karnalles!"

„Betrug oder Karnalles?" fragte mit einem Ausdruck lebhaften Ergötzens der Secretär: „Was soll's mit diesem sonderbaren Ausruf?"

Eli war aufgesprungen und sagte am ganzen Leibe zitternd:

„Was es soll mit diesem Ausrufe, Herr Secretär? Das will ich Ihnen schreiben aus Mattendorf. Sie sollen erfahren, was es soll mit diesem wichtigen Ausruf; — hier aber sag' ich nochmals und behaupt' es vor aller Welt und auch Seine Hochwohlgeboren, der Herr Baron, soll es erfahren: — geschehen ist ein Betrug oder hier war unser Pamperl-Binder — der Karnalles!"

* * *

Hatte Eli in der Schilderung seiner Audienz bei Freiherrn v. Fürnhag unter andern freien Erfindungen auch jene vorgebracht, daß er den Freiherrn zu einem Besuch in Mattendorf eingeladen, daß dieser die Einladung huldvollst angenommen und versprochen habe zu kommen und im Stammhause bei Karnalles Absteigquartier zu nehmen, so läßt sich die Ueberraschung ermessen, die Eli erfaßte, als er bei seiner Heimkehr mit der Deputation vom Steinbruch aus die Entdeckung machte, daß das alte Dach des Wohnhauses Poldl's herabgenommen und Zimmerleute beschäftigt waren, ein neues in bedeutender Erhöhung aufzusetzen. „Um Raum zu gewinnen für zwei Oberstübchen," hatte Poldl den Leuten gesagt, die es wissen wollten: „da der Oheim versprochen habe zu kommen und bei mir abzusteigen." Von vielen Leuten wurde die Mittheilung wie Alles, was Poldl sagte, anfangs als Schelmerei belächelt, dann aber ernst genommen, da die Arbeit der Zimmerleute tapfer vorrückte und auf dem starken Unterbau des bescheidenen Hauses sich ein solider Oberholzbau mit glänzendem Schindeldach erhob.

„Eli," sagte der Gemeinderath, neben ihm am Steinbruch stehend: „Ich hab' es Euch nicht glauben wollen, daß der Herr Baron sich herablassen und nach Mattendorf kommen wolle; — das dort — der neue Bau scheint Euch Recht zu geben! Woher aber weiß Karnalles schon, was für Ehre seinem Hause bevorsteht?"

„Er muß es im Traum erfahren haben," sagte Eli, seine Verlegenheit unterdrückend.

„Aber zu dem Bau gehört Geld," meinte der Bürgermeister: „Karnalles muß auch Geld vom reichen Ohm erhalten haben."

Eli faltete die Stirn und dachte, zu Boden sehend: „Hat er die Armen- und Waisengelder angegriffen?" Doch sagte er rasch gefaßt und laut: „Wozu sind wir daheim, als daß wir fragen und Alles erfahren?.."

Die Mittheilungen, welche die heimkehrende Deputation am selben Tage noch erhielt, waren neue Wunder, die den jungen, längst schon unbegreiflichen Binder betrafen.

Zwei Stunden nach der Heimkehr der Deputation, erschien Poldl in der Amtsstube des Bürgermeisters, um zweihundert Gulden als Spende seines Oheims für die Ortsarmen zu erlegen. Der Bürgermeister bestätigte den Empfang des Geldes überrascht und nachdenklich und berief sodann eine Gemeinderathssitzung ein. Den vollzählig versammelten Räthen wurde die Schenkung zur Kenntniß gebracht und eine Danksagung beantragt, welche nach Wien an den hohen Spender selbst gerichtet werden sollte. War damit auch der officielle Theil der Sitzung erschöpft, so blieben die Dorfräthe doch noch lange in vertraulichem Gedankenaustausch beisammen, der, wie sich errathen läßt, den immer räthselhafter werdenden Karnalles betraf.

„Wie war der junge Binder zu dem Gelde für die Armen, zu dem Gelde für den Umbau des Hauses gekommen, da es unzweifelhaft feststand, daß durch die Post keine Geldsendung an Karnalles gekommen und kein Fremder bei demselben gesehen worden war?“ Das war die Frage zunächst, die man aufwarf und erörterte, doch nicht zu lösen wußte.

„Wie war Karnalles überhaupt mit dem reichen Oheim in Beziehung gekommen, nachdem er jeden guten Rath, denselben zu besuchen, zurückgewiesen und zuletzt vierzehn Tage sterbenskrank zu Hause gelegen hatte?“ Das war die zweite Frage, die aufgeworfen und ungelöst wieder bei Seite gestellt wurde.

Daß Karnalles mit Geistern umgehe, zeitweise selbst aus seiner körperlichen Hülle schleiche und Mitternachtswanderungen mache, wie Feldner behauptete, der ihn in der Nacht der Abreise der Deputation am Föhrenwalde gesehen, wollte doch Niemand glauben. Ein Lichtblick durchzuckte das geheimnißvolle Dunkel erst, als der Bürgermeister den Eli zu sich bitten ließ, um ihm vertraulich mitzutheilen, was in der Gemeinderathssitzung verhandelt worden war.

„Was haltet Ihr davon, Maier? Wie kam der Karnalles zu all' dem Geld? Was haltet Ihr von seinem Geisterwandel?“

„Was ich davon halte?“ sagte Eli, etwas bitter lächelnd: „Hab' ich nicht dem Herrn Secretär gesagt: Betrug oder Karnalles?“

„Wie soll ich das verstehen?“ meinte der Bürgermeister verblüfft.

„Was hab' ich von Euerm Geisterwandel!“ fuhr Eli fort: „Legt Euch den in Adel (Jauche) und laßt ihn biegsam werden wie einen Geißelstock und haut dann die damit durch, die an solche Geistergeschichten glauben!.. Betrug oder Karnalles?.. Jetzt sag' ich nur noch: Karnalles!.. Der ist — soll ich selig werden! — nicht krank gewesen; der ist, wo Niemand in sein Haus durfte, nach Wien gereist, ist beim reichen Oheim gewesen, hat dort die Armenspende erhalten und sich selbst die Säcke gefüllt — und wie er heim ist bei Nacht und Nebel, um nicht gesehen zu werden —

ist er ja gesehen worden, wie er leibt und lebt — natürlich, weil er's selbst gewesen ist: der Pamperl-Binder, genannt auch der Karnalles!"

„Ei, Ihr könnt da Recht haben, Maier," sagte der Bürgermeister.

„Kann Recht haben, meint Ihr? Nein, Herr Buchmüller, ich hab' Recht — und darum will ich auch was haben davon!.. Wer hat entdeckt daß in Wien Einer von den Pamperln noch lebt; daß dieser Seine Hochwohlgeboren Freiherr v. Fürnhag heißt; daß dieser Freiherr v. Fürnhag nicht Kind und Kegel, aber sieben Millionen besitzt; daß diese sieben Millionen, wenns richtig angegriffen wird, in die Mehlsäcke eines gewissen Karnalles fließen werden?.. Wer anders hat dieses entdeckt als ich und wer anders hat dem Karnalles den Rath gegeben, zu reisen nach Wien und sich einzuschmeicheln und die Hand hinzuhalten, als ich?.. Nun will ich wieder zu Karnalles geh'n und die Hand hinhalten bei ihm und meinen Lohn eincassiren... Und das wird gleich geschehen! Karnalles ist ehrlich und als ehrlicher Spitzbub wird er mir zahlen, was recht ist!..

Eli erhob sich und machte sich richtig auf den Weg nach Poldl's Hause. Er war in großer Aufregung und raffte sozusagen aus allen Weltgegenden zusammen, was er dem Karnalles sagen, vorhalten und nahelegen wollte. Dabei griff er, wie es seine Gewohnheit war, bald in einen Sack, bald nach rechts und links oder seitwärts aus — und kam erst wieder zu sich, als er, nicht weit vom Binderhaus, plötzlich den dichtbehaarten Kopf eines Knaben zwischen den Fingern hatte.

Es war der Kopf von Poldl's Lehrjungen, der eben ausgeschickt worden war, den Eli zu suchen und in's Binderhaus zu führen.

„Der Meister laßt Euch bitten, Herr Maier, Ihr möchtet kommen und sein Gast sein heute!" sagte der Knabe, seinen Kopf mit einiger Mühe losreißend aus den krampfhaften Fingern Eli's.

„Was sagst Du?" rief Maier erstaunt, nach den zerzausten Locken des Knaben noch einmal fahndend.

Der Knabe entzog sich einer zweiten Gefangennahme und wiederholte die Einladung seines Meisters.

„Sollst brennen in der ewigen Hölle, wenn's nicht wahr ist!" rief Eli und fügte geschmeichelt hinzu: „'s ist ein Geschäft! Ich komme! Ich komme!.."

* * *

Der Binder-Poldl stand bereits vor der Hausthür, als Eli näher kam. Er lächelte diesem freundlich entgegen und hielt einen Brief in die Höhe.

„Ein Brief vom Secretär," sagte er: „Eurem Freund. Er grüßt schön und wird nächstens selbst kommen... Bereden wir das und essen wir einen Löffel Suppe mitsammen."

Eli that etwas bös, aber er folgte in die Stube nnd war sehr erbaut von der Liebenswürdigkeit Poldl's. In der Stube begrüßte auch Poldl's Weib, die Regerl, den Gast gar freundlich und bat, am Tische Platz zu nehmen.

Die Männer setzten sich und Regerl ging ab und zu, um aufzuwarten. „Erst tüchtig essen," sagte Poldl „und dann reden und verhandeln."

Als nach der Suppe ein riesiges Stück Rauchfleisch gebracht wurde, lachte Poldl und sagte: „Erschreckt nicht; das ist für mich! Für Euch kommt was Besseres!" Richtig brachte Regerl einen kostbar bereiteten Rindsbraten und schänkte die Trinkgläser voll.

„Euer Wohl!" sagte Poldl und stieß mit Eli an: „Auf die glückliche Heimkehr der Deputation aus Wien!"

Eli sah etwas verlegen d'rein und erröthete leicht.

„War ein recht guter Einfall," setzte Poldl hinzu und that, als ob er Eli's Verlegenheit nicht bemerkte. „Der Herr Secretär hat mir's geschrieben und noch Allerlei dazu; doch davon später... Jetzt zugreifen!" rief er, zum Essen aufmunternd: „Bei Geschäften seid Ihr rühriger!"

Eli, der thatsächlich Appetit hatte und durch fleißiges Zugreifen auch seiner Verlegenheit etwas zu Hilfe kam, folgte der Aufforderung tapfer; doch konnte er nicht umhin, zu Poldl's letzten Worten zu bemerken:

„'s ist schon recht, rührig sein — nur muß man nicht in Geschäften eines gewissen Millionenerben rührig sein!"

„Zugegeben," sagte Poldl und füllte die Gläser wieder: „Es wird sich erst noch zeigen, ob der Mensch auch immer ist, was er scheint! . . Anstoßen, Herr Maier!"

Eli stieß an und warf dem Karnalles einen schiefen Blick zu, der ein helles, herzliches Lachen verursachte.

„Nun, Regerl," sagte nach einer Pause Poldl: „Herr Maier hat sich am Braten müde gearbeitet und will bei einem Stück Kuchen ausruhen; — herbei damit!"

Regerl ging nach der Küche, brachte einen hochaufgegangenen Kuchen, sagte, ihn auf den Tisch stellend: „So hat er die rechte Wärme — aber nicht schneiden — man muß ihn brechen!"

Poldl hob das Glas wieder und stieß mit dem Gaste an, dann sagte er: „Zugreifen, Herr Maier! Sie sind ein rühriger braver Geschäftsmann — mögt Ihr recht viel Lohn und Dank finden für Eure Mühen!"

Eli zuckte die Schultern, als wollte er sagen: „Lohn von dieser Welt?" und schickte sich an, von dem Kuchen zu brechen.

„Fester zugreifen! Mehr gegen die Mitte hin!" rief Poldl und Regerl lächelte verlegen gerührt.

Eli griff energischer zu, der Kuchen theilte sich wie von selbst und da lag — Eli starrte mit heraustretenden Augen darnach — lag . . . eine Anzahl neuer Banknoten inmitten des Kuchens, eine ansehnliche Summe betragend. . .

„Nun, Eli? Zugreifen! Vom Kuchen essen wir Alle — das Geschenk ist für Euch allein!“

Eli hatte den Schatz von Banknoten behoben und vor sich hingelegt — schwieg aber immer noch und starrte den Poldl an.

„Nicht wahr? Es steht doch noch nicht so arg mit der Dankbarkeit der Welt!“ fuhr Poldl fort: „Das Geld kommt von meinem Ohm: ich hab' ihm vorerzählt von Euren Verdiensten; ohne Euch hätte Ohm und Bruderkind in Ewigkeit nichts von einander erfahren und die Erbschaft wär' in Nebel aufgegangen — also zugreifen! Ihr habt's wohl verdient, Maier! Ich hab' Euch's mitgebracht!“

Eli hatte mit krampfhafter Heftigkeit die Banknoten nach flüchtiger Zählung in die Brusttasche gesteckt und rief erst jetzt mit bebender Stimme:

„Also bist Du wirklich in Wien gewesen und nicht krank gelegen!“

Poldl erklärte dem Gast den Grund seines geheimnißvollen Benehmens. Wer vor dem Volke sich eine Blöße gibt, der wird Zeit seines Lebens das Ziel unablässiger Hänseleien. Wäre Poldl nach Einlauf der ersten Nachrichten und auf das Drängen Eli's hin nach Wien gereist und ohne sichtbaren Erfolg zurückgekehrt, so war seines Bleibens in Mattendorf und Umgegend nicht mehr; denn die Schadenfreude gerade derjenigen, welche ihn um die in Aussicht stehenden Millionen früher am meisten beneidet hatten, wäre rastlos hinter ihm hergewesen, ihn dem Spott und Gelächter der Gegend preiszugeben, da er sich einer übereilten Gläubigkeit überlassen. Es war also Vorsicht nothwendig, um keine schwache Seite zu bieten und Poldl behandelte die Erbschaftsangelegenheit vor den Leuten um so begriffsstütziger, je eifriger er im Stillen auf ein Mittel sann, in Wien selbst Erkundigungen einzuziehen, ohne daß Jemand ihn dort vermuthete.

„Ich hab' meinen Weg nicht umsonst gemacht,“ fuhr Poldl fort, „der Ohm lebt in Wien; er hat mich freundlich aufgenommen; die kleine Geschichte, wie wir in's Wasser gefallen und er mich herausgezogen, hat ihn so ergötzt, daß er im dicken Gesicht braunroth worden und in einen Keuchhusten verfallen ist, daß es aussah: es sei sein letztes End'! Aber es ist noch glücklich abgelaufen. Der Ohm hätte mich gleich selbst in Wien behalten, aber das wär' mein eigener Tod gewesen. In dem Getös und Glanz der großen Stadt hätt' ich meinen Geist, so lang und breit er ist, aufgegeben! Ich hab' mich beim Ohm also für Mattendorf wieder ausgebeten und den

Ohm ersucht um seinen gütigen Besuch. Den hat er mir zugesagt und darum bau' ich ihm zwei Oberstübchen; man wird von da gerade die Stelle sehen, wo wir einmal mitsammen in's Wasser gefallen; das wird ihn sehr erfreuen; — es ist, man soll's nicht glauben, sein schönstes Erlebniß gewesen, wie er sagt ... Aber — Maier -- jetzt ein ernstes Wort für Euch ..."

„Ich bin versöhnt," lächelte der Angeredete und tastete an die Brusttasche — „und wenn noch etwas zu verdienen ist ..."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht," erwiderte Poldl ungewöhnlich ernst, „das Erste und Wichtigste ist: für alle anderen Leute muß ich neulich sterbenskrank — und nicht in Wien gewesen sein! .. Mit den Millionen ist's nicht so sicher als man glaubt. Mir hat das Leben und Treiben der großen Stadt Schwindel gemacht; der Secretär, der auch aus unserer Gegend ist, hat nicht so herausrücken dürfen — aber er hat dem Herrn Ohm zugeredet, daß er mir gleich so viel angewiesen hat, daß ich mein Leben lang zufrieden sein kann; — ich aber hab' dem Ohm selbst gesagt, daß wir einen Eli-Maier haben, wie's keinen Eli-Maier weit und breit mehr gibt und mein Wort hat dann Euer Verdienst in's helle Licht gesetzt; das hat Euch den Lohn in Eurer Brusttasche eingetragen — und das war — nicht Betrug — sondern — Karnalles!"

Nun lachten Beide, daß es von den Wänden wiederhallte; sie stießen an und Poldl fuhr fort:

„Aber da schreibt mir der Herr Secretär, daß Ihr in Wien eine Schuld zurückgelassen habt, die er — weil Ihr es seid, in Ordnung gebracht hat."

„Ich? Eine Schuld?" fragte Eli, vom Trinken erhitzt und sehr befremdet.

„Zwei Dienstmänner sind beim Herrn Secretär gewesen," fuhr Poldl fort, „und haben sich beklagt, daß sie für den wichtigen Dienst am Audienztag zu wenig erhalten; sie hätten erst hinterher überlegt, daß es sich bei dem Baron, der sehr freigebig ist, um eine namhafte Geldangelegenheit gehandelt habe und daß ihr Dienst zu gering belohnt worden sei. Sie haben daher um einen Nachtrag gebeten — und der Secretär hat ihrem Willen entsprochen; er erwartet aber, daß Ihr, Eli, dem Secretär die fünf Gulden ehrlich und christlich ersetzen werdet!"

Eli schlug heftig auf den Tisch und rief: „Keinen Kreuzer!" Die Kerle haben so ungeschickte Verbeugungen gemacht, daß ich vor Scham in Schweiß gerathen bin — die ... "

Poldl lachte und fragte: „Wie kamen aber Dienstmänner zur Audienz? Seid Ihr also fünf Mann hoch: — Ihr, die zwei Mattendorfer und zwei Dienstmänner, beim Baron aufmarschirt? Die zwei Dienstmänner — ihre

Uniformen waren doch neu? — müssen sich besonders gut ausgenommen haben!“

Eli lächelte verlegen vor sich, dann gestand er offen, was und wie es sich zugetragen hat und sagte: „Das darf aber ja Niemandem bekannt werden; meine Landsleute thäten sich ihr Leben lang schämen; auch darf ja Niemand wissen, daß eine Deputation beim Herrn Baron in Wien gewesen ist!“

„Gut,“ erwiderte Poldl, „ein Geheimniß ist des andern werth: Ihr verschweigt, daß ich nicht krank, sondern heimlich in Wien gewesen bin; und ich will das lustige Erlebniß der Deputation aus Mattendorf und Umgegend verschweigen.“

Sie reichten sich lächelnd die Hände und stießen wieder an; dann fragte Maier mit seltsam leuchtenden Augen:

„Ja aber — lieber Karnalles . . . das wird mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen . . . Wie habt Ihr gesagt? Mit den Millionen ist's nicht so sicher als man glaubt? . . “

„Das hat mir der Herr Secretär nur so nebenher gesagt,“ bemerkte Poldl. „Es soll merkwürdig in der Welt zugehen — ganz wie an Tagen, wo sich vom Morgen bis zum Abend fort und fort Gewitter sammeln und doch keines zum Ausbruch kommt, weil immer ein Sturmwind früher die Wolken auseinander jagt . . . ‚So,‘ sagte der Secretär, ‚sammeln sich heutzutage auch Millionen, die in wenigen Tagen auseinander geblasen werden!‘“

Eli begann voll Sorgen zu zittern.

„Karnalles,“ rief er, „seh' Dich vor, halte die Hände auf — fange noch ein, was Zeug hält, eh' dem guten Herrn Baron ein Unglück passirt, — Du bist's Dir — und mir — schuldig, daß für alle Fälle noch was Ordentliches abfällt für uns!“

„Seid ohne Sorgen,“ erwiderte Karnalles mit der ganzen üblichen Schelmerei in den Augen: „Ich bau' nicht nur zwei Oberstübchen im Haus, ich lasse auch meinen Keller tiefer und breiter machen; ich laß' ihn Tag und Nacht offen für die Millionen, die noch kommen sollen, damit sie ihr Versteck finden, wenn sie auf der Flucht zu mir unterwegs sind. Etwas von einem hinteren Viertel einer Million kann sich im schlimmsten Fall noch nach Mattendorf und Umgegend verlaufen! . . . “

* * *

Das alte Jahr war zu Ende gegangen und das neue 1873 bis zu Beginn des Frühjahres vorgeschritten, ohne daß sich Welt bewegende Zeichen und Wunder einstellten, von denen besonders Scharf- und Weitsichtige

vorahnend schon lange wissen wollten. Die Sonne ging auf und unter, wie es ihre Art und Ordnung war, ihr Licht leuchtete und erquickte, die Erde schmückte sich mit Blättergrün und mit der nur ihr eigenen Farbenpracht an Blumen und Blüthen und Alles ließ sich herrlich an, wie am ersten Tag. Der Menschheit schien ein gutes, weithin beglückendes Jahr aufgegangen zu sein und ein Heer von Sorgen, die sonst wie Heuschreckenschwärme sich auf die Hoffnungen der Menschen stürzen, fing an sich zur Flucht zu wenden, um für lange Zeit aus dem Angesichte der Menschen zu verschwinden . . .

Tagelang sammeln sich oft über dem Bereich der Stürme grauweiße Dünste und bilden, so weit das Auge reicht, eine regungslose Decke am Himmel, welche die aufsteigende Wärme der Erde nicht durchläßt und unheimliche Schwüle verbreitet; sachte werden diese Dünste dichter und dunkler, sie senken sich allmälig und zeigen auf schwarzem Hintergrunde grauzackige Wolken; unheimlich-bange Gefühle regen sich in Menschen und Thieren, nicht unähnlich der Beängstigungen, welche diejenigen ergreift, die, von aller Hilfe abgeschlossen, plötzlich gewahren, daß der Boden ihres Zimmers sich hebt, die Decke sich senkt, die Wände allmälig und verderbendrohend zusammenrücken; — ein Ruck, ein weithinwirkender Stoß in der Luft gibt endlich das Zeichen einer Gewitterentladung, die Himmel und Erde in Ein Verderbniß zusammenzuwerfen droht . . .

Ein solches Wetter des Unheils hat sich auch während der ersten Siebzigerjahre über der wirthschaftlichen Welt der schwindelhaft hastenden Menschheit zusammengezogen und ist endlich im sogenannten „schwarzen Mai“ des Jahres 1873 verheerend losgebrochen, indem es eine Welt von Glückstäuschungen vernichtete, Paläste stürzte und eichenfeste, scheinbar für die Ewigkeit gegründete Existenzen wie Binsenschäfte brach . . .

Ziemlich spät nach dem Losbruch des wirthschaftlichen Ungewitters, nachdem die civilisirte Welt bereits voll Trümmer und Leichen lag, erschien in der Nähe von Mattendorf, auf der Anhöhe nächst dem Steinbruch ein großer, schwarzer und geschlossener Reisewagen, von zwei riesigen Pferden gezogen, wie man sie nur in glänzenden Städten bei besonderen Festaufzügen zu sehen pflegt. Der Wagen wurde langsam die gewundene Feldstraße herabgeleitet, verschwand für längere Zeit in dem Hohlweg nächst Mattendorf, um bei den ersten Häusern des Ortes wieder zum Vorschein zu kommen. Verwundert traten die Leute an die Fenster oder Thüren, als der Wagen vorüberkam und fragten: wer wohl in dem schönen Wagen mit den prachtvollen Pferden Mattendorf passire? Erst bei dem Nachbarhofe des neugebauten Binderhäuschens fuhr es den Leuten durch den Sinn, daß der Wagen den so lange angekündigten Baron v. Fürnhag zu Besuch bei

Karnalles bringen könnte. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, als der Reisewagen vor dem Binderhäuschen stille hielt.

Dies war kaum geschehen, als ein junger, schlankaufgeschossener Herr in modischem Stadtanzug aus der Wagenthüre stieg, an das nächste Fenster klopfte, den schnell erscheinenden Binder freundlich, aber kurz begrüßte, dann ernst und wehmüthig nach dem Wagen zeigte und einige Worte sprach, die den Poldl lebhaft ergriffen. Poldl trat an die offene Wagenthüre und starrte einige Augenblicke erblassend hinein; ein alter hochgewachsener Herr von übermäßiger Leibesfülle ruhte in halb liegender Stellung auf den breiten Polsterkissen, das runde aufgedunsene Gesicht tiefbleich, die Augen geschlossen . . .

„Hat den Ohm die Reise so angegriffen?" fragte Poldl mit inniger Theilnahme.

„Macht Euch mit dem Gedanken vertraut — Euer Ohm kann jeden Augenblick eine noch weitere Reise antreten . . ." Es war der Secretär des Barons, der dies ernst und leise sagte. Dann griff er nach der Hand des im Wagen Sitzenden, fühlte den Puls und fuhr fort:

„Er lebt noch. Helfen wir zusammen, den armen Baron in's Haus und zu Bett zu bringen."

Der Secretär, Poldl, der Kutscher und ein schnell gerufener Nachbar halfen zusammen, den schweren alten Herrn die hölzerne Treppe hinauf nach einem der Oberstübchen zu tragen und vorerst in einem großen, von Poldl selbst verfertigten Armstuhl mit hoher Lehne zu setzen.

„Da hab' ich ihm eigens den Lehnstuhl hergestellt," sagte Poldl leise und zurücktretend, als der Baron aufrecht, aber mit geschlossenen Augen im Stuhle saß: „Durch dieses Fenster sieht man gerade den Bach, in den wir Beide einmal gefallen sind! Er hat so gern an das große Ereigniß gedacht."

Der Secretär sah schmerzlich bewegt durch das Fenster; schickte dann nach dem Arzt und zog sich mit Poldl in die anstoßende Stube zurück.

Hier setzten sie sich nebeneinander und der Secretär berichtete kurz und bündig über die gegenwärtige Lage des Barons.

Die Millionen desselben waren größtentheils schon beim ersten Ansturm des Unheils verloren gegangen; der Rest bis auf eine geringe Summe folgte in kurzen Zwischenräumen den stoßweise sich erneuernden volkswirthschaftlichen Krisen. Schon lange nicht mehr fähig seine weitreichenden Geschäftsverhältnisse zu überschauen und mit fester Hand zu beherrschen, fiel er ganz und gar in die verrätherischen Hände von überall auftauchenden Projectenmachern mit glänzenden Namen, die nur noch an sich die Trümmer der Millionen rissen und dann den armen Mann in schändlicher Weise verließen und verstießen. Sie hatten es verstanden, den Baron vielfach für ihre

eigenen Verbindlichkeiten haftbar zu machen und die Gefahr, in Anklagestand versetzt zu werden und selbst die persönliche Freiheit zu verlieren, war für den Baron eingetreten; — nur den Bemühungen des Secretärs und eines hochgestellten Mannes, der früher durch den Baron namhafte Summen gewonnen hatte, gelang es zuletzt noch, den alten Herrn von dem Aergsten zu retten und einen geringen Rest seines Vermögens für ihn zu retten ... Statt der Millionen hatte Baron von Fürnhag in Mattendorf seinen Einzug gehalten; der Reisewagen enthielt Alles, was dem Unglücklichen von dem Glanze und den Herrlichkeiten der Welt noch übrig geblieben war; der größte Schatz bestand in dem treuen Menschenherzen, das ihn in den Tagen der schwersten Heimsuchung nicht verließ und nach Mattendorf begleitete: — dem wackeren Secretär! Dieser war selbst in Mattendorf geboren, aber der Letzte seiner Familie ...

Baron von Fürnhag erwachte flüchtig, während er im Lehnstuhl noch am Fenster ruhte; er blickte durch das Fenster und schien nicht zu wissen, wo er sich befinde? Der junge Binder trat sachte zu ihm, umfing ihn mit hilfreichen Armen und sagte mit lieber bewegter Stimme: „Guter Ohm — dort sind wir so lustig in's Wasser gefallen und mit Gottes und Eurer Hilf' wieder frisch und gesund herausgekommen!" Ein Lächeln zuckte über das blasse Gesicht des alten Mannes, dann schlossen sich seine Augen wieder; — zu Bette gebracht, schien der Unglückliche in einen leichten Schlaf zu fallen, zuckte aber plötzlich wieder auf, starrte einen Augenblick nach der Stubendecke — schloß die Augen wieder — wendete den Kopf gegen die Wand, seufzte leise und entschlief — für immer ...

* *
*

Zwei Tage später wurde er begraben. Es war ein großer Zudrang von Menschen. Die zwei großen stolzen Rappen zogen ihren Herrn noch einmal; vom Friedhofe weg wurden sie vom Grafen ** abgeholt, der sie gekauft hatte ...

Der Secretär und Poldl sorgten für ein hübsches Denkmal auf dem Friedhof. Viel Verwunderung und Nachdenken verursachte die Grabschrift, welche der Secretär verfaßte und auf das Denkmal setzen ließ:

„Nie fühlt' ich besser mich mit meinem Schicksal einverstanden,
„Als da sie mir das Todtenkränzlein um die Stirne wanden;
„Ich hörte auf zu leben, doch war auferstanden
„Aus Bubenhänden und aus Schwindlerbanden!"





Berghymne.

Von

Marie v. Najmájer.

Trankst Du je den würzigen, reinen Lufthauch,
Wie ihn kraftvoll athmet der hohe Bergwald?
Hat des Hochlands mächtiger Zauber einsam
Je Dich umfangen?

Ward, entrückt dem Treiben des Tag's, beim Aufstieg
Dir der Sinn nicht freier mit jedem Herzschlag?
Stille rings und dennoch beredt, nicht tonlos
Stumm wie die Haide;

Wie der Wind streicht über die tausend Wipfel,
Tönt es machtvoll bald, wie der Orgel Brausen,
Flüsternd bald und lind, wie der Mutter Segen
Zu Dir hernieder,

Und der Wildbach, über bemoostes Felswerk
Schäumend, milchweiß hier, dort demanthell, rauscht Dir
Seitwärts, ungestüm oder weich und sangvoll,
Tief in der Waldschlucht.

Maiengrün umlächelt Dich hier der Erdgrund,
Wär's auch Herbst, wie tief im Gemüth ein Frühling
Nie verwelkt — es duften die keuschen Blumen
Hold Dir entgegen,

Wie ein süß' Geheimniß, im Laub verborgen,
Unberührt im zartesten Schmelze prangend,
Wie fernab die Lieblichen nur im Waldschutz
Traulich gedeihen.

Ueber Dir, umsäumt von gewalt'gem Bergkranz,
Wölbt sich tiefblau herrlich der klare Himmel;
Nicht des Flachlands Himmel, der endlos weite,
Matte Gesichtskreis,

Der am Rand verschmilzt mit dem Dunst des Erdball's,
Wo Du trostlos selbst Dich verlierst, — Dein Himmel,
Der allein für Heiligstes, Höchstes Raum hat,
Schaut auf Dich nieder.

Sieh! Du hast ihn plötzlich erreicht, den Bergkamm;
Wie befreit von menschlicher Last und Kleinheit,
Hebt sich sieghaft athmend die Brust Dir, ringsum
Schweifen die Blicke.

Hehr und lieblich thut sich das Herz der Bergwelt
Auf vor Dir in traumhafter, reiner Schönheit,
Und des selbstvergessenen Schauens Wonne
Nimmt Dich gefangen.

Nicht mehr bist Du nur in Dir selbst: Du fühlst Dich
Eins mit kühn geschwungenen, schroffen Felsen,
Mit dem Weidland, schwellend in weichen Hügeln
Ihnen zu Füßen;

Mit dem majestätischen, dunklen Tannwald,
Und dem grünen, lachenden Thal, durchzogen
Von dem silberblinkenden Fluß, den Bergsee'n
Spiegelnd den Aether.

Als schon Dämm'rung herrscht in den breiten Tiefen,
Da ergießt der scheidenden Sonne Glanzfluth
Herrlich leuchtend sich über jede Felswand,
Jegliches Berghaupt,

Daß sie glüh'n vom strahlenden Gott getroffen,
Wie die Himmelstochter Begeist'rung einzig
Solche Stirnen schmückt, die das Alltagstreiben
Hoch überragen.

Kennst Du sie, die Zauber des freien Hochlands?
Nahmst Du je sie ganz in Dich auf, und fühlst Du,
Wie an ihnen menschliche Würde höher,
Reiner emporwächst?





Jugend-Erinnerungen

aus dem Gebiete der Nationalität.

Von

Max Freiherrn v. Gagern sen.

Es ist nur ein flüchtiges einseitiges Werk, das ich hier beginne, indem ich Erlebnisse und Betrachtungen aus der Hälfte meines langen unruhigen Lebens an dem vereinzelten Faden der Nationalitätsidee aufzureihen unternehme. Wenn aber berühmte Männer sich darin gefallen, die Welt wissen zu lassen, was sie außer der Sphäre ihres wahren Ruhmes noch sonst aus Liebhaberei betrieben haben, wie Göthe und Metternich die Naturwissenschaften, so mag es auch mir gewöhnlichem Sterblichen erlaubt sein, hier mitzutheilen, wie ich in meinem jeweiligen Amtsberufe nebenher — aber nicht bloß aus Liebhaberei, sondern gezwungen durch eine anscheinende Ironie des Schicksals — mir die Frage zu beantworten hatte, wie die Begriffe von „Nationalität" und „Vaterland", von „Reich" und „Staat" sich bei mir richtig stellen und decken könnten?

Als mein Vater im April 1829 mich als einen Göttinger Studenten auf einer Reise nach Berlin mitnahm und in Weimar Göthe vorstellte, kam es zu folgendem Dreigespräch: Göthe: Und was hat denn der junge Herr studirt? Ich: Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich schwer bequemen! Göthe: Ich will es Ihnen dann auch nicht übel nehmen; man kann aber nebenher auch andere Liebhabereien verfolgen, wie ich deren mehrere habe. Vater: War das eben nicht ein Anklang an den Faust? O! Sie müssen

gestehen, daß Sie dem Teufel darin doch eine gar zu schöne Rolle zugetheilt haben. Darauf Goethe mit merkwürdig ernstem Blick aus seinen unvergeßlich schönen braunen Augen: „Ja, es ist etwas von der Hölle darin!"

Der ehrwürdige Staatskanzler Fürst Metternich — als ich 1855 nach Wien kam und ihn seit 1846 auf dem Johannisberg zum ersten Male im Ruhestande wiedersah — hatte die Güte, mir in längerer Unterhaltung zu erzählen, wie von Jugend auf nicht Politik, sondern Naturkunde sein ersehnter Beruf gewesen; wie aber in jedem kritischen Abschnitte seiner großen politischen Laufbahn — so oft er schon glaubte mit Anstand sich zurückziehen und seinem idealen Lebenszwecke ganz widmen zu dürfen — jedesmal Kaiser Franz ihn zurückgehalten und für eine neue, immer schwierigere Aufgabe bei Ehre und Pflicht in Anspruch genommen habe. In derselben Unterhaltung kam aber auch die Rede auf deutsche Nationalität, auf den Begriff eines einheitlichen Deutschland — den der Fürst ebenso wie bei Italien, auch nur als einen geographischen zu betrachten schien — und er selbst berührte dann die Frage, ob es beim Wiener Congreß 1815 noch möglich gewesen sei, die deutsche Kaiserkrone zu erneuern? Da für diesen Gedanken doch beim Congreß selbst der preußische Stein und als Nassauer und Niederländer auch mein eigener Vater, eingetreten waren, so wagte ich daran zu erinnern, daß damals doch noch achtbare Factoren für die Schaffung einer erneuerten einheitlicheren Form, als die des bloßen Bundes müßten vorhanden gewesen sein, wenn auch nicht unter den gekrönten Häuptern; — es lebe ja noch (in dem Augenblicke der Unterredung 1855) die erlauchte Witwe des letzten Kaisers, der in seiner Wahlcapitulation vor der Krönung gelobt hatte, so viel an ihm war, „die deutsche Nation bei ihrem Stand und Wesen zu erhalten". Da erhob der greise Fürst mit Lebhaftigkeit die Stimme zu einer Aufzählung der Haupthindernisse einer Wiederbelebung der alten Formen und — nach einer warmen Schilderung der Ermüdung aller Völker Oesterreichs, die so oft ganz allein die Waffen aufgenommen für das alte deutsche Reich — schloß er mit den Worten: „Nüchtern bin ich geboren und nüchtern bin ich immer geblieben! Ich bitte Sie, nur keinen Roman!"

Diese Worte klingen mir noch in den Ohren als Stoff dankbarer Erwägung, und so kommt es, daß ich aus meinen Aufzeichnungen manche viel weiter zurückgehende hervorziehen muß, um den Ursprung und Entwicklungsproceß meiner Begriffe und Empfindungen von Nationalität und Vaterland, Reich und Staat zu erklären. Daß ich dabei einseitig verfahre und religiöse oder kirchliche, wenn auch noch so verwandte Erlebnisse und Erwägungen möglichst bei Seite lasse, das mögen die Worte unseres anderen Naturforschers Goethe entschuldigen:

„Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken,
Was hilft es Euch, daß Ihr ein Ganzes bringt?
Das Publicum wird es Euch doch zerpflücken."

Wer aber Aufschlüsse über letzterwähnte Seite meines Lebens erwartet, dem sage ich einstweilen ganz im Vertrauen: „Das ist ein wunderlich Capitel und steht in einem anderen Buch."

Zur bloß weltlichen Seite gehören jedoch nothwendig folgende Daten:

Meine Vorfahren waren schwedisch-pommersche Edelleute aus Rügen, die, als Berufssoldaten, außer den Schweden auch Holland, der Republik Venedig und dann Frankreich dienten, bis sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Aufnahme in die rheinische Reichsritterschaft durch Heirat mit einer Erbtochter gelangten. Ob sie, als herzoglich pommersche Lehensmänner, ursprünglich deutschen oder slavischen Ursprungs gewesen waren, das weiß ich nicht und habe es weder aus Archivnachrichten, noch aus dem Munde meines rügenschen Urlandsmannes E. M. Arndt nach örtlicher Sage erfahren können. Eine Sage von ihm war nur, daß einst zwei Brüder im Zweikampf einander getödtet hätten, was später nicht wieder vorgekommen. Gewiß ist aber, daß sie nicht als slavischer Abstammung verdächtig von der reindeutschen rheinischen Reichsritterschaft bei der Aufschwörung beanständet worden sind. Diese Körperschaft war aber unmittelbar, denn die Mitglieder standen unter keiner Landeshoheit von Fürsten — sondern nur unter Kaiser und Reich. Es waren eben Reichsfreunde im älteren Sinne, General-Deutsche. Doch, wenn sie nicht reich genug waren, um auf ihren Gütern zu leben, um selbst Politik zu machen, traten sie — besonders die jüngeren Söhne oder Brüder — entweder in kaiserliche oder in die Dienste deutscher Fürstenhäuser. Mein Großvater und ein Onkel dienten noch als Officiere bei Frankreich im Regimente Royal Suède; nur zufällig dienten sie alle nicht bei Preußen; mein Großvater, später mein Vater, standen im Hof- und Civildienst bei Pfalz-Zweibrücken und Nassau. Ein gewisser Unabhängigkeitssinn pflanzte sich allerdings fort in diesen Reichsritterschaften von Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen an bis herab auf Stein, der bei seiner Mediatisirung unter Nassau dem Fürsten einen berühmten Protestbrief schrieb und ihm darin sagte, daß er selbst wohl bereit sei, dem großen Vaterlande das Opfer seiner Reichsunmittelbarkeit zu bringen, daß er aber den Tag zu erleben hoffe, an dem auch der Fürst dies Opfer werde bringen wollen.

Da mein Vater schon vor der französischen Revolution von 1789 mit 21 Jahren Landespräsident des Fürstenthums Nassau-Weilburg war und

nach dem Basler Frieden und der Auflösung des Deutschen Reiches in der Rheinbundszeit das Besitzthum der älteren (deutschen) Linien des Hauses Nassau mit Geschick und Erfolg vermehrt und nach Außen vertreten hat, so kam ich 1810 schon als nassauischer Unterthan in Weilburg zur Welt, wo ich auch meine Kinderjahre zubrachte. Aus deutscher Vorzeit vernahm ich da frühe von meiner alten Kindsfrau die schönsten Märchen in mündlicher vorgrimmischer Ueberlieferung. Von Nationalität war dabei freilich keine Rede, doch verdanke ich dieser Quelle noch heute den geschichtlichen Sinn für die poetische Seite des deutschen Nationalcharakters. Ich konnte aber auch schon frühe bei verschiedenen fremden Nationalitäten Beobachtungen anstellen, nämlich bei den beständig durchziehenden Truppen der kriegführenden Mächte. Zuerst bei den verbündeten Franzosen, zeitweise dann Preußen, später auch Russen mit ihren Kosaken, Baschkiren und Tataren. (In meinem vierten Jahre wurde mir im Nachbarhause durch eine halbgeöffnete Thür eine imposante Gestalt auf einem Ruhebette ausgestreckt, nach der Mahlzeit schlafend und schnarchend gezeigt, es war der Kosakenhettmann Platoff, ein Befreier! Respect!) Am spätesten passirten durch die mittelrheinischen Gegenden auf der Rückkehr aus dem restaurirten Frankreich die österreichischen Weißröcke mit den flotten ungarischen Hußaren, die alle, ohne Unterschied der Race, als „Kaiserliche" beliebt, ja die allerbeliebtesten waren.

Allmälig war seit 1812 auch in diesen deutschen Landen, von den Schlachtfeldern der Freiheitskriege herüber, eine nationale Luftströmung in Haus und Schule durchgedrungen. Die Professoren des Gymnasiums zu Weilburg suchten neben den classischen Republiken des Alterthums auch deutsche Kaiser mit Auswahl wieder zu Ehren zu bringen. Mein Vater hatte, den Ereignissen voraneilend, schon 1810 dem Rheinbunde unter seinem immer bösartiger werdenden Protector Napoleon den Rücken gekehrt, den nassauischen Dienst verlassen, deutsche Politik auf eigene Hand begonnen und schrieb in Oesterreich 1811 eine deutsche Nationalgeschichte, deren erster Band 1812 in Wien erschien. Meine drei ältesten Brüder schlugen jene Schlachten mit bis Waterloo 1815. Was Wunder also, daß auch ich als 15jähriger Gymnasiast zu Weilburg in meinem neuen Album als Lebensmotto die Verse an die Spitze stellte, womit der alte Schweizer Attinghaus seinen Enkel Ulli vor der fremden Verführung (des habsburgischen Landvogts) warnt:

„Ans Vaterland, ans theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

Der gute Vorsatz begleitete mich ein Jahr später zur Universität nach Heidelberg, wo übrigens mir und einem anderen nächstälteren Bruder keine Verführung durch eine fremde Welt winkte. Im Gegentheil war damals (1826) auf deutschen Universitäten den studireuden Jünglingen gleichsam als Prüfstein frühzeitiger politischer Richtung die Wahl angeboten, ob sie einer der Landesmannschaften, den Vertretern der einzelnen Territorialgebiete des deutschen Bundes, oder, im Gegensatze dazu, der allgemeinen deutschen Burschenschaft, als der einheitlichen Vertretung der ganzen deutschen Nation, des idealen Vaterlandes anzugehören wünschten. Ich trat nach dem Vorgange dreier älterer Brüder in die Burschenschaft ein, die gerade zu jener Zeit wohl keine hochverrätherischen Mitglieder zählte und sogar, etwas inconsequent, bei Commersen die respectiven Landesväter hoch leben ließ. Die jugendlich begeisterten Burschen ignorirten nur einstweilen die territorialen und dynastischen Grenzen, die sie als Philister doch bald wieder sehr beherzigen mußten — und an die Stelle des Christenthums setzten sie den Cultus einer sich selbst beräuchernden Nationalitätsidee. Was sie von den Mitgliedern der Landesmannschaften vortheilhaft unterschied, war, daß sie in ihrer Haltung gegenüber dem weiblichen Geschlechte mehr als jene auf Sittenreinheit hielten. Die überschwänglichen Commerslieder aus jener Zeit — von Körner, Follenius und E. M. Arndt u. s. w. — beglückten Herz und Ohren umsomehr, als in manche derselben nicht so leicht Sinn und Verstand zu bringen war, wie z. B.:

„Kennst du den Herman, kennst du den Retter,
Kennst du die Schützen von Schweiz und Tirol,
Hofer und Tell und das feurige Wetter,
Luther den Pfaffen-Elias du wohl?
Und ihn, der einst im Kranz der Dörner
Scheidend noch in die Harfe sang?
Auf dann stieg er im Jubel der Hörner,
Über den Eichen erzählet von Körner
Deutschlands muthige Burschenschaft,
Stolz wallende Kraft!

(Salvo errore nach fast 60 Jahren.)

E. M. Arndt's berühmtes völkerrechtswidriges Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland" sollte für mich bald — wo nicht eine Krisis — doch ein Criterium bedeuten. Denn ein glückliches Jahr war in Heidelberg kaum vergangen, als ich durch ein väterliches Schreiben abberufen wurde von der theoretischen zur praktischen Probe auf die Tragweite meines Nationalitäts- und Vaterlandsbegriffes, zu einer ganz persönlichen Lösung eines Problems —

zwar nicht der Quadratur des Zirkels — aber doch des ähnlich schwierigen, einer Richtigstellung der geometrischen Größe eines völkerrechtlich nicht verbürgten „Vaterlandes“.

Mein Vater hatte auf dem Wiener Congreß beide Linien des Hauses Nassau — am Rhein und an der Nordsee Strand — vertreten, und war dadurch für sich und seine Nachkommen auch naturalisirt im vereinigten Königreich der Niederlande, welches von 1814 bis 1830 Holland, Belgien und Großherzogthum Luxemburg umfaßte. Der Oranier, König Wilhelm I., hatte aus Anerkennung für seine Dienste ihm versprochen, außer dem ältesten Sohne, der schon bei Waterloo Generalstabsofficier war, auch einem der beiden Jüngsten im Königreich der Niederlande eine Civilcarrière zu eröffnen, und dieser Eine sollte nun ich sein. Die Ueberraschung war keine freudige. Zuerst hieß es für uns, Lebewohl sagen dem schönen Heidelberg, dann — uns rüsten für die Hochschule zu Utrecht. Aber wie stand es nun mit Nationalität und Vaterland? Ich durfte mich einigermaßen damit trösten, daß die Länder der oranischen Krone wohl alle einmal zum römisch-deutschen Reiche gehört hätten; daß die Holländer, Friesländer, Brabänder und Flamänder doch noch zur großen germanischen Sprachfamilie zählten, sobald sie nur wollten. Aber wollten sie? Das sollte ich erst erfahren. Wir beiden Brüder begannen jetzt niederdeutsch, das heißt holländisch zu lernen, auch grammatikalisch, und mit ziemlichem Erfolg; aber die Anerkennung der nationalen Identität blieb sehr unter unserer Erwartung. Mit guten Empfehlungen versehen fanden wir bei einheimischen guten Familien sowohl, als neuen Commilitonen kühl höfliche Aufnahme; aber gegen das hochdeutsche herrliche Heidelberg — welcher Abstand! Wir konnten uns an den lateinischen Vortrag der Rechtslehrer wohl bald gewöhnen; die Kaffeehausgewohnheiten waren nicht allzuverschieden; gute Getränke waren für gutes Geld zu haben, auch Tabak in irdenen Pfeifen, aber keine so recht gemüthliche deutsche Kneipe, kein Turnen, keine Paukereien, keine Würdigung für eine anständige Klinge und dann welche sonderbar abweichende Lieder: statt Gaudeamus igitur — nur Jeho vivat fraterna sanitas! Es war doch keine geringe Zumuthung, das bekannteste holländische Studentenlied ohne Mundzerreißen gefällig mitzusingen: „Wem Niederlandsblut durch die Adern fließt von fremdem Fleck (smet) befreit! (smet heißt sowohl Schmutz, als Ansteckungsstoff). Wir fanden auch, die Holländer hätten für ihre ältere, mit uns gemeinsame Vorzeit und für ihren Zusammenhang mit dem Deutschen Reich gar wenig Pietät, viel weniger verwandtschaftlichen Stolz; ihre Nationalgeschichte ginge — nach ehrenvoller Meldung der alten Batavieren — meist mit weitem Sprung plötzlich über auf den Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft der Habsburger, ihre Sympathie gehörte allzu ausschließlich dem

nicht allzu deutschen Ruhme der Oranier, oder noch ausschließlicher ihren eigenen republikanischen Staatsmännern und Seehelden. Im Uebrigen bekamen wir vor dem nüchternen, aber bei näherer Bekanntschaft zuverlässigen holländischen Charakter alle Achtung! Wir durften noch froh sein, wenn die holländische Studentenwelt von ihrem exclusiven Standpunkt uns nicht Aehnliches nachredete oder zusang, wie Béranger den Engländern, als diese 1815 zuerst wieder nach Paris kamen:

> Quoique leurs chapeaux soient bien laids
> God dam! moi j'aime les Anglais!
> Ils ont un si bon caractère;
> Et que leurs plaisirs sont de bon goût!
> Non, chez nous point, point de ces coups de poings
> Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.

Das nationale Lehrjahr in Utrecht war bald herum und war uns beiden Brüdern wohl vielfach nützlich: aber, da uns doch noch manches Wissenswürdige nach deutschen Begriffen fehlte, so waren wir nicht wenig erfreut, als uns die väterliche Einsicht und Güte erlaubte, unsere Studien in Göttingen zu vervollständigen. Mein Bruder M. hätte wirklich zu den Holländern besser gepaßt als ich; aber er war für den Dienst im Herzogthum Nassau bestimmt und ich allein, der ich für die Niederlande bestimmt war, hatte keine Wahl, ob ich noch einmal wieder singen dürfte: „Mein Vaterland muß größer sein", oder mit Gleichmuth darauf verzichten, und dankbar für den väterlichen Marschbefehl, zur besseren Vorschule im Französischen mich nach Paris begeben und für mein Schicksal vorbereiten. Da ich mir bewußt war, nicht zum Rentier geboren zu sein, ließ ich also dies Schicksal walten und suchte nur zuweilen — auf dem Strom der Tagesereignisse schwimmend, demselben aus eigenem Antrieb etwas nachzuhelfen. Ich will deshalb nachträglich nicht verschweigen, daß ich als Utrechter Student doch schon den Muth hatte, mich unter einem unbedeutenden Vorwand dem König Wilhelm I. in Haag bei einer Audienz vorzustellen und ihn holländisch anzusprechen, was er sichtlich gut aufnahm. Er fragte mich auch ganz gnädig, zu welchem Dienst ich wohl Lust hätte? „Zu jedem," antwortete ich etwas unüberlegt, und noch unüberlegter fügte ich bei: „Ich ginge auch gerne nach Griechenland mit dem Prinzen Friedrich (dem zweiten Sohne des Königs, der damals zu den Candidaten für den griechischen Thron gezählt wurde), worauf der König lächelnd erwiderte: „Fragen Sie einmal den Papa." Er dachte natürlich auch: „Nur keinen Roman!" Eine solche Phantasterei war nicht nach seinem Sinn, und ich war später froh, als er sich deren nicht zu erinnern schien. Es war damals kurz nach der Schlacht von Navarin, der deutsche

Enthusiasmus, der mich trieb und der ja fähig ist, sich auch in fremder Leute Enthusiasmus hineinzufühlen, wie die Unzahl deutscher Philhellenen bewies; ich wußte aber — in meiner treuen Schwärmerei für Homer — noch nicht, daß die modernen Hellenen sogar nüchterner sind als die Holländer.

Der König zweier Reichshälften, die sich sehr wohl hätten vertragen und in einander verwachsen können, begünstigte in Holland vorzugsweise die Börsen-, Handels- und Colonialinteressen, in Belgien die Interessen der jungen Industrie mit Niederhaltung der einflußreichen und nicht unpopulären Elemente des Adels und katholischen Clerus. Er hätte wohl lieber gehört, wenn ich ihm Sinn für eine seiner bevorzugten Schöpfungen verrathen hätte. Wie immer jedoch die Antwort meines Vaters auf die griechische Eventualität gelautet haben würde, so hatte er jedenfalls recht, mich nach Paris zu schicken, um diejenige Sprache geläufig zu erlernen, die in Belgien nicht bloß in den ganz walonischen Provinzen, sondern auch in den gebildeten Classen der flämischen und sogar im halbdeutschen Großherzogthum Luxemburg die herrschende ist. Die französische Sprache war mir auch nicht ganz neu: denn wenn dieselbe auf den drei Gymnasien, die ich besucht hatte, in Kreuznach, Mannheim und Weilberg, so gut wie gar nicht betrieben wurde, so hatte ich doch von einem guten theologischen Hofmeister aus Neufchatel mit 7 und 8 Jahren so viel gelernt und in der Aussprache behalten, daß ich in Paris in einem halben Jahre (1829) mich im Sprechen und Schreiben mäßig einüben konnte.

In der Weltstadt Paris hatte ich nun das Glück, daß der niederländische Gesandte, der edelste holländische Freund meines Vaters, General Robert Fagel, mich alsbald in sein Haus gastlich und gänzlich aufnahm; dann als Volontär dienstlich beschäftigte und auch am Hof Karls X. vorstellte. Von meinem Vater hatte ich Empfehlungsschreiben an Talleyrand, Maret (Herzog von Bassano), Lafayette (dessen Dienstagsabende ich öfter besuchte), General Horace Sebastiani, Julien (Redacteur der „Revue encyclopédique“ und als „Chevalier Alphonse,“ bekannter Verehrer der Madame Staël), aber auch an den österreichischen Botschafter Grafen Appony (dessen Gemalin mein Vater in seiner Geschichte des Wiener Congresses als Muster der Grazien verherrlicht hatte). Dazu kam mein Besuchen der Vorlesungen von Guizot und Cousin in der Sorbonne, der Assisen und Gerichtsverhandlungen, der Theater — kurz aller Bildungsmittel zum Verständniß der französischen Nationalität. Gegenüber allem Deutschen war freilich das Franzosenthum nach den Freiheitskriegen ein so natürlicher Gegensatz, daß es für mich keines beobachtenden Studiums zu bedürfen schien. Dennoch hatte eben diese elastische Nationalität bis zum Jahre 1829 schon wieder ein hohes Interesse gewonnen. Frankreich hatte durch sein parlamentarisches Spiel und

seine Literatur bei den constitutionellen Ländern des deutschen Bundes schon wieder eine neue Anziehungskraft geübt. Die französische Fremdherrschaft hatte infolge ihrer geschickten Manier in den erobert gewesenen Landstrichen, besonders auf dem linken Rheinufer, keine so feindseligen Spuren und haßerfüllten Gesinnungen zurückgelassen, wie man hätte glauben sollen. Vom neuen preußischen Gymnasium in Kreuznach erinnerte ich mich z. B., wie im Jahre 1820 die Einführung der neuen preußischen Douane und Münze, besonders aber der Conscription ohne Stellvertreter bei der Bevölkerung so verhaßt gewesen war, daß man ironisch sagte, die Preußen hätten in fünf Jahren ein Kunststück fertig gebracht, das die Franzosen nicht in zwanzig Jahren vermocht: nämlich das, die Franzosen beliebt zu machen. Dagegen bemerkte mir aber doch bei meinem ersten Besuche der alte Talleyrand, nachdem er 1828 in Aachen gewesen: j'y ai vu bien des choses, qui doivent donner à réflectir à leurs voisins. Das waren wohl Dinge, wie die sparsame Ordnung und stramme militärische Disciplin; die Schule der Rechtlichkeit in der Verwaltung, wie sie sich aus Stein's Städteordnung und Provinzialständen fortgesetzt hatten, aber auch die alte Kunst, schnell Steuern und Soldaten zu schaffen. Mir aber waren jene wohl zu überlegenden Dinge wohl auch im Hinblick auf meine belgisch-holländische Zukunft zu Gehör gesagt: denn in Belgien war die übertriebene und unnütze holländische Tendenz zur Assimilirung der flämischen Sprache mit der eigenen in den Schulen, die Abneigung um somehr gegen alles Französische und überhaupt gegen die steife Manier der holländischen Verwaltungsbeamten schon damals so lästig geworden, daß seit 1827 die beiden Oppositionen, die französisch-liberale und die katholische Partei sich, unerachtet der inneren Gegensätze, doch zu einem gemeinsamen Programm vereinigt, und so die Chancen einer Revolution vorbereitet hatten, in Verbindung mit den in Frankreich selbst verwandten Elementen.

Ueber die Gründe der Zwietracht zwischen Holländern und Belgiern war eines Abends in einem Pariser Salon ein lebhaftes Gespräch entstanden, wobei sich Vertreter beider Reichshälften betheiligten und politische, kirchliche, sprachliche, wie auch Argumente der verschiedenen Race gegeneinander ins Feld geführt wurden, bis ein französischer Literat den Ausspruch that: Que voulez vous, messieurs; il y a incompatibilité d'humeur. Ich wollte dabei dem Holländer vom Standpunkt nationaler Verwandtschaft zu Hilfe kommen; aber ein neuer Streit entspann sich nun zwischen uns beiden über Originalität oder Gleichwerthigkeit unserer beiden, der hochdeutschen und niederdeutschen, Sprachen. Da that derselbe Schiedsrichter den Spruch: „Messieurs, à mon avis, le Hollandais est pour l'Allemand, ce que le Portugais est pour l'Espagnol.“ Meine Entschuldigung, daß ich beider letzteren Sprachen nicht mächtig sei, ließ er nicht gelten, sondern schlichtete den

neuen Streit mit der auch anderwärts allen künftigen Vermittlern zu empfehlenden Auskunft: „O, ce n'est pas que je connoisse aucune des quatre, mais c'est une idée que je me suis formée à ce sujet, puis, cest évident."

Was mir daraus evident wurde, war die Lehre, daß, wenn bei einem internen Nationalitätenstreit die Nächstbetheiligten sich nicht einigen können oder wollen, diese dann wohl verdienen, daß ein Dritter höher Gestellter sich einmische, daß es dann nur kein Fremder sei! Wenn es richtig ist, daß jede Nation (falls sie nicht etwa durch eine unwiderstehliche äußere Uebermacht unterjocht ist), diejenige Verfassung hat, deren sie fähig ist und die sie verdient, so ist das ein wichtiger Prüfstein für die politische Fähigkeit und für bestimmte Charakteranlagen jeder europäischen Nation, und alle Deutschen haben alle Ursache, darüber zu meditiren.

Aus meinem Pariser Panorama kann ich — der Zeitbedrängniß wegen — nur noch wenige vornehme Remiscenzen hervorziehen. Ich sah nämlich dort auch eine Reihe deutscher Fürsten: Markgraf Wilhelm von Baden hatte über badisch-bayerische, eigentlich pfälzische Erbschaftseventualitäten das französische Terrain zu sondiren. Den Prinzen Leopold von Coburg sah ich, als er in Paris — seiner englischen Familienstellung zuliebe — dem griechischen Throne — nicht etwa nachstrebte — sondern eher sich dessen zu erwehren hatte, deshalb seine weitgehenden Bedingungen stellte, und jene der Mächte schließlich ablehnte. Er war mir — einer alten Familienerinnerung zuliebe — schon damals sehr freundlich gesinnt, doch konnte er 1829 nicht ahnen, daß ihm ein und ein halbes Jahr später eine Königskrone von den Belgiern und von den Mächten angeboten werden würde. Ferner sah ich den Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, der sich Paris nur zu seinem Vergnügen besah und mit seiner wunderschönen Gemalin Alexandra, Tochter König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, in der königlichen Tribüne einem Wettrennen beiwohnte. Kurz vorher war bei einem großen Empfang Karl's X. auch die mecklenburgische Suite vorgestellt worden und neben mir, hinter dem diplomatischen Corps, stand ein großer blonder Gardeofficier, den der König mit den Worten ansprach: „Bon jour, Monsieur, vous êtes dans les Grenadiers du Prince?" Antwort: Je suis de la garde. König: Et la garde est-elle forte, Monsieur? Antwort: Très-forte! Worauf der König nur schmunzelnd noch erwidern konnte: „Bon jour, Monsieur!" Endlich sah ich auch noch den Herzog Erich Freund von Meiningen mit seinem Schwager dem niederländischen General Herzog Bernhard von Weimar, beide Schwäger der Königin Adelheid von England, welche hohe Herren mir gleichfalls sehr gütig waren. Sie nahmen mich mit auf den Grenier des Invalides, wo von den „plans en relief des forteresses de France" ein französischer Genie-

General ihnen die Honeurs machte. Als Herzog Bernhard, der mit seiner Riesengestalt auch ein Riesengedächtniß verband, bei jeder Festung die einzelnen Belagerungen, die sie ausgehalten, die Feldherren, die sie angegriffen und vertheidigt haben, aufzählte, war der gelehrte General über den gelehrten Prinzen so in Bewunderung, daß er ihm sofort ein druckfertiges Werk über Festungsbauten widmete, und dieser tapfere Herr ahnte auch nicht, daß ich ein und ein halbes Jahr später sein Ordonnanzofficier sein würde.

Soweit sind wir jedoch noch nicht. Noch war ich als Volontär der niederländischen Gesandtschaft in der Lehre bei dem ersten Legationsrath, Ritter von Fabricius, der zugleich herzoglich nassauischer Geschäftsträger war. Dieser war Meister und Autorität in schwierigen diplomatischen Dingen zweiter Ordnung, wie z. B. Titel, Orden und dergl. Als im Spätsommer das Ministerium des Prince de Polignac ans Ruder kam, wurde er sogleich von anderen Collegen consultirt, wie man den Ministerpräsidenten schriftlich anzureden habe: Monseigneur, Monsieur le Prince, mon Prince oder Prince? Sein maßgebender Spruch lautete: „Prince“, tout court! Unter den Fragenden war auch ein uralter kleiner deutscher Diplomat, ein sehr achtbarer Charakter, der auch schon zur napoleonischen Zeit in Paris gelebt hatte, nur nicht als accreditirter Ministerresident. Als er in letzter Eigenschaft vor König Ludwig XVIII. erschien, war die erste Unterredung folgende: König: Il n'y a pas long-temps que vous êtes à Paris? Diplomat: „Sire, il y a vingt ans. König: O, alors il n'y a plus rien de nouveau pour vous? Diplomat: Sire, rien que les Tuileries, c'est la première fois que j'y mets le pied.“ Diese Antwort nun machte auf den so gescheidten König einen äußerst günstigen ersten Eindruck, als wenn der brave Mann aus Gesinnungstüchtigkeit die Tuilerien nicht habe betreten wollen! Er blieb aber deshalb unwillkürlich in besonderer Gunst bis zu des Königs Ende. Er war übrigens auch nichts weniger als ein feiner Schmeichler. Als er an jenem Tage sich auch bei uns Raths erholte, warf er Hut und Stock auf den Tisch und fluchte wie ein Saporoger Kosak über seinen Hof: „Die wollen da immer was Neues von mir hören aus Paris, ich weiß nicht Alles was; wo ich ihnen doch alle Tage die Blätter schicke! Glauben die denn, ich alter Mann könnte die Trottoirs auf und ablaufen und Neuigkeiten auftreiben? Dafür sind ja doch extra die verdammten Journalschreiber da!“ Ich glaubte, diese Nationalglosse sei doch nicht zu verachten.

Doch ich eile zum Abschied von Paris. Am 4. November 1829 konnte ich noch der letzten fête de St. Charles bei Hofe beiwohnen, wobei der König im großen Ornat vor dem diplomatischen Corps eine Anrede des päpstlichen Nuntius Lambruschini mit einer würdevollen Rede vom Throne herab erwiderte und der Oberstkämmerer Talleyrand in Gala, wegen seines

gebrechlichen Fußwerks auf ein Tabouret neben dem Throne gestützt, jedem Wort mit sarkastischen Mundwinkeln folgte.

Am dankbarsten mußte ich beim Abschied dem Gesandten, meinem Wohlthäter, sein, der während meines Aufenthalts in Paris auch einmal dem König Wilhelm (seinem Herrn, dem er von früheren Zeiten her nahe stand, wo er in Preußens und Oesterreichs Diensten ihm als Adjutant gefolgt war) — persönlich für mich ein gutes Wort gesagt haben mußte. Ohne die Heimat wiederzusehen, reiste ich über Gent direct auf mein Ziel los, nach dem Haag, wo für dieses Jahr die Residenz des Königs und der Sitz des Ministeriums war, während Brüssel erst im nächsten Winter 1830/31 wieder an die Reihe kommen sollte. In Gent traf ich meinen ältesten Bruder Friedrich, Major des Generalstabs, der bis dahin immer in belgischen Garnisonen gestanden hatte. Sein Leben ist — von meinem dritten Bruder, Heinrich, herausgegeben — im Jahre 1856 erschienen, und ich darf mich in allem etwa wissenswerth Erscheinenden ganz darauf beziehen. Erst nach seinem Tode hat Deutschland erfahren, daß bei aller Pflichterfüllung gegen Holland doch sein verborgenes geistiges Leben ein deutsches war. Er hatte einst in Göttingen studirt, war 1812 mit meinem Vater nach Oesterreich gegangen und hatte als Dragoner-officier die Schlacht bei Leipzig mitgemacht; war dann wieder meinem Vater in den niederländischen Dienst gefolgt und ist immer für seine Brüder durch Charakter, Geist und Wissen eine Autorität gewesen, obgleich er nur in jährlichem Urlaub nach Deutschland in seine Familie zurückkehrte. Da er sechzehn Jahre älter als ich war, konnte er mir für mein Verhalten, namentlich in nationaler Richtung weiter mündlich gute Rathschläge geben, wie er es schon durch einen Brief nach Paris gethan (1. Band, Seite 353). Seine Charakter-schilderungen von Holländern und Belgiern (2. Band, Seite 16) werden noch heute als treffend anerkannt. Sie fangen an mit den Worten: „Die Holländer sind zwar vom deutschen Stamm, aber eine ganz eigenthümlich ausgebildete Nationalität unterscheidet sie jetzt wesentlich von den Deutschen.“ Mit sehr präcisen Instructionen kam ich also im Haag an.

Der König war in seiner Audienz wieder ganz gnädig; zwar ohne ein Versprechen naher Entscheidung über mein Schicksal auszudrücken; aber in Anbetracht meines genügenden holländischen Sprachschatzes schienen mir seine guten Absichten doch durchzuleuchten. In der That dauerte es nicht vierzehn Tage, bis ich von dem Director des königlichen Cabinets die Eröffnung vernahm, daß Seine Majestät mich zum Commis d'état in eben diesem seinen eigenen Cabinet ernannt habe. Diese Bestimmung war als eine ungewöhnliche Auszeichnung zu betrachten und überraschte mich freudig; denn da der König nach der eigenthümlichen damaligen Verfassung keine solidär verantwortlichen Minister anzuerkennen brauchte und in der That selbst regierte, so kamen

die schriftlichen Vorträge der Minister alle durch sein Cabinet zur Entscheidung und alle Anstellungen gingen persönlich vom König aus. Sein Cabinet war daher eine wahrhaft politische Stelle, und so war ich — wenngleich untenan — doch auf eine Hochwarte gestellt, von wo aus ich die Begebnisse, wenigstens die der inneren Politik deutlich genug zu überblicken und zu studiren vermochte. Unter dem Director waren zwei Secretäre und zwei Referendäre, je ein Holländer und ein Belgier, dann ein Staatscommis, der war ich, als quasi neutraler Deutscher oder quasi Luxemburger. Außerdem gab es eine besondere Abtheilung für Bittschriften, Anstellungsgesuche u. s. w. Der Dienst war anstrengend und erforderte natürlich vollkommenste Verschwiegenheit und möglichst beschränkte Verbindung mit der Welt überhaupt und mit Verwandtschaften an Ort und Stelle, die für mich nicht vorhanden waren. Ich wurde viel beneidet und ein hoher Staatsbeamter, Herr Falck, gewesener Minister und Gesandter, gratulirte mir etwas ironisch: Vous voyez que nous vous confions les secrèts de l'antique Hollande. Ich besuchte auch nur wenige Bekannte meines Vaters, die mit dem Grafen Hoogendorp im Jahre 1813 den Abfall Hollands vom französischen Kaiserreich geleitet und den Prinzen von Oranien wiederberufen hatten, die Grafen Styrum und van der Duyn, dann das diplomatische Corps nur äußerst selten und einige wenige Utrechter Bekannte. In meinem Bureau, im Palast des Nord-Endes, saß ich in demselben Zimmer mit den zwei Referendären, die Monate lang gleich stumm untereinander wie mit mir waren. Eines Tages, als der sehr fleißige Holländer sich einmal entschuldigt hatte, trat der sehr faule Belgier vertraulich an mich heran mit den Worten: Écoutez mon cher, vous me faites l'effet d'être un ambitieux! Vous arrivez à 8½ et vous vous en allez à 3 h. Avec cela vous n'irez pas loin; vous donnez de l'ombrage à bien des envieux. Tenez, moi je viens à 11 h. et je file à 2 h.; personne ne m'en veut et personne n'a peur de moi ecc. ecc. (Das war mir neu und lehrreich — aber freilich den leichtfertigen Mann, der das Cabinet nach dem Abfall von Belgien verließ, sah ich fünfzehn Jahre später als Croupier am Spieltisch zu Homburg sitzen und unsere Blicke mieden einander.)

Die angestrengte und dabei stumme Lebensart machte mich nach einiger Zeit wohl etwas hypochondrisch; ich nahm den Eingebornen nicht übel, daß sie mich etwas schief ansahen. Ist doch der Deutsche in Holland lange Zeit ein Gegenstand mehr der Verachtung als des Neides gewesen! Was die Wellen des Rheins Jahr aus Jahr ein an deutschem Menschenmaterial hinabspülen, der geworbene Soldat, der Handlungsreisende, Handwerksbursche, arme Student, Hofmeister, der Musikant oder sonstige would be Virtuose, das Alles ist nicht geeignet zu imponiren, und wird von den Holländern a priori als „Fortuynsoeker" (Glücksucher) aufgefaßt. Die erborgte

Nationalität gilt nichts in der ersten Generation, und die Wenigen die wirklich Glück machen, vermehren nur den Hang zur Abneigung und Kühle der Behandlung. Das wußte ich, schon ehe ich beneidet wurde. Doch kam die Melancholie zuweilen zum Ausbruch. Ich erinnere mich einmal, als ich (1830) im Mai auf der Haag'schen Kirmeß Abends eine Menagerie besuchte, angelehnt an die Brüstung einem Tiger auf mäßige Distanz in die Augen blickte und dieser meinen Blick lange aushielt, bis er plötzlich aus weit geöffnetem Rachen einen entsetzlichen einzigen Heulton ausstieß — da fühlte ich mich ganz sympathisch erleichtert, daß doch ein lebendes Wesen meine innerste Stimmung so gut zu treffen verstand. Ich las damals viel Child Harold in den freien Abendstunden oder verdolmetschte einem mitleidigen holländischen Freund den Faust. Mein Leben war aber in Wahrheit für einen kaum zwanzigjährigen Jüngling ein traurig einsames, da ich Chateaubriand's Warnung noch nicht kannte: la solitude est mauvaise pour qui n'y est pas avec Dieu. — Doch ein Jahr war noch nicht so verflossen, als ein anderes wildes Thier mich aus Träumen gründlich weckte und schüttelte.

Die neue französische Revolution brach im Juli aus und stellte den Frieden in ganz Europa in Frage; sie bedrohte uns zunächst in Belgien durch die natürliche Attraction für den walonischen Theil. Obgleich im Cabinet beunruhigende Berichte genug von Statthaltern sowohl, als Privaten einliefen, wollte der König nicht daran glauben. Denn als guter Finanzmann rechnete er, daß die Belgier, für deren Industrie und Absatz in den Colonien er so viel that, unmöglich ihr eigenes Interesse vergessen dürften; die Leidenschaft, die Verführbarkeit der Menge und die Folgen seiner eigenen Fehler zog er nicht hinreichend in Rechnung. Auch mein Bruder Fritz, der im August vom Urlaub zurückkehrte, glaubte noch nicht an nahe Gefahr. Als er kurz vor den Julitagen mit meinem Vater den Johannes-Berg besucht hatte, war Fürst Metternich schon auf beide Revolutionen gefaßt und mein Bruder ließ seinem Scharfblick Gerechtigkeit widerfahren. (Band 2, Seite 7.) Bei einem kurzen Aufenthalt in Haag überzeugte er sich jedoch schon von der unmittelbar bevorstehenden Krisis und nahm mit mir Absprache, daß ich, im Falle des Ausbruches eines Krieges als Freiwilliger in die königliche Armee eintreten und er mir dazu behilflich sein würde. — Als daher der Abfall thatsächlich in den letzten Septembertagen zur Ausführung kam, nahm ich Urlaub vom Cabinet, mit Bewilligung und Lob des Königs für mein Beispiel; denn ich war unter den ersten Freiwilligen. Ich reiste direct ins Hauptquartier des Kriegsministers und Höchstcommandirenden, Prinzen Friedrich, und da ich ihm mittheilen konnte, daß Herzog Bernhard von Weimar und dessen Generalstabschef, mein Bruder, meine Dienste mit dem Säbel und zugleich mit der holländischen Redactionsfeder gerne beim Stabe benützen würden, erhielt ich

die Erlaubniß für die Kriegszeit den Officiersgrad anzunehmen. Eine militärische Vorbildung hatte ich nicht, und so war diese Verwendung wohl die einzig sofort nutzbare. Da Jedermann wußte, daß ich in dieser Eigenschaft für Niemanden ein Hinderniß der Beförderung werden würde und ich „ohne Beschwerde für die Reichsschatzkiste" (Kunstausdruck) diente, hatte ich keine Neider, vielmehr Gelegenheit, mir durch gute Dienste Viele auch Höhere zu Freunden zu machen. Meine Schriftstellerei war aber darum so nützlich, weil meine gütigen Chefs, die immer in Belgien geblieben waren, nicht geläufig und sicher das Holländische schrieben. Mein Bruder hatte es erst 1827 einigermaßen erlernt und konnte es zuletzt im Schreiben zur höchsten Correctheit bringen. Seine Vorträge als Ingenieurofficier und Lehrer hatte er in Gent immer französisch gehalten. Wie ich militärisch mich verhalten zweieinhalb Jahre hindurch, vom Bombardement der Stadt Antwerpen angefangen, im zehntägigen Feldzug von 1831 in den Lagern und Cantonnirungen von Nordbrabant, das ist theilweise von meiner eigenen Feder im Band 2, Seite 108, zu lesen und mit Nachsicht aufzunehmen.

Diese zweieinhalb Jahre bis zum Frühjahr 1833, wo die Freiwilligen und Landwehren (schutteryen) entlassen wurden, gehören zu den glücklichsten, momentan sorglosesten meines Lebens. An Abenteuern und Anekdoten hat es darin so wenig gefehlt, als an nützlichen Erfahrungen. Am werthvollsten war mir das dauernde Wohlwollen meines Chefs und Gönners, Herzogs Bernhard, und das längere Zusammenleben mit meinem Bruder Fritz, dessen Vertrauen beinahe den Unterschied der Jahre ausglich. In seinem „Leben" sind davon der Zeugnisse genug. Welche Erinnerungen soll ich vom nationalen Standpunkt den dort erzählten noch nachtragen, welche politische Glossen daran knüpfen? Am 16. October, dem ersten Tage, an dem ich die Epauletten trug und bei Herzog Bernhard in Antwerpen speiste (wobei auch der berühmte Naturforscher Siebold, frisch aus Japan angelangt, als Gast anwesend war), erhielt der Herzog Befehl, sogleich noch Abends zu Pferd zu steigen und das Commando über die Truppen zu übernehmen, die anderen Tages die kleine halbbefestigte und durch Verrath verlorene Stadt Lier wiederzunehmen hatten. Der Aufbruch erfolgte, mein Bruder überließ mir, um mich beritten zu machen, ein altes englisches Packpferd, womit ich zum Rendez-vous beim Wirthshaus „zum alten Gott" auf der Straße nach Berchem folgen sollte. Als ich allein durch das Gedränge in engen finstern Straßen mir Platz machte, rief mir schon ein Blousenmann nach: „Morgen bist Du auch nicht mehr hier, verdammter Hund!" Doch ich kam an, vernahm sogleich, daß von einem ganzen Infanterieregiment, das sich aufgelöst habe, da es ganz aus Belgiern bestand, nur noch der Oberst, Graf de Lens, ein Flamänder, der aber früher in Oesterreich gedient hatte, und einige holländische Officiere

übrig seien. Der Oberst stellte sich vor, übergab seinen Degen und verlangte ein Kriegsgericht. Mich aber fragte der Herzog, ob ich bereit sei, auf der Stelle nach Mecheln zu reiten, eine Depesche zu überbringen, um vom Höchstcommandirenden General Cortheyligers ein Bataillon zur Hilfe gegen Lier zu verlangen. Gefolgt von einer etapenweise wechselnden Ordonnanz ritt ich darauf los nach Mecheln, und war bei Sonnenaufgang wieder zurück, mit dem Versprechen der baldigen Hilfe. An den folgenden Tagen erfolgte der Angriff, wobei auf Seite der Aufständischen, der Dichter der Brabançonne Jouvenel, die Fahne in der Hand, tödtlich verwundet fiel. Bei unseren Truppen war auch eine Compagnie „Colonialen", die, bevor sie nach Java abgingen, eine Probe der Tapferkeit ablegen sollten und dies wirklich thaten. Es waren fast alles Deutsche, viele Exstudenten. Als sie am Abend des 17. nach schwerem Verlust und todtmüde sich in einen weiten Stall zur Nachtruhe drängten, blieb nur einer vor dem Thore stehen, das Gewehr bei Fuß weit von sich abhaltend und ausrufend: „Jod verdammer, wat en Pebel, Kerls wie die Schweine, die gar kene Erziehung nich jenossen hätten!" Es war ein Berliner Schneider. Wenige Tage darauf, nachdem schon der König den Belgiern in der Armee, die noch nicht übergegangen waren, die freiwillige Rückkehr in ihre Heimat gestattet hatte, mußten auch die holländischen Regimenter oder Bruchtheile zurückgezogen werden und nur die Stadt Antwerpen wurde gehalten. In diesen Tagen wurde ich auch noch einmal Nachts aus der Vertheidigungslinie vor Berchem auf die Citadelle von Antwerpen geschickt, um Succurs für die erschöpften Truppen zu erbitten und fand den alten General Chassé natürlich zu Bett, er war fieberkrank und verstimmt, weil die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt nicht genommen waren, ließ sich auch von mir Beispiele vom üblen Zustand der Truppen geben, schloß aber dennoch mit den Worten, daß die Position noch müsse gehalten werden „à toute outrance". Er hatte das Commando über alle noch verfügbaren Kräfte, etwa 10.000 Mann, der Herzog von Weimar unter ihm war betraut mit der Vertheidigung der Stadt, die aber schon mit feindlichen Elementen in ihren Mauern erfüllt war, bevor er nur dies Commando förmlich übernommen hatte. Wie es dann, nach Zurückziehung der ganzen Besatzung in die Citadelle zur Katastrophe des Bombardements der Stadt kam, ist von meinem Bruder im Zusammenhang erzählt (Bd. 2, S. 95). Bei der Beschießung am Nachmittag des 27. October hat auch die königliche Marine mitgewirkt, von welcher eine Fregatte und 12 Kononenboote in der Schelde lagen und großen Schaden thaten, aber auch selbst bei der Ebbe stark litten. Am folgenden Tag wurde eine Convention geschlossen, und von nun an war die Verbindung mit Holland nur noch durch die Schelde offen. Ich erhielt Befehl, mit einer Depesche auf diesem Wege ins große Hauptquartier

nach Breda abzugehen und sollte mir von dem Admiral die nächste Gelegenheit erbitten. Als ich mit einem Kahn bei der Fregatte „Eurydice" ankam, hatte ich Mühe, bei dem Admiral vorgelassen zu werden, der wegen seiner Grobheit berühmt, von den Matrosen Ameisenfresser (Mierenvreter) genannt wurde. Zuerst empfing er mich nur mit der Cajütenthür in der Hand und mit der Frage: „Wat is het?" Als ich meine Ordre und Bitte vorgebracht, schlug er die Thür mir vor der Nase mit den Worten wieder zu: „Mynheer, je hebt goed lüllen" (Sie haben gut schwätzen). Da stand ich nun! Doch ein freundlicher Adjutant, der gewartet hatte, tröstete mich mit der Betheuerung: „So ist der," und nahm mich mit frühstücken bei seinen Kameraden, von welchen einer mit dem Sprachrohr in einen tieferen Schiffsraum hinunter den Musikanten zurief: „Blaast, beesten, blaast!" worauf „Wilhelmus van Nassau" erscholl. Nach anderthalb Stunden wurde ich wieder zum Admiral gerufen und erfuhr nun mit etwas mehr Ruhe aber großer Bitterkeit, „daß es eine sehr unangenehme Sache für einen Seemann sei, unter einem Landcommandanten zu stehen, der nichts davon verstehe, was Seeschiffe in einem Flusse leisten und vertragen können. Seine besten Matrosen habe er verloren und drei geschickte Officiere, deren Leichen ich nun mitnehmen könne, auf dem Boot, mit dem ich abgehen solle und worauf auch sieben blessirte Matrosen eingeschifft wurden. Damit war ich abgefertigt und ich trat also in solcher Begleitung die Reise nach Fort Batz an, wo ich ans Land gesetzt werden sollte, was wir aber, obgleich nur sechs Stunden entfernt, bei Sturm und Regen, erst nach dreiundzwanzig Stunden erreichten. Das Nähere dieser Fahrt und meines Umweges über Middelburg in Seeland fällt nicht unter meinen nationalen Gesichtspunkt; ich wollte hier nur selbst erlebte Charakterzüge einer neuen Waffengattung mittheilen. Acht Tage später war ich wieder glücklich, mit meinem Bruder und meinem gütigen Chef in Breda vereinigt zu sein.

Beim Rückblick auf Alles, was in drei Monaten geschehen war, konnten wir Brüder nur mit Trauer constatiren, daß, wenn die sogenannten nordischen oder Heiligen-Allianz-Mächte es nicht zum Kriege darüber wollten kommen lassen, das schöne Königreich, an dessen Wiege unser Vater gestanden hatte, und das unserer eigenen Zukunft Glück enthalten sollte, *thatsächlich* in zwei Hälften gespalten dalag, und daß bei der Friedensliebe, welche besonders Preußens König an den Tag legte, eine Hilfe von Außen schwer zu hoffen war. Zwar hielt der Oranier König Wilhelm I. fest; er wich auch keinen Zoll breit, aber Holländer und Belgier selbst, die über nichts sich einigen zu können schienen, waren in unzweifelhaftem Maß über den einen Punkt plötzlich einmüthig, nämlich: *Einer des Andern los zu werden.* Dies war schon Ende 1830, namentlich von Seite der Holländer so entschieden der Fall,

daß einer der treuesten Freunde des Königs diesen Entschluß der „volharding“ (Beharrung) und seine Kunst die Nation dennoch zu Opfern zu vermögen, mit den Worten beklagte: „Le Roi a endiablé la nation!“ Da derselbe diese Kunst bis zum Jahre 1839 fortzusetzen wußte, so sollen nur noch diejenigen Ereignisse hier kurz erwähnt werden, die sich auf die nationale Gestaltung der Dinge in Holland und Deutschland beziehen und für mich Folgen hatten.

In der That wollte die ehrenhafte holländische Nation, als sie sich über Winter sofort zu unerhörten Opfern fortreißen ließ, nur ehrenhafte Friedensbedingungen und sichere, geschichtlich begründete Grenzen erkämpfen, und nur so konnte der König in neun Monaten ein Heer von 110.000 Mann aus dem kleinen Lande aufbringen. Zu den vorbereitenden Maßregeln eines Feldzuges zu diesem Zweck gehörte, daß der König aus dem Großherzogthum Luxemburg, in welchem nur noch die Stadt und Bundesfestung ihm angehörte, gleichfalls ein Corps errichten lassen wollte, das vom Süden mitwirken sollte. Hierzu war Herzog Bernhard von Weimar bestimmt, konnte aber nur auf dem Umwege über Cöln, Coblenz und Trier dahin gelangen und nicht ohne preußische Hilfe, da das Land im Aufstand war. Ein Adjutant und ich begleiteten ihn dahin. Mein Bruder sollte in Frankfurt die Sache betreiben. Die Brüsseler radicalen Blätter meldeten anderen Tags: „Saxe Weimar est arrivé à Luxembourg, escorté par un régiment prussien et suivi de deux ou trois vils mercenaires.“ Aber sehr bald erfolgte eine königliche Mittheilung an den Herzog aus Berlin, daß man ähnliche Expeditionen nicht mehr wünsche, und bald zeigte es sich, daß auch Werbungen im Lande vom Bunde aus nicht zulässig erschienen; daß nur ein Bundesarmeecorps für Luxemburg bestimmt werden würde; — aber auch diese Vorbereitung verlief bald im Sande und scheiterte an der Klippe: wer die Kosten zahlen sollte. Nach drei Monaten waren wir wieder in Holland. (Beim Frieden wurde nach dem Princip der Sprachgrenze das walonische Stück aus dem Großherzogthum als belgische Provinz herausgeschnitten, und so wurde auch vom Bunde der „Nationalität“ gehuldigt).

Zunächst aber wurde am 2. August 1831 der zehntägige Feldzug unter dem Befehl des Prinzen von Oranien (später Wilhelm II.) mit dem Einmarsch in Belgien eröffnet, ein kleiner Feldzug, dessen Verlauf im Leben meines Bruders (Band 2, S. 123) ausführlicher beschrieben ist. Damit war Hollands älteres geschichtliches Recht wieder hergestellt und die holländische Waffenehre glänzend gewahrt. Ein einziges persönliches Erlebniß will ich erwähnen. Am 12. August, dem Tag der Schlacht bei Löwen, hatte ich morgens die Aufgabe, den von unseren Reitern aufgefangenen französischen General Belliard, dessen Standbild jetzt in Brüssel steht, der, der anrückenden Armee des Marschalls Gérard vorausgesandt, nach dem Hauptquartier des Königs Leopold eilte,

eine Stunde lang zu bewachen und zurückzuhalten. Der König, kaum in Belgien angekommen und plötzlich an die Spitze eines jungen, noch schlecht organisirten Heeres gestellt, gab das Beispiel persönlicher Tapferkeit und Umsicht — aber erst eine gemeinsam drohende Kriegserklärung Englands und Frankreichs gebot uns Halt und Abends standen unsere Vorposten gegenüber denen Frankreichs.

Ich habe schon vorausgeschickt, daß ich keine Lebensbeschreibung liefere, daß ich nur auf Nationalideen bezügliche Notizen beibringen wollte; daß ich meine soldatischen Erinnerungstage zu den glücklichsten rechnete, daß diese aber nur noch bis zu den ersten Monaten 1833 reichten, da die Freiwilligen heimkehrten, ich also auch wieder in das Cabinet des Königs zurückgelangte. Ich hatte in dritthalb Jahren viel gesehen und durch meinen Bruder gelernt, nur nichts militärisch Wissenschaftliches. Deswegen hatte ich nun meine Zukunft im Civildienst wohl zu erwägen; ich wußte, daß im Cabinet keine Aussichten waren, daß die Holländer nach ihren, mit dem stammverwandten Deutschland gemachten Erfahrungen, exclusiver als je geworden sein mußten, und nachdem ich im Haag auch an einem Wechselfieber erkrankt war, reifte bald mein Entschluß, mein Leben nicht in Holland zu beschließen. Die Ausführung, soweit sie eine ehrenvolle Entlassung betraf, war nicht schwer. Ich hatte schon nach dem Feldzuge von 1831 einen militärischen Orden erhalten und der König war auch jetzt beim Abschied wieder gnädig in Worten. Aber auch jetzt, mit 23 Jahren, war ich kein Rentier und mußte neue Entschlüsse fassen. Ich hatte meine Studien nicht auf deutsche Art vollendet, keine zunftmäßige deutsche Staatsprüfung abgelegt, um auch nur von unten wieder anfangen zu können; und an welchen Staat hatte ich bestimmte Ansprüche? Ich kehrte zuerst in die nassauische Heimat zurück, und da ich mich im Haag noch verlobt hatte, auch bald verheiratet war, durfte ich sehr dankbar dafür sein, daß meine Eltern mir einstweilen den Wohnsitz auf ihrem kleineren Gute Hornau bei Frankfurt anboten und einräumten.

Es dauerte einige Zeit, bis ich mich in deutschen Landen wieder orientirte und mir darüber klar wurde, daß die unabhängigste Laufbahn, die ich mir durch eigene Anstrengung eröffnen könnte, die eines Docenten an irgend einer deutschen Universität sein würde. Mit einigen staatswissenschaftlichen Kenntnissen und sogar einiger Praxis aus meiner lehrreichen Stellung in dem niederländischen Cabinet ausgerüstet, fühlte ich zunächst das Bedürfniß und die Lust, deutsche Reichsgeschichte noch einmal, und gründlicher zu studiren, und dachte damit mein Glück zu versuchen. Beinahe drei Jahre von 1833 bis 1836 war ich auf dem Lande bemüht, mich vorzubereiten. Aber in dieser stillen Zeit, hatte ich außer den Büchern auch lebende Quellen, im Umgang und Briefwechsel mit Männern von Geist, Wissen und Charakter. Ich nenne meinen Vater, die Brüder Fritz und Heinrich, sodann den

grundgelehrten deutschen Historiker, Bibliothekar Böhmer zu Frankfurt, den ersten Begründer der Kaiser-Regesten, der im Fachstudium meine einzige Stütze wurde. (S. sein Leben von Janssen, seinem ausgezeichneten Schüler, dem ersten katholischen Historiker Deutschlands.)

Hier will und muß ich also zuerst mein Verhältniß zum dritten Bruder, Heinrich, aufklären, unbeschadet einer künftigen Biographie desselben, für deren Erscheinen es noch nicht Zeit ist. Er war damals (1833) noch hessen-darmstädtischer Regierungsrath, zugleich aber Mitglied der Deputirtenkammer und bald Führer der liberalen Opposition, die, wie in allen Mittelstaaten, zuerst nur eine innere, meist financielle war, erst später eine nationale, einheitlich-deutsche wurde. Er nahm, als er deshalb quiescirt wurde, seine Entlassung ohne Pension. Er lebte dann als Privatmann und Pächter des größeren, ehemals reichsritterlichen Familiengutes Monsheim bei Worms (bis 1848). Er war durch unseren Aeltesten, Fritz, zur parlamentarischen Laufbahn aufgefordert, instruirt und darin geistig unterstützt worden, wie er selbst in der Vorrede zu dessen „Leben" sagt: „Es bestand zwischen uns eine völlige Uebereinstimmung bis zur Solidarität — der politischen Gesinnungen und Lebensanschauungen; in ihm erkannte, ehrte, liebte ich — Führer und Vorbild!" — Er war also auch dessen Schüler gewesen und wie ich, erkannte er willig dessen große Ueberlegenheit. Obgleich aber auch er elf Jahre älter war als ich, standen wir beide uns brüderlich auch gleich nahe. Es fällt in diese Zeit (Herbst 1838) eine Begegnung zwischen uns Dreien im Familienkreise zu Hornau, wohin Fritz jährlich auf Urlaub kam. Bei einem Spaziergang auf den Berg „Stauffen", den südlichsten der Taunusberge, wurde lebhaft die Lage Deutschlands und unser Aller Zukunft besprochen und wir gaben uns oben bei dem Mannstein das Wort, daß, was auch kommen möge, wir brüderlich einig bleiben wollten, und wenn es noththäte unser Aeltester aus Holland zu uns kommen müsse. Auf dieses „Wort" bezieht sich die folgende Strophe eines Gedichtes an den Bruder Heinrich, das unser Aeltester 1838 in seinem Lagerzelt auf nordbrabant'scher Haide verfaßt hat (Band 2, S. 306).

„Die trüben Wolken, die vom Sturm getragen,
So geisterhaft am Mond vorüberzieh'n,
Die trüben Wolken gleichen meinen Tagen,
Sie kommen, werfen Schatten und entflieh'n.

Schon ferne ist die Jugendzeit,
Und manche Hoffnung ist zerronnen,
Und manches Werk, so froh begonnen,
Ging unter in Vergessenheit;

Doch was der Brüder Eintracht sich versprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach,
Und wie die Inschrift in den Stein gegraben,
Besteht das Wort, das wir zum Bund uns gaben."

Das Gedicht sammt dem Buch ist nach einem Vierteljahrhundert natürlich im heutigen Deutschland längst vergessen; darum bitte ich meine Leser wegen dieser nationalen Erinnerung ausdrücklich um Verzeihung. Ich kehre rasch zur brüderlichen Begegnung zurück. Bei diesem Anlaß wurde auch die Wahl der Universität besprochen, für welche ich mich als Docent der deutschen Reichsgeschichte habilitiren sollte und es wurde die rheinische Hochschule Bonn ins Auge gefaßt.

Einstweilen studirte ich aber fleißig fort, die Tagesereignisse lagen mir beim Quellenstudium fast so fern, wie meinem verehrten wissenschaftlichen Führer Böhmer, dessen politische Anschauungen mir nur gelegentlich in einzelnen scharfen Aussprüchen bekannt wurden und mir nur allmälig nachzufühlen und nachzudenken aufgaben. Denn, obgleich Protestant, war er historischer Reichsfreund und sah es nicht als nothwendig und wünschenswerth an, daß die Zukunft Deutschlands — des durch die Reformation zerspaltenen, durch den Reichsdeputationshauptschluß mißhandelten, und durch den Wiener Congreß von 1815 unter fremder Einmischung schlecht hergestellten Deutschland künftig in einheitlicher Gestaltung ausschließlich von Preußen aus unternommen würde. Er war besonders gegen die Omnipotenz des Staats, des von Friedrich Wilhem IV. später so glücklich bezeichneten, abstracten Racker-Staates, welchem — sei es mit monarchischer cäsaropapistischer Spitze, sei es mit parlamentarischem Apparat — die Allgewalt zustehen müsse, über alle Gebiete des Leibes und der Seele gesetzgeberisch und polizeilich zu verfügen, ohne Rücksicht auf gutes Herkommen und **wahren deutschen Nationalcharakter.**

Böhmer war in diesem Sinne ausgeprägter bundes-unmittelbarer Republikaner, altreichsstädtischer Legitimist. In diesem Sinne behauptete er eifrig, das Gebiet der Seele und des Gemüths, die geistige Freiheit vor Gott, dürfe nicht in eine territoriale Kirche eingezwängt werden, schon nach der Uranschauung der ersten Christen müsse das geistige „Vaterland größer" sein; an die allgemeine christliche Kirche seien die alten und positiven protestantischen Glaubensbekenntnisse, besonders sein lutherisches, doch immer noch angelehnt gewesen und wer sich auf den Standpunkt der bloßen Negation und Feindschaft gegen den Pabst stelle, der stehe eigentlich außerhalb des vertragsmäßigen Reichs- und Kirchenfriedens. Also Böhmer.

Doch meine Uebersiedlung nach Bonn war für 1836 beschlossen und wurde im Frühjahr ausgeführt. Mein Aufenthalt dort dauerte viereinhalb

Jahre, ich hatte aber anderthalb Jahre zu Vorbereitungen nöthig, bis ich auf Grund einer lateinischen Lebensbeschreibung des „Kaisers Arnulf“ mit dem Doctordiplom von Halle versehen, meine Vorlesungen über Reichsgeschichte eröffnen konnte. Bei der Habilitation hatte ich außer der deutschen Antrittsrede noch ein lateinisches Colloquium über eine Schrift von Bundesverfassungen zu bestehen. Dasselbe wurde mir ungemein dadurch erleichtert, daß August Wilhelm v. Schlegel, der vorzüglich ciceronianisch sprach und sich dessen bewußt war, mich beinahe nicht zu Wort kommen ließ und mir nur dreimal kurze Gelegenheit gab, mit meiner Utrechter infima latinitas Staat zu machen. In der philosophischen Facultät hatte ich außer ihm noch den vortrefflichen Archeologen Welcker sen. zum Freunde, dann noch zwei jüngere Philosophen vom Handwerk, von welchen ich merkwürdigerweise unter Anderem die Kunst des Schwimmens im Rhein erlernte. Man ließ mich überhaupt den bloßen „Privatdocenten“ nicht fühlen, und deshalb gab mir mein theologischer College, der Dichter Kinckel, ironisch den Titel Großcollega. Ein bedeutender Historiker war damals in Bonn nicht vorhanden, nur ein belletristischer Professor Löbell las neuere Geschichte, wogegen Dahlmann, der außer letzterer auch „Politik“ vortrug, erst nach meiner Zeit unter Friedrich Wilhelm IV. nach Bonn berufen wurde. Ich hielt vor ihm unter demselben Titel eine staatswissenschaftliche Vorlesung, die sogar mehr Anklang fand, als meine Geschichte der Carolinger.

Aus Notizen zu meiner Bonner Vorlesung über Politik möchte ich einige Aphorismen einschalten, zum Beweise, daß ich schon damals zu unterscheiden gelernt hatte zwischen Race-Nationalität, Sprach-Nationalität und Staats-Nationalität, welche drei Begriffe sich durchaus nicht decken. Die Staats-Nationalität ist ein Product territorialer Gesetzgebung, zuweilen bestimmt oder verbürgt durch staats- und völkerrechtliche Verträge. Diese kann sich Jeder, auch ein Fremder erwerben, ja erzwingen durch Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen, wenn auch diese Erwerbung durch Naturalisation zuweilen als lächerliche Fiction erscheint bei Leuten fremder Race oder bei fehlender National- oder Majoritäts-Sprache. Die Race-Nationalität kann der Einzelne wohl förmlich ablegen, verläugnen, vergessen und auch gerne vergessen machen, durch Naturalisation und Annahme einer anderen Nationalsprache; erzwingen kann er aber die Anerkennung nicht; er bleibt — in der ersten Generation wenigstens, und in den Augen Anderer, was er von Geburt war.

Die Sprach-Nationalität, obgleich sie von Natur die dem Gemüthe nächste und darum stärkste scheint, kann dennoch am leichtesten wechseln oder gewechselt werden, durch eigenen Entschluß. Hierbei kann der Zufall oft so schelmisch mitspielen, daß der sprachliche Familiennamen — national genommen — gerade an den Unrechten kommt, das heißt an einen Gegner.

Beide letztere Arten der Nationalität, die der Race und die der Sprache sind übrigens doch nicht so stark, daß sie nicht durch andere Interessen, durch Leidenschaften und Nothlagen überwunden, oder durch die positive Staatsgesetzgebung und deren Schutz, geordnet werden könnten. Was insbesondere Mißbräuche der Race-Nationalität angeht — sei es von Seite einer überwiegenden Majorität gegen eine geschützte Minorität — sei es von Seite der Minorität durch schädliche Fictionen, so lassen sich solche nur im ersten Falle durch die Weisheit der Verwaltung — im letzteren Falle durch Tact und Bescheidenheit der zu schützenden verhüten. — Belgien und die Schweiz sind Beweise dafür, daß Race- und Sprach-Nationalitäten verschiedener Art kein Hinderniß sind, sich in einem und demselben Staatswesen zusammen zu vertragen.

„Der Begriff **Reich** verträgt große Verschiedenheiten von Völkerelementen und Staatsformen. Dem alten Deutschen Reich hat es großen Schaden gethan, daß die Staats-Schulmeister mit ihrem krankhaften Hang zu Abstractionen bald das Reich selbst, bald die einzelnen Landeshoheiten in ihre künstlichen Schablonen von Rechtsstaat und Culturstaat hinein gezwängt haben."

Soweit die Fragmente aus meiner Jugend.

Im Ganzen hatte ich keinen Grund unzufrieden zu sein mit Bonn, und die Facultät schlug mich auch einmal zum außerordentlichen Professor vor. Aber Ende 1837 war ein Ereigniß eingetreten, bei welchem es politisch unvermeidlich wurde, Farbe zu bekennen: es war die Gefangennahme des Erzbischofes Clemens August von Cöln, der Anfang des ersten Culturkampfes und mit Böhmer nahm ich als Privatmann **für ihn** und für das katholische Volk Partei. Darüber hatte ich von dem Curator der Universität, Hofrath v. Rehfues, der ein Hauptanstifter war, privatim zu vernehmen, für solche Gesinnung sei in Preußen — selbst im Lehrfach — „keine Aussicht auf Beförderung". Ueber diesen Streit hatte mein Vater aus persönlicher Friedensliebe eine Flugschrift, „Ansprache an die deutsche Nation", geschrieben, die freilich wesentlich **gegen** den Erzbischof war, die er aber auch meinem verehrten Böhmer schickte. Hierauf erhielt er vom Letzteren folgende Erwiderung: „April 1838. Euer Excellenz danke ich verbindlichst für die gütige Sendung. Ich aber halte es mit dem Erzbischof, mit der Selbstständigkeit der Kirche und mit den katholischen Rheinländern und Westphalen, unter Anderem wegen der Grausamkeit, womit die preußische Regierung auch meine Glaubensgenossen, die Lutheraner in Schlesien, verfolgt. B." Diese Erwiderung schickte mir mein großartig gütiger Vater mit den Worten: „Die ist mehr für Dich, als für mich." Meine Farbe war genommen und bekannt, obgleich ich als Protestant noch fünf Jahre brauchte, bis ich wirklich katholisch dachte und mich bekannte.

Nun kamen zwar 1840 mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. überhaupt bessere Zeiten für die verschiedensten Parteierwartungen; aber ich war im Herbste desselben Jahres doch nicht betrübt, aus meinem Heimatslande Nassau eine Berufung in den Staatsdienst mit dem Titel Legationsrath und der Bestimmung für auswärtige Angelegenheiten und Bundessachen zu erhalten und beschloß dankbar dieselbe anzunehmen. Es war in Wiesbaden für mich doch noch eine sicherere Grundlage für die Zukunft meiner glücklich heranwachsenden kleinen Familie, und obgleich im letzten Sommer in Bonn noch der Patriot und Dichter E. M. Arndt als Stellvertreter meines Bruders Fritz die Pathenstelle bei meinem ältesten Sohne versah, beruhigte ich mich doch bei den anerkannten Grenzen des Bundes und stipulirte nicht, das Vaterland müsse erst größer sein. Im nassau'schen Staatsdienste verliefen für mich in nationalen und rein politischen Dingen die ersten sieben Jahre nicht allein glücklich und friedlich, sondern auch interessant. Herzog Adolf von Nassau, der sehr jung und erst seit einem Jahre an die Regierung gelangt war, hatte mir von Anfang an ein gütiges Vertrauen bewiesen in persönlichen sowohl, als politischen Fragen; er war gerecht und wohlwollend, und die Bevölkerung war — bei sehr mäßigen Steuern — zufrieden. Im großen Nachbarreich Preußen war die Regierung des neuen Königs unter der Hand bestrebt, die Mißstimmung der katholischen Bevölkerung durch versöhnende Maßregeln wieder zu beruhigen, in den inneren Verfassungsfragen vorsichtige Fortschritte zu machen. Dies wirkte wohlthätig auch auf die Nachbarn. Ich darf bezeugen, daß damals mitten in einer beinahe ganz protestantischen Beamtenschaft mein Uebertritt zur katholischen Kirche weder Aufregung bewirkte noch mir persönliche Feinde zuzog, geschweige daß mein Landesherr mir sein Vertrauen deßhalb entzogen hätte. Das ist freilich das Capitel, von dem ich oben sagte: „Es steht in einem anderen Buch", oder gehört dahin, wenngleich es in der nationalen Politik niemals ignorirt werden sollte.

Von interessanten, bloß politischen Erlebnissen aus jener Zeit will ich aber noch Einiges erwähnen. Im December 1843 wurde ich nach Petersburg geschickt, um den Ehevertrag meines Souveräns mit der russischen Großfürstin Elisabeth Michaelowna abzuschließen und ich brachte dort vier Monate in der Nähe des glänzendsten europäischen Hofes zu, in der höchsten Glanzperiode des Kaisers Nikolaus I. Dieser Hof und diese Zeit sind so oft und gut beschrieben; ich darf nur einen kleinen Zug, der mich persönlich berührte, hier erzählen: An einem der letzten Tage vor dem Abschied war ich zu einem kleinen Diner von nur sieben Personen im Winterpalais eingeladen und der Kaiser, als er auf meiner Uniform ein militärisches Zeichen sah, das er merkwürdigerweise als die holländische Freiwilligenmedaille von 1831 erkannte und mich nach

deren Ursprung befragte, nahm davon Anlaß, über die Ereignisse von 1830 in Frankreich und Belgien zu sprechen, indem er mit den Worten anhub: O, mon pauvre beaufrère d' Orange! (Es war dies der nach der Abdication Wilhelm's I. zur Regierung gelangte König Wilhelm II., der Vater des jetzt noch regierenden Königs Wilhelm III.) Daran knüpfte nun der Kaiser die Aeußerung, „wie sehr Er es damals bedauert habe, daß sein Entschluß und Vorschlag, nach der Julirevolution wieder gemeinsam in Frankreich einzumarschiren, von Oesterreich und Preußen abgelehnt worden sei, ein Entschluß wie ihn doch eigentlich die rechtmäßigen monarchischen Principien und die früheren Verabredungen erfordert hätten. Uebrigens müsse Er nachträglich gestehen, daß diese Ablehnung gerade für Ihn das größte Glück gewesen sei; denn, wenn nach dem Ausmarsch seiner Armee und in deren Rücken, jener polnische Aufstand ausgebrochen wäre, dessen Niederwerfung dieser tapferen Armee so große Anstrengungen gekostet habe, wie wäre es erst gewesen, wenn keine zweite solche Armee sofort zur Hand gewesen wäre, um den Aufstand zu dämpfen, welcher Zeit gehabt hätte sich auszubreiten und noch besser zu rüsten, bevor die erste vom westlichen Kriegstheater hätte zurück gerufen werden können!" — Im engeren Kreise konnte Kaiser Nikolaus ungemein wohlwollend und gewinnend sein; nur bei großen öffentlichen Gelegenheiten, wenn er mitten unter die Leute trat (l'empereur fend la foule), glaubte er stark und stolz auftreten zu sollen. Nach der Heimführung der edlen jungen Herzogin-Großfürstin, deren allzufrühes Grab und Denkmal die schöne griechische Capelle bei Wiesbaden überwölbt, wurden mir zweimal Missionen in Familienangelegenheiten nach Wien zutheil, wo ich noch so glücklich war, den greisen Erzherzog Karl zu sehen und zum Berather zu haben. Ich wurde auch vom Fürsten-Staatskanzler empfangen, um gute Lehren zu erhalten, die auch einst in dem anderen Buch stehen dürften. Sodann wurde ich auch als nassauischer Gesandter bei dem verwandten Hof im Haag beglaubigt und ebenso bei dem königlichen Hof von Belgien. Bei beiden machte ich jährlich bis 1848 einen kurzen Aufenthalt, blieb übrigens in Wiesbaden wohnen, um die früheren Geschäfte zu versehen. In Brüssel hatte einmal die Königin Louise, Tochter Louis Philipp's und Mutter des jetzt regierenden Königs Leopold II., nach der Tafel die Gnade, mir zu versprechen, daß ihre beiden jungen Prinzen mich in Laecken empfangen würden, wohin mich ein höherer Beamter des königlichen Hauses und ehemaliger College und Freund aus dem Haag Vicomte Conway, begleiten würde. Ich sah also beide Prinzen, die, mit Bleisoldaten spielend, mich sehr freundlich in deutscher Sprache begrüßten. Den folgenden Tag sprach mich Ihre Majestät wieder gütig an und fragte: N' est ce pas vous avez trouvé, que je tâche d' en faire de bons Saxons? Das war die richtige Bezeichnung der deutschen Dynastie, ohne die Affectation der deutschen

Nationalität. Die Nationalität sollte überall so würdevoll und bei Frauen ebenso anmuthig sein!

Doch ich darf mich schon nicht mehr unterbrechen; ich darf nicht ausführlicher erzählen, wie ich meinen Herzog auf interessanten Reisen begleiten durfte, nach Holland, zu einer königlichen Marinerevue vor Helvoetsluis, dann zu Falkenjagden auf Schloß Loo, dann aber auch noch 1847 nach England zum Besuche der Königin in Osborne, dann nach Schottland zu den Hirschjagden der Herzoge von Atholl und Leeds. Das Alles war ja international nicht bloß national.

Das Jahr 1848 rückte aber heran und ich könnte auf dessen nationalen Inhalt hier nicht tiefer eingehen, ohne dem bewußten imaginären „anderen Buche" vorzugreifen. Nur von meinem ehemaligen nassauischen Standpunkte aus will ich kurz erwähnen, daß ich — angesichts der aus dem republikanischen Frankreich nach Deutschland herandringenden Sturmfluth — meinen Rath zunächst zum militärischen und politischen Anschluß an Preußen zwar im Einverständniß mit meinen Brüdern abgab und zu dessen Ausführung beitrug; daß ich aber dabei weit mehr im Interesse der Erhaltung des deutschen Hauses Nassau und seines Besitzthumes so handeln zu müssen glaubte, als nach eigener Phantasie. Mein Vater hatte den Wunsch ausgesprochen, daß wir drei politische Brüder untereinander einig sein, bleiben und handeln möchten und auch seinem Wunsche gemäß war ich es, der dem brüderlichen Wort vom Stauffen getreu, unseren Aeltesten aus Holland berief und zur Uebernahme eines Commandos in Baden zur Bekämpfung des Aufstandes gegen das einheitliche deutsche Gebiet bewog. Nachdem ich in den Reichsministerien Leiningen, Schmerling und Heinrich von Gagern als Unterstaats-Secretär des Aeußern dem Reichsverweser Erzherzog Johann gedient und bis zum Mai 1849 in der Nationalversammlung ausgehalten hatte, trat ich in den nassauischen Dienst zurück. Da erhielt ich nun Verwendung in der inneren Verwaltung bis zum Sommer 1854, wo mir ein Anlaß gegeben schien, meine Entlassung zu erbitten, ein Anlaß, der zwar auch an das andere Buch streifte, aber nicht hinderte, daß ich meinem Herzog dankbar ergeben blieb. Ich blieb auch noch ein Jahr im Lande und bewirthschaftete, so gut ich konnte, das von mir 1852 übernommene kleinere Familiengut Hornau. Im Frühjahr 1854, es ist jetzt schon ein Menschenalter und ich schrieb gerade an dem Leben meines ältesten Bruders Fritz — da kam mir ein Brief zu, von meinem alten belgischen Freunde Conway, sein König und Herr, Leopold I., habe von meiner Entlassung und meinem Rückzug auf die Scholle vernommen. Seine Majestät finde aber doch, daß ich dazu noch zu jung und zu brauchbar wäre und sei daher der Ansicht, ich müßte doch wieder in einen Staatsdienst treten. Hierauf meine Antwort: Seine Majestät sei sehr

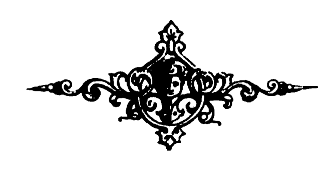
gnädig für mich, habe aber gut rathen! Der Name Gagern sei jetzt wohl bei keiner deutschen Regierung eine Empfehlung und ich hätte auch nirgends einen Anspruch. Ich hielt die Verhandlung schon für beendigt, als ich aus Brüssel die Nachricht erhielt, Seine Majestät habe die Sache zur eigenen gemacht und bei Seiner kaiserlichen Majestät von Oesterreich für mich gebeten. Es dauerte nun nicht acht Tage, bis ich aus dem Ministerium des Aeußern die Einladung des Grafen Buol erhielt, mich in Wien vorzustellen und Näheres zu vernehmen. Meine Ueberraschung und meine Dankbarkeit waren nicht gering; sie wurden erneuert und um so lebhafter, als ich in kurzer Frist meine Ernennung in das Ministerium des Aeußern erhielt.

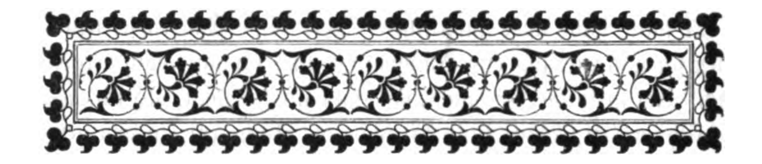
In dem jüngst verflossenen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren liegen welthistorische Ereignisse beschlossen.

In der kurzen Zeitspanne, da mein Bruder Heinrich eine Macht war, da die am lautesten sich hörbar machenden Stimmen aus der deutschen Nation von ihm einen Orakelspruch, oder, wie es hieß, „Die Lösung" — und zwar in Gestalt eines Programmes (giltig für Großmächte!), zu hören begehrten, da war sein letzter Vorschlag: „Eine ewige Union zwischen Oesterreich mit allen seinen Königreichen und Ländern einerseits, und dem übrigen Deutschland mit preußischer Spitze anderseits." Dieses Auskunftsmittel ist heute als Allianzideal eine Wirklichkeit.

Meine einseitigen Glossen, Aphorismen und Anekdoten mögen hiermit erschöpft sein. Aber meine ernstesten Wünsche gehen dahin, daß hüben innere nationale Zänkereien, drüben innere religiöse Principienzwiste versöhnlich und allmälig zu ehrlichem und rechtskräftigem Ausgleich gedeihen, daß dann ein ewiger Frieden — auf der Freundschaft beider Reiche beruhend — herrschen und beide gemeinsam die Herstellung christlicher Socialordnung unternehmen möchten. Es wird an uns dann der tacitische Fluch des Auslandes nicht weiter in Erfüllung gehen können: „Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui." Wir wollen ferner unserem Kaiser Franz Josef mit den Worten danken, die der älteste deutsche Dichter Otfried vor tausend Jahren seinem König des „Ostarrichi" Ludwig dem Deutschen widmete: Nu niazen wir thia guoti, joh fridosamo ziti, sinas selbes werkon! (Nun freuen wir uns der guten und friedsamen Zeiten, seiner selbsteigenen Werke.)

Im Parke zu Mokritz, in Krain.





Gedichte

von

K. G. Ritter v. Leitner.

Distichen.

Schule des Lebens.

Klüger wurde der Greis, gedrillt in der Schule des Lebens,
Aber noch immer nicht klug, ach! und gar weise — wer wird's?

Am Strome.

Rauschen am Ufer des Stroms vorüber die Wellen, so denke
Daß im Leben an dir Alles vorüber auch rauscht.

Lebensbeschwerde.

Nimm auf die Schulter getrost die Last, die im Leben dir zufiel;
Der sie dir auflud, weiß, was du zu tragen vermagst.

Genüge.

Trägt gleich Male von Wunden des Menschen Herz; wenn es je nur
War und hatte beglückt, sei's ihm Gewinnes genug.

Der Engel.

Was ist hier vorgestellt im Kopfe mit Flügeln? — „Ein Engel."
O mit nichten; dazu mangelt das Beste — das Herz.

Die Liebe.

Groß ist des Menschen Geist und groß ist, was er vollbringt auch;
Aber die Liebe allein stirbt für die Ihren am Kreuz.

Exorcist.

Möge der Exorcist der Finsterniß Geister bezwingen;
Aber jene des Lichts wird er besiegen doch nie.

Friedens-Sehnsucht.

Mein Schifflein! so wage
Die Fahrt denn, und trage
Mich fern auf das einsamste Eiland im Meer',
Wo blau nur noch Wellen und Himmel umher;
Wo weit von den Menschen, von Lärm und von Streit
Nur Stille noch waltet, und Frieden gedeiht.

„O lasse die Klage,
Was Gott schickt, ertrage!
Und flöhst du in Fernen der fernesten Zonen,
Und flöhst du zu Sternen, wo Engel nur wohnen,
Du fändest auch dort nicht, was hier du gesucht,
Nähmst nicht schon im Herzen du's mit auf die Flucht."

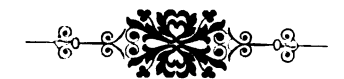
Der Schuhflicker.

Eine Gasteiner Sage.

„Sagt uns, Mädchen, wie nennt ihr, benachbart euerer Hütte,
Dort den seltsamen Bühel aus Felsbruchstücken des Gamskar's?"
Diesen? — erwiderte scheu die eine Sennerin lächelnd, —
Schuhflicker wird er genannt. „Welch drolliger Name! Erzählt doch,"
Rief ich, „ihr schmucken Dirnen, die Sage, die sicher daran hangt."
Aber es wechselten Beide verlegene Blicke, sie stießen
Sich mit den Ellenbogen und drängten einander zur Antwort,
Die zu geben doch jede der leis Erröthenden säumte.
Viele der Jahre sind's, — begann am Ende die Aelt're, —
Daß ein Kuhknecht einst, am Leibe die lodene Jacke,
Kaum noch ein Werktagskleid, mit aufgeschlagenen Aermeln
Dort des Sonntags früh auf dem Wasen saß, sich die Schuhe,
Die ihm die Woche zerriß, ausbessernd mit Ahl' und Pechdraht.
Doch jetzt hallte Geläut' mit feierlich mahnenden Klängen
Aus dem Thale herauf, und entbot die Gemeinde zum Hochamt.
Und die Sennerin schleunig, den schwarzen, glänzenden Strohhut
Schief in die Stirne gerückt und Alpenrosen im Mieder,
Sperrte die Hüttenthür und rief: Auf jetzo zum Kirchgang!
Aber es brummte der Knecht: „Ei was! ich habe zu flicken.
Weder der Pfarrer noch sein Kaplan wird für mich es verrichten."
Sagt's und wendet den Schuh und picht vom Neuen das Hanfgarn.
Und so schreitet die Sennerin denn allein den Gebirgspfad
Hurtig hinunter und eilt zur Kirche. Dort hört sie mit Andacht
Predigt und Messe, besucht zunächst an dem Thore des Friedhofs
Noch das Grab der Mutter und wandelt in frommen Gedanken
Wald und Wiese hinauf dann wieder zur Alpe. Da trifft sie
Noch in der grauen, zerlotterten Joppe den Knecht, wo beim Schuh' er
Morgens verblieb, als zur Gottesverehrung riefen die Glocken.

Und sie geht in die Hütte, verwahrt in der blumenbemalten
Truhe das Feiergewand, melkt Küh' und Geißen, erweckt dann
Feuer am Herd, und setzt Milchtopf und Pfanne zur Kohlglut.
Laut dann ruft sie zum Knecht' aus der rauchenden Thüre hinüber:
„Komm'! die Supp' ist bereit, goldfärbig brodelt das Schmalzmuß."
Doch der regt kein Glied, und bleibt am Hügelein sitzen,
Sprang er in Hast gleich sonst herbei, wenn es hieß: Zu der Mahlzeit!
Eiligen Schrittes darum geht näher die sorgliche Dirne,
Auszuforschen, was etwa die Zögerung heute verursacht,
Ob der Schlaf ihn befallen, ob gar ein plötzliches Uebel.
Und sie faßt an der Schulter den Stummen, aus seiner Betäubung
Aufzurütteln ihn jetzt; doch nicht vermag es die Starke.
Ganz erfolglos sinkt ihr, vom eifrigen Hilfebestreben
Seltsam kalt, die Hand an dem Regungslosen herunter.
Und sie erschrickt, sieht nach, und wäre bald selbst versteinert;
Hockt der Knecht doch starr, in Granit verwandelt, vor ihr da. —
Todtbleich, voll Entsetzen, entflieht sie, läuft vom Gebirge
Zitternd in's Thal hinunter, und meldet dem Bauer das Schreckniß.
Aber der Schuhflicker sitzt noch heutigen Tags auf dem Gamskar. —
Lacht nur, Ihr Herr'n! Warum dann habt Ihr gefragt? Das Gestein dort
Ist er fürwahr, das graue, verwitterte, das dort geschichtet,
Wüst aufragt; denn der Blitz hat längst zerschmettert das Männlein,
Das noch in ganzer Gestalt gesehen der Ahn und der Urahn.

„Und befürchtet ihr Mädchen denn nicht, daß bei nächtlicher Weile,
Wenn der Halbmond sich im letzten Viertel verkümmert,
Einst der steinerne Bursche sein Gliedergetrümmer sich aufrafft,
Her zu der Hütte stapft und polternd fordert den Einlaß?"
Nein, das fürchten wir nicht. Wir sind zwei tapfere Dirnen
Und die Gassler von Stein wie jene von Fleisch und Gebeinen
Jagen wir Lachende flugs mit der Wasserpfanne vom Fenster.
„Den dort jedoch" — versetzt' ich, — „den solltet ihr weislich in Ehren
Halten; vielleicht, wenn ihr abends ein Paar durchlöcherter Schühlein
Hinstellt, daß ihr nett geflickt am Morgen sie antrefft."
Und es lachen die Dirnen, gewandt entgegnet die Aelt're:
Nimmer jetzt flickt er Schuhe; vielmehr, wenn verlorene Geißen
Wir um ihn her suchen auf Felsen und scharfem Gerölle,
Reißt er die neuen durch, und fragt gar nicht um Erlaubniß.





Ueber Goethe's Tasso.

Von

Dr. Ernst Gnad.

Im Sommer des vergangenen Jahres lockte mich ein trüber Regentag in Dresden in das dortige prachtvolle Hoftheater. Es war am 27. August, am Vorabende von Goethe's Geburtstag. Man gab Tasso in neuer Besetzung. Beim Anblicke des bis in die obersten Gallerien dicht gefüllten Zuschauerraumes mußte ich mich erstaunt fragen, ob diese Goethe'sche Dichtung, welche der schönen Redeperlen so viel und der äußern dramatischen Effecte so wenig enthält, noch jetzt — nach einem Jahrhundert — so viele Anziehungskraft bietet. Als der Vorhang aufging, eine sonnig-südliche Landschaft sich vor den Blicken aufthat und die ersten Verse erklangen, da zog eine weihevolle Stimmung durch das ganze Haus und dauerte ungeschwächt bis zum Ende fort. Das war kein gekünsteltes Interesse, kein äußerliches Prunken mit geläutertem Geschmack, das sich ängstlich beim Gähnen ertappt — es war eine wirkliche innige Hingebung an den Zauber der Rede, es war der Flügelschlag eines gewaltigen Geistes, welcher die Zuhörer unbewußt im Banne hält.

Wenn je die versöhnende und befreiende Wirkung, welche die echte Dichtkunst auf das menschliche Gemüth ausübt, eines Beweises bedürfte, so würde er in dieser einfachen Thatsache liegen, daß Hunderte von Menschen, mitten unter den Sorgen des täglichen Lebens, dem Haschen und Ringen nach Gewinn, mitten unter dem ängstlichen Drängen nach neuen Formen des staatlichen und socialen Lebens, welche das moderne Dasein kennzeichnen, andächtig und selbstvergessen sich in eine ideale Welt versenken können, die wie die Fata Morgana hoch über die Wirklichkeit schwebt, die

scheinbar nichts gemein hat mit unserm alltäglichen Denken und Fühlen und doch wie aus den verborgensten Tiefen unseres eigenen Herzens empor zu steigen scheint. — Goethe's Tasso gehört, wie Faust, wenn auch nicht zu den am meisten gelesenen, so doch zu den in ihren Einzelheiten bekanntesten Werken. Wie geläufig sind nicht jedem Gebildeten alle die Kernsprüche voll Tiefsinn und Lebensweisheit, die wie blitzende Diamanten in diese Dichtungen hinein gesäet sind! Welches Frauenauge ist nicht schon feucht geworden bei den einfach schönen Worten der Prinzessin, in welchen sie das stille Frauenlos dem unbändigen, nie befriedigten Treiben des Mannes gegenüber stellt:

Allein ihr strebt nach fernen Gütern
Und euer Streben muß gewaltsam sein.
Ihr wagt es für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig, nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bliebe.

Derlei Verse und Gedanken fallen manchmal wie ein Sonnenstrahl in's Dunkel unserer Seele, klingen wie ein Spruch der Erlösung vom Druck des längst Gedachten, längst Gefühlten, und niemals Ausgesprochenen und rechtfertigen das schöne Wort Herder's, daß es der Beruf der Dichtkunst sei, auszusprechen, was unausgesprochen in Aller Herzen lebt.

„Im Einzelnen das Allgemeine schauen ist der Grundzug des Genie's," sagt Schopenhauer. „Der Dichter ist der Spiegel der Menschheit und bringt ihr, was sie fühlt und treibt zum Bewußtsein."

Aber wenn wir auch in unserer materiellen Zeit noch immer unter den wahrhaft Gebildeten so viel poetische Empfänglichkeit voraussetzen dürfen, daß eine Aufführung von Goethe's Tasso, wenn die fast verlorene Kunst, Verse zu sprechen, nur einigermaßen zur Geltung kommt, als ein weihevoller Festabend angesehen werden kann, so gibt es doch unter Goethe's classischen Werken kaum ein anderes, an welches die Kritik mit so viel Befangenheit herantritt, wie an dieses. Tasso ist, so wenig wie Faust, im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Drama zu nennen. Erst 18 Jahre nach der Vollendung der Dichtung wagte Goethe sie auf die Bühne zu bringen und wenn auch die Wirkung über sein Erwarten befriedigend ausfiel, so war es doch eine vorwiegend lyrische. Es würde allerdings engherzig sein, wenn man jede große Dichtung nach dem Prokrustesbette herkömmlicher Definitionen zurecht schneiden wollte. Aber wenn wir leicht begreifen, daß ein gewaltiges Werk, wie Faust, welches den Dichter durch sein ganzes langes Leben begleitete, und das durch die Unermeßlichkeit der ihm zu Grunde liegenden Idee zu einer symbolisch allgemeinen Menschheitstragödie vertieft wird, sich

schwer in die engen Regeln und Grenzen eines in sich geschlossenen Drama's einfügen läßt, so liegt dies doch beim Tasso ganz anders. Hier boten die äußeren Schicksale des Helden, wie sie Goethe zuerst aus dessen Biographie von Wilhelm Heinse, später aus jener von Abate Serassi kennen lernte, von Tasso's Flucht und Gefangennehmung bis zur Krönung am Capitol und seinem Tode in Rom tragische Momente dar, deren Verwerthung zu einer in sich abgeschlossenen Handlung sich einem wahrhaft dramatischen Dichter — man sollte glauben — von selbst ergeben mußte. Aber in die Goethe'sche Dichtung wirft Tasso's späteres tragisches Geschick nur aus der Ferne dunkle Schatten herüber, sie bietet nur die psychologischen Vorbedingungen zu seinen spätern Schicksalen, und schließt äußerlich scheinbar unvollendet mit der tiefen Verstimmung und haltlosen Verzweiflung, in welche Tasso durch die Erkenntniß seines Innern fällt. Diese Art, eine dramatische Handlung fast fragmentarisch abzuschließen, die doch dem Stoffe nach zu einer geregelten Fortentwicklung und zu äußerem Abschluß alle Vorbedingungen enthielt, ist so einzig und eigenthümlich in unserer dramatischen Literatur, daß wir, um dies erklärlich zu finden, uns die Entstehungsgeschichte des Tasso vergegenwärtigen müssen.

Goethe's oft erwähnter Ausspruch, daß Alles, was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer großen Confession seien, daß er nichts dichtete und schuf, was ihm nicht gleichsam auf den Nägeln brannte, ist kein leeres Wort, sondern der eigentliche Schlüssel zum Verständnisse seiner größten Werke. Es ist trotz aller Uebertreibung doch nicht bloß gelehrte Pedanterie, sondern auch richtiger Instinkt, wenn die viel verschlungenen Pfade seines Lebens mit so ängstlichem Fleiße durchforscht werden. Bei andern großen Dichtern, z. B. bei Schiller, Shakespeare ist die Frage meist gleichgiltig, ob innere Kämpfe oder eigene Erlebnisse sie zu ihren Dichtungen veranlaßt haben, oder ob ihnen die Stoffe von Außen gekommen seien: es sind eben Dichternaturen, welche mit feiner Anempfindung sich auch in fremde Welten zu versenken verstehen und aus dem reichen Pulsschlag ihres Dichtergemüthes den geschaffenen Gestalten Lebenswärme, aus ihrem historischen Sinn und philosophischen Blick ihnen Wahrheit und Glaubwürdigkeit zu verleihen wissen.

Aber Goethe war kein Dichter von Metier; ihm war die Dichtkunst weniger Lebensberuf als innere Selbstbefreiung. Was ihn innerlich quälte und ängstigte, was beengend und mahnend aus den Strömungen seiner Zeit an seine Seele schlug, das entwand sich nach schmerzlichen Kämpfen aus seinem Herzen wie die Perle aus der Muschel, wie eine dichterische Blume, die Kraft und Leben aus dem Grunde der Wirklichkeit eingesogen hat, aber an deren Stengel nicht mehr die Erde festklebt, mit welcher sie aus dem

Boden gewachsen. Was Goethe im Werther herausgebraust, was er im Faust geschaffen, ist nur die Spiegelung seines Innern, aber eines Innern so gewaltig groß und vollkommen, daß der poetische Abglanz seiner eigenen Menschennatur zu ewigen Typen geworden ist für das menschliche Wesen überhaupt, daß seine poetischen Geschöpfe heute noch so lebendig sind, daß man meinen sollte, die Natur selbst und nicht die grübelnde Phantasie eines Dichters habe sie gesetzmäßig hervorgebracht. Hermann Grimm hat anläßlich der Besprechung des Faust ein treffendes Wort über die typische Wahrheit der Goethe'schen Gestalten: „Nehmen wir eine Handvoll unserer edelsten Namen: Karl der Große, Otto der Große, Friedrich der Hohenstaufe, oder nach einer anderen Richtung, Schiller, Lessing oder Goethe selbst: setzen wir diesen allen Faust entgegen, so werden sie etwas Lückenhaftes, Vergängliches, zum Theil Verblaßtes, zum Theil Nachgedunkeltes empfangen: das Gefühl, daß sie sämmtlich neben all' ihrem unsterblichen Dasein doch nur sterbliche, längst begrabene verweste Menschen seien, wird uns beschleichen und Faust, der niemals gelebt hat, der in Trümmern wie aus Nebeln zusammen geblasen wurde, welche Lebenswärme diese Gestalt ausstrahlt! Hamlet, Achill, Hector, Siegfried, alle diese Gestalten erscheinen unsern Blicken nicht mehr ganz frisch, wenn Faust erscheint. Das Licht, das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenschein, während Faust in voller Sonne steht. Ihre Sprache empfängt irgend wie einen fremden Klang, während Faust so redet, daß jeder erste Beste, dem er begegnete, ihn bis in die kleinsten Accente verstehen würde."

Wie ist nun Tasso entstanden? In welchen Beziehungen steht diese Dichtung zu Goethe's inneren und äußeren Erlebnissen? Wir hören seiner zuerst in Goethe's Briefen an Frau von Stein im Jahre 1780 erwähnen, fünf Jahre später, nachdem Goethe als glänzender Stern am Hofe in Weimar aufgegangen war, der gottbegnadete Dichter des Götz und des Werther, voll überquellender Lebenskraft, angebetet von den Frauen und bewundert selbst von seinen Gegnern und Neidern! „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling und als einen solchen mußt Du mich auch lieben" schreibt er an Frau v. Stein (28. V. 81). Und Wieland, den Goethe kurz vor seinem Einzuge in Weimar in der Satyre „Götter, Helden und Wieland" so unbarmherzig verspottet hatte, schreibt nach dessen erstem Anblick: „Meine Seele ist von ihm so voll, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Er ist mir das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott erschaffen hat." So hat schon die äußere Stellung, welche Goethe in Weimar einnimmt, eine Aehnlichkeit mit den Erlebnissen Tasso's am Hofe zu Ferrara, weniger in ihrem äußeren Glanze, als in deren Schattenseiten, in der Scheelsucht der Neider, in der Mißgunst und den Intriguen des erbgesessenen

Hofadels gegen den genialen Emporkömmling. Dazu das Gefühl des inneren Unbehagens, wenn unter der Wucht der Staatsgeschäfte und des zerstreuenden Hoflebens die Träume seiner dichterischen Phantasie in den Tiefen seiner Seele verlangend nach Leben und Gestaltung pochten. Dazu der Gegensatz des aufschäumenden Dichterherzens mit den Forderungen des Hof- und Staatsmannes. „Staatssachen," schreibt er, „sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch vieles Andere auch nicht fallen lassen." (Brief II, S. 177.) Was Tasso erlebte, was ihn im Leid und Jubel bewegte, hatte Goethe innerlich und zum Theile auch äußerlich in Weimar erfahren: Die Gunst der Frauen und des Herzogs, und die Gleichgiltigkeit der Welt- und Hofleute; die Kälte gegen den Menschen bei aller Wärme für die Leistungen des Dichters, und hinwiederum die schwärmerische Verehrung des Menschen neben der entschiedensten Gleichgiltigkeit gegen seine Schöpfungen; die wechselnden Wallungen eines Dichterherzens und die festen unverrückbaren Formen des Hoflebens. Auch die verzehrende Leidenschaft Tasso's für die Prinzessin Eleonore fand einen gewaltigen Wiederhall in den Erlebnissen seines eigenen Herzens. Nicht als ob wir seine Aeußerung in einem Briefe aus Italien, daß er um Tasso vollenden zu können, sich in eine Prinzessin verlieben müsse, ernst zu nehmen hätten, oder mit Anderen so weit gehen müßten, in Tasso's Leidenschaft nur den poetischen Ausdruck einer Liebe Goethe's zur Herzogin Luise in Weimar erblicken zu wollen. Zweifellos mag die stille, etwas kalte Hoheit der Herzogin Luise seiner Prinzessin in Tasso einige Züge geliefert haben, aber die Frau, welche Goethe damals leidenschaftlich liebte, und deren Zauber sein Leben verklärte und vertiefte, stand an wirklichem Seelenadel und Vornehmheit der äußeren Erscheinung hoch genug, um nach ihrem Bilde eine Eleonora d'Este zu idealisiren. Goethe's Briefe an Charlotte v. Stein aus jenen Jahren lassen keinen Zweifel darüber, daß sie die eigentliche Muse seiner Dichtung ist, daß er in seinen damaligen zwischen hochgehender Erregung und schmerzlicher Entsagung hin und her wogenden Empfindungen die rechte Stimmung für seinen Tasso fand. „Am Tasso habe ich geschrieben," meldet er ihr (19. IV. 1781). „Da Sie sich Alles zueignen wollen, was Tasso sagt, hab' ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht darüber schreiben kann" (19. April 1781). Und drei Tage später: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe." Und was wir in Goethe's Briefen aus jenen Tagen über den läuternden Einfluß lesen, welchen das Wesen dieser seltenen Frau auf sein unstätes Dichtergemüth ausübte, ist dem Sinne nach fast gleich mit den herrlichen Worten, die Tasso im zweiten Acte zur Prinzessin spricht:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.
So sucht man in dem weiten Sand des Meeres
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.

So war also in Goethe's eigenen Erlebnissen die Grundstimmung des Tasso und hiemit auch der Drang gegeben, sich nach seiner Art von diesen schmerzlichen Herzensconflicten durch die Dichtkunst zu befreien. Aber trotz allem Drängen der Frau v. Stein brachte Goethe es nur zu den beiden ersten Acten, die noch in Prosa abgefaßt und erst bei der späteren Fortführung der Dichtung in Italien in Verse umgearbeitet wurden. — Es ist sehr zu bedauern, daß dieser erste Entwurf, welcher neben der Frau v. Stein nur wenigen Auserwählten bekannt geworden war, nicht mehr vorhanden oder uns nicht zugänglich ist. Denn gar Vieles berechtigt uns zur Annahme, daß die ganze Dichtung ursprünglich anders und der äußeren Handlung nach viel tragischer angelegt war, als sie uns heute vorliegt, und aller Vermuthung nach mit dem Tode Tasso's enden sollte. Denn inmitten der peinlichen und ungelösten Widersprüche, in welche Goethe damals einerseits durch seine Stellung am Hofe und anderseits durch seine Leidenschaft für Frau v. Stein, mit den Neigungen und Wünschen seines Herzens gerathen war, und welchen er nur durch seine Flucht nach Italien ein Ende machen konnte, lag ihm der Dichter Tasso näher als der Weltmann Antonio, standen ihm die angebornen Rechte des Herzens höher als die Forderungen der Welt und der Gesellschaft. Der Pulsschlag dieser Stimmung mochte wohl die Gestalt Tasso's, wie sie ursprünglich in seiner Phantasie auftauchte, zunächst beleben, und sie, wie Goethe einmal zu Eckermann äußerte, zu einem gesteigerten Werther machen, der an der Tragik seines Innern und an den starren Forderungen der Welt äußerlich ebenso zu Grunde geht, wie jener, nur mit dem Unterschiede, daß zu der allgemeinen Gefühlsschwelgerei Werther's in Tasso noch der Trotz und die vermeintlichen Rechte der genialen Begabung hinzutreten. Man kann annehmen, daß, wenn Goethe in seiner damaligen Stimmung in Weimar die Dichtung zum Abschluße gebracht

hätte, sie mit dem tragischen Untergange des Helden zu einer Art Verherrlichung der dichterischen Individualität geworden wäre, zu einem unversöhnten Wehrufe über die beengenden Schranken des wirklichen Lebens, dem der Genius im ohnmächtigen Kampfe erliegen muß. — Aber die Dichtung blieb, wie gesagt, unvollendet, und als Goethe sechs Jahre später sie in Italien wieder hervorzog, war er selbst ein Anderer geworden.

Am 1. November 1786 fährt Goethe durch die Porta del popolo in Rom ein, aus dem engen kleinstädtischen Weimar, „wo dem Herzoge Jeder gemeldet wurde, der aus dem Stadtthore hinauswollte oder hereinfuhr," in die ewige Roma, in „die Hauptstadt der Welt". Der Einfluß, den Rom auf Goethe übte, und der den wichtigsten Wendepunkt seines Lebens bildete, ist so oft und so vielseitig geschildert worden und geht aus seinen Briefen selbst so frisch und lebendig hervor, daß sich darüber noch kaum etwas Neues sagen läßt. Wer je selber in Rom gewesen, wer je der großen Völkerniobe, in deren Antlitz zwei Jahrtausende ihre ewigen Spuren gegraben, in's Auge geblickt hat, kann diesen Eindruck leicht mitempfinden. Es sind nicht allein die großen Denkmäler, die unermeßlichen Kunstschätze, nicht allein der tiefblaue Himmel, die stimmungsvolle Landschaft mit den edlen Linien der Albaner Berge, deren Anblick dem Beschauer die Seele weitet: es ist noch viel mehr die geistige Atmosphäre, die unsichtbar über der Hauptstadt ausgebreitet liegt, und uns ein Gefühl gibt, als „wären die Spuren aller großen Männer, die hier wandelten, in den Wolken hangen geblieben und sprächen deutlich und vernehmbar zu uns hernieder."

Aus der ewigen Stadt wehte unserm Dichter ein Hauch des Friedens entgegen, ein gesteigertes Lebensgefühl, wie er Beides nie zuvor empfunden hatte.

Im Anblicke der großen Werke, wo der Genius der Kunst „glühend über den Resten heiliger Vergangenheit thront," hob und läuterte sich sein Gemüth; im Verkehre mit einem leichtlebigen, gesunde Sinnlichkeit athmenden Volke, das in seinem sonnenfrohen, nur nach außen gekehrten Dasein keiner grübelnden Gefühlsschwärmerei Raum gibt, zerrannen die letzten Wolken nordischer Schwermuth, die noch seine Seele umlagerten. Die stille, unnennbare Seligkeit eines vom ängstlichen Druck befreiten Herzens spricht aus allen seinen Briefen: „Ich lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Mir ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier" (Br. 20. December 1786). „Ich bin ein Kind des Friedens und will Frieden halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe" (Br. 13. October 1787). Daß der Boden Italiens ihm die Gedanken an Tasso wieder näher brachte, ist leicht begreiflich. In Ferrara durcheilt er die

Stätte, wo der unglückliche Dichter gelebt hatte; in Rom besucht er dessen Grab im Kloster S. Onofrio. Aber die leidenschaftliche Stimmung, in welcher er den Tasso in Weimar aus seinem Innern herausgearbeitet hatte, war entschwunden; der schmerzliche, ungelöste Zwiespalt zwischen Weltmann und Dichter, zwischen Poesie und Wirklichkeit, welche im Spiegelbilde seines Weimarer Lebens, im Tasso zum tragischen Ausdruck kommen sollte, war vorüber, seit er Klarheit über sein eigenes Wesen und Frieden mit der Welt gefunden. Das Wort, das er im Tasso Eleonoren in den Mund legt, bewährte sich vollkommen an ihm selbst:

Auch in der Ferne zeigt sich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.

Ferne von Weimar, in der geistigen Wiedergeburt, welche er auf dem Boden Roms erfahren hatte, steht er seiner Dichtung, wenigstens wie ihm dieselbe in der ersten Anlage vorgeschwebt hatte, fremder und gleichgiltiger gegenüber: „Das Vorhandene muß ich ganz zerstören," schreibt er, „und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft" — „Tasso muß umgearbeitet werden, was da steht ist nicht zu brauchen; ich kann weder so endigen, noch Alles wegwerfen."

Und doch hatte Goethe nach seinem eigenen Geständnisse schon zu viel von seinem Innern in die Dichtung hineingelegt, um sie fruchtlos aufgeben zu können. Er arbeitet ändernd und umgestaltend langsam weiter, fast mit innerem Widerstreben. Erst der schmerzliche Zug, der ihm beim Abschied aus Rom durch die Seele geht, bringt ihn der Stimmung nach wieder dem Tasso näher: „Die Hauptstadt der Welt," schreibt er, „deren Bürger man einige Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung auf Rückkehr zu verlassen, gibt ein Gefühl, das durch Worte sich nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen, als wer es empfunden." Wie schwer Goethe sich von Rom trennte, beweist sein merkwürdiges Wort aus jener Zeit, daß in jeder großen Trennung ein Keim von Wahnsinn liege, den man sich hüten müsse, nachdenklich auszubrüten und zu pflegen. Und wie ihm bei seiner Abreise die traurigen Verse des römischen Dichters Ovid, welche den Schmerz seiner Verbannung und seine letzten Nächte in dem theuren Rom schildern, auf den Lippen schweben, so fühlt er sich wieder in seinem Innern mit Tasso verwandt, der durch die Schuld seines Herzens für ewige Zeiten aus dem schönsten Lebenskreise hinausgestoßen wird. In den Lust- und Prachtgärten von Florenz schreibt Goethe jene Stellen im Tasso, welche ihm jene Augenblicke und Gefühle unmittelbar zurückriefen, Tasso ist ihm auf der Reise ein lieber Gefährte, und als er nach seiner Rückkehr sich in

Weimar nur mit schwerem Herzen an die alte Enge seines Daseins gewöhnen kann, ist Tasso auch der poetische Ausdruck seiner schmerzlichen Erinnerung und seiner tiefen Sehnsucht nach dem geliebten Lande. Im Sommer des Jahres 1789 ward die Dichtung in der Gestalt vollendet, in welcher sie jetzt vor uns liegt, „ein wunderliches Werk," wie es Goethe nennt und ganz verschieden von dem, wozu es die ursprüngliche Anlage bestimmt hatte.

War Tasso dem ersten Plane nach, so weit wir vermuthen können, darauf berechnet, den träumerischen Idealismus, die Rechte des Genius gegenüber den starren Forderungen der Welt zu verherrlichen, so zeigt die Dichtung in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur wie in einem warnenden Spiegelbilde die ganze erschütternde Tragik des einseitig in sich selbst schwelgenden Phantasielebens und schließt mit der Verherrlichung der von Antonio vertretenen sittlichen Besonnenheit und Selbstbeschränkung. War Tasso anfangs nur in einer fortgesetzten und gesteigerten Wertherstimmung begonnen worden, so ist der Abschluß des jetzigen Werkes nur eine Art Läuterung, ja dichterischer Widerlegung derselben durch die Anerkennung und Bestätigung der undurchbrechbaren Weltverhältnisse. Die Kraftgenie's jener Tage, die dem Drängen des Genius gegenüber keinerlei berechtigte Schranken anerkennen wollten, waren über die Dichtung nicht wenig verstimmt.

„Was sagen Sie zu Goethe's Tasso?" schreibt Leopold v. Stolberg an Jacobi. „Mir mißfällt der Ton eminent. Warum gibt er dem kleinlichen, stolzen, großmüthelnden Antonio diese Superiorität über den Zögling der Musen und Grazien?" Aber die bedeutsame Selbstläuterung aus der Wertherstimmung, die sich auf dem Boden Italiens in der Seele des Dichters vollzogen hatte, lag im innersten Wesen der poetischen und menschlichen Entwicklung Goethe's, dessen gesunde und thatkräftige Natur ein Aufgehen in einseitige Gefühlsphantastik nicht zuließ, sie hat, wie hier umgestaltend auf die Tassotragödie, so später läuternd auf die Faustdichtung fortgewirkt, deren Held aus dem Taumel des Genuß- und Sinneslebens, aus dem wilden Drange, „all das Wohl und Weh, das der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen," zuletzt nach der Goethe-schen Auffassung Ruhe und Befriedigung in gemeinnützigem Schaffen findet, in freier selbstbewußter Thätigkeit, deren Spuren

„Nicht in Aeonen untergeh'n."

Wie diese Selbstläuterung auf die ursprüngliche Idee des Tasso — so sehr auch die Dichtung als Ganzes genommen aus einem Guße herausgearbeitet scheint — umgestaltend eingewirkt habe, läßt sich im Einzelnen

nicht unschwer verfolgen, am leichtesten, wenn man die Charakterzeichnung des Tasso und des Antonio in den ersten beiden Acten, in welcher die Spuren der älteren Bearbeitung und Anlage noch am wenigsten verwischt sind, mit jener der drei späteren Acte vergleicht. Die Schilderung Tasso's im ersten und zweiten Acte führt den aufmerksamen Leser bald zu dem Schlusse, daß der Dichter hier mit ganzer Seele auf der Seite seines Helden steht. Wie feinfühlig, edel und liebenswürdig bewegt sich Tasso anfangs im Kreise seiner hohen Freunde. Wie bescheiden und doch wie mannhaft zugleich schlägt der Jüngling die sichtbare Verstimmung Antonio's beim Anblick des mit dem Lorber geschmückten Dichters mit der Bemerkung nieder:

> Wenn Du mein Glück vor Deinen Augen siehst,
> So wünscht' ich, daß Du mein beschämt Gemüth
> Mit eben diesem Blicke schauen könntest.

Nur still und verschleiert, in edel gemessenen, wenn auch von tiefer Leidenschaft erwärmten Worten klingt das Geständniß seiner Liebe in der ersten berühmten Scene mit der Prinzessin aus der Seele des Dichters:

> Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet
> Und wie die Sonne trocknete Dein Blick
> Den Thau von meinen Augenlidern ab.

Selbst der überraschende Ungestüm, mit welchem Tasso kurz nachher dem Antonio seine Freundschaft anbietet, erscheint durch jugendliche Aufwallung und durch die augenblickliche von der Gewißheit stiller Gegenneigung hervorgerufene Gemüthserregung noch vollkommen gerechtfertigt.

Vergleicht man nun den Tasso der ersten beiden Acte mit jenem der späteren, wie derselbe ohne klare Motivirung und ohne andern äußern Anlaß als die milde, fast freundschaftliche Zurechtweisung des Herzogs sich immer tiefer und tiefer in die Qual eines kranken Gemüthes einspinnt, wie er zwischen Argwohn, ungerechtfertigter Launenhaftigkeit und Mangel an jeder Selbstbeherrschung hin- und hergetrieben wird und schließlich in überschäumender Leidenschaftlichkeit die Prinzessin in seine Arme reißt, so liegt in dieser Zeichnung eine deutliche bewußte Verurtheilung der ungezügelten Phantastik, ja die von Hermann Grimm angedeutete Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß dem Verfasser hiebei das Bild des unglücklichen Dichters Lenz, der wegen ähnlicher Ueberspanntheiten von Weimar ausgewiesen wurde, vorgeschwebt habe. — Und so edel und liebenswürdig Tasso im Anfange uns entgegentritt, so kleinlich und neidisch zeigt sich der Weltmann Antonio von seinem ersten Erscheinen ab gegen den bekränzten Dichter. Jedes Wort, das er in kalter Ueberlegenheit gegen den Jüngling

schleudert, trifft wie ein scharfer Pfeil, so daß Tasso ihn mit Recht des Neides beschuldigen darf.

> . . . . Verschwende nicht
> Die Pfeile Deiner Augen, Deiner Zunge,
> Du richtest sie vergebens nach dem Kranze,
> Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
> Sei erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!

Mit beißendem Spotte spricht Antonio von den Kränzen, „die man sich beim Spazierengehen holt," mit nicht zu verkennender Spitze gegen Tasso klingt seine Verherrlichung des Dichters Ariosto, spricht seine Verachtung gegen den müßigen Träumer Tasso und ein leiser Tadel gegen die Gunst des Herzogs, der im Belohnen unmäßig ist, sich in der Schilderung der Eigenschaften des Papstes aus:

> Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt . . .
> In seiner Nähe darf nichts müßig sein!
> Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.

Ist dieser kalte neidische Höfling, der dem jugendlichen Dichter den ganzen Sarkasmus seiner überlegenen Weltanschauung fühlen läßt, wirklich eins mit dem Antonio der spätern Acte, dem edlen warmfühlenden Manne, der dem innerlich haltlosen Dichter freundlich die Hand zum Bunde bietet und in welchem Tasso zuletzt den starken Fels erblickt, an dem er im Schiffbruch seiner stolzen Träume und Hoffnungen sich um Rettung anklammert? Es klingt fast wie eine Selbstanklage Goethe's, wenn er in der vierten Scene des dritten Actes die erstaunte Leonore dem in seinen Gesinnungen gegen Tasso völlig veränderten Manne zurufen läßt:

> So ohne Leidenschaft, so unparteiisch
> Glaubt' ich Dich nicht. Du hast Dich schnell bekehrt.

Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese Verschiedenheit der Charakterzeichnung, worin noch die Spuren jener früher erwähnten zweifachen Bearbeitung der Dichtung erkennbar sind, und auf welche schon Hermann Hettner hingewiesen hat, beim Eindruck des Ganzen keineswegs so auffällig hervortritt, wie sie eben angedeutet wurde. Viel weniger beim Lesen, wo vor dem Wohllaut der Verse und der Fülle und Pracht der Gedanken das Bild der dargestellten Persönlichkeiten in den Hintergrund rückt, als vielmehr in der scenischen Aufführung, bei dem Bestreben des Schauspielers, die dargestellte Person zu einem einheitlichen und in sich geschlossenen Charakterbilde zu gestalten.

Indeß was man auch immer gegen die Charakterzeichnung und gegen den unvollendeten, fast peinlich wirkenden Abschluß dieser Dichtung vorbringen mag, so gehört doch Tasso zu dem Schönsten und Reifsten, was Goethe geschaffen. Nirgends tritt uns die Goethe'sche Sprache in solcher Vollendung und Vornehmheit entgegen. Wenn wir von dem classischen Stile sprechen, den Goethe sich in Italien angeeignet hat, so denken wir dabei zunächst an Iphigenie und Tasso. Und was ist classischer Stil? Was bedeutet dieses vielgebrauchte Wort? Nichts anders, als die edle Einfalt und Klarheit des Ausdrucks, die allem Dargestellten die ihm angemessene Form und dem Hörer oder Leser das Gefühl gibt, als ließe sich das, was ausgesprochen wird, gar nicht anders sagen, als sei die gegebene Form nur das angeborne und allein passende Kleid für den Inhalt. Zu der vorwiegend rhetorischen bilderreichen Diction der neueren Dramen steht Goethe's Stil da wie ein antiker Säulentempel mitten unter dem Zierath moderner Baukunst. Und so edel gehalten und vornehm, wie die Sprache, wogen auch die wechselnden Empfindungen in den Personen des Tasso auf und nieder, bei aller Tiefe und Leidenschaftlichkeit, in der feinsten Gesittung des Ausdruckes. Um die Personen dieser Dichtung schwebt eine gewisse ideale Atmosphäre. Wie sie selbst auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft stehen, so bewegen sie sich auch im Sonnenschein der Dichtkunst wie Gestalten aus einer verklärten Welt vor uns. Ein dichtes Bollwerk trennt sie von der gemeinen Wirklichkeit; an dem schönen Garten ihres Lebens rauschen die Stürme, die in niedern Naturen wild und trotzig zum Ausbruch kommen, und Menschen wie Bäume aus den Wurzeln reißen, nur in leisem Anprall vorüber, sanft die Blätter bewegend und Blüthen verwehend. In ihrer hohen verklärten Menschlichkeit gemahnen uns diese Personen fast an Götterbilder, ein Wort, welches schon Heine einmal beim Anblick der Götterstatuen im Louvre auf Goethe's dichterische Schöpfungen anwendet: „Diese Antiken“ sagt er, „mahnten mich an die Goethe'schen Dichtungen, die eben so vollendet, eben so herrlich, eben so ruhig sind und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen scheinen, daß ihre Starrheit und Kälte sie von unserm jetzigen bewegten warmen Leben abscheidet, daß sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein.“ Das Wort Heine's, so geschickt es auch einer dunklen unbestimmten Empfindung Ausdruck zu verleihen sucht, ist indeß auf unsere Dichtung angewendet mehr geistreich, als zutreffend. Die Personen des Tasso sind trotz ihrer idealen Natur durch und durch menschlich wahr. Was sie sprechen und empfinden, trifft und bewegt uns, als klänge es uns aus den Tiefen des eigenen Herzens entgegen. Aus keinem der Goethe'schen Werke, wenn wir von Faust absehen, hat sich eine solche Fülle von Gedanken und Kernsprüchen in unserer

Umgangssprache eingebürgert, und wenn Tasso im Drama im stolzem Selbstgefühl, von seinen Dichtungen ausruft:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind,"

so gilt dies Wort von Goethe's eigenen Schöpfungen.

Die vornehme edel gemessene Diction scheint dem stumpfen ästhetischen Geschmack der Menge, gegenüber dem Pathos rhetorischer Ueberschwenglichkeit oft kühl, als ob das Feuer, das am hellsten aufschlägt auch immer die größte Hitze bärge. Was Heine kalt und starr nennt, liegt, wenn wir vom Tasso sprechen, nicht darin, daß die Personen dieser Dichtung nicht tief und warm empfinden, sondern daß in dem verfeinerten Gemüthsleben, welches diese Menschen beseelt, der wilde Ausbruch der Leidenschaft, der urwüchsige Aufschrei stürmischer Gefühle keinen Raum hat. In Bezug auf Naturwahrheit des Ausdruckes gibt uns die Goethe'sche Dichtung weniger die wirkliche Empfindung, als den feinen Duft des Empfindens. Der Gegensatz der Leidenschaften führt hier naturgemäß zu keinem gewaltsamen Anprall, ja nicht einmal zu besondern äußern Conflicten, sondern mehr zu innern Mißverständnissen, aber in einer so geläuterten und gehobenen Gemüthswelt sind diese genügend, um wahrhaft tragische Wirkungen zu erzielen. Dieß ist die Bedeutung des meist im tadelnden Sinne ausgesprochenen Urtheils, daß im Tasso keine eigentliche dramatische Handlung vor sich gehe, daß hier bloße Gefühle zu Handlungen werden. Ja, Julian Schmidt geht so weit, dem Drama jede tragische Wirkung abzusprechen: „Sämmtliche Personen des Stückes seien zu wohlwollend und gesittet, um Etwas Anderes über sich kommen zu lassen, als Mißverständnisse, und Mißverständnisse gehören in's Lustspiel."

Für die Wirkung eines dramatischen Gedichtes jedoch ist es völlig gleichgiltig, ob der tragische Eindruck durch Verkettung äußerer Handlungen hervorgerufen, oder ob er ohne schwere äußerliche Conflicte aus den Tiefen der innern Welt heraufbeschworen wird; ja gerade das letztere ist eine Aufgabe wie sie nur ein großer Dichter erfüllen kann. Und wer immer die Dichtung beim Lesen oder bei der scenischen Darstellung unbefangen in sich aufgenommen hat, wird trotz Julian Schmidt die tief tragische Wirkung derselben anerkennen müssen. Denn wenn auch die Handlung des Tasso scheinbar keinen wirklichen tragischen Abschluß hat; wenn der Held auch äußerlich nicht zu Grunde geht, ja wenn auch Goethe selbst unklar und zweifelnd über die eigentliche Natur seiner Dichtung den Tasso als „Schauspiel" betitelt, so ist sie nichts desto weniger ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach tragisch zu nennen im tief ernsten Sinne dieses Wortes.

Man darf zunächst nicht vergessen, daß es sich hier um geschichtliche Personen handelt, deren Lebensschicksale den meisten bekannt sind, und wenn auch Goethe hier nur eine Episode davon, gleichsam das Vorspiel zu dem Drama ihres Lebens bringt, so schweift die Phantasie des Lesers oder Hörers unwillkürlich über die Sphäre des Stückes hinweg in die Zukunft und der Gedanke an Tasso's spätern Wahnsinn und tragischen Tod wirft einen trüben Widerschein über die Dichtung, gleichwie der Schatten eines dunkel bewaldeten Berges verfinsternd über den sonnenbeleuchteten Spiegel eines See's hinschwebt. In diesem Sinne hatte Goethe allerdings Recht seinen Tasso ein wunderliches Werk zu nennen, weil hier die tragischen Keime über die Grenzen der Dichtung hinaus sich erst in der Phantasie des Lesers zur düstern Frucht entfalten.

Aber auch wenn es sich hier nicht um geschichtliche Persönlichkeiten handelte, wenn Goethe den Gestalten seiner Dichtung beliebige andere Namen gegeben hätte, so würde der Eindruck des Stückes, auch ohne die früher erwähnte Zuthat aus der Phantasie des Lesers, doch seine tragische Wirkung nicht verfehlen. Denn die Verhältnisse, in welche die Personen dieser Dichtung gestellt sind, die psychologischen Voraussetzungen, unter denen sie zu einander gedacht sind, enthalten vom Anfange an den Keim zu Conflicten, die deßhalb nicht weniger tief und tragisch sind, weil sie nicht zu äußeren Katastrophen führen, sondern nur im Innern der handelnden Personen vorgehen. Mag man auch selbstvergessen auf den schönen sanften Wogen dieser Verse dahingleiten: — Der dunkle Strom der Vergänglichkeit rauscht überall vernehmlich dazwischen. Durch diese sonnige Welt, durch all' die Blumenpracht und den Glanz des Südens, den diese Dichtung vor uns aufhellt, und in welcher namentlich der erste Act den Eindruck einer herrlichen Idylle seelig lebender Menschen macht, zieht ein leises Frösteln, das den nahen Sturm verkündet. Dichterisch verklärt lachen uns die verfeinerten und duftigen Wesen wie schöne Menschenblüthen entgegen; aber ihr sonniges Glück währt nicht länger als das Leben einer Blume. Schon in dem herrlichen Zwiegespräch des zweiten Actes, in welchem die Prinzessin dem hochbeglückten Dichter ihre edle Neigung entdeckt, klingt mitten in das jubelnde Aufwallen des Dichterherzens ihm das ernste Wort der Entsagung zu:

Viel Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andere können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.

Und derselbe trübe Grundton klingt wieder in den schönen Worten der Prinzessin im zweiten Auftritt des dritten Actes:

Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsere bange Sehnsucht durch das Leben
Auch, Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!

. . . .

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

So lange Tasso seine tiefe Leidenschaft nur „bescheiden dem holden Liede anvertraut," so lange die herrliche Erscheinung der Prinzessin nur den Gestalten seiner Dichtung Leben und Wärme einhaucht; so lange ist seine Liebe nur eine seelige Märchenwelt, in welcher er träumend sich unbehindert ergehen kann. Aber von dem Augenblicke an, wo der Mann erleben will, was der Dichter erträumt, steht auch schon die rauhe, schroffe Wirklichkeit vor ihm, die keine Märchen kennt, der starre Fels, an welchem die Woge des hochgehenden Herzens ohnmächtig zurückschlägt, und am öden Klippenstrand singt das alte menschliche Trauerlied von dem, was nie geschah und nie geschieht.

Das schaudernde „Hinweg!" welches die Prinzessin dem von Leidenschaft berauschten Tasso zuruft, ist der Sturm, vor dem alle Blüthen seines Herzens welk zu Boden fallen, ist der Mahnruf der Wirklichkeit, der dem in Träumen befangenen Dichter plötzlich die Welt zeigt, wie sie ist und sein muß und ihn zurückläßt einsam und innerlich gebrochen.

Aber nicht ihm allein gilt dieses verhängnißvolle Wort der Prinzessin; es gibt auch ihrem eigenen Dasein den Todesstoß. Er, den sie schaudernd und für immer zurückstoßen muß, er war es ja allein, der ihrem Dasein Werth gab, den ihr Gemüth beim ersten Anblick ergriff und ewig halten wollte:

Ich mußt' ihn ehren, darum liebt ich ihn,
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Kann sie sich ja kaum in den Gedanken finden, Tasso nur auf kurze Zeit der Fürsorge ihrer Freundin zu überlassen:

. . . . allein ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
. . . .
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
. . . .
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Und was sie befürchtet, ihn für immer entbehren zu müssen, ist durch Tasso's ungezügelte Leidenschaftlichkeit eingetroffen; in ihr sonnenhelles Dasein ist die Nacht gefallen, der kein Morgen folgt, und das Wort, welches den Dichter für ewig aus ihrem Kreise bannt, hat auch ihr eigenes Lebensglück für immer zerstört. Und dies ist die tragische Wirkung des Stückes, die sich aus der Innerlichkeit der handelnden Personen herausarbeitet, und die fast ohne bedeutende äußere Handlung bezeichnend gerade mit dem Augenblicke eintritt, wo das spielende Auf- und Niederwogen der Empfindungen in überschäumender Fülle aus der geträumten Welt sich in Wirklichkeit und That umsetzen will, und dadurch zum tragischen Verhängniß wird.

Ich mußte mich bei diesen Erörterungen länger als nothwendig aufhalten, weil es noch immer Erklärer gibt, die nicht nur wie Julian Schmidt dieser Dichtung die tragische Wirkung absprechen, sondern um den ihr von Goethe selbst gegebenen Titel „Schauspiel" um jeden Preis zu rechtfertigen, sogar noch einen harmonischen versöhnenden Abschluß darin erblicken wollen, daß Tasso nach seiner schmerzlichen Enttäuschung durch seine freiwillige Unterordnung unter die Besonnenheit und Weltklugheit Antonio's einen Sieg über sich feiert und in dem stolzen Bewußtsein, daß ein Gott ihm gegeben, zu sagen, was er leide — Trost und Beruhigung für sein ferneres Leben findet.

Es ist immerhin möglich, daß Goethe, wie ich schon in der Entstehungsgeschichte des Tasso angedeutet habe, sich die Wirkung seiner Dichtung in ähnlicher Weise vorgestellt, ja vielleicht thatsächlich beabsichtigt habe, den innern Ausgleich und die harmonische Versöhnung, welche der schmerzliche Kampf zwischen Dichter und Weltmann in seiner eigenen gewaltigen und gesunden Natur gefunden, auch seinem Tasso einzuhauchen. Wenn dies wirklich in Goethe's Absicht lag, so gilt eben von ihm, dessen poetisches Schaffen

nach seinem eigenen Ausdrucke oft der unbewußten Thätigkeit eines Nachtwandlers gleichkam, mehr als je die Regel, daß in einem wahren Kunstwerke immer mehr liegt, als der Schöpfer bewußt hineingelegt hat; denn erstlich können der mitarbeitenden Phantasie des Lesers nicht die Flügel gebunden werden, um nicht über die Grenzen der Dichtung schweifend den unglücklichen Tasso in Wahnsinn und Tod zu erschauen, und an das frühzeitige Siechthum der historischen Eleonore d'Este zu denken, welches sie bekanntlich ein Jahr nach Tasso's Einkerkerung zu Grabe führte; anderseits aber sind Tasso und die Prinzessin so gezeichnet, und ihre gegenseitigen Gefühle mit solcher Gewalt bis in ihre tiefsten Wurzel bloß gelegt, daß ihre gewaltsame Trennung am Schlusse des Stückes in dem Zuschauer nur das erschütternde Bewußtsein zurücklassen kann: Hier sind zwei Menschenleben unwiderruflich und für immer gebrochen!

Wenn jedoch das bisher Gesagte zum Verständniß der Dichtung wesentlich ist, und die tragische Wirkung derselben zugestanden wird, so kann die weitere Frage als rein müssig hingestellt werden, ob Goethe's Tasso mit seinem Mangel an bedeutender äußerer Handlung und an handgreiflichem Abschluß wirklich eine Tragödie im schulgemäßen Sinne dieses Wortes genannt werden darf und ob darin die herkömmlichen Merkmale von Schuld und Sühne nachgewiesen werden können. Der künstlerische Geist ist ein ewiger Rebelle gegen jede absolute Feststellung einer Grenze; er setzt sich selbst seine Grenze und sein Gesetz. Die streng geschiedenen Formen der verschiedenen Dichtungsgattungen, mit denen die Aesthetik sich ängstlich herumquält, beruhen doch nur zu oft auf rein äußerlichen Merkmalen und nehmen eigen gearteten poetischen Individuen, welche die Laune des selbstbewußten Dichters hervorbringt, darum nichts von ihrer Existenzberechtigung. Eine solche poetische Spielart ist auch unsere Dichtung, ein dramatisches Gedicht, wenn wir es so nennen wollen, welchem eben der Geist Goethe's sein unverkennbares Siegel aufgedrückt, und von dem jederzeit die größten dramatischen Wirkungen dort ausgehen werden, wo es wie Wilhelm Scherer sagt „Schauspieler gibt, die alle Macht sanfter Schmerzen zu offenbaren wissen, welche in diesen edlen Worten geborgen ist, und wo es ein Publikum gibt, in dessen Herzen alle die schmelzenden Töne Widerhall finden, die Goethe hier seiner Leier entlockte." Dann gilt die Aufführung des Tasso auch heute noch als ein weihevoller Festabend, dann hat man das Gefühl wie auf hohen Berggipfeln, von welchen man eine weite Umschau genießt, und in deren reiner Luft man von den Plagen des Daseins gesundet.

Mit der Schöpfung des Tasso hat Goethe seine Schuld an Italien abgestattet. Allerdings ist der hier geschilderte Hof von Ferrara nur ein

verklärtes Spiegelbild des Weimarer Hofes; ebenso sind die hier auftretenden Personen, die Prinzessin mit der beständigen Zergliederung ihrer eigenen Empfindungen, Tasso mit der gänzlichen Unfähigkeit sich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen zurecht zu finden, trotz der historischen Namen, in ihrem ganzen Wesen mehr nach der contemplativen Natur des Nordens gezeichnet. Aber Stil und Sprache athmen in ihren einfachen vornehmen Formen den classischen Hauch des Südens, und über den schönen Menschenbildern ruht der tiefblaue Himmel Italiens mit seinem warmen Farbenton und seiner magischen Beleuchtung. Hier vereinigen sich, wie in der Iphigenie deutsches Gemüth mit antikem Formensinn zu einem neuen Elemente, das man nicht anders benennen kann, als das Goethe'sche. Aber Tasso ist, so wenig wie Iphigenie, für die wirkliche, sondern nur für eine ideale Bühne geschrieben. Es mochte den Dichter wohl zuweilen bitter berühren, daß ein Werk, wo jedes Wort ein Gedanke ist, das sich nach so vielen schmerzlichen Kämpfen aus seiner Seele herausgelöst hatte, bei seinen Zeitgenossen so wenig Anklang fand. Noch drei Jahre vor seinem Tode schreibt er an den Staatsrath Schultz (10. Jänner 1829) „Ich hatte in meinen Tasso des Herzensblutes, vielleicht mehr als billig ist, transfundirt und doch meldet mir der wackere Verleger, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe.“ Heutzutage, wo wir die vielen Seiten, nach welchen dieser große Dichtergeist sich offenbarte, leichter überschauen können, sind wir allerdings dem Verständnisse seiner Meisterwerke näher gerückt; aber in unserem aufgeregten, hastigen Dasein, in unseren Lebensbedingungen, die zur Vertiefung in die eigene Innerlichkeit keinen Raum bieten, besitzen wir vielleicht noch weniger als Goethe's Zeitgenossen die geduldige Hingebung an Werke, die, wie Tasso, ohne den Flitter glänzender Ausstattung, ohne das Beiwerk spannender und nervenerregender Effecte, das breite, ruhige, wenn auch in's Tiefste gehende Ausmalen der ewigen Menschennatur zum Gegenstande haben. Ein Glück, daß Goethe in jedem Betracht ein Mann war, der wußte, was er zu thun habe, und welche Richtung er, unbekümmert um die Urtheile der Menge, innehalten müsse.

Schopenhauer vergleicht einmal die großen Dichter und Denker, im Gegensatze zu den verschwindenden Sternschnuppen und den in geborgtem Lichte erglänzenden Wandelsternen, mit den Fixsternen, die unwandelbar fest am Firmamente stehen. „Sie haben ihr eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur andern. Sie gehören nicht einem Systeme allein an, sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.“ Ein solcher Fixstern, und zwar der glänzendste am Himmel des deutschen Schriftthums, ist Goethe. Und wie der Schiffer auf unbekanntem Meere, von den gewaltigen Wogen

hin= und hergetrieben, nach den ewigen Sternen schaut, um seinen Weg zu finden: so müssen auch wir in der hochgehenden Fluth der Tagesliteratur die unsern Geschmack zu beirren droht, manchmal aufblicken zu unsern leuchtenden Dichtergrößen, damit uns Sinn und Verständniß für wahre Dichtung und bleibende Schönheit nicht abhanden kommen. Denn die schwankenden Altäre, welche die Mode oder die Reclame vorübergehenden Größen baut, verschwinden bald, wie Kometen, die einige Zeit lang das Bild des Himmels beherrschen und die Welt in Aufregung setzen. Aber wenn sie lange vom Himmel gesunken sind, nicken uns die alten hohen Gestirne wieder zu, in gleicher Helle und mit eigenem, ewigem Lichte!





In excelsis.

Von

Johannes Nordmann.

1.

Der Kirchthurm ist ein Fingerzeig zum Himmel;
Von seiner Spitze sieh die Welt Dir an,
Der Menschen Treiben, ihr Ameisgewimmel.

Erscheint auf dieser Warte klein, was sie gethan,
Wie wird sich erst gering, erbärmlich zeigen,
Klimmst Du zur Ausschau einen Berg hinan.

Hier ist, was ringsum Du erblickst, Dein Eigen
Im Geiste, unbestritten Dein Besitz,
Und alle eitlen kleinen Wünsche schweigen.

Der Felsenknauf ist dort Dein Herrschersitz;
Willst etwa Deine Macht Du offenbaren
Und niederschleudern auf die Welt den Blitz?

Du willst nicht, willst Dich baden in der klaren,
Glückselig werden in der Morgenluft,
Wie es die Vögel, die am Wege sangen, waren.

Du wirst auch, wenn Dich eine Sendung ruft,
Wohl nicht wie Moses die Gesetze tragen
Zu Thal, doch einen Blüthenstrauß voll Duft.

Und wirst, lag doch die Landschaft aufgeschlagen
Vor Deinen Blicken als ein Sagenbuch,
Die Antwort weigern nicht auf viele Fragen.

2.

Die Lerche, die sich aufschwingt aus der Scholle
Und trunken sich im Liederwohllaut wiegt,
Erzählt Euch Märchen viel und wundervolle.

Was Du erstiegen mühsam nicht, erfliegt
Sie leicht, ein Federball, geschnellt vom Bogen,
Der wie ein Klangstrahl in dem Aether liegt.

Kaum sichtbar in der Höh', die sie erflogen,
Ist kaum vernehmlich mehr ihr Liedergruß;
Tief unten dampft das Thal, die Aehren wogen.

Die Seligkeit, die sich der müde Fuß
Ergangen, ist vergleichbar nicht den Wonnen,
Die eine Lerchenbrust erfüllen muß.

Und Alles, was erdacht Du und ersonnen,
Wie gliche es der Jubelseligkeit,
In die sie in excelsis eingesponnen.

Sie schwebt im Zauberreich, wo Raum und Zeit
Den freien Zug beirren nicht als Schranken,
Wohin der Flug sich lenke weit und breit.

Wie eine Perlenkette von Gedanken,
So rieselt ab ihr Lied und stäubt herab
Wie Blüthen in dem Windhauch von den Ranken.

3.

Sie hob empor die Liebe und der Glaube,
Den Adler aber, der noch höher schwebt,
Ihn trägt empor die grimme Lust am Raube.

Kein Wunder, daß vor seinem Anblick bebt,
Was unten streicht und fliegt, vor seinen Fängen
In scheuer Bangniß sich zu retten strebt.

Gleich einer Wolke siehst Du hoch ihn hängen,
Und ist sein schriller Pfiff ein Warnsignal,
Was fliegt und streicht, aus seiner Bahn zu drängen.

Ein fester Punkt im Raum, mit einem Mal
Verschwindet er und fährt zur Erde nieder,
Zerfleischt die arme Beute seiner Wahl.

Allwo sein Horst, verstummen alle Lieder,
Da starrt der Fels und schäumt der Katarakt,
Vom Bergsturz liegen an dem Weg die Glieder.

Da ist die Einöd, die mit Schauern packt
Und Dich durchfröstelt, die selbst Wild'rer meiden,
Chaotisch wilde Einöd, schroff verzackt.

Des Adlers Flug ist wahrlich nicht zu neiden,
Da seinen Aufschwung lenkt allein der Raub,
Da froh er wird, wenn seine Opfer leiden.

4.

Von Dädalus, dem ersten Aeronauten
Erzählt die Mythe, der zerschmettert lag,
Nachdem sie hoch ihn in den Lüften schauten.

Auflebt die Mythe mit dem jungen Tag:
Wir sehen wieder in den Lüften schweben,
Die nicht ein schreckhaft Beispiel warnen mag.

Willst von der Mutter Erde Dich erheben?
Versuch's; Dein Fahrzeug wird der Stürme Spiel
Hochoben, und im Preise sinkt Dein Leben.

Du wagst die Luftfahrt und verkennst ihr Ziel:
So wird das Steuer Dir den Dienst versagen,
Das lenken müßte Deines Schiffes Kiel.

Ein Blatt im Herbste wird es weit vertragen,
Und wenn es müd' zur Erde endlich wankt,
Ist es zerrissen und Du liegst zerschlagen.

So bist Du für Dein Wagniß schlimm bedankt,
Weil Deine Mutter Erde Du verlassen,
Die Dich mit ihren Armen hielt umrankt.

Was fest Dich hält, mußt Du in Lieb' umfassen,
Sonst reißest Du von Deinem Glück Dich los
Und suchst das Unheil auf verruf'nen Straßen.

5.

Auf allen Höhen lodern Feuerbrände,
So flammt die Kunde weit in's Land hinaus,
An der ein Jeder seine Freude fände.

Ein Gruß von Land zu Land, von Haus zu Haus,
So weit die Berge mit den Flammenzungen
Beredt die Jubelbotschaft sprechen aus.

Die Alten hatten dienstbar sich gemacht, gezwungen
Die Berge so, daß sich von Knauf zu Knauf
Ihr Ruf auf tausend Meilen fortgeschwungen.

Als Gruß, als Nothsignal im raschen Lauf!
Was heute Telegraphendrähte bringen,
Das flammte einst in Feuerzeichen auf.

Die Botschaft lief auf diesen lichten Schwingen
In's Lager, zu dem Thron: das Ende war
Die Niederlage oder das Gelingen.

So wurde auf der Berge Hochaltar
Durch Opferbrände eine Siegeskunde
Und auch die Trauernachricht offenbar.

Sie ging im weiten Reich von Mund zu Munde;
Und heute macht ein Wort, gesprochen kaum,
Mit Blitzesschnelle durch die Welt die Runde.

6.

So frei beschwingter Flug, so hoch die Warte
Der Riesenberge: erst in's Weltall schaut
Der Astronom, vor sich die Sternenkarte.

Was auf sich vor den Forscherblicken baut,
Verliert sich weit in ungemess'ne Fernen,
In denen still die Urkraft schafft und braut.

Nach abertausend Jahren und von Sternen,
Die längst verglüht, gelangt zu uns der Strahl,
Dem Tode so das Leben abzulernen.

Wer zählt und mißt, was maßlos, ohne Zahl,
Sich aber eitel nennt mit stolzen Namen,
Zu lohnen so der Forschung langer Qual?

Aus welchem Saattuch fiel der Weltensamen?
Wo ist der Keimtrieb, der ihn ausgereift,
Und wo der Schöpfung Ausgang und ihr Amen?

Mit solchen ungelösten Fragen streift
Der arme Mensch, was ewig bleibt versiegelt,
Weil er den Stoff nur, nie den Geist begreift.

Ein Pförtlein hat er mühsam aufgeriegelt,
Verschlossen blieb das Hauptthor in das All,
In dem sich sternenhell die Urkraft spiegelt.

7.

Wie schwach als Stab die Wissenschaft Dich stütze,
Du wagst Dich auf die Sternenwanderung
Und fragst nicht erst, ob sie dem Dasein nütze.

Von Stern zu Stern trägt Dich des Geistes Schwung;
So weit das Teleskop zerreißt die Schleier
Der Nebelwelten, trägt Dich noch ein Sprung.

Denk an Prometheus, denk an seinen Geier;
Wie tief und weit Dich trug der freie Flug,
Nunmehr wird lahm er, ist nicht mehr ein freier.

Und Köhlerglaube wird und Lug und Trug,
Willst Du dem Schöpfer auf die Hände schauen,
Wie aus dem Nichts er Weltenfunken schlug.

Wie sich die Kinder Kartenhäuser bauen,
So baust Du auf Dir eine Märchenwelt,
Die standfest nicht verklammert ist, im Blauen.

Erfreue träumend Dich am Sternenzelt;
Was einträgt Deine Forschung Dir, die kühne,
Ist mehr nicht als vom Gerstenkorn der Spelt.

Du selber bist ein Sandkorn auf der Düne,
Bald fortgeweht; vergessen ist Dein Spiel,
Sobald Du abgetreten von der Bühne.





Die Königsmuschel.

Erzählt von

Hermine C. Proschko.

Durch die Linden- und Kastanienalleen, welche den weltberühmten Curort Karlsbad wie mit grünen Bändern umschlingen, wehte frischer Morgenwind.

Von den Berghöhen des Hirschensprunges, * des Dreikreuz-, des Abberges und der König-Otto-Höhe, von welcher der Wanderer eine reizende Aussicht auf das Erzgebirge genießt, strömte würziger Waldesduft in's romantische Teplthal herab, dessen lieblichste Blume Karlsbad ist.

Schon begann es bei den Gesundbrunnen, insbesondere beim sogenannten Sprudel, lebhaft zu werden; da kamen zahlreiche Curgäste, Alt und Jung, ein buntes Gemisch von Badebesuchern aller Nationen mit ihren Bechern heran, um den stärkenden Trank einzunehmen und die Hoffnung auf Genesung, auf Befreiung von langjährigen und peinigenden Leiden sprach mit sanftem Schimmer aus ihren Blicken.

Von Zeit zu Zeit ließ ein Drehorgelspieler die heiteren Weisen seines Instrumentes hören, zwischen welchen die frischen Stimmen schmucker Blumenmädchen ertönten, welche den Vorübergehenden ihre duftenden Sträußchen anboten.

Auf der breiten, mit Oleander- und Orangentöpfen geschmückten Terrasse des Curhauses saß in jener heiteren Morgenstunde ein kleiner Kreis vornehm aussehender Männer verschiedenen Alters.

Einer der jüngsten von ihnen unterhielt die kleine Gesellschaft, welche eben ihr Frühstück beendet hatte, mit der Erzählung interessanter Episoden aus dem Musikleben in der Hauptstadt an der Seine.

* Diese Benennung bezieht sich auf eine Sage, nach welcher Kaiser Karl IV. auf einem Jagdritte im Jahre 1347, nach Anderen im Jahre 1358, durch einen Hund, welcher, einen Hirsch verfolgend, in die heißen Quellen gerieth, diese entdeckt haben soll.

Dieser eifrige Erzähler war der in der ersten Hälfte unseres Jahrhundertes (in welcher die nachstehende kleine Episode spielt) vielgefeierte Claviervirtuose und Componist Henri Herz, welcher, ein geborener Wiener, seine musikalische Ausbildung am Pariser Conservatorium erlangt, später auch als Lehrer an dieser Anstalt ersprießlich gewirkt hatte und sich mit seinem gleichfalls in diesem Kreise anwesenden Freunde, dem Violinvirtuosen Lafont auf einer Kunstreise durch Deutschland eben in Karlsbad aufhielt.

Auch Lafont erzählte Allerlei von ihren beiderseitigen Erlebnissen auf ihrer jüngsten Kunstreise und nannte dieselbe eine auch in Beziehung auf materiellen Gewinn besonders erfolgreiche. „Heute aber hoffen wir," schloß er seine Rede „die glänzendste Einnahme von allen zu erzielen; die Saison in Karlsbad ist auf ihrem Höhepunkte, gekrönte Häupter, wie König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, weilen gegenwärtig in diesem Paradiese, lauschen gerne, nachdem sie den Tag über bei hellem Sonnenschein in Wald und Flur verbracht, beim sanften Mondlicht den Klängen der Musik und, so viel ich bis jetzt in Erfahrung gebracht habe, soll mehr als ein Drittheil der Sitzplätze im Concertsaale bereits ausverkauft sein."

„Vortrefflich!" rief Henri Herz dazwischen, „da kann es nicht fehlen, daß wir heute die beste Einnahme erzielen, die je Männer der Kunst in Karlsbad gemacht haben; das kann ein reiches Goldhonorar abwerfen."

Da lächelte der Nachbar des Sprechers, ein ebenfalls junger Mann mit feinen Gesichtszügen und einem blonden Schnur- und Spitzbarte. Kühn saß der breitkrämpige Hut auf seinem lockigen Haupte; nachlässig hing der leichte Sommermantel über seine Schulter und fiel in reichen Falten auf das Marmorgetäfel der Terrasse herab.

„Wer weiß, ob Sie heute die beste Einnahme erzielen, Freund Herz," sagte er in heiterem Tone, „auch wir Herren vom Pinsel haben ein Anrecht auf ein reiches Goldhonorar, und es ist Thatsache, daß die Preise, welche für wirklich gute Gemälde geboten werden, selbst die höchsten und günstigsten Concerteinnahmen zuweilen noch weit übertreffen."

Der Sprecher war der rühmlich bekannte Historienmaler Josef Führich,* welcher von Prag, wo er domicilirte, gekommen war, um einem damals

* Josef Führich, geboren im Jahre 1800 zu Kratzau in Böhmen, erhielt seine künstlerische Ausbildung in Prag, Wien und später, durch Unterstützung des Fürsten Metternich und des Grafen Clam-Gallas, in Rom. Hier bestimmte sich seine Kunstrichtung (die fromm-mittelalterliche) durch Verbindung mit den deutschen Malern, welche in Rom die sogenannte romantische Schule gründeten. Mit den Künstlern Schnor, Veit, Koch und Overbeck nahm Führich an der Ausschmückung der Villa Massimi Theil, und entstammen die dortigen Scenen aus Tasso seiner kunstreichen Hand. Von seinen Arbeiten, welche theils in Oel ausgeführt, theils Kupferstiche sind und die sich alle durch strenge Reinheit des Styles auszeid.nen, sind besonders hervorzuheben: Die Geschichte der heiligen Genofeva nach Tieck, der Triumph Christi, in eilf Blättern, von Führich selbst radirt, die Verherrlichung des Christenthumes und seine Beziehung zur gesammten Menschheit darstellend, dann das Altarblatt der Kirche in Stockerau, welches das Gebet des heiligen Aloisius zum Gegenstand hat und die Fresken in der Johanneskirche in Wien, den Kreuzweg Christi darstellend. In den späteren Jahren wirkte Führich als Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien und wurde von Seiner Majestät dem Kaiser in den Ritterstand erhoben.

gerade in Karlsbad weilenden deutschen Herzoge zwei von demselben bei ihm bestellte Gemälde, Scenen aus der böhmischen Geschichte darstellend, zu überbringen, für die dem jungen aufstrebenden Künstler ein reiches Honorar in Aussicht gestellt worden war, welches er an diesem Tage empfangen sollte.

Ein ältlicher Herr in diesem Gesellschaftskreise, von stattlicher Gestalt, mit hellen blauen Augen und äußerst freundlichen einnehmenden Gesichtszügen mischte sich jetzt auch in das Gespräch und machte die scherzhafte Bemerkung, daß er dem Ausgange dieses kleinen Krieges mit Spannung entgegensehe: ob nämlich heute der Leier oder dem Pinsel mehr Gold zulächeln werde.

Nur der Nachbar dieses freundlichen Herrn, ein ihm an Jahren noch überragender Mann von edler Gestalt, mit einem ebenmäßigen Antlitze, dessen Züge dem Beobachter nicht wieder aus dem Gedächtnisse kamen, mit großen leuchtenden Augen, deren lebhafter Ausdruck eine seltene Tiefe der Empfindung, einen ungewöhnlichen Reichthum des Geistes erkennen ließen, mit einer hohen Stirne, deren Wölbung eine Kette wunderbarer Gedanken umfassen mochte, hatte bisher an der Unterhaltung nur wenig Antheil genommen.

Als er sich aber jetzt erhob, um mit seinem Freunde, dem stattlichen Herrn mit den einnehmenden Gesichtszügen, einen Rundgang durch die Alleen anzutreten, während Meister Herz und Lafont ihre Vorbereitungen zu ihrem in der Abendstunde im Curhaussaale stattfindenden Concerte treffen wollten und Führich in den Vormittagsstunden mit seinen Bildern zum Herzoge beschieden war, sagte er mit tiefer wohlklingender Stimme im scherzenden Tone: „Adieu, meine Herren, wir werden uns freuen, Sie heute Abends mit Schätzen beladen wiederzusehen; vielleicht kömmt auch uns im Grünen ein guter Gedanke, um mit demselben eine reiche Golderernte zu erzielen."

Nach diesen Worten stiegen die beiden Freunde die Marmortreppe hinab und mischten sich in das sich allmälig vergrößernde Gewimmel der Curgäste, die nun, als sich die Sonne höher am Himmel emporhob, die kühlen schattigen Laubgänge aufsuchten, zwischen denen jetzt ein reges Leben zu herrschen begann, ähnlich dem Treiben auf dem Corso in Neapel und auf den Plätzen der Weltstadt Rom.

Die Rosenmädchen und Sprudelsteinverkäufer in Karlsbad machten nicht minder gute Geschäfte als die in Rom und Neapel heimischen Händler mit bunten Heiligenbildern, beinernen Rosenkränzen, die braunen Knaben mit ihren Südfrüchten und die schwarzäugigen Mägdlein mit den Körben voll Orangen- und Myrtensträußchen, Camelien und Azaleen.

Ach ja, wer es verstand seine Waare lebhaft anzupreisen, der kam an solch' herrlichen Tagen, an denen die Sonne strahlte und linder Zephyr das Haar der Bäume fächelte, mit vollem Beutel heim. Aber wer sich in die Ecke duckte, jenem alten Krüppel gleich, welcher dort mit dem Korbe schimmernder Muscheln und schön geschliffener Sprudelsteine am Arme, im Schatten einer hohen Linde stand, dem die Lunge den Dienst versagte, von seiner Waare Lärm zu schlagen, und dem der Muth fehlte, sich an die Vornehmen heranzudrängen — der konnte freilich auf keinen Gewinn rechnen.

Dieser alte Mann mußte Jedem dauern! Sein blasses, von einem weißen Barte eingerahmtes Antlitz trug so tiefernste Züge, seine mattblauen, tiefliegenden Augen blickten so traurig vor sich hin, seine Arme, die einst wacker für Kaiser und Vaterland gestritten haben mochten — denn ein silbernes Ehrenkreuz ruhte auf der linken Brustseite des Invaliden — hingen so kraftlos herab und auch der hölzerne Stelzfuß zeigte deutlich, daß der wackere Alte seine einstige, nunmehr geschwundene Kraft vor dem Feinde mannhaft erprobt hatte.

Die Sonne stand hoch am Himmel und der arme Alte hatte noch nichts von seiner Waare an Mann gebracht. Ein paar heiße Thränen zitterten in seinen Augen. Er gedachte der bitteren Noth in seiner Hütte beim Hans Heiling-Fels.* O, wäre doch ein Zauber möglich gewesen wie in den Märchen, die man ihm in seiner Kindheit erzählt hatte, in denen gute Genien den Armen Gold in die Hände streuten und ihrer Noth ein rasches Ziel setzten.

Drüben unter dem Laubdache einer hohen Kastanie aber stand ein schmuckes Ding, ein Blumenmädchen mit einem Korbe rother Rosen am Arme und zählte mit lächelnder Miene die Silber- und Kupfermünzen, die es an diesem Morgen bereits eingenommen hatte. „Das gibt ein seidenes Halstuch für den Schatz" lispelte die niedliche Schöne, das Geld durch die weißen Finger gleiten lassend „und für mich ein zierliches Haarband."

Da kamen eben die beiden ältlichen Herren vorüber, welche mit Herz, Lafont und Führich auf der Terrasse des Curhauses gefrühstückt hatten.

Die schmucke Rosenverkäuferin hob rasch ihr Körbchen empor: „Frische Rosen, liebe Herren" rief sie ihnen mit heller Stimme und schelmischem Lächeln zu, „Glücksrosen vom Hans Heiling-Fels. Kauft — kauft, drei Groschen das Stück von den kleinen."

Aber wie ein düsterer Mollaccord mischte sich jetzt in diese hellen Töne das „O kauft — erbarmt Euch meiner Noth!" welches von den

* Ein romantischer Ausflugsort bei Carlsbad, an welchen sich die bekannte Sage von Hans Heiling knüpft.

bleichen Lippen des alten Muschelverkäufers den Spaziergängern entgegenklang und zum Ohr und Herzen drang.

Er brauchte nicht nochmals zu flehen, der arme Alte! Schon griff der stattliche Herr mit dem freundlichen Antlitze, dessen Ohr gerne und schnell die Bitten der Armen vernahm, nach seiner Börse und reichte dem Invaliden einen blanken Thaler hin, ohne jedoch von der Waare des Alten etwas auszuwählen.

Der Muschelverkäufer starrte in freudiger Ueberraschung auf das funkelnde Silberstück, dann auf den gütigen Spender. „Herr," stammelte er, „wer seid Ihr, daß Ihr mich so reich beschenkt?"

Der Gefragte, der ein besonderes reges Mitgefühl für die tapferen alten Kämpfer des Vaterlandes hatte, welche er gar gerne mit doppeltem Almosen betheilte, lächelte jetzt heiter. „Je nun", entgegnete er freundlich, „man nennt mich Herr Graf und für einen Grafen ist diese Gabe doch nicht zu viel."

Auch der Begleiter des Sprechers reichte dem armen Invaliden eine Gabe hin — es war ein Friedrichsd'or.

Der Invalide starrte das Goldstück mit leuchtenden Augen an. Seit früher Morgenstunde war er hier unter dem Schatten der Linde gestanden und hatte vergebens auf einen Käufer geharrt und plötzlich blitzte jetzt Silber und Gold in seiner dürren Hand. — Wenn nun der „Herr Graf" ihm ein Silberstück schenkte, dann mußte wohl, so dachte der schlichte Mann aus dem Volke, der Spender des Goldstückes noch ein Höherer, vielleicht gar ein Fürst sein.

Der „Herr Graf" mochte die Gedanken des Alten errathen. „Der Fürst muß wohl den Grafen noch überbieten," sagte er lächelnd und wollte jetzt wieder an dem Greise vorüberschreiten.

Sein Begleiter aber blieb noch vor demselben stehen und betrachtete das gefurchte kummervolle Antlitz des armen Invaliden, dessen Züge etwas Gewinnendes hatten. Plötzlich fragte er: „Seit wann habt Ihr den Stelzfuß, Alter?"

„Im Jahre 1805 hat mir ein Franzmann bei Austerlitz eine Kugel in's Knie gejagt," entgegnete dieser.

„Hartes Schicksal!" rief der Andere mit warmer Theilnahme, „ein Glied aus der Maschine des Körpers, einen Bestandtheil des eigenen Ich zu verlieren; ein solcher Verlust gleicht in der That dem Verluste eines Familiengliedes."

„Auch dieses harte Los habe ich erdulden müssen", fiel der Alte mit einem tiefen Seufzer ein, „ich habe weder Weib noch Sohn mehr, nur die Tochter ist mir noch geblieben, die mit vier kleinen Kindern daheim in

enger Hütte beim Hans Heiling-Fels auf Brot wartet, die, durch Krankheit an's Bett gefesselt, gegenwärtig selbst nichts erwerben kann und deren Mann vor einem Jahr beim Goldgraben im Kuttenberger Schachte verunglückt ist."

„Welch' herbes Los, welch' bittere Noth gegenüber dem sich in diesem Badeorte entfaltenden Reichthume!" rief der „Herr Graf" mit sichtlicher Bewegung aus, „armer — armer Mann!"

„Ach — nun bin ich reich," fiel der Invalide ein, während ein mattes Lächeln über seine welken Züge flog, „halte ich doch Gold und Silber in Händen."

„Nun, es ist eben nicht zu viel," sagte der Begleiter des „Herrn Grafen", „unsere Gabe erscheint Euch groß, aber wie lange reicht sie aus, Euer Los erträglich zu gestalten? Ihr müßt mehr erhalten, guter Alter," setzte er mit sichtlichem Mitgefühle hinzu, „damit Ihr vor Noth gedeckt seid, bis Eure Tochter genesen und gekräftiget ist, um wieder ihrem Erwerbe nachgehen zu können."

„Ach —" fiel der Invalide ein, „ein Glück wär's für mich, wenn ich für meine Waare hier Käufer fände. Seht nur die schön polirten Sprudelsteine und die schimmernden Muscheln aus der Elbe und dem Moldauflusse — ich hab' sie den Vorübergehenden um billigen Preis angeboten und doch sind Stunden vergangen und ich hab' noch kein Gröschlein hiefür eingenommen."

„Das Glück scheint Euch durchaus nicht lächeln zu wollen," nahm der Andere wieder das Wort, „Ihr dauert mich herzlich." Aber halt — da kam dem Begleiter des „Herrn Grafen" ein Gedanke, man möchte sagen, dieser Gedanke entsprang dem Herzen, es war ein schöner, ein edler Gedanke! „Wißt Ihr, Alter", fuhr er fort, während ein feines Lächeln um seine Lippen spielte, „die Gelegenheit ist eine Schwester der Glücksgöttin Fortuna, wer die erstere zu erfassen versteht, hat nicht selten alle beide erreicht, nun, und die gute Gelegenheit ist eben das, daß Euch geholfen werden kann; wir wollen sie also nicht unbeachtet vorübergehen lassen."

Bei diesen Worten schob der Sprecher den Invaliden bei Seite, griff, während noch immer das leise Lächeln um den feingespaltenen Mund spielte, nach dem Korbe mit den schimmernden Muscheln, stellte ihn vor sich hin und fing zur Verwunderung des „Herrn Grafen" und des armen Krüppels an, die glänzenden Muscheln und die schön geschliffenen Sprudelsteine den Vorübergehenden anzubieten.

Schon blieb einer der Spaziergänger vor ihm stehen, ließ seine Blicke auf dem die Muscheln anpreisenden, vornehm aussehenden Manne hinter dem Binsenkorbe mit sichtlicher Verwunderung haften und griff, nachdem er sich den Sachverhalt sofort selbst erklärt und den Verkäufer erkannt hatte,

rasch nach seinem Geldbeutel, um eine der Muscheln für einen Silberthaler zu gewinnen.

Ein Zweiter, ein Dritter, die des Weges kamen, blieben gleichfalls stehen, die Gruppe vergrößerte sich, ein Geflüster ging durch die Reihen, jeder kaufte und jeder bezahlte reichlich — es entstand ein förmliches Drängen nach den Muscheln und Sprudelsteinen. Endlich kam der Preußenkönig Friedrich Wilhelm selber heran und als er den Verkäufer gewahrte, ließ er sich von dem Vorgange berichten, gleich darauf durch die dichte Gruppe Bahn brechen und — der edle Monarch spendete eine wahrhaft königliche Gabe.

Da starrte der arme, nunmehr reich beglückte Invalide, wie von einem schönen Traume befangen, bald auf den zurückgeschlagenen Deckel des Binsenkorbes, auf welchem bereits eine beträchtliche Anzahl Gold- und Silberstücke lag, bald auf seinen edlen Wohlthäter. „Herr," stammelte er jetzt, seinem übervollen Herzen Luft machend, „sprecht, wer seid Ihr, auf daß ich Euren Namen alltäglich in mein Gebet einschließe."

Der Gefragte selbst fand jetzt nicht mehr Zeit, dem guten Alten Aufschluß zu geben; er wurde von den Vornehmsten, die da standen, umringt und mit Worten des größten Beifalles über seine edle Handlungsweise überschüttet; aber sein Begleiter, der „Herr Graf" klärte den Alten hierüber beim Scheiden auf. „Ihr scheint gezweifelt zu haben," sagte er lächelnd, „als ich meinen Begleiter vorhin einen Fürsten nannte, je nun, allgemein nennt man ihn den Dichterfürsten oder gar den Dichterkönig Wolfgang Goethe."

Und so war es auch. Dieser edle Zug des unsterblichen Dichterkönigs Wolfgang Goethe beruht auf einer wahren, nur wenig bekannten Thatsache, welche sein damaliger Begleiter, der „Herr Graf", der Familie der Erzählerin dieser kleinen Episode mittheilte. Der „Herr Graf" war jedoch kein wirklicher Graf von Geburt und damals auch noch kein Edelmann, wohl aber ein wahrhaft edler Mann voll Hochherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, der nachmalige Regierungsrath und Polizeidirector von Linz Adalbert Ritter v. Graf* war es, welcher sich während seiner Amtirung in Karlsbad des Umganges und der Freundschaft Goethe's erfreute.

Wie Graf weiter erzählte, gab es noch am Abende jenes Tages, an welchem sich diese kleine Episode zutrug, eine gemüthliche Unterhaltung auf der Terrasse des Curhauses, als Herz, Lafont und Führich sich ihrer an

* Adalbert Ritter v. Graf genoß bei der Bevölkerung der Landeshauptstadt Linz eine so aufrichtige Verehrung, daß ihm nach seinem Ableben am 29. October 1847, später im April des Jahres der Bewegung 1848, auf dem Friedhofe zu Linz ein schönes Monument mit der Inschrift gesetzt wurde: „Dem Manne, der dem Gesetze Achtung zu verschaffen verstand ohne Gewalt, haben Bürger von Linz dieses Monument errichtet."

jenem Tage erzielten hohen Einnahme rühmten, welche jedoch von der Einnahme, die der Dichterkönig für den armen Invaliden erzielte, noch weit in den Schatten gestellt wurden.

Jenen hatten Lyra und Pinsel den reichen Lohn gegeben, dieser aber hatte durch seinen glücklichen Gedanken und sein edles Herz den Sieg errungen und dieser edle Herzenszug des großen Dichters ist gewiß nicht das kleinste Blatt in seinem reichen Lorbeerkranze, sowie der Gedanke: einem Armen so werkthätige und ausgiebige Hilfe zu bringen, sich gewiß den vielen großen Gedanken seiner erhabenen Dichterseele würdig anreiht.

Noch in späteren Jahren bewahrte Regierungsrath Graf als eine zarte Erinnerung an die erzählte Begebenheit, als ein kostbares Andenken an seinen Freund Goethe, eine jener zierlichen Muscheln, welche derselbe damals statt dem armen Invaliden den Kurgästen Karlsbads zum Verkaufe anbot und die Graf, da er sie aus der Hand des Dichterkönigs empfing, die Königsmuschel nannte.





Gedichte

von

Fritz Lemmermayer.

Geständniß.

Ich wandle, ein träumender Ascet,
Des Lebens verschlungene Wege.
Wenn Du im Träumen strauchelst manchmal,
In Dich, mein Freund, die Schuld lege.

Das Leben ist zum Träumen nicht,
Es ist zum Handeln und Leben —
Die Weisheit, ich lese sie überall,
Doch mir ist sie nicht gegeben.

Ihr praktischen Leute! spottet nur nicht;
Ich breche mein eig'nes Genicke,
Euch kümmert es nichts, ich werd' mich schon selbst
Abfinden mit dem Geschicke.

Gedenken.

Nun ist es finster worden
Im großen Wolkenmeer,
Die ersten Flocken wirbeln
Geräuschlos hin und her.

Sie setzen sich an's Fenster
Und schauen zu mir herein,
Und finster ist's in der Stube,
Im Herzen haust die Pein.

Und geräuschlos ist's in der Stube,
Ich hör' meines Herzens Schlag,
Dazu der Wanduhr Ticken —
Das ist ein trauriger Tag!

Die Flocken weinen am Fenster
Und zerfließen in ihrem Schmerz,
Der Gram im Herzen dauert
Wie festes, ewiges Erz.

Und licht wird's in den Wolken,
In der Stube bleibt die Nacht —
Ich hab' im Dein=Gedenken
Die Nacht durchweint, durchwacht.

Gespenster im Frühling.

„Die ich begraben habe,
Die stehen wieder auf?
Verruchte Nachtgespenster,
Schleicht ihr heran zu Hauf?

Das erste nennt sich Sehnsucht,
Das zweite nennt sich Wahn,
Das dritte nennt sich Hoffnung —
Ich hab' euch abgethan.

Lockt euch die Auferstehung
Im frühlingsduft'gen Rund?
Erschließt der Schwalbe Singen
Auch euren stummen Mund?

Ich banne euch, Gespenster,
In eure enge Gruft;
Für euch ist nicht geschaffen
Die gottdurchhauchte Luft.

Für euch ist nicht geschaffen
Der heit're Sonnenglanz,
Für euch ist nicht gewunden
Der Maien=Blumenkranz.

Ihr dürfet euch nicht mengen
In all' den bunten Schwarm,
Ihr seid die Ausgestoß'nen,
Für euch ist nur der Harm.

Ich banne euch, Gespenster!
Für euch ist nicht die Pracht,
Ihr müsset ruh'n und schlafen —
Hinab in eure Nacht!

Hinab, du bleiche Sehnsucht!
Hinab, du toller Wahn!
Hinab, du stolze Hoffnung! —
Ich hab' euch abgethan.

Ihr seid umsonst erstanden,
Gespenster, falsch und arg;
Ihr müßt euch schlafen legen,
Mein Herz ist euer Sarg.

's ist Zeit, daß ihr entschwebet;
Schon graut's und kräht der Hahn." —
Sehnsucht und Hoffnung weichen,
Zu Grabe geht der Wahn.

Denk Deiner Pflicht.

Wenn Dich ein schweres Leid bedrängt
Und Du glaubst, Du müssest verzagen:
Denk Deiner Pflicht,
Und Alles wirst gefaßt Du tragen.

Hast Du ein Lieb in's Grab gesenkt
Und will Dein Herze sterben:
Denk Deiner Pflicht,
Und guten Trost wirst Du erwerben.

Und hat Dich stets der Wahn gelenkt,
Den Götzen mußt Du zertrümmern!
Denk Deiner Pflicht,
Und nie wird Reue Dich bekümmern.

Auf einem Friedhof.

Der Friedhof ist der Ort der Weihe,
Hier lernest, Sünder, Du die Welt versteh'n,
Und das Gesetz, daß Alles muß vergeh'n,
Verkünden Dir mit ernstem Mund
Die Kreuze in dem stillen Rund.

Auf diesem Friedhof keine Kreuze,
Nur Monumente steh'n aus Marmelstein,
Schwer lastend auf dem modernden Gebein.
Mein Herz läßt kalt ihr kalter Stolz,
Doch mich ergreift das Kreuz aus Holz.

Das Kreuz ist Sinnbild uns'res Lebens,
Das Kreuz ist auch des Todes ernster Schild,
Bewahrend Alle, welche traumlos mild
Im Frieden schlafen, vor der Noth,
Womit im Leben sie bedroht.

Das Kreuz, es ist der Ueberwindung
Schmuckloses Zeichen; und die in das Grab
Der Todesengel lautlos trug hinab,
Errungen haben sie den Sieg
Im ewig irren Daseinskrieg.

D'rum gebet Kreuze stets den Todten!
D'rum reißt nur keine Kreuze aus der Erde!
D'rum setzt das Kreuz ob Eurer Häuser Herde
Und lernt entsagen, ernst und stumm,
Bevor des Lebens Jahre um.





Freie Rhythmen.

Von

Ferdinand v. Saar.

Sonnenwende der Liebe.

Ich habe geliebt
Wie Dichter lieben,
Und ob ich auch hohes Glück genossen —
Mehr noch hab' ich gelitten.

Jetzt, da mein Herz steht
In der Sonnenwende der Liebe,
Erfaßt mich seltsame Wehmuth.
Empfänglich noch für der Schönheit Zauber
Und mit geschärftem Aug'
Erspähend den feinsten Reiz,
Spür' ich auch noch
Unverbraucht
Des Jünglings Glut
In ernst und kraftvoll gereifter Mannesseele.
Aber zugleich schon
Fühl' ich mich angeweht
Von leisen, mahnungsvollen Schauern
Nahenden Alters
Und jener trostlosen Zeit,
Wo Eros oft noch
Den schärfsten seiner Pfeile versendet,
Während abgewandt steht
Die göttliche Mutter.

Die Pappeln.

Wie lieb' ich euch,
Leise schwankende Pappeln,
Die ihr, gesammelten Wuchses,
Zum Himmel aufstrebt!
Freilich wohl
Erreicht ihr ihn nicht —
Aber hoch empor ragt ihr
Ueber nied'res Gestrüpp nicht bloß
Und den verkrüppelten Fruchtbaum:
Auch die mächtige Eiche,
Die schattenspendende Linde
Laßt ihr unter euch.
Und mit ihnen
Die dumpfen Wohnungen der Menschen,
Deren kurzer Blick,
Dem Nützlichen zugewandt,
Nur selten an euch,
Den Nutzlosen,
Empor sich hebt,
Indeß ihr,
Weithin überschauend die Landschaft,
Selig einsam die Häupter wieget
Im ewigen Aether.

Miserere!

Tausendstimmig
Und aber tausendstimmig
Klagt und schreit es empor:
„Herr, erbarme Dich unser!
Siehe:
Tausendfältig
Und aber tausendfältig
Drückt des Daseins Noth uns,
Zerfleischt uns, unerbittlichen Schwunges
Des Schmerzes Geißel.
Und wenn wir hinsinken
Und aushauchen
Mit dem letzten Odemzug den letzten Seufzer:
Empor gewachsen schon
Ist wieder ein Geschlecht
Zu gleicher Drangsal
Zu gleicher Noth . . .
Ende, o ende die Qual —
Miserere domine!“

Aber ungehört
Verhallt der himmelstürmende Aufschrei.
Niederscheint, gleichgiltig, die Sonne,
Leben weckend.
Befruchtender Regen fällt,
Die Saaten grünen,
Es blühen die Bäume und tragen Früchte
Und Ernte um Ernte nähret die Qual ...
Von Zeit zu Zeit nur,
Unerwartet, und wie zum Hohn,
Sprengen vorüber mit wahllos zerschmetterndem Hufschlag
Die apokalyptischen Reiter.





Ein Gastspiel.

Lustspiel in einem Aufzuge

von

Alfred Friedmann.

Personen:

Dörmann, Rudolf, Schauspieler. | Wohlfeld.
Eva, seine Frau. | Lampe, Theaterdiener.

Ort der Handlung: Eine deutsche Residenz. — Zeit: Die Gegenwart.

Erste Scene.

(Ein Salon in einem Hotel. Rechts und links die Thüren zu den Zimmern des Ehepaars Dörmann.)

(Im Vordergrunde auf einem Stuhle liegt ein Costüm des Hamlet.)

Dörmann

(den Hut auf dem Kopfe, äußerst mißmuthig, tritt herein und geht eine Zeit lang auf und ab, seinen ziemlich langen schwarzen Schnurrbart drehend. [Dies muß öfter während des Stückes geschehen.] Endlich bleibt er vor dem Costüme stehen, nimmt es auf, besieht es lange und wehmüthig und ballt es während der folgenden Worte zusammen):

„Ein Leiden tritt dem andern auf die Fersen, so schleunig folgen sie!“ — O mein prophetisches Gemüth! — Mir ahnte nichts Gutes, als ich diese Königsstadt betrat. — Und doch! Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage! Gastspiel oder Nichtgastspiel! Das ist die Lebensstellung — die Qual oder der Reichthum! Ich spiele — ich dringe durch, das weiß ich! — Ich spiele nicht — das ist die Blamage, der künstlerische Tod. Und ach; es wird meiner kleinen Frau das Herz brechen! — Da seid ihr nun, ihr Lappen des Hamlet. Dürft' ich euch heut' Abend um mich schlagen, ein Zaubermantel wäret ihr für mich, Dir, armseligem Flitter, der Du einen Körper vorstellen sollst, haucht' ich meine Seele ein, und Tausende weinten und lachten mit dem melancholischen Dänenprinzen! — Aber

nein! Abgelehnt! Mein Gastspiel abgelehnt! O Hamlet, wo sind nun Deine Monologe, Deine Zweifel, Deine Selbstquälereien, Deine Ausbrüche wilder Leidenschaft, Deine hochherzigen und weltweisen Worte? (Er wirft den Mantel wieder auf den Stuhl und geht auf und ab.) O dieser Intendant! Dieser adelige Stolzmensch! Er sah mich an. Er wollte „Ja" sagen und seine Lippen sprachen „Nein!" Unwillkürlich „Nein!" Gegen seinen Willen „Nein!" Wie er mich durchbohrenden Blickes anstierte. — Warum nur hat er „Nein" gesagt? — (Er lauscht links.) . . . .

O meine reizende kleine Frau! Sie darf mich in dieser Niedergeschlagenheit nicht sehen. (Er geht eilig rechts in sein Zimmer ab. Die Hamletkleider liegen wieder wie früher.)

Zweite Scene.

Eva (aus ihrem Zimmer).

(Geht unruhig an's Fenster, horcht an der Mittelthür.)

Er ist noch nicht nach Hause gekommen. Welch peinliche Erwartung! — Von diesem Gastspiel hängt so viel für unser junges Lebensglück ab. Aus seiner früheren Stellung hat meinen guten Rudolf ein böswilliger College vertrieben; ich habe nie gewagt, ihm zu vertrauen, daß ich deßhalb diesen Herrn Neidlich in Verdacht habe, diesen charakterlosen Charakterdarsteller! — Er hat mich immer gern gesehen und war fuchswild, als ich ihm einen Korb gab und meinen lieben Rudolf heiratete.

O, wer da den Fäden nachgehen könnte, die unsere Schicksale lenken! —

Regt sich da drinnen nicht etwas? (nach ihrem Zimmer horchend.) Es ist unser Liebling. (Aus der Thüre links lugt eine colossale böhmische Amme und ruft herein: „Kleines Siebling schlaft. O, schlaft wie ein Engel böhmisches." Eva fährt fort:) Schlaf' süß, mein Kind! O, eine junge Mutter, die ihren Gatten bis zum Wahnsinn liebt, von ihm wieder geliebt wird, und einen kleinen Engelsbuben hat — es ist die glücklichste, kleine Person auf Erden! — Und erst wenn der Vater ein Künstler ist. Sie wissen gar nicht, wie stolz ich auf ihn bin! Er ist ein großer Künstler. — Es mögen auch ein Paar Neider Nein sagen — der ganzen Welt kann man es nicht recht machen! — Es hat freilich Alles seine zwei Seiten! Alle Welt liebt, verehrt, verhätschelt ihn, macht ihm den Hof, und von meinem Versteck aus muß ich ruhig zusehen und warten mit meinem kleinen Privatapplaus, bis er mir daheim erschöpft und athemlos in die Arme sinkt! Aber welche Belohnung, den Mann, der da draußen so viel gilt, nun als mein Alles in den Armen zu halten, wie ein kleines, weinendes, unzufriedenes Kind. Ach, unzufrieden ist er immer, auch nach seiner besten Leistung; denn so ein echter Künstler hat sich nie genug gethan, auch wenn er es den Andern so recht nach Wunsch gemacht hat! Und ein wenig launisch ist er auch; aber da zeigt sich erst recht die Liebe! Da ordne ich mich unter, widerspreche ihm nie und meine Geduld glättet die hochgehenden Wogen seines leicht erregbaren Gemüthes! — Ach, eine Frau vermag viel! Jede von uns besitzt ihre Macht, aber nicht alle wissen sie richtig anzuwenden.

Nun soll er zum ersten Male am Hoftheater der Reichshauptstadt spielen. Er soll, das heißt, er will, er möchte gern! Aber die Neidischen! Sie lassen ihn nicht! Da ist Hinz, der von ihm verdrängt zu werden glaubt, und Kunz, der seine Rolle deßhalb nicht abgeben will, weil er ihr nun und nimmer gewachsen war! Und dann ein Dritter und ein Sechster und alle haben sie einen Grund, warum ein Neuer, dem schon ein gewisser Ruf vorangeht, nicht zum Worte kommen, nicht auftreten soll! (Sie geht unruhig auf und ab.) Er versprach mir, gleich wieder zu kommen,

so wie alles richtig sei! — Ach, ein Wagen! Er sagte, wenn Du einen Wagen rollen hörst, so reiße alle Thüren auf und fliege mir an den Hals, damit ich auch daheim gleich eine volle Freude mit Dir zu theilen habe! — Ah, das ist sein Schritt! (Sie reißt die Thüre auf und breitet die Arme aus.)

Dritte Scene.

Eva. Wohlfeld.

Wohlfeld.

Ah, das nenn' ich mir einen herzlichen Empfang!

Eva (enttäuscht).

Ach, Sie sind's nur . . . .

Wohlfeld.

Das klingt schon weniger herzlich! Umarmen Sie mich nur! Immer zu, Frauchen! Ist mir ohnehin lange nicht passirt! Und von so einer frischen erst gar nicht! Er wird's nicht übel nehmen! Sagt er nicht immer: Nur keine Eifersucht! Nur keine Eifersucht!

Eva.

Ja, aber er meint, ich solle nicht auf ihn eifersüchtig sein! — Er liebt nur mich, wenn er auch noch so Viele umarmen muß!

Wohlfeld.

Nun, dann können Sie sich ja auch einmal umarmen lassen!

Eva.

Ja, wir sind aber nicht auf dem Theater! Ich bin übrigens auch gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Sie wissen ja, alter Freund, um was es sich handelt.

Wohlfeld.

Alter Freund! Aber noch ganz schmucker Bursch, Frau Evchen, nicht?

Eva.

Na — meinethalben! Mein Mann ist zum Intendanten gegangen, um ein Gastspiel zu arrangiren. Er sollte schon übermorgen den Hamlet spielen. Ich habe da die Costüme bereits ausgepackt, um nachzusehen, ob auch alles hübsch in der Ordnung ist und nichts fehlt.

Wohlfeld (den Mantel nehmend).

O unverwüstlicher Hamlet! Hundertjähriger Staub begräbt Dich nicht!

Eva.

Er wollte, wenn alles gut ginge, gleich zurück sein. Nun ist er bereits seit zwei Stunden fort und Sie wissen, wieviel für unsere glückliche Zukunft von diesem Gastspiele abhängt.

Wohlfeld.

Ja, ja — ich weiß, ich weiß. Inzwischen bin ich selbst beim Intendanten gewesen, Dörmann war grade von ihm fort, als ich kam — aber aus dem Intendanten war nicht klug zu werden, er schüttelte nur immer mit dem Kopf, und wollte nichts sagen.

Eva.

Still, um Gotteswillen, mein Mann!

Vierte Scene.

Vorige. Rudolf.

Wohlfeld.

Guten Tag, Herzensfreund! Ich hörte von Deiner Ankunft, war schon einmal da, traf Dich aber nicht. Es freut mich, daß Du, der Sohn meines besten Jugendkameraden, in unserer Residenz gastiren, Dich ansiedeln willst. Aber Du hast Dich etwas verändert, seit ich Dich zuletzt sah. — Ach — das macht der prächtige Schnurrbart. Kleidet Dich sehr gut. — Ganz martialisch, auf Ehre! — Wie ein Hußar! —

Rudolf (zerstreut).

Guten Tag, lieber Wohlfeld!

Eva (besorgt).

Aber liebster Rudolf, wie siehst Du aus! Du bist ja ganz blaß! Bist Du nicht wohl? Komm, setz' Dich nieder! (Sie führt ihn an's Sopha, legt seinen Kopf an ihre Brust und behandelt ihn wie ein kleines Kind.)

Wohlfeld.

Na, es geht Dir nicht schlecht, wie ich sehe! —

Rudolf (will aufstehen, seine Frau hält ihn streichelnd).

Nicht schlecht? Miserabel! Cannibalisch!

Wohlfeld (aufstehend, will Rudolf's Position einnehmen).

Nun, tauschen wir!

Eva (lächelnd, abwehrend).

Aber Herr Wohlfeld. Sage, was ist denn geschehen, Rudolf?

Rudolf (heftig auf- und abgehend, seinen Schnurrbart drehend).

Was geschehen ist! Was wird denn geschehen sein! Daß mich mein Pech überall verfolgt, das ist geschehen! O, dieser Intendant! Er sah mich an, und eine Wolke des Unmuths schwebte über sein Gesicht. Er hat eine harte, kurz angebundene Manier. Er sagte: „Ich höre! — Spielen Sie!" — Da spielte ich denn meine großen Scenen aus Hamlet — Richard III. — Clavigo. — Er schien davon erwärmt. Aber er blieb stumm! Ich sah's ihm an: seine Vorstellung sagte „Ja", aber sein Wille sagte „Nein!". O dieser Schopenhauer! Er hat offenbar Schopenhauer gelesen, dieser Intendant. Schopenhauer ist Schuld, daß ich nicht gastiren darf!

Eva (sich aufregend)

Du darfst nicht gastiren!? Du, Rudolf! Nun ja, sie wollen in der Residenz nichts Gutes hören; ja freilich, sie sind an ihre Mittelmäßigkeiten gewöhnt!

Wohlfeld.

Aber er hat Dich doch kommen lassen, Freund Rudolf! Schrieb er Dir nicht im Frühjahr: „Wenn Sie sich im Sommer von Ihren Winterstrapazen ausgeruht haben und Ihre Villeggiatur beendet ist —"

Rudolf (seine Frau umarmend).

Während dieser Villeggiatur hat mich meine kleine süße Eva zum glücklichsten aller Väter gemacht. —

Wohlfeld (fortfahrend).

. . . So spielen Sie im Herbste bei mir und der Winter sieht Sie wahrscheinlich als wohlbestallten Hofschauspieler an unserer Bühne!"

Rudolf.

Ja, und nun ist es Herbst und der Herbst meiner Hoffnungen ist mitgekommen! Er sah mich immer so sonderbar an! Es muß ihm etwas an mir mißfallen haben!

Eva.

An Dir?!

Rudolf.

Aber was kann es nur sein? Da liegt nun das Hamletcostüm für übermorgen. Hu, ich mag es gar nicht mehr sehen; hinein damit in die Stube. — Entschuldige mich, altes Haus! Plaudre mit meiner kleinen Eva. Ich komme gleich wieder zu Euch! In dieser Stimmung muß ich ein paar Augenblicke mit mir allein sein, das thut mir gut. (Er nimmt die Kleider über den Arm und geht in sein Zimmer.)

Fünfte Scene.

Eva. Wohlfeld.

Eva.

Ich habe alle Mühe, mein heiteres Naturell zu behaupten. Aber in solchen Momenten ist meine Aufgabe, Rudolf's guter Genius zu sein. — Ich muß ihn über'm Wasser erhalten, sonst übermannt ihn gar leicht eine verzweifelte Stimmung. Helfen Sie mir, Herr Wohlfeld.

Wohlfeld.

Gewiß, Frauchen, recht gern! Aber was kann Rudolf bei dem Intendanten nur im Wege stehen?

Eva.

O, ich sagte es ja; Neid, Mißgunst, Rancüne; vielleicht sein eigenes Fatum. Aber wir müssen ihn jetzt auf alle Weise zerstreuen. Die Melancholie darf seiner nicht Herr werden.

Wohlfeld.

Ja, das ist Alles recht leicht gesagt! Aber wie zerstreut man einen Mann, dessen Lieblingswunsch vernichtet, dessen Hoffnungen fehlschlugen?

Eva (nachdenkend).

Ha, warten Sie! So geht's!

Wohlfeld.

Na, das freut mich! Also . . .

Eva.

Nein, so doch nicht. — — —

Wohlfeld.

Ah, das ist schade, ich war schon ganz schußfertig.

Eva.

Halt! Ich hab's.

Wohlfeld.

Das ist famos! Mir fällt so nichts ein!

Eva.

Ja! Das ist's. Hören Sie — Rudolf hat einen Glanzpunkt in seinem Leben — einen Sonnenblick in seiner Vergangenheit!

Wohlfeld.

Aber ich sehe nicht! —

Eva.

Darauf müssen wir ihn bringen. Die Erinnerung an jene herrliche Stunde wird ihn erheitern und erfreuen.

Wohlfeld (pathetisch).

Aber „es ist kein größ'rer Schmerz, als in dem Elend vergang'nen Glück's sich zu erinnern!"

Eva.

Hoffentlich wird diesmal Ihr Citat Unrecht behalten. Hören Sie! Rudolf war einmal in Paris. Dort machte er als deutscher Schauspieler seinen Besuch im Théâtre français. Er ward mit allen Ehren und mit den Zuvorkommenheiten empfangen, deren nur der Vollblutpariser fähig ist; man gab ihm zu Liebe ein Diner und am Morgen spielte er, von den großen Künstlern der Comédie française dazu aufgefordert, eine Scene aus einem deutschen Stück vor! —

Wohlfeld.

Das wird denen aber spanisch vorgekommen sein!

Eva (piquirt).

O ich bitte! — Mein Mann spricht französisch wie Gambetta und Victor Hugo sprechen. — Still! Er kommt!

Sechste Scene.

Vorige. Rudolf.

Rudolf.

Ihr spracht von den Franzosen! Ach ja! Das ist mein Lieblingsvolk!

Wohlfeld.

Es sollen tüchtige Leute darunter sein!

Rudolf.

Tüchtige Leute darunter! Alle sind sie tüchtig! Ich wollte, ich könnte die Deutschen nach Frankreich schicken, sämmtliche Franzosen in unser schönes Vaterland verpflanzen, Ihnen deutsche Sitte, deutschen Sinn, deutsche Sprache einflößen! — Ihr solltet sehen, was die — Deutschen dann für prächtige Menschen wären! — In Frankreich könnte mir freilich nicht begegnen, was mir hier zustößt. Dort wird ein Talent, das als solches anerkannt ist, nicht bei Seite geschoben, nach der Provinz geschickt; nein, Paris, die Hauptstadt, hat der Talente nie genug, sie zieht sie heran, sie macht sie groß und berühmt. Was aber ist Einer, der seinen Mann stellt in Deutschland?

Wohlfeld.

Na, so ganz ideal wird's dort drüben auch nicht hergehen!

Rudolf.

Nicht! Laß' Dir nur erzählen, wie sie mich, den verhaßten Deutschen, behandelt haben. Ich kam an, ich ging über die Boulevards, diesen Traumweg aller derer, die Paris noch nicht kennen! Von der neuen großen Oper, einem Gebäude —

Wohlfeld.

Ueber dessen Schönheit sich streiten läßt . . .

Rudolf (etwas verblüfft):

Einem Gebäude, zu dessen Errichtung alle lebenden Künstler Frankreichs sich vereinigt. Von dort also führen drei Straßen nach der Gegend des Palais Royal; die eine, die mittlere, l'avenue de l'Opera, grade nach dem Kleinod des Palais Royal, dem Théâtre français. O, es ist ein herrlicher Weg, diese via Sacra nach dem Tempel aller Intelligenz! dem Mittelpunkt aller Civilisation! Rechts und links Schauläden, Paläste, Cafés, Restaurants mit Verlockungen aller Art. Aber der vom Geiste geleitete Künstler wandert unangefochten, unbehelligt mitten durch die Verführung und da steht er denn vor diesem Heiligthum: Dem Théâtre français. —

Wohlfeld.

Nun, der Weg unter den Linden zum Schauspielhaus, und der Kohlmarkt nach der Burg ist auch kein übler Spaziergang?

Eva.

Welch ein Vergleich! Aber unterbrechen Sie ihn doch nicht immer!

Rudolf.

Laß ihn, Eva. Er weiß nicht, was er spricht!

Eva.

Er blasphemirt.

Rudolf (docirend).

Bis in das Jahr 1588 reicht die Vergangenheit des einstigen Hôtel de Bourgogne; sieben Jahre nach dem Tode Molière's nimmt es seinen jetzigen Namen an. Corneille, Racine, Molière, das sind die drei Sterne in seinem unverwelklichen Diademe.

Wohlfeld (murmelnd).

Schiller — Goethe — Kotzebue —

Rudolf.

Das Zeitalter Ludwig XIV. ist die Auréole, die seine Stirne umglänzt! Der Cid, Athalie, Phädra, Britannicus, Tartüffe sind seine Kleinode, Lekain, Dugazon, die Mars, die Rachel, das sind die Orden auf seiner Brust.

Wohlfeld (leise).

Sonnenthal, Wolter (Friedmann, Bukovics).

Rudolf.

Und ich trat ein! Eine Welt von Gefühlen bestürmte mich. Säulenhallen nehmen mich auf; Marmorbilder, süßen Gesanges voll, auf den Lippen ein unsterbliches Lächeln des Mitleids über die Jetztwelt, schauten mich an. — Im Foyer grüßte Voltaire auf steinernem Sessel, lange Reihen von Dramatikern schienen mich zu bewillkommnen! Die Höflichkeit empfing mich und geleitete mich aufwärts; die Freundschaft, die Collegialität, die Herzlichkeit trat mir in den heiligen Sälen der Sociétaires des französischen Musentempels entgegen. — Man führte mich auf die Scene, man ließ mich eine Probe mitansehen, man geleitete mich in die Bibliothek, in's Archiv, man ersuchte mich endlich, eine Probe meiner eigenen Kunst zu geben. —

Wohlfeld.

Das ist aber wirklich reizend von den Leuten.

Rudolf.

Regnier bat mich, die große Sterbescene des „Narciß" zu recitiren. — Ihr kennt ja Alle die letzte Scene in dem Brachvogel'schen Stück, wo Narciß Rameau durch allerhand Machinationen des Herzogs von Choiseul, der Schauspielerin

Doris Quinault und Anderer, vor die bereits gebrochene Marquise von Pompadour gelockt wird. Narciß weiß nicht, daß seine frühere Jeannette und die Pompadour eine und dieselbe Person sind.

Wohlfeld.

Ja, wir wissen das alles, wir haben das hundertmal gesehen; aber das Stück ist ja in Paris durchgefallen!

Rudolf.

Ja, aus politischen Gründen!

Eva (naiv).

Und weil Rudolf nicht mitgespielt hat!

Rudolf (sinnend).

Was soll ich ein Weiteres von diesen längstvergangenen Zeiten erzählen! Ich spielte, ich recitirte und ich hatte einen Erfolg — nun — wenn ich daran denke — tröstet es mich noch heute für meine — germanischen Leiden! (Geht nach hinten.)

Eva (leise zu Wohlfeld).

Das sagte ich Ihnen ja. Da wollte ich ihn haben!

Rudolf (kommt wieder vor).

Und wer applaudirte, beglückwünschte mich! Kenner! Künstler! Künstler ersten Ranges, die es verstehen! Madelaine Brohan (geht nach hinten).

Wohlfeld.

Etwas corpulent, jedoch noch immer hübsch!

Rudolf.

Sarah Bernhardt! (im Hintergrunde).

Wohlfeld.

Mager — aber talentvoll!!

Rudolf (vorn).

Coquelin, der feine Komiker, der Freund Gambettas, der den „Figaro“ so meisterhaft spielt. . . . O, ich wünsche mir weiter nichts, als einmal in dieser Hauptstadt so spielen zu können, so vom Publikum belohnt zu werden, wie damals in Paris von den Künstlern! Dann möchte ich gerne sterben!

Eva (zärtlich, halb beleidigt).

Und ich! Soll ich hier allein zurückbleiben, Du Böser! Denke Dir, ich eine Wittib!

Wohlfeld (zu Eva).

Ich werde Sie trösten! — (Abwehrende Bewegung der Eva.) Aber, weißt Du was, lieber Rudolf, wenn ich Dich doch in unserm Schloßtheater nicht zu sehen und zu hören bekomme — — (zögernd) spiele — nun ja — spiele mir, — uns — hier etwas recht Schönes, recht Kräftiges, recht Packendes vor!

Rudolf (ablehnend).

Ich bin wahrlich in der rechten Stimmung dazu! (Nach hinten gehend.)

Eva (leise zu Wohlfeld).

Bitten Sie nur, es bringt ihn auf andere Gedanken!

Wohlfeld.

Bitte schön, lieber Rudolf, mir zu Liebe. Ich beschwöre Dich bei der Freundschaft Deines Vaters zu mir!

Eva.

Thu's, Rudolf! Bitte, bitte!

Rudolf.

Aber Närrchen, das sind ja Possen!

Wohlfeld (verletzt thuend).

Lassen Sie ihn, Frauchen, eine Frau wie Sie und ein väterlicher Freund — das ist freilich kein Parterre von Königen!

Eva.

Hörst Du's, Rudolf!

Rudolf (entschlossen).

Nun gut, so werde ich Dir die Sterbescene des Narciß und der Pompadour spielen. So spielen, wie ich es vor den Sociétaires der Comédie française gethan! (Nach hinten gehend.)

Wohlfeld.

Ach, das wird schön sein! Und billig! So billig bin ich noch niemals in's Theater gekommen!

Eva (zu Wohlfeld, leise).

Es wird ihn zerstreuen! Wenn wir ihm nur über diese böse Stunde weghelfen — dann ist Alles gut.

Rudolf (wendet sich bei den letzten Worten Eva's).

Was flüstert Ihr da?

Wohlfeld.

Nichts! Frau Eva fürchtete nur, Sie hätten Ihr Französisch verlernt — Mangel an Uebung — man weiß ja! —

Eva (leise zu Wohlfeld).

Sehr gut, das wird ihn reizen!

Rudolf (auffahrend).

Ich! Mein Französisch verlernt! — Uebrigens — wir sind ja ganz allein hier, mit Euch brauche ich es nicht so genau zu nehmen!

Wohlfeld.

Wir fühlen uns geehrt. . . .

Rudolf.

Nicht Ursach'! Zur Sache! Du, Eva, setzest Dich hier auf diesen Sessel; Du stellst die Pompadour vor!

Eva (wie selbstverständlich).

Schön.

Wohlfeld.

Aber, Rudolf! Fürchtest Du nicht, einen demoralisirenden Eindruck auf die reine Seele, das goldene Gemüth Deiner kleinen Eva hervorzubringen?

Rudolf (verwundert).

Wieso?

Wohlfeld.

Nun, Eva, das naive Kind, soll Jeannette Poison tragiren!

Rudolf.

Narrenspossen! Die Frau eines Schauspielers darf solch geziertes, prüdes Bedenken gar nicht haben!

Wohlfeld.

Die Frau eines Schauspielers! Aber Freund, deßhalb ist doch Deine Frau keine Schauspielerin!

Rudolf.

Ach, sei doch nicht so kindisch! Ihr habt mich provocirt und nun nehme die Sache ihren Lauf. — Du, Wohlfeld, stellst die Doris Quinault dar, die Schauspielerin, jung, schön, voll Talent, geachtet, geliebt von Jedermann!

Wohlfeld (auf sich deutend).

Das stimmt! von Jedermann!

Rudolf.

Eva, gib die beiden Bücher her, das deutsche und das französische.

Eva (holt Bücher, schlägt sie auf und gibt eines Wohlfeld).

Hier haben Sie das deutsche.

Rudolf (zu Eva).

Nun, Eva, vertiefe Dich mit Deinem geistigen Auge in Deine Rolle.

Eva (ihn liebevoll anblickend).

Ich vertiefe mich!

Rudolf.

Du bist für fünf Minuten die Pompadour, die Gattin des Narciß, die Geliebte Choiseuls, die Maitresse Ludwig XV., die —

Eva.

Ja wohl!

Wohlfeld (schaudert).

Rudolf (zu Wohlfeld).

Schaud're — das erhöht die tragische Wirkung! Du Eva, setze Dich nieder! Hieher! So! (Setzt sie auf einen Stuhl. Stühle umherstellend. Wie traumverloren zurücktretend.) Hier saßen damals zu Paris Madelaine Brohan, Sarah Bernhardt, Fräulein Croizette, Blanche Baretta, die Reichenberg, — Herr Got, Delaunay, Bressant, Coquelin, Mounet-Sully, — Barrè — ein Parterre von Schauspielern, von Genies! Fangen Sie an, Herr Wohlfeld — Genies — ist Ihr Stichwort!

Wohlfeld.

Gewiß. Das stimmt. Ganz richtig! Also!

(Er tritt in den Hintergrund und kommt langsam, aus dem Buche declamirend, vor. Alles mit Pathos und richtigem Accent lesend.)

(Als Quinault.)

„Die Nacht bricht an, auch meine Lebenssonne —
Neigt heute sich — dem Grab im West entgegen —
Und diesem tiefen — Dunkel um mich her
Entschlüpft ein Heer gespenstischer Gesellen,
Die — mit gebrochnen Herzen — starren — Auges —
Die Schmach und Schande — schwatzhaft mir erzählen —
Die sie — durch mich im Leben einst erduldet!
Weh und noch Einer kommt! Ja, noch Einer ist's —
Heran — so bleich! O Jesus! Weh, mein erster Gatte!"

Rudolf (als Narciß).

Ja, sieh' her! Sieh' ihn, den Du verachtet und verstoßen!
Er reißet Dir Dein gleißend Diadem,
Das Du aus meinen Thränen Dir gewoben,
Herab, damit die bange Welt Dich kenne,
Und Deinen Namen mit Verachtung nenne.

Eva (als Pompadour).

Narciß! —

Rudolf (Narciß).

Allmächtiger Gott! Mein Weib!

(Er stürzt auf sie zu, sinkt vor ihr auf die Knie, umfängt sie sprachlos und bedeckt ihre Hände mit Küssen.)

Rudolf (Narciß).

O mein theures, mein einziges Weib! Ich habe Dich wieder! Dich wieder! Ich habe Dich gesucht und gesucht, ach, und Du wolltest Dich nicht finden lassen, mein Lieb! Wo bist Du so lange geblieben?

Wohlfeld (gespannt und begierig).

So, lieber Freund, die Einleitung ist gemacht, nun aber möchte ich doch die versprochene französische Scene haben.

Rudolf.

Also bringe nun das folgende deutsche Stichwort.

Wohlfeld (in's Buch sehend).

Zu Hilfe! Zu Hilfe! Die Marquise de Pompadour stirbt! —

Rudolf (Narciß).

La Pompadour! Ma Jeannette que voilà — c'est la Marquise de Pompadour!? Ah! (Eva als Pompadour macht eine flehende Geberde.) Et si tous deux vous étiez à mes pieds, toi Jeannette et le Paradis, je vous écraserais! Tu m'as abandonné, femme infidèle. Tu t'es enivrée de bonheur, pendant que je mendiais; toi, que Dieu a créée à son image, tu t'es livrée à tous; tu t'es souillée pour ce fantôme creux de gloire et de pouvoir — que ceci te soit pardonné — car tu es punie par une vieillesse sans honneur. — Mais que tu sois devenue, que tu aies pu être cette Pompadour — voilà ce qui ne se pardonne pas! — Ne comprends tu donc pas, hyène, que la France affamée, désespérée, la France folle de douleurs te ricane par ma face, cette France bien aimée dont tu as sacrifié le corps et l'âme à l'Idole de ton égoisme! — J'apparais devant toi au nom de l'humanité, je représente ton Epoque! Regarde, ce que tu en as fait! — Que nous donneras-tu en échange de nos haillons, de nos larmes, de notre vertu flétrie, de nos âmes corrompues? Dis! tout cela, nous le rendras-tu? Le jour du jugement arrive, les trompettes sacrées résonnent, les soleils deviennent pâles, les étoiles s'évanouissent et la mort chevauche sur la terre, et moissonne, et moissonne, car ils sont devenus sa proie, les pauvres hommes, à cause de toi, de ton péché. Et à ton moment suprême, alors que tu t'achemineras vers la troupe de damnés, les démons hurleront en cris de joie, hahahaha; leur rédemption est proche, et, par ta faute redevenus purs, de nouveau ils seront anges! Ils s'effrayent, ils fuient devant toi, et toi, tu resteras abandonnée dans le champs de la terreur — tu seras seule! —

Eva (als Pompadour).

Eh bien donc, après moi le déluge! —

Rudolf (Narciß).

Hahaha haha! Oui! Le déluge! Il pleut du ciel et du feu et de la bile et des pleurs! Des marais de la misère et du crime s'élève la génération — ayant perdu tout sentiment humain; à travers les rues elle demande en

hurlant du sang! Du sang, du sang. Houssah, Hourrah! Et parmi les rires, roulent dans la boue les cadavres décapités, les cadavres de la mère et de l'enfant, de l'ami et de l'ennemi. Sur le trône privé de son Dieu se tient assise, en ricanant, la raison de ce monde; la raison, qui, devenue folle, calcule et compte, car il lui faut encore cinq mille cadavres, afin qu'elle puisse vivre, et, en attendant, voilà que monte ce flot vengeur, qu'il s'avance jusqu'à l'enfer et, haha, hahaha, c'est là que tous deux nous nous retrouverons! Là!*

(Pause.)

(Wohlfeld und Eva brechen in Händeklatschen und Bravo-Rufen aus.)

Rudolf (traurig).

Geradeso applaudirten die Franzosen und überhäuften mich mit Aeußerungen der Bewunderung, und auf ähnliche Weise dachte ich mich hier in die Herzen des Publikums einzuspielen, mir die Gunst von Groß und Klein zu erringen! — Ja, in Frankreich hat man mir Ovationen gebracht, und zwar Kenner, Feinschmecker, Kritiker, die's im Nothfall sogar besser machen könnten, aber hier — hier lassen sie mich nicht einmal zu Worte kommen!

Siebente Scene.

(Vorige. Theaterdiener Lampe mit einem Briefe in der Hand, den er sorgsam verbirgt, schleicht sich ungeheuer furchtsam durch die Thürspalte. Kann irgend einen Dialect [sächsisch] sprechen.)

Lampe.

Bin ich hier recht bei Herrn Schauspieler Dörmann! — Ich habe mich wol in der Thire geirrt, denn der Herr sieht aus wie e Dragoner und nicht wie e Schauspieler.

Eva.

Was wollen Sie denn, guter Mann!

Lampe.

Guter Mann. Das ist nur e Lockspeise! Ich bin aber nicht e so e Kimpel, wie man wohl beim ersten Augenblick glauben mechte!

Wohlfeld.

Nur näher, braver Alter!

Lampe.

Braver Alter! Das ist der reene Speck. Mäuse sind aber forchtsam und menschliche Mäuse — sokar schlau.

Rudolf (ungedultig).

Nun, was soll's denn eigentlich?

Lampe (zurückbebend).

Das ist der Witherich. Ach, Herr Jemersch! Nur nicht schlagen! Wie bring' ich's nur vor?

* Uebersetzung des Verfassers.

Rudolf.

Wird's bald. Wer sind Sie? Was wollen Sie? Sie stören uns bei einer Probe!

Lampe.

Ich komme Sie ja auch nur zur Probe! Dun Sie mir Nichts zu Leide. Nor nicht schlagen!

Eva.

Aber, guter Mann! . . .

Lampe (abweisend).

Mir kennen das. Der Herr Intendant . . .

Rudolf (erfreut und ungeduldig).

Der Herr Intendant schickt Sie?

Lampe (zurückfahrend).

I, ja, der Herr Theaterintendant.

Rudolf.

Und . . .?

Lampe.

Ich soll Ihnen, Herr Rudolf Dörmann . . . Sie sind doch Herr Rudolf Dörmann?

Rudolf (heftig).

Ja doch, ja doch — zur Sache! —

Lampe.

Ach Herr Jemersch, ja, ja, nee, nee, wie konnt' ich nur fragen! Freilich müssen Sie's sein, ich hätte Sie schon an Ihrer bekannten Heftigkeit erkennen müssen.

Eva.

Seine Heftigkeit! — Die Sanftmuth könnte bei ihm in die Schule gehen!

Rudolf (heftig).

Ich heftig! Wie kommen Sie auf diesen Einfall! Wer hat Ihnen das gesagt?

Lampe (herausplatzend).

Nu ja, der Herr Neidlich! — Nu ist's heraus, nor nicht schlagen!

Eva.

Wieso? Ist denn Herr Neidlich hier angekommen? Dacht' ich's doch, daß dieser Schleicher die Hand im Spiele hat!

Rudolf.

Seit wann, und warum ist Herr Neidlich hier?

Lampe.

Seit vorgestern — aber —

Rudolf.

Und was kann er dem Intendanten von mir gesagt haben?

Lampe.

Sie lassen mich ja gar nicht ausreden!

Rudolf.

So reden Sie doch!

Lampe.

Also — — Herr Neidlich hat dem Herrn Intendanten gesagt, — — man dürfe nicht daran rühren; wenn Sie ihn auf dem Altare der Kunst opfern sollten, würden Sie — lieber der Kunst entsagen? Wenn man Ihnen von dessen Entfernung auch nur spräche, geriethen Sie in Feuer und Flamme und zerschlügen Alles kurz und klein! — (Bewegung Rudolf's, — ängstlich:) Nor nicht schlagen! (Rudolf und Eva stehen sprachlos — machen Geberden, daß sie nicht verstehen.) Nun ist er aber g'rade dem Herrn Intendant ein Dorn im Auge! Mit ihm — sagt er — geht's nicht! Ohne ihn — sagen Sie — geht's auch nicht! Da bleibt denn nur Eines übrig — Sie gehen! — oder — Sie opfern ihn auf dem Altare der Kunst, und dann — aber nur dann — soll ich Ihnen diesen Brief übergeben!

Rudolf.

Ja, in Dreiteufelsnamen! Von wem oder was ist denn hier eigentlich die Rede? Bin ich toll, oder sind Sie's?

Lampe (schlau).

Sie verstellen sich, Herr Dörmann!

Rudolf (heftig auf ihn zutretend).

Lampe (zurückbebend).

Nor nicht schlagen!

Wohlfeld (zutretend).

Von welchem Opfer reden Sie denn eigentlich, Herr ....?

Lampe.

Lampe, wenn's gefällig ist! Von was ich rede? Nun, von Herrn Dörmann's — Schnurrbart.

(Allgemeines Erstaunen.)

Alle.

Von { seinem / meinem } Schnurrbart!

Lampe (schnell).

Ja, Herr Neidlich versicherte den Herrn Intendanten, Sie nähmen ihn um keinen Preis, selbst nicht um den Schillerpreis, ab; und der Herr Intendant behauptete, der Schnurrbart sei das einzige, was er an Ihrem Spiele auszusetzen hätte! Der sei zu martialisch, zu hußarenmäßig! Er könne sich

weder den Carlos im Clavigo, noch den Narciß, noch den Hamlet — trotz Salvini und Rossi — mit einem ewig gedrehten Schnurrbart denken — sehen Sie — so wie eben jetzt — Herr Dörmann — aber nor nicht schlagen! — Aber Sie werden ja gar nicht fieberhaft, nervös, Sie zerschlagen ja gar nicht Spiegel und Porzellan — wie Herr Neidlich sagte ....

Eva (bedeutsam).

Und alles das, weil ich ihm einen Korb gegeben!

Rudolf.

Eva, Frauchen! Das hast Du mir verheimlicht!! Herr Neidlich hat Dir einen Antrag gemacht?

Eva (nickt neckisch).

Lampe.

Nanu, merk ich ooch, woher der Wind weht.

Rudolf.

Warten Sie einen Augenblick. (Geht rasch in's Nebenzimmer.)

Achte Scene.

Lampe. Eva. Wohlfeld.

Lampe. (In der Meinung, Rudolf sei noch immer wüthend und gehe einen Stock zu holen — angstvoll.)

Sagen Se, Madamichen, er wird mir doch nichts dhun, weil ich von dem Schnurrbarte geredet habe?

Eva.

Aber nein, mei kutes Dierichen, diese Lippenzierde ist ihm ja nur während des Sommers gewachsen.

Lampe.

Also nor eene Urlaubsschnauze! J, nu sähn Se mal an. Nee, nee heeren Se, aber dieser Herr Neidlich is Sie ja ä ferchterlicher Verleimder —

Wohlfeld (ärgerlich).

Ach hören Sie, Herr Hase —

Lampe (rasch einfallend).

Lampe, mit kitiger Erlaubnis. L, a, m, hartes b, e — Lampe —

Wohlfeld (immer ärgerlich und kurz).

Also Herr Lampe. Hören Sie, Ihr Intendant ist eben noch sehr jung im Amte, sonst könnte er doch unmöglich auf solches Gekläffe hören, oder er muß sehr — zurückhaltend sein, da er nicht ein Wort über den dummen Schnurrbart äußerte.

Lampe.

Nu — nee heeren Se — er hat sich eben vor der Heftigkeit des Herrn Dörmann geforchten —

Wohlfeld (immer noch ärgerlich).

Ach, Dörmann ist gar nicht heftig.

Lampe.

Ei ja, heeren Se, e kleen bischen heftig is er doch. Er hat mich ja vorhin angefahren, daß ich jetzt noch am ganzen Laibe bibbere.

Wohlfeld.

Daran ist Ihr Leib schuld, Herr Hase —

Lampe (einfallend).

Lampe, mit kitiger Erlaubnis. L, a, m, hartes b, e, — Lampe —

Wohlfeld (barsch).

Na, Hase oder Lampe — ein Löwe scheinen Sie keinesfalls zu sein.

Lampe.

Nee, heeren Se, ich bin — mit Respect zu sagen — e Theaterdiener —

Neunte Scene.

Vorige. Rudolf.

Rudolf (kommt eingeseift, den Pinsel in der einen, die Seifenschale in der andern Hand herein).

Guter Lampe, ich habe „ihn auf dem Altar der Kunst geopfert", wie Sie sagen.

Lampe.

Ei Herr Jemersch, ja. Ich kann nun melden, daß ich eigenhändig ihn habe fallen sehn, Zweig auf Zweig.

Rudolf.

Hahaha, bravo, Lampe! Melden Sie das.

Lampe.

Und nun, da Sie ihn werklich geopfert hab'n, bin ich auch berechtigt Sie dieses zu übergäb'n. Es ist der Contract! Sie sein mit 20.000 Mark und vier Monaten Urlaub ankaschirt!

Wohlfeld (erstaunt).

Ah!

Rudolf (der mittlerweile gelesen hat)

Hurrah! Kellner! Kellner! (Klingelnd und brüllend:) Champagner! Champagner und vier Gläser! Lampe, Sie müssen auch mittrinken. (Kellner ist aufgetreten und gleich ab.)

Lampe (gerührt).

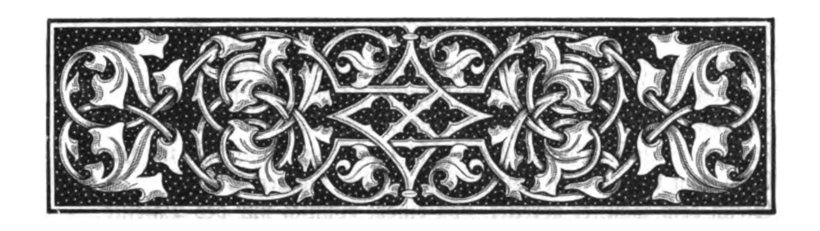
Nee, heeren Se, das werd sich wohl nicht bassen —

Rudolf (fast ohne Unterbrechung fortfahrend).

Evchen, laß Dich umarmen! Tralalalala! Komm, laß uns springen und singen, und zwar in unserem lieben guten Deutsch — (singend tanzt er mit ihr Walzer durch die ganze Stube. Wohlfeld steht voll freudiger Theilnahme. Lampe zieht das Taschentuch und trocknet sich eine Thräne der Rührung).

(Der Vorhang fällt rasch.)





Gedichte

von

Friedrich Marx.

Ennsthal.

Unermeßlichen Glanz und wonnigste Fülle des Daseins
Strahlst Du mir, sonniger Tag, rings aus dem schimmernden All!
Himmelanragendes Alpengebirg in gewaltiger Runde,
Wälder umschatten den Fuß, hell vom Gelände umsäumt,
Das mit reifendem Korne und grünenden Auen sich aufthut,
Von dem Spiegel der Enns zögernden Laufes durchwallt.
Gastlich flimmert des Kirchthurms Knauf vom Walde herüber,
Ladet zu traulicher Rast Dich unter ländlichem Dach.
Falken umkreisen der Burg zertrümmert Gemäuer hier oben,
Die auf röthlichem Fels mächtig dem Thale gebot.
Ueberwölbt von Kronen der Linden am tosenden Gießbach
Lugt der Nymphe des Quells blinkender Giebel hervor.
Reizvoll prangend die Nähe und glückverheißend die Ferne,
Da wird Wahl Dir zur Qual, wurzelt im Boden Dein Fuß,
Neidest den Adler Du, der schwebend auf mächtigem Fittich
Mit scharfblickendem Aug' Himmel und Erde umspannt.
Wunschlos athmest Du Schönheit, — Frieden und süßes Vergessen
Weht Dir der duftige Wald, rauscht der kristallene Bach;
Eins mit dem All der Dinge, von Lebensströmen durchfluthet,
Fühlst Du mit Blume und Strom, Reh Dich und Adler verwandt.
Draußen auf eisernem Strang vorüberjagen die Menschen,
Widerhallt im Gewänd' oben der donnernde Flug,
Wie dort Säulen des Rauch's die sonnige Flur mir verdüstern,
Und die gespenstige Jagd hinter dem Berge entschwand.

Tausende stürmen vorüber im Joch des Erwerb's und Genusses,
Selber nur sich zu entflieh'n taumelnd in heißer Begier;
Hell durch die Scheiben herein begrüßt sie der goldene Frieden
Sommerlich prangender Flur, schattiger Thäler umsonst!
Freilich — laßt Ihr die Welt nicht zurück und fühlt Ihr im Herzen
Euch vom versunkenen Wrack nicht auf den sicheren Strand
Gleich dem Schiffer gerettet, von einem Wunsch nur des Daseins,
Was auch die Fluth ihm verschlang, wonnigen Schauers erfüllt, —
Schweiget die Stimme des Alls am tosenden Bach wie im Walde,
Der dem verwundeten Hirsch heilende Kräuter entdeckt,
Menschliches Leid in Schlummer wiegt, sein lauschig Geheimniß
Ahnendem Kinde sogar holdesten Zaubers enthüllt;
Schwingt Euch auf silbernem Firn des Gebirgs, im blauenden Aether,
Wie auf den Wogen des Meers auch in der eigenen Brust!

Grundlsee.

Im Hochgebirg! Die Wolken eilen
Es gellt der Möve Hungerschrei,
Im schwanken Kahne seh' ich theilen
Den grünen See der Mädchen drei.

Da leuchtet aus der Fluth, der trägen,
Ein Bildniß Euch in junger Pracht,
Doch Ihr mit flinken Ruderschlägen
Zerstört das holde, unbedacht.

Und schimmernd seh' ich, Kreis auf Kreise,
Im Wasser Eurer Arme Spur,
Wie trüber Hauch verschleiert leise
Geheimes Weh mir die Natur.

Doch trennen nicht der Berge Schranken
Der Seelen unschuldsvollen Bund,
Es wetterleuchten die Gedanken
Um Euch zur stillen Dämmerstund'.

Da deute ich mir oft vergebens
Den Bann, dem ich verfallen bin, —
Was hält das Räthselspiel des Lebens
Mich nur mit dunklen Fragen hin?

Wie kam es, daß Ihr mich gewonnen
Beim ersten Blick, Ihr Schwestern traut,
Wie Morgens man die Welt umsponnen
Mit gold'nem Strahlennetz erschaut?

Ein tiefes, seliges Genügen
Erfüllte meine Seele ganz,
Aus Euern Augen, Euern Zügen
Der eignen Jugend Morgenglanz.

War's Liebe? Nein! Ich gönn' Euch gerne
Dem Mann, dem Euer Herz vertraut,
Und folge mit dem Augensterne
Zum Traualtar der jungen Braut.

Und bete, daß zur Hochzeitfeier
Der Erde allerreichstes Glück
Euch mit der Myrthe und dem Schleier,
Ein Gnadenblick des Himmels, schmück'!

Woher der Augen feuchter Schimmer,
Das Leid, das jäh mich überkam,
Als ich von Euch, vielleicht für immer,
Dort in den Alpen Abschied nahm?

Was war's, das mir den Frieden störte
Des Geistes, der so stolz und frei,
Als ob ich längst Euch angehörte,
Seit Anbeginn verbunden sei?...

So prüfet denn mit gold'ner Wage
All' meine Sehnsucht, meinen Schmerz, —
Ach, ungelöset bleibt die Frage,
Ein Räthsel, wie das Menschenherz!

Nachruhm.

O schweigt von Nachruhm, von Unsterblichkeit, —
Begierig ist die Welt nur zu vergessen,
Was sie an Dir gerühmt einst und besessen,
Doch niemals Dir verzieh in stillem Neid.
Ein Schaustück der bekränzte Katafalk
Den Gaffern, Deines Trauerzugs Gepränge;
Die Luft erschüttern wohl die Grabgesänge,
In ihren Herzen aber sitzt der Schalk.
Denn Lüsternheit nur ist des Tages Zug,
Was Du uns warst, das wird mit Dir begraben,
Und neue Götzen will die Menge haben,
Die gestern Dich auf ihren Schultern trug.

Wer Dich geliebt, der fühlt sich bald allein,
Verkannt, gemieden auf der Lebensbühne,
Vergessenheit des Ruhmes schnelle Sühne,
Und zu den andern Schatten geht er ein.
Was heute uns entzückt, ist morgen schal,
Ein wesenloses Nichts, das wir bewundert,
Dein Urtheil spricht das kommende Jahrhundert,
In Trümmer sinkt Dein stolzes Siegesmal.
Darum sei echt und gut, sei treu und wahr, —
Die Größe wechselt mit des Tages Meinung,
Doch Güte ist des Göttlichen Erscheinung,
Die Opfergluth auf irdischem Altar!





Das spanische Miramar.

Von

Ludwig Percy.

Es war kein erquickliches Geschäft, das mich Anfangs Mai 1884 nach Palma, der Hauptstadt der Balearen-Insel Mallorca, führte. Ein österreichisches Kauffahrteischiff hatte an der zerklüfteten Nordküste Schiffbruch gelitten, fast im Angesichte eines Fischerhafens. Aus diesem waren, trotz der in unbezähmbarer Wuth brandenden See, Rettungsboote ausgelaufen, um wenigstens die Bemannung zu bergen, die mit dem Wrack dem Untergange geweiht schien. Glücklich gelang es, die Armen aufzunehmen und mit ihnen dem Lande zuzusteuern. Da, im Momente als die Barken das Ufer fast erreicht hatten, ergriff die nach Opfern lechzende Fluth das Schifflein, welches den Kapitän und einen ihm anvertrauten Jüngling, den Sohn des Schiffspatrones, der seine erste Reise machte, trug. Als man die Körper der Verschwundenen wieder auffischte waren sie leblos. Doch wozu das Bild des Jammers weiter ausmalen. Im Seemannsleben ist es eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Am grünen Tisch wird solch' ein Fall unter das Rubrum „Havarie" schematisirt und die Abwicklung der damit verbundenen vermögensrechtlichen Complicationen war eben der Anlaß jener Dienstreise und der nichts weniger denn erhebenden „Erhebungen", die an Ort und Stelle zu pflegen waren. Um so erwünschter kam mir der Vorschlag, die Sonntagsruhe einem Ausfluge in die Umgegend Palma's zu widmen. Ein leichtes Fuhrwerk, bei dessen Auswahl die Sicherheit höher angeschlagen wurde als der Comfort, führte uns in aller Herrgottsfrühe vor das alterthümliche Thor der von Basteien umgebenen Stadt. Die Zugbrücke, die wir zu passiren hatten, erhöhte den mittelalterlichen Eindruck der Scenerie, der es auch nicht an der Staffage eines die matinalen Ausreißer inquirirenden Thorwächters fehlte. Einmal außerhalb des Ringwalles,

beginnt sofort die volle Ländlichkeit. Zwischen wogenden Saatfeldern, über deren Halme Mandelbäume ihre schon mit Früchten beladenen zartgrünen Häupter erheben, geht die Fahrt, oder vorbei an weißgetünchten Mauern, hinter denen die Orangengärten ihre Anwesenheit durch den auf die Dauer betäubend wirkenden Duft verrathen, welchen die Blüthen ausströmen. Vor uns, anscheinend weit im Hintergrunde, steigt ein Gebirgszug auf, als wäre dort die Welt mit seinen Felsen verschlagen. Plötzlich ändert sich dieses Landschaftsbild. Die braune Ackerscholle macht steinigem Boden Platz, dessen Unebenheiten von dürftigem Graswuchs kaum verhüllt werden, und zu beiden Seiten des Weges dehnen sich Olivenwälder, deren dicke, knorrige Stämme bald in phantastischen Verschlingungen auf dem Boden hinkriechen, bald in kurzen Abständen Eins zu sein scheinen mit dem grauen Gestein, dem sie entsprießen. Die unscheinbaren, schwärzlichen Beeren dieses trübseligen Baumes bedingen mehr als alle übrigen Hervorbringungen des Pflanzenreiches den Wohlstand der Insel, und bedenkt man, daß mancher dieser Stämme länger als seit zwei Jahrhunderten Früchte trägt, so bekommt man vor der ökonomischen Bedeutung desselben Respect. Die Straße beginnt nun beträchtlich zu steigen, und mit Vergnügen bemerken wir, daß sie in festes Gestein gebrochen sein muß, denn der Staub, der bisher unser treuer, aber recht zudringlicher Begleiter war, verläßt uns in dem Maße, als wir höher emporklimmen. Im ganzen Königreiche Spanien wüßten wir keinen Straßenbau, der sich mit dieser Gebirgsstraße an Solidität messen könnte. Der Höhenzug, den wir vorhin den Hintergrund so bedrohlich sperren sahen, ist uns nun freundlichst zur Seite gewichen und was er an Einblicken in sein Intérieur gestattet, muthet uns an wie ein Bild aus der Heimat. Ueppiges Wiesengrün bedeckt die Lehnen, mit denen sich der Gebirgsstock zu dem Joche abdacht, das wir eben überschreiten sollen; ein lustiger Quell belebt mit seinem munteren Geplauder die feierliche Sonntagsmorgenstille und wo er sich gerade unter einem mit Epheu umrankten Felsblock, dessen Schatten scharf auf die sonnige Matte fällt, zu einem natürlichen Bassin sammelt, da lagert eine Gesellschaft eingeborner Ausflügler und entwickelt bei frugalem Imbisse jene geräuschlose Heiterkeit, durch welche die Bewohner dieser Insel, wie in so vielen anderen Punkten, an ihre einstigen maurischen Vorfahren erinnern. Wie dem Araber, so ist auch dem Spanier jeder Ort, wo ein Wasser fließt, eine der Erholung und der heiteren Geselligkeit geweihte Stätte.

Und immer anziehender wird das Bild, je mehr wir uns der Jochhöhe nähern. Die Thalsohle breitet sich aus, ihr Boden gleicht einem Garten, in welchem Orangen- und Citronenbäume abwechseln mit dem dichtbelaubten Brodfruchtbaume, mit Ulmen, Birken und selbst Eichen, mit Pfirsich- und

Mandelbäumen, während hie und da eine Palme ihr gekröntes Haupt stolz über diese Plebejer erhebt und nur huldvoll zu nicken scheint, wenn ein Windhauch mit ihrem Kopfschmucke spielt. Denn schon verräth eine wohlthuend kühle Brise, daß das Meer nicht weit sein kann und die stattlichen Gehöfte, die man gewahrt, wie man so im Zick-Zack langsam emporsteigt, beweisen, daß es diesem begnadeten Boden nicht an fleißigen Armen fehlt, seiner Schätze zu walten. Hoch oben erscheint ein weitläufiger Bau, dessen gelbes Gemäuer von verschwundener Herrlichkeit zu erzählen weiß. Es ist die Karthause von Valldemosa, eine ursprünglich maurische Ansiedlung, als welche sie Val-et-musa hieß. Wer weiß, ob die dichten Schatten spendende Allee, durch die man zum Kirchenportale gelangt, nicht noch von den Ungläubigen angelegt wurde. Der Aragonische König Sancho I. ließ sich an diesem herrlich gelegenen Punkte ein Schloß erbauen, um Heilung von dem Brustleiden zu finden, das ihn 1324 dahinraffte. König Martin I. wandelte dasselbe in eine Karthause um, welche jedoch 1835 aufgehoben wurde. Man schreibt den frommen Mönchen, welche dieselbe ursprünglich bevölkerten, die Einführung jener Gemüsezucht zu, durch welche die Gegend noch heute ein besonderes Renommée genießt. Doch soll in Bezug auf moralische Zucht der Ruf des Klosters nicht zu allen Zeiten ein so vortheilhafter gewesen sein. Heutigen Tages sind die Zellen an Sommerfrischler vermiethet. Der einstige Klostergarten wiederhallt vom fröhlichen Jauchzen der sich dort tummelnden Kinderschaar. Wie wir oben sind, breitet sich vor uns in himmlischer Bläue das Meer, so friedlich und spiegelglatt, als gäbe es keine Schiffbrüche und keine Havarien. Die Straße bleibt zwar noch immer auf der Höhe des Gebirgskammes, aber sie entfernt sich nicht weit von der Küste und gönnt uns des Oefteren die trotz aller Gewöhnung immer wieder anziehende Ausschau auf die glitzernde Fluth. Später landeinwärts biegend überrascht uns der reiche Anbau von Getreide auf sonst felsigem Grunde; selbst der Boden der die Bergwand hinanklimmenden Olivenwaldung ist urbar gemacht und läßt Futterkräuter und schütteren Getreidewuchs aufkommen. Unser sonst so schweigsamer Kutscher — Geschwätzigkeit liegt nicht im Charakter der Insulaner im Gegensatze zu ihren catalanischen Sprachgenossen auf dem Festlande — kehrt sich zu uns um und indem er mit dem Peitschenstiel einen Kreis beschreibt, sagt er: „Alles dies gehört dem Erzherzog."

„El Archiduque" (der Erzherzog), das kann man in Stadt und Land von Mallorca in aller Welt Munde hören; von Hoch und Nieder, vom Magnaten wie vom schlichten Bauer wird dieses Wort mit einer gewissen sympathischen Betonung ausgesprochen, und als müßte es sich ganz von selbst verstehen, wer darunter gemeint sei, kein Name weiter hinzugefügt. Vielleicht

wissen die Meisten, welche mit solchem unceremoniellen, aber nicht unehrerbietigen sans façon von dem Erzherzoge sprechen, nicht einmal seinen vollen Titel und Namen. Der Spanier und zumal jener, welcher zur catalanischen Völkerfamilie gehört, ist Demokrat, viel mehr Demokrat, als manche seiner Nachbaren, die sich auf ihre Parteifarbe etwas zu gute thun. Rang und Titel imponiren ihm nicht sonderlich und beeinflussen am allerwenigsten seinen Respect vor den damit Bekleideten. Legt er gleichwohl ein Gefühl der Verehrung vor einem Hochgebornen an den Tag und thut er dies obendrein in so spontaner und herzlicher Weise, die seiner sonstigen Zurückhaltung gar nicht geläufig ist, so darf man sicher sein, daß der Gegenstand solcher Empfindungen diese nur seinem persönlichen Auftreten, seinen individuellen Vorzügen zu danken hat, nicht seiner gesellschaftlichen Stellung.

Dies vorausgeschickt, constatiren wir nur noch, daß unter dem Archiduque schlechtweg Seine kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana gemeint ist, der auf seinen Weltreisen vor Jahren dieses Insel-Eiland betrat und an demselben solchen Gefallen fand, daß er sich daselbst ansiedelte und mehrere Winter unter dem milden Himmel jenes Küstenstriches zubrachte. Dieser Niederlassung, welche den Namen Miramar führt, galt eben unser Ausflug, für den uns, da der erlauchte Grundherr abwesend war, dessen Verwalter, der würdige Don Francisco de Herreros mit den nöthigsten Einführungsschreiben ausgerüstet hatte. Miramar ist vier Meilen von der Stadt entfernt, die wir am Morgen verließen und unser Kutscher hatte sich das Recht auf eine kurze Rast wohl erworben, die er im Angesichte unseres Reisezieles in einem auf der Höhe liegenden Gehöfte halten wollte. Dasselbe sah einem alten Bauernhause ähnlich, wie ein Ei dem andern, führte jedoch den Titel Hospederia, weil sein Eigenthümer, der Erzherzog, es als Hospiz eingerichtet hatte, in welchem jeder wegmüde Wanderer drei Tage und drei Nächte lang unentgeltliche Unterkunft und als Atzung Oliven und frisches Quellwasser erhält. Gelüstet ihm nach besserer Kost, so mag er sich selbe beschaffen wie er will und kann; an einem Kochherd und Reisigbündel zur Feuerung fehlt es nicht, aber die Beschließerin ist angewiesen, nichts gegen Bezahlung hintanzugeben, und daß sie dieses Gebot getreulich beobachtet, sollten wir an uns selbst erfahren. Die steinalte Frau, deren Gesichtszüge man vor Runzeln und Bartstoppeln kaum sehen konnte, erwies sich trotz dieser abschreckenden Gestalt äußerst gutmüthig. Mit freundlicher, aber einer gewissen Würde nicht entrathenden Bewegung lud sie die Ankömmlinge zunächst ein, ihr in's Haus zu folgen und geleitete uns durch die ländlich einfachen, jedoch äußerst reinlichen Stübchen, in welchen zwölf bis fünfzehn Betten mit grobem aber frischem Linnen die Hauptbestandtheile der Einrichtung ausmachen. Dann ging es

in den Garten zu dem Mirador, einem erhöhten Plätzchen, vor dem sich ein entzückendes Landschaftsbild entrollt, eingerahmt von der nun schon im Sonnenglanze zitternden Spiegelfläche des Meeres. Anstatt uns um den hier angebrachten steinernen Tisch zu setzen, lagerten wir uns lieber unter Büschen wilden Lorbeer's und berauschend duftenden Ginster's und erwarteten die Ankunft des speciell mit der Beaufsichtigung des erzherzoglichen Besitzes betrauten Don Francisco Mas, den man herbeizuholen gegangen. Der Gesuchte ließ nicht allzulange auf sich warten. Es war ein noch junger Mann mit offenem, intelligenten Gesichtsausdrucke, schon mehr nach städtischer Art gekleidet. Höflich, aber doch mit seiner Schlichtheit ebenfalls eine gewisse Reserve paarend, stellte er sich uns zur Verfügung. Er selbst nannte sich bescheiden un criado „einen Diener", trotzdem weder seine Stellung noch sein Auftreten etwas Bedientenhaftes hatte und ihm auch allenthalben mit einer unverkennbaren Achtung begegnet wurde.

Zwischen blühenden Hecken, in denen ein ganzes Orchester von gefiederten Sängern, sonst seltenen Gästen im Süden, musicirte, ging es nun nach Miramar hinab. Der Name datirt nicht von gestern, ebensowenig wie die Ansiedlung. Eng verknüpft sind beide mit der Legende des berühmten Landespatrons Raimundo Lulio, der im XIII. Jahrhunderte lebte und wirkte, unermüdlich bedacht auf die Bekehrung der Mauren zum Christenthume, bis er 1315 in Tunis den Märtyrertod fand. Ihm hatte derselbe König Sancho, von dem oben die Rede war, die Farm, die schon damals Miramar hieß, zum Geschenke gemacht, in welcher der fromme Mann sofort eine Schule zur Erlernung der orientalischen Sprachen anlegte und literarisch thätig war. Aeußerlich unterscheidet sich der erzherzogliche Wohnsitz durch nichts von allen andern Bauernhöfen der Gegend. Es ist ein einstöckiges, weißgetünchtes Gebäude von der Form eines länglichen Rechteckes, mit dem landesüblichen Plattformdache, ohne die geringste Verzierung, so daß man achtlos daran vorübergehen könnte. Für den Garten, der es umgibt, hat die Natur mehr gethan als die Kunst. Einige Gemüsebeete, eine Hecke von wilden Rosen, einige Orangen- und Mispelbäume, hie und da ein Nelkenstock. Das Alles findet man überall. Einzig ist jedoch die Lage dieses stillen Landsitzes, der wie eingebettet ist in die maiengrüne Umsäumung. Ein grotesk vorspringendes Riff, dessen kahles, dunkles Gestein sich wirkungsvoll abhebt von all' dem Farbenglanze, bildet just an dieser Stelle eine kleine Bucht, in deren Schoße das Meer von einer solch' tiefen, transparenten Bläue ist, wie man ihr nur noch in der blauen Grotte auf Capri begegnet. Das schildert sich so einfach, ist aber in seinem Zusammenklingen mit den ernsten Tönen des Felsens, mit dem unruhigen Glitzern der übrigen Meeresfläche, mit den Baumgruppen und dem blendenden Mauerwerk von

unsagbar malerischer und poetischer Wirkung. Man hat die Empfindung als ließe es sich an diesem Strande stunden- und tagelang sitzen und wachend träumen, träumend wachen.

Daß wir nun auch das Innere des erzherzoglichen Hauses besichtigen konnten, dankten wir nicht etwa besonderer Begünstigung. Der Besuch des Hauses ist an Sonntagen und wohl auch sonst aller Welt gestattet und es fehlte denn auch nicht an Landleuten, die mit uns zugleich von dieser Liberalität Gebrauch machten. Dasselbe enthält im obern Geschosse eine Flucht von etwa acht Wohnzimmern, sämmtlich ganz nach Landesbrauch eingerichtet, die Wände weiß getüncht, die niedrigen Thüren bleifarben gefirnißt, der Ziegelboden mit Strohmatten belegt, ebenso wie alle Sitzgelegenheiten aus dem Strohgeflechte bestehen, welches auf der Insel erzeugt wird. Kein Teppich, kein Divan oder ähnliches Luxusmobiliar. Die gesammte Einrichtung entspricht getreu dem Charakter eines mallorquinischen Bauernhauses aus der guten alten Zeit. Ihr einziger Vorzug besteht darin, daß das Mobiliar alt ist. Mit großer Mühe und Sorgfalt hat der kunstverständige Hausherr zusammengetragen, was auf der Insel an wirklich alten Möbelstücken und Geräthen aus jener Zeit zu finden war, da deren Bewohner, im regen Handelsverkehr mit den Genuesen, ihre eigenen maurischen Traditionen durch italienische Kunstfertigkeit beeinflussen ließen und auf dem Gebiete der Keramik sowohl wie auf jenem der Holzsculptur Originelles hervorbrachten. Da sind namentlich jene Arcas und Arquillas reich vertreten, die, ganz unsern mittelalterlichen Brauttruhen entsprechend, je nach dem Reichthum der Aussteuer auch kunstreiche Zier trugen und an denen man hier besonders die gothische Ornamentik bewundern kann. Beinahe jedes Zimmer enthält eines jener altväterischen Betten, deren Baldachin von gewundenen Säulen getragen wird. Das Schlafgemach des Hausherrn hat als Wandschmuck das Bild unseres Kaisers im Ornate des goldenen Vließes und jenes Ihrer Majestät der Kaiserin aufzuweisen; darunter in bescheidenen Rähmchen die Photographien der durchlauchtigsten Brüder des Prinzen, die des Herrn Großherzogs Ferdinand IV. in Civil und der Herren Erzherzoge Karl Salvator und Johann, sowie seiner Mutter, der ehrwürdigen Großherzogin-Witwe. Ein einziges Oelgemälde findet da Platz, es ist das Porträt des erzherzoglichen Secretärs Bratislav Vyborny, aus Königgrätz gebürtig, eines jungen Mannes von hübscher Erscheinung, der hier, fern von seiner Heimat, ein trauriges Ende fand, von Geistesnacht umschattet. Auch eine Erzbüste des Verstorbenen sieht man in dem durch seine sonstige Einfachheit sogar von der übrigen Einrichtung abstechenden Schlafzimmer des Erzherzogs, wo statt jedes Toilettentisches eine Palancana dient, das ist ein sehr unbequemer hochbeiniger Dreifuß aus Eisen, welcher den Cuenco, eine Thonschüssel

trägt. Nur daß auch dieses Gefäß schon nahezu zwei Jahrhunderte über sich ergehen sah. Am sorgfältigsten ausgestattet ist jenes Gemach, welches die durchlauchtigste Mutter des Prinzen während ihres Aufenthaltes als Wohnstube benützte. Hier steht das Prachtstück der Sammlung, ein Cabinetkästchen im Renaissancestyl mit den Köpfen der Apostel in Holz geschnitzt, eine kunstgewerbliche Reliquie, die zu gar vielen Nachahmungen als Vorbild diente, mit denen die „Antiquitätenhändler" in Barcelona und Sevilla leichtgläubige Liebhaber täuschen. Das Speisezimmer, ein sehr geräumiges Gevierte, nimmt fast ganz und gar ein mächtiger Bohlentisch ein, darüber gebreitet ein grobes Wolltuch, das jedoch mit hübschen bäuerischen Stickereien ornamentirt ist. „Hier ißt, hier arbeitet der Erzherzog; da sitzt er oft Tage lang über den Papieren, mit denen der ganze Tisch bedeckt ist." So erklärt unser Begleiter. Die Wände dieses Raumes hängen voll jener mitunter sehr kostbaren hispanomoresken Schüsseln, mit deren metallischem Reflex der Sonnenstrahl, der durch die ausnahmsweise geöffneten Jalousien hereindringt, nun sein neckisches Spiel treibt. Einige Schüsseln genuesischer Factur, auf dem bläulichen Grunde mit Marinescenen bemalt, vervollständigen die Decorirung. Der Salon unterscheidet sich nur dadurch von den Sitzzimmern besserer Bauernhäuser, daß einige alte Waffen, darunter besonders ein vorzügliches Toledaner Schwert zu einer bescheidenen Panoplie zusammengestellt sind. Ein antikes Gemälde der Katharina Tomas, der Insel hochverehrten Schutzpatronin, die in Valldemosa geboren und in Palma beigesetzt ist, wird von den ländlichen Besuchern mit großer Ehrfurcht betrachtet.

Eine schmale Wendeltreppe führt zur Plattform des Hauses, el terrao genannt, hinan, auf dem sich der Hausherr ein kleines Belvedere eingerichtet hat. Die Aussicht ist geradezu überwältigend schön. Von dem lachenden Vordergrunde der Landschaft, von den am Horizont auftauchenden ernsten Häuptern des Gebirgszuges, der sich dort bis zu den respectablen Höhen von 1800--2000 Meter erhebt, kehrt das Auge doch immer zurück zu dem fesselnden Bilde der See, die nun in ihrer ganzen Majestät sich ausbreitet. Die azurne Bläue der Bucht, in welcher das Wasser regungslos ruhig zu schlummern scheint, modulirt weiter draußen in hellere Tinten; die leichte Brise hat die Dunstschichte, welche den Spiegel trübte, hinweggeblasen und ist just stark genug, um die Fläche zu kräuseln oder kleine weißschäumende Wellen, wie einen Sprühregen von Perlen aufspritzen zu lassen. Man begreift, wieso Jenen, die sich hier zuerst ansiedelten, der Name Miramar ganz von selbst auf die Lippen kommen mochte. Im Erdgeschoß enthält ein großer Vorraum eine Marmorgruppe, die Resurrection darstellend. Der Auferweckte trägt wiederum die Züge des verstorbenen Secretärs, dessen Andenken dieses in Mailand ausgeführte Denkmal „von seinem Freunde"

geweiht ist. Das Gärtchen, das wir nun durchschritten, führt zu einem Kirchlein, welches, wohl noch aus dem XIII. Jahrhundert stammend, arg in Verfall gerieth, bis es der gegenwärtige Besitzer restauriren und ausstatten ließ. Mit großer Pietät zeigte unser Begleiter die Kirchengewänder, welche die Frau Großherzogin-Witwe von Toscana eigenhändig gestickt habe. Der alte Mann, der mit seiner Ehehälfte das ganze Hauspersonale bildet, konnte nicht genug berichten, wie innig verehrt die hohe Frau in der Gegend sei, „trotzdem wir uns ihr nicht verständlich machen können.“ Einmal habe ihn der Erzherzog aufgefordert, ihr doch die Hand zu reichen und sie habe es freundlich geschehen lassen. Eine Art von Gloriette mit Marmor-Balustrade krönt die Gartenanlage; ein ziemlich steiler Pfad führt zu einer Eremitage, welche der Herr Erzherzog an derselben Stelle aufführen ließ, an der von Alters her ein Klausner dem Volke die Stelle eines Seelenhirten versah, da die nächste Kirche wohl eine halbe Meile weit entfernt war.

Um auch die Bekanntschaft der schöneren Hälfte unseres freundlichen Cicerones zu machen, begleiteten wir denselben in die Küche, die genau so rußig und räuchig war, wie irgend eine ihresgleichen. Die alte Frau, an der selbst der geübteste Archäologe keine Spur ehemaliger Schönheit zu entdecken vermocht hätte, war schon früher einmal an uns vorübergegangen, ohne die fremden Eindringlinge eines Blickes zu würdigen und aufrichtig gesagt, würden auch wir ihr mit Gleichem erwidert haben, hätte nicht ein Anwesender unsere Aufmerksamkeit dadurch auf diese keineswegs anziehende Erscheinung gelenkt, daß er sie als die Ama de llaves, d. i. die Wirthschafterin (wörtlich „Herrin der Schlüssel“) des Hausherrn und su mejor amiga „seine beste Freundin“ bezeichnete. Bei näherer Bekanntschaft gewann auch diese Alte. Es stand ihr gar nicht übel, als sie mit einer energischen Bewegung meinte, sie sei ganz zufrieden, so bejahrt und häßlich zu sein, denn nur diesen Eigenschaften danke sie es, daß der Eigenthümer sie in seiner Nähe dulde. Hier an diesem offenen Heerde bringe der Erzherzog viele Abende zu, hier trockne er seine durchnäßten Kleider, wenn er auf einem seiner Streifzüge vom Unwetter überfallen wurde, hier nehme er mit dem treuen Ehepaar oft das frugale Abendbrod und erzähle dann stundenlang von seinen Reisen in fernen Ländern oder von seiner Familie. Ein großer schwarzzottiger Hund war unterdessen hereingetreten und hatte sich zu Füßen der Alten niedergelegt, die treuen intelligenten Augen fest auf sie richtend, bis sie ihm mit der knochigen Hand über den Kopf fuhr und lachend zurief: „Ja, Du gehörst auch zu uns, denn der da,“ erklärte sie, zu uns sich wendend, „liegt immer zu Füßen unseres Herrn und hört zu, als verstünde er, was Jener berichtet.“ Der Erzherzog sei ein passionirter Bergsteiger, aber kein Jäger. Ja er dulde es nicht, daß Thiere getödtet werden.

Glücklicherweise gebe es im Lande kein Wild, das Schaden anrichte, nur Feldhühner und schwarze Kaninchen. Aber selbst die Tauben durfte man nicht schießen, welche im Garten argen Unfug übten, so daß sie sich bis auf zweitausend vermehrten und Alles wegfraßen. Dann erst willigte er ein, sie zu verscheuchen. Ob wir oben im Salon die Münze im Rahmen bemerkt haben? Mit dieser habe es sein eigenes Bewenden. „Der Herr Erzherzog geht nämlich ganz so angezogen einher, wie unsereins, und wenn mein Mann da mit ihm über Land streift, so weiß man nicht, welcher von beiden der Erzherzog und welcher der „Mallorqui" (Mallorkiner) sei." Sogar Alpargatas (Sandalen) trage er und oft seien seine Kleider von dem Umhersteigen durch Busch und Wald jämmerlich zerfetzt. So sei er denn auch eines Tages auf einen Feldweg gerathen, wo sich ein Bauer abmühte, sein im Kothe stecken gebliebenes Fahrzeug flott zu bringen. Der Erzherzog besann sich nicht lange, legte tüchtig Hand an und der vereinten Anstrengung gelang die Arbeit. Der Bauer war für diesen erfolgreichen Beistand so dankbar, daß er dem Helfer in der Noth eine kleine Silbermünze schenkte, damit er sich ein Gutes anthue. Der Erzherzog nahm dankbar an, und ließ das Geldstück unter Glas und Rahmen fassen mit der Umschrift: „Das erste Geld, das ich mir durch meiner Hände Arbeit verdient habe." Sein Lieblingsplätzchen sei jener abenteuerlich geformte Felsriff am Strande. Der frühere Eigner habe das aber schnöde benützt, um den Erzherzog ein Heidengeld für dieses Stück Stein zahlen zu lassen.

Die guten Leutchen, deren runzlige Gesichter sich förmlich verklärten vor Herzensfreude, wenn sie so über ihren gütigen Herrn reden konnten, verweigerten beim Abschiede die Annahme eines kleinen Geldgeschenkes. Der Herr sehe es nicht gerne. Da half kein Zureden. Und ganz so machte es die Beschließerin der Hospederia, zu der wir nun wieder zurückkehrten. Da hatte sich mittlerweile heitere Sonntagsgesellschaft zusammen gefunden. Ein junger Mensch machte Clownkünste, daß sich die Zuschauer vor Lachen wälzten; die unvermeidliche Guitarre war natürlich zur Stelle und da sich unter dem Publicum auch die hübschen Töchter eines Goldarbeiters aus Palma befanden, die, wie es schien, den Auslagekasten ihres Vaters spazieren führten, so gab es bald einen lustigen Bolero. Die gesetzteren Leute, als sie erfuhren, daß wir aus dem Besitzthum des Erzherzogs kämen, wetteiferten in Lobsprüchen auf denselben. Jeder wußte irgend einen hübschen Zug von dem leutseligen Prinzen zu erzählen. Besonders hoch schlugen sie ihm es an, daß er gegenwärtig eine neue Straße längs der Küste anlegen lasse, deren er gar nicht bedürfe, bloß um den armen Leuten der Gegend einen Gelderwerb zu verschaffen. Seine Colonen hätten es am besten im ganzen Lande, sie gingen aber auch durch's Feuer für den Grundherrn. Ja und ob ich es auch

wisse, hub nun der Goldschmied aus der Stadt an, daß der Erzherzog ein großes Buch über die balearischen Inseln geschrieben habe, so gut und gelehrt, wie es kein Professor von Madrid besser machen könnte? Und daß ihn das eccelentissimo Ayutamiento von Palma feierlich als „Sohn des Vaterlandes“ * proclamirt habe? Als Landsmann des also Gefeierten heimste auch ich meinen Antheil an den Sympathien ein, welche hier Alt und Jung dem Fürstensohne aus habsburgischem Geschlechte so unverfälscht und ungeheißen entgegenbrachte und der Abschiedsruf der neuen Bekannten begleitete den Scheidenden. Denn es galt noch am selben Abende den Weg über's Gebirge in das Thal von Soller, das Paradies der Insel, zurückzulegen und dies auf einem Saumpfad, da die fahrbare Straße nur bis Deya, der nächsten Ortschaft führte. Bis dahin gab Don Francisco uns freundlich das Geleite, auf der Croupe seines flinken Langohrs, ohne Sattel noch Steigbügel, im scharfen Trabe unsere Vehikel oft überholend. Bald erreichten wir dieses Dorf, das auf's Jahr vor drei Jahrhunderten gegründet worden. Malerisch auf einem Bergrücken gelegen, den ein altes Burgnest mit seiner Ruine krönt, ziehen sich seine Häuser terrassenförmig die Höhe entlang zwischen Agaven, Oliven und Feigenbäumen. Die hübschen und reinlichen Häuschen gehören erzherzoglichen Pächtern. Vor einem derselben sitzt ein junges Ehepaar; der Vater in Hemdärmeln schaukelt das Jüngste, während ein größeres Mädchen sich hinter die Schürze der Mutter flüchtet, als es die landfremden Leute gewahrt, die just in die Familienscene hereinfallen. Don Francisco erklärt dem Vater, der sich nun freundlich grüßend nähert, um was es sich handle. Wir brauchen einen Führer und ein Tragthier über das Gebirge. Der Angeredete besinnt sich nicht lange. Rasch ist seine Mauleselin ihrer Sonntagsruhe entzogen und zu ihrer keineswegs freudigen Ueberraschung aufgezäumt, während er selbst seinen besten Rock anzieht, um uns zu geleiten und die junge Frau uns einen frischen Trunk aus dem Bergquell credenzt, der hinter dem Hause hervorsprudelt. Don Francisco, dem wir unsere Dankbarkeit nur durch einen herzlichen Händedruck beweisen können, empfiehlt uns der Obhut unseres Führers, eines schlanken, kräftigen Mannes von einnehmendem Aeußern. Auch er ist Colone des Erzherzogs. Sein Bruder begleitet den erlauchten Herrn auf allen Reisen und sei auch schon in Oesterreich viel herumgekommen, schreibe fleißig und beschreibe seinen Angehörigen stets die fernen Länder, die er zu sehen das Glück habe. Aber am meisten freue sie alle, daß er stets nur gute Nachricht von seinem Herrn gebe und wenn er ihnen dessen bevorstehende Wiederkehr ankündige.

* Eine solche Proclamirung oder Adoption kömmt unserem Ehrenbürgerrechte gleich, ist aber in Spanien, wo damit keinerlei politische Rechte verbunden werden, äußerst selten.

Unser Weg führte durch malerische Gebirgslandschaft, deren milder Charakter und üppige Vegetation an die schönsten Partien unseres Südtirol erinnerte. Begegneten wir in dieser selten von Touristen besuchten Gegend ab und zu einem Hirten oder Bauern, der nach seinen Triften sah, und erklärte unser Führer, daß wir Landsleute des Archiduque seien, so wurde uns von den sonst schweigsamen Leuten doppelt freundlicher Gruß und die Frage, wie es dem „guten Herrn" wohl ergehe, wo er sei u. dgl. Sich in solchem Maße die Zuneigung und Verehrung eines fremden, unverdorbenen, weder servilen, noch habsüchtigen Volkes zu erwerben, setzt doch hervorragende Eigenschaften des Herzens und besondere geistige Veranlagung voraus.

Es war spät Abends geworden, als wir das ansehnliche Städtchen Soller erreichten. Vergebens luden wir unseren Führer ein, bei einem Glase Wein mit uns auszuruhen. Er lehnte dankend ab, da er noch vor Mitternacht bei den Seinen eintreffen möchte. Ebensowenig war er zur Annahme einer Entschädigung zu bewegen. Seinen Bruder nur bat er uns zu grüßen, wenn wir ihm je „in Austria" begegnen sollten und rasch schwang er sich auf die sehr enttäuscht dreinschauende Eselin, welche schon von süßer Nachtruhe im Heu der Posada träumen mochte, und trabte davon zu Weib und Kind, seinem Heim zu.





Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

Der Malerin A. v. P.

(Bei Uebersendung eines Todtenschädels als Weihnachtsbescheerung.)

Seltsame Frucht häng' ich an Deinen Weihnachtsbaum:
Ein leer Gehäus von eines Menschendaseins Traum.

Wie schön am Baume sich der Kerzen Flamme bricht,
Erloschen in dem Bleichen längst des Geistes Licht.

Erforscht die Linien auch, nachzeichnend Deine Hand,
Dir bleibt doch fremd und sein Erlebtes unbekannt.

Hat diesen Schädel einst ein Lorbeerkranz geschmückt,
Hat eine Dornenkrone blutig ihn gedrückt?

Hat er erlösende Gedanken kühn gedacht,
Umdunkelte vielleicht ihn dumpf des Wahnsinns Nacht?

Hing liebevoll an ihm ein treuer Menschenblick,
War Fluch, war Segen oder Unheil sein Geschick?

Ob auch Dein prüfend Auge sich in ihn versenkt
Und Dir die Hand der Genius der Künste lenkt:

Es würde, spräche selbst noch der lebend'ge Mund,
Des Menschen innerstes Geheimniß Dir nicht kund.

Verschwiegen bleibt das tiefste Weh, das höchste Glück,
Unausgesprochen bringt's der Mensch in's Nichts zurück.

Nachruf an die Freundin J. J.

Geboren 1800, gestorben 1884.

Nun bist Du fort auf Nimmerwiederkommen,
Es ruht Dein warmes Herz im kalten Grund;
Den Deinen ist das beste Glück genommen,
Uns grüßt fortan nicht mehr Dein treuer Mund.

Es kamen gern zu Dir die geistig Besten,
Bequem-gesellig bei der Lampe Schein,
So saßen sie. Du lauschtest Deinen Gästen
Und mischtest in's Gespräch Dich freundlich ein.

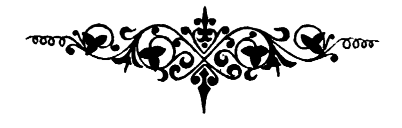
Ein Mißgeschick, es bannte all' Dein Leben,
Der Weltlust fern, Dich an Dein einsam Haus,
Ein Innenleben war's, ein stilles Weben,
Doch auch ein Blick in alle Welt hinaus.

Dich rührten die allmächtigen Geschicke
Der Menschheit und auch der Bedrückten Los,
Kein heil'ger Spuck umflorte Deine Blicke,
Das Licht nur schien Dir gut, die Freiheit groß.

Was Weisheit sprach, was Wissenschaft enthüllte,
Mit Antheil folgte stets Dein reger Geist,
Und alle Künste, eine doch erfüllte,
Die Melodie des Dichters, Dich zumeist.

Gedanken sprachst Du oft, Die Dir nur eigen,
Aus innerster Erkenntniß aufgeblitzt,
Du liebtest nicht bei Widerspruch zu schweigen —
Vor Einem mußtest Du verstummen itzt.

Und o, Dein Herz, das Herzen Dir verbunden,
Wie schlug es freudig bei der Freunde Wohl,
Als eig'nes Weh hast Du ihr Leid empfunden,
Mitklingendes Gemüth war Dein Symbol.





Gedichte

von

J. Tandler.

Eine Siesta.

Unter den fächelnden
Aesten der Linde
Ruht für ein Weilchen
Sinnend ein Greis.
Ueber der Zweige
Nickende Wölbung
Breitet sich schattig
Blättergewirr.
Milde durchduften
Blüthengehänge
Lieblich das kühle
Grüne Gezelt.
Nahe dem Schläfer
Halten betrachtend
Müßige Wand'rer,
Träges Gesinde
Kindern gesellt,
Flüsternd im Kreise:
„Ei, wie behaglich
Streckt sich der Alte,
Herrlich gebettet,
Sorgenentrückt!“
Doch nicht verdämmert
Hinter gesenkten,
Zuckenden Lidern
Dauernd die Seele;
Meiden nur will sie
Fremde Begegnung,
Forschende Blicke;
Will ihre Kämpfe
Zeugenlos schlagen,
Will ihre Qualen
Klaglos ertragen,
Will ihre Wunden
Einsam beseh'n.
Nicht für Minuten
Labet der Schlummer
Dieses durchwühlte,
Glüh'nde Gehirn.
Flattergedanken
Jagen wie Flammen
Wilder Empörung
Durch die erborgte,
Flüchtige Nacht.
Taumelnd umschwirren
Dunkelbeschwingte,
Nimmer zu bannende
Sorgen sein Haupt.
Noth, die beschleichende,
Zerrt von den Schultern
Ihm die Gewande;
Strenge Entsagung
Schlägt noch die letzte
Neige im Becher
Ihm von dem Munde.
Auf die zertretenen
Saaten der Hoffnung,
Hin auf die glimmenden
Trümmer des Glückes
Wirft den Entwaffneten
Feiger Verrath.
Dünkel, der blöde,
Glotzt in das brechende
Auge des Opfers. —
Wär' es doch Täuschung
Trügender Sinne!
Wär' es die Schöpfung
Nichtiger Träume!
Ach, nur zu deutlich
Spricht sein Erinnern,
Klar vor der Seele
Steht sein Geschick.
Ihm von der Stirne
Perlen die Tropfen,
Leise erbeben
Flüsternd die Lippen,
Fester noch schließen
Trotzig die Lider,
Daß nicht den Jammer
Thränen verrathen,
Aengstlich bemüht. —
Müßige Wand'rer,
Träges Gesinde
Kindern gesellt,
Flüstern im Scheiden:
„Ei, wie behaglich
Streckt sich der Alte,
Herrlich gebettet,
Sorgenentrückt!“

Courlot!

Das ist kein Fluthenschwall, der weich die Dämme
Von La Rochelle zur Hafenzeit bespült!
Aus Meerestiefen, wirbelnd aufgewühlt,
Erheben Wogen drohend ihre Kämme.
Sie wälzen einen ruderlosen Kahn,
Den grollend sie der See entgegenjagen.
„Zu Hilfe Allen, die darin verzagen!
Herbei, Courlot, sonst ist's um sie gethan!
Courlot! Courlot!"

Wie könnte heute er zu helfen säumen,
Der siebzehn Leben kühn dem Tod entrang.
Des Volkes Stimmen rufen laut und bang,
Denn immer höher sich die Wässer bäumen.
Und rollt dem Fort der Felseninsel Rhé
Die Barke zu mit ihren morschen Rippen,
Zerschellt sie an der schroffen Wand der Klippen,
Bald treiben Wrack und Leichen in die See!
Courlot! Courlot!

Er hört uns nicht! Schon wird die Ferne trüber.
Wir wagen es! Macht flott das Rettungsfloß!
Es höhlt ein Grab ein jeder Windesstoß,
Die nächste Welle hügelt sich darüber.
Doch horch! Ein Jubelruf! Der Retter naht!
Seit Tagen seiner Heimat fern geblieben,
Verwehrt man ihm zu grüßen seine Lieben,
Denn Alles drängt den Wackeren zur That:
Courlot! Courlot!

Schon züchtigt er mit kräft'gen Ruderschlägen
Die übermüth'ge, hochempörte Fluth,
Doch steigert diese Schmach nur ihre Wuth
Und noch unbänd'ger tobt sie ihm entgegen.
Vom Schaumgewölke ist die Luft durchweht
Und immer neue Wasserberge zwängen
Ihn pfadentrückt in ihrer Thäler Engen,
Nicht zeigt sich ihm das Ziel, wie er auch späht —
„Courlot! Courlot!"

Weil Licht und Schatten trüg'risch ihn umweben,
Den Zweifel weckend, ob dem Kahn' er nah',
Entsendet er sein donnerndes „Holá“,
Daß Bord und Hafendämme rings erbeben.
So toll es ihn umheult, umzischt, umrauscht,
Ihm ist's, als stöhnte aus dem Wogengrimme
Ersterbend eine angstgepreßte Stimme,
Als hätte er den leisen Ruf erlauscht:
Courlot! Courlot!

Und nun hinunter in den Kampf der Wellen
Entgleitet er dem Floß' und läßt im Flug'
Erfassen sich von der Gewässer Zug
Und fort sich tragen durch der Brandung Schnellen.
Jetzt ist der halbversunk'ne Kahn in Sicht;
Nun rasch um ihn das Rettungstau geschlungen —
Da fühlt vom Gegenschwall er sich bezwungen,
Was ihm so nahe, ach, erreicht er nicht!
Courlot! Courlot!

Doch nicht ergibt sich der gewalt'ge Schwimmer;
Wann hätte ihn das Element besiegt?
Er strebt, der Strömung wieder angeschmiegt,
Der Brandung zu und grollte sie noch grimmer,
Sie schleudert an den Nachen ihn empor,
Zu den Bedrängten ist er hingesunken;
Er faßt sie an — noch glimmt ein Lebensfunken —
„Ihr seid gerettet!“ ruft er in ihr Ohr.
„Ich bin's, Courlot!“

Bis an des Dammes gischtumzuckte Schroffen
Verfolgt die Menge ihres Helden Thun.
Sie sieht an seiner Brust zwei Wesen ruh'n,
Nach deren Zügen spähet sie betroffen.
„Courlot! Der salz'ge Nebel macht Dich blind.
Wen pressest Du an's Herz! Auf, lass' uns wissen
Wen heute Du dem Tode hast entrissen —
Allgüt'ger Gott! Es ist sein Weib, sein Kind!
Courlot! Courlot!“

Das in dieser Ballade Erzählte hat sich am 1. Juni 1830 bei La Rochelle zugetragen.





Situations-Thorheiten.

Von

* * *

Daß „Gott Jedem mit dem Amte auch den dazu erforderlichen Verstand" gebe, ist ein Sprichwort, dessen dogmatischer Werth schon vielfach angezweifelt wurde, dagegen wird mir, nach einigem Besinnen, kaum irgend Jemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß jeder Stand, ja jeder Zustand an den verschiedenartigsten Personen dieselbe Gattung Thorheiten zu Tage fördert. Welcher Arzt z. B. hätte nicht schon an seinen Patienten und deren Umgebung diese Erfahrung gemacht? Begabt oder unbegabt, gebildet oder ungebildet, dieselben Unvernunfts-Symptome treten, wenn auch in verschiedener Form und Häufigkeit, an jedem Kranken hervor. Jeder chronisch Leidende ist — eine leicht begreifliche Empfindung — über die Unmacht der löblichen medicinischen Facultät arg verbittert, stellt aber dennoch gleichzeitig an ihre Vertreter den Anspruch beruflicher Allmacht. „Ich muß bis zu diesem Zeitpunkte gesund sein", ist ein Satz, den der Arzt bei großen und kleinen Leiden unzählige Male zu hören bekommt, als hinge es von ihm ab, wie der Schneider den Rock, die Gesundheit des Patienten zu bestimmter Frist abzuliefern. Die Frage, die er gestern nicht positiv beantworten zu können erklärte, wird ihm heute ganz gleich stylisirt und gleich drängend vorgelegt. Er soll genau vorhersagen, was geschehen wird, soll um jeden Preis wahr sein, aber doch nur Gutes vorhersagen und für seine Vorhersage buchstäblich verantwortlich sein. Meint er beruhigend: Die Nacht werde erträglich sein und es werde bald eine Besserung eintreten, und der Schlaf stellt sich nicht ein, und die Besserung läßt länger auf sich warten als des Patienten Wünsche unter „bald" verstehen, so erhält er mehr oder

minder verblümte Vorwürfe und Mahnungen an sein noch nicht eingelöstes Versprechen. Weigert der Arzt einen bestimmten Ausspruch, so sieht der Kranke darin entweder ein offenbares „Nichterkennen“ seines Zustandes, oder er ringt ihm einen Orakelspruch ab, mit der Versicherung, daß er sein beharrliches Schweigen als ein Todesurtheil betrachte. Entschließt sich der vielgeplagte Aesculap den naturgemäß langsamen Verlauf des Krankheitsprocesses zu erläutern, so begreift der Patient diese Naturgemäßheit für alle andern Menschen, versichert aber, daß er eine „ganz besondere Natur“ habe, die jedenfalls weit rascher reagire. Dem physischen wie dem seelischen Mißgeschick gegenüber, schmeichelt sich jeder Einzelne eine Art Ausnahmsstellung einzunehmen, die ihm zu mindesten eine kleine, mildernde Abweichung von der Strenge der für alle Anderen giltigen Naturgesetzlichkeit eintragen müsse. Ganz besonders wird es dem Leidenden schwer, für sich selbst ebenso vernünftig zu sein, als er es für die übrige P. T. Menschheit ist. Die „Besonderheit“ seiner Natur ist ein Argument, das der Kranke auch gegen alle ihm unangenehmen ärztlichen Anordnungen in's Feld führt. Ihm speciell ist die allen andern Leidenden so heilsame Ruhe Gift; die vorgeschriebene Diät ist zweifellos ein allgemeingiltiges physiologisches Gebot, allein keine Regel ohne Ausnahme, und der Betreffende findet in sich diese eine und einzige Ausnahme, der, was allen Andern schadet, wohl bekommt. Ebenso abnorm verhält sich der Patient den Arzneimitteln gegenüber. Es ist merkwürdig, an wie vielen Idiosynkrasien er in dieser Richtung laborirt.

Der Schwerkranke allerdings ist gefügig, ja selbst der malade imaginaire, so lange er sich im Zustande der Angst befindet, aber ist einmal die Furcht gewichen, so hat auch die Patientendisciplin meist ihr Ende erreicht. Das Unangenehme, Unbequeme wird ohne jegliche Rücksicht auf Napoleons Ausspruch: „impossible, c'est le mot d'un fou“ ganz einfach als undurchführbar bezeichnet. Die Ueberängstlichkeit, die früher selbst das ärztlich Erlaubte nur nach wiederholt zweifelnden Anfragen wagte, ist mit einem Male zum Leichtsinn umgeschlagen, der sich an kein Gebot mehr binden will. Der Arzt, zu dem man eben noch mit andächtiger Dankbarkeit, wie zu einem rettenden Engel aufgeblickt, wird nun als ein kleinlicher Tyrann betrachtet, dem es am richtigen Verständniß der Individualität des Reconvalescenten gebricht. Es wird ihm erzählt, was dieser Freund, jene Base im „ganz gleichen Falle“ vor einem Jahrzehnt mit „wunderbarem Erfolg“ angewendet und er wird mit etlichen Krankengeschichten regalirt, aus deren Darstellungsweise er gar nichts, als das absolute Unverständniß des Erzählers zu entnehmen vermag.

Doch eine weit härtere Geduldprobe noch, als der Kranke selbst, ist seine Umgebung für den Arzt. An ihn treten alle die Thorheits-Symptome des Patienten zu mindesten verdoppelt auf. Die hypochondrisch-zärtlichen

Verwandten des Leidenden zählen zu den allerschwersten Heimsuchungen des Arztes. Hat er ihnen auch noch so eindringlich versichert, daß nicht die geringste Veranlassung vorhanden sei Gefahr zu befürchten, es genügt nicht sie zu beruhigen und sie ersehen in der geringsten Veränderung den Beginn einer Katastrophe, die sie den Arzt durch die angstvollsten Brieflein herbeihetzen und aus seiner Nachtruhe aufstören läßt. Den Kranken selbst maltraitiren sie nicht minder dadurch, daß sie ihn alle fünf Minuten fragen, wie er sich fühle und ihn durch unnöthige „Vorsichtsmaßregeln" nicht nur quälen, sondern auch aufregen und beängstigen. Die allzu naiv vertrauensseligen Verwandten sind ebenso schlimm für den Medicus; ihre treuherzigen Glaubensversicherungen an seine Allmacht laden ihm die peinliche Empfindung auf, daß sie ihn für Ausgang und Verlauf des Leidens absolut verantwortlich halten. Von medicinischer Skepsis Angekränkelte erheben liebenswürdig gelegentliche Bedenken, ob dies oder jenes „starke Mittel" nicht schaden könne? Am allerärgsten aber geberdet sich die große Zahl der Meinungsunmündigen, die einen Kranken betreuen. Sie rapportiren dem Arzte den Ausspruch jedes theilnehmenden Besuches und was dieser und jener bezüglich der Behandlungsweise gemeint. Betrachtet der behandelnde Märtyrer diese indirecten Vorschläge als ein Mißtrauensvotum, das er mit seiner Demission beantworten will, so wird er hoch und theuer beschworen, harmlose Bemerkungen nicht so himmelschreiend mißzuverstehen, was jedoch nicht hindert, daß ihm sehr bald darauf ganz plötzlich „für seine ferneren Bemühungen gedankt" wird.

Die große Lebenskunst: das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, liegt Niemandem ferner als den verwandtschaftlichen Krankenpflegern. Bringt schon der Patient den Arzt damit zur Verzweiflung, daß er seine summarische Versicherung, es sei ihm „furchtbar übel", nicht in präcise Einzelerscheinungen und Empfindungen zu zerlegen vermag, so verwirrt ihn die Umgebung geradezu durch ihre massenhafte Mittheilung ganz unwesentlicher und oft divergirender Symptomenbeobachtungen, und ein Heer von Fragen, dem zum Trotz sie eben die wichtigsten Erkundigungen, wie sie beim nächsten Besuch reumüthig bekennen, vergessen haben. Präcise Antworten zu erzielen, ist eine der Hauptschwierigkeiten für den Arzt; er muß sich jedem Individuum gegenüber eine eigene Fragetaktik bilden und die Kunst erlernen, alle zu große Abschweifungen mit eben so viel Höflichkeit, als Entschiedenheit hintanzuhalten, sonst reicht sein Tag nicht aus. Ueberdies muß er sein Gemüth gleich sehr gegen die Vergötterung, wie gegen die Entgötterung stählen. Bei den ersten Besserungssymptomen in schweren Leiden werden ihm geradezu göttliche Ehren erwiesen und er wird mit zärtlichen Gefühlsergüssen überfluthet. Nach und nach aber betrachtet man das

Gesundwerden als einen natürlichen Vorgang, die Dankbarkeitsgluth verglimmt, der himmlische Retter wird zum gewöhnlichen Sterblichen, und man wundert sich mäkelnd, daß er die Reconvalescenz nicht mehr zu beschleunigen vermöge. Der Ueberschätzung der ärztlichen Macht folgt im Rückschlage ihre Unterschätzung, und wenige Menschen nur besitzen das Vermögen einen Empfindungswechsel nicht fühlbar werden zu lassen.

Allein auch die Freunde der Kranken liefern ein gar stattliches Contingent von Gattungs-Unarten und Thorheiten, und es ist geradezu erstaunlich, was wohlerzogene, gebildete und wohlmeinende Leute, sobald sie mit Leidenden in Berührung kommen, in dieser Richtung sündigen. Die Einen regaliren den Patienten zur angenehmen Zerstreuung mit tragischen Krankengeschichten, tröstlich bemerkend, „dies oder jenes sei ganz so gewesen", wie bei dem dankbaren Hörer. Beinahe Jedes fühlt sich verpflichtet, einen Wechsel des Arztes anzurathen und einen andern zu empfehlen. Unbeschadet aller beruflichen Unkenntniß erlaubt sich Jedermann an der Behandlungsweise zu mäkeln, die vorgeschriebene Diät zu tadeln. Da sind die Fanatiker des kalten Wassers, die sich geberden, als sei der Tod in allen seinen Gestalten durch ein nasses Leintuch siegreich zu bekämpfen, und nicht begreifen, daß der behandelnde Arzt nicht wisse, was „heutzutage jedes Kind weiß." Ihre Antipoden versichern ebenso aufdringlich: das sanitäre Heil der Menschheit beruhe einzig auf warmen Ueberschlägen, Federbetten und den segensreichen Wirkungen des Lindenblüthenthees. Das Heer der Luftfexe beschwört die Umgebung, den Kranken — den man nicht einmal von einem Bett in das andere heben darf — unverweilt aufs Land zu bringen, da reine Atmosphäre allein den Körper zu regeneriren vermöge. Auch das Capitel der Ernährung gibt theilnehmenden Besuchern Anlaß in dogmatischer Weise die Anordnungen des Arztes zu censuriren, den Kranken zu quälen und dessen Umgebung zu verwirren. Der Eine predigt ausschließlich Fleischkost und will den Patienten, der mit bestem Willen nicht zu essen vermag, zwangsweise mit halb oder ganz rohen Beefsteaks curiren, während eine wohlmeinende Freundin den Medicus in Acht und Bann thut, weil er seinen Patienten nicht gewaltsam zur Milch verhält, „in der alles dem menschlichen Organismus Erforderliche" enthalten ist. Sie kann es absolut nicht begreifen, daß irgend ein Verdauungsorgan nicht auf bestem Fuße stehe mit der Nahrung, die schon die Philosophie des Unbewußten im Wickelkinde als die zweckmäßigste bezeichnet.

Erquicklich auch sind die sinnigen Besucher, die dem Leidenden eingehend auseinandersetzen, daß er selbst an dem Uebel Schuld sei, und es durch diese Unterlassung, oder jene Ueberanstrengung herbeigeführt habe. Daran knüpfen sie, meist in der Form von Pflicht-Appellen, Zukunfts-

Rathschläge, die in den Verhältnissen des Betreffenden unausführbar sind und daher, wo nicht ihm, doch seiner Umgebung Herzeleid erwecken. Das ist eine Form grausamen Wohlwollens, die namentlich chronisch Leidenden gegenüber von den „guten Freunden" mit unerbittlicher Consequenz geübt wird. Vergißt der Patient in Augenblicken des Wohlerfühlens auf sein Siechthum, so wird er durch die freundliche Ermahnung: sich doch einiges Embonpoint und rothe Wangen beizulegen, daran angenehm erinnert, während Andere wieder, eben wenn er sich recht elend fühlt, ihm auseinandersetzen, er solle und müsse sich „aufraffen".

Und wie viele derartige epidemische Situations-Thorheiten wohlwollender und sonst auch ganz vernünftiger und wohlerzogener Menschen ließen sich noch aufzählen. Doch ist hiermit in dieser Richtung wohl schon genug geschehen.





Bilder aus dem Hochgebirge.

Von

A. Hauser.

Am Gosausee.

Links und rechts nur Moos und Farren,
Lüfte feucht und schattenkalt,
Rückwärts zack'ger Felsen Starren
Und uralter Fichtenwald.

Ueber Humus und Gebeine
Die Cyclame duftend träumt,
Durch die Felsen und Gesteine
Silberklares Wasser schäumt.

Wildbachs kühle Wellen tosen
Tief hinab zu Schlucht und Tann,
Auf den Höhen Alpenrosen,
Langgestielter Enzian.

Und ich wand're durch die Dichte,
Die nur selten Sonne schaut,
Dort hinauf zu jener Lichte,
Wo der helle Himmel blaut.

Stille herrscht und Waldesfrische,
Wildbach's Rauschen sich verlor,
Aus der Wildniß, durch die Büsche,
Glänzt nun blauer Duft hervor.

Wenig Schritte — und die Sonne
Blitzt vor mir am dunklen See,
Ueber seines Wassers Zone
Ragt des Dachsteins ew'ger Schnee.

Friede herrscht und tiefes Schweigen
In der göttlichen Natur,
Aus den Wassern scheint zu steigen
Gottes Geist und seine Spur.

Friede haucht die schöne Wildniß,
Friede haucht der stille See,
Ewigkeit spricht aus dem Bildniß –
Tiefste Ruh' tilgt tiefstes Weh.

Edelweiß.

Hoch dort von des Berges Zinken
Ew'gen Eises Felder blinken
Still herunter auf den See;
Weite Kreise zieht der Geier
Ueber graue Wolkenschleier,
Ueber Zacken, Fels und Schnee.

Und der Sonne erste Strahlen
Roth die weißen Felder malen,
Roth den grauen Felsenstock;
Da, aus dunkler Krummholzdichte,
Lugend aus in's Helle, Lichte,
Kommt hervor der Gemsenbock.

Und hinauf die steilen Wände
Klettert hurtig und behende
Bald des ganzen Rudels Schaar;
Hoch hinauf die Bergesriesen,
Aesend auf den schmalen Wiesen
Und verachtend die Gefahr.

Und ein Jauchzen tönt bergunter,
Und das Echo, es wird munter,
Lustig fort trägt es den Schrei;
Strammer Bursch' klimmt dann die Rinne
Still empor zur Felsenzinne
Mit dem Stutzen, mit dem Blei.

Stutzen hängt am Riemenleder,
Keck am Hut die Spielhahnfeder
Und das Riesbeil in der Hand,
Sichern Schrittes, schmalste Stelle,
Ueber Wurzel und Gerölle,
Nimmt er jetzt die letzte Wand.

Schleicht sich leise an zum Wilde,
Nimmt sich Busch und Stein zum Schilde,
Prüft den Stutzen, spannt den Hahn;
Und gar bald ein kleines Blitzen
Zuckt hervor aus Felsenritzen
Und der Schuß kracht durch den Tann.

Eine Gemse stürzt kopfunter
In den Abgrund tief hinunter
Und der Rudel springt davon;
Und die Echo laut erschallen,
An den Wänden bricht das Knallen,
Zwanzigfach des Donners Ton.

Dann, nach kurzem Hahnverputzen,
Auf den Rücken fliegt der Stutzen
Und es hallt ein froh „Juhu!"
Durch die hohen Bergeszinken;
Fest den Bergstock in der Linken,
Geht es rasch den Schluchten zu.

Da — was glänzt dort in der Sonne?
Laut jauchzt auf in heller Wonne
Nun des Jägers warmes Herz;
„Blondes Lieschen, mein Versprechen
Kann ich halten, will Dir brechen
Edelweiß vom Felsenerz."

An der steilsten Wand dort oben
Glänzt hervor das edle Kraut;
Liebchen soll den Finder loben,
Und den Bräutigam die Braut.

Weich, im weißen Sammetkleide,
Prangt die edle Pflanze dort;
Selbst die Braut auf hoher Weide,
Holt sie nur der Kühnste fort.

Und im allergrößten Wagen
Klimmt der Bursche hoch hinan,
Ohne Zögern, ohne Zagen,
Bis die Hand sie fassen kann.

Voll die Hand mit weißer Blüthe,
Um die seine Kraft sich mühte,
Schwindet ihm der klare Sinn;
Ueber sich die selt'nen Pflanzen
Sieht er prangen, sieht er — tanzen —
Und zum Abgrund stürzt er hin. —

Helle glänzen tausend Sterne
Aus der dunklen Himmelsferne;
Schweigen herrscht — und nächt'ge Ruh'
Deckt im Abgrund dort den Heger,
Deckt den todten Alpenjäger,
Edelweiß und Gemsblut zu.

Alpenglühen.

Nach des Tages heißen Stunden
Abendliche Ruhe winkt
Und hinunter in die Berge
Langsam jetzt die Sonne sinkt;
Ruhe trinkt die weite Erde
Und zur Hütte zieht die Herde.

Ferne dort die hohen Spitzen,
Der Giganten weißer Firn,
Sie erglühen, sie erglänzen,
Feuer liegt um ihre Stirn;
Und die Gipfel leuchten, sprühen
Jetzt im vollen Alpenglühen.

Einsam sitzt die blonde Sennin,
Ihr klingt nicht der Glocke Ton;
Ach! sie sinnt im heißen Sehnen
An den schmucken Alpensohn,
An des Waldes jungen Heger,
An den kühnen Gemsenjäger.

Und die Sennin stützt ihr Köpfchen
Auf das Knie und auf die Hand,
Ihre Blicke schweifen sinnend
Um der Berge Feuerbrand.
Ach! kein Laut stört mehr den Frieden —
Ruh'? — ihr ist sie nicht beschieden.

Denkt er ihrer? Wird er kommen?
Dort bei jener Wand hervor? —
Schmeichelnd klingt ein fernes Knallen
Noch in ihrem scharfen Ohr,
Denn sie weiß, des Echo's Klingen
Konnt nur *seinem* Rohr entspringen.

Langsam bleichen schon die Feuer
Und die Nebel steigen auf,
Aus den Gründen, aus den Schluchten
Steigt der Wolken weißer Hauf';
Dämmerung umzieht mit Schatten
Immer mehr die grünen Matten.

Jener Schuß, der Früh am Morgen
Fiel, sprach deutlich; sagte ihr,
Daß nicht allzufern der Liebste
Jagt im nahen Bergrevier;
Und ihr Herz, es ward befangen
Von der Hoffnung süßem Bangen. —

Und ihr ist, als zög' das Feuer
Von den Bergen in ihr Herz,
Und als wüchs' mit grauen Nebeln
Ihrer heißen Liebe Schmerz;
Und das Aug' füllt sich mit Thränen
Und zum Sterben wird ihr Sehnen.

Ihre Brust ist zum Zerspringen
Und sie weiß doch nicht, warum?
Und die Thränen fließen reicher
Und ihr Schmerz, er bleibet stumm —
Stumm, wie in der Schlucht der Heger,
Wie der todte Alpenjäger.





Frau Medusa.

Von

Carl von Vincenti.

I.

Bei der Witwe Grete Nürgens in der Altstadt drüben hatte man den Studenten Wendelin Aberkomer des Morgens todt im Bette gefunden.

— „Stickfod des Lungenkranken", sagte der Arzt. „Ein Glück für ihn", meinten die Leute, „und für die arme Grete auch, die doch ihre liebe Noth mit dem Jungen haben mochte. Sie hat ihn treu gepflegt, 's ist doch eine brave Seele."

Und damit begruben sie Wendelin Aberkomer.

Dann gingen ein paar Jahre in's Land und Grete Nürgens ging nicht mehr und nicht weniger unter die Leute als früher. Wenn sie sich aber in der Stadt zeigte, da flogen die Hüte und Mützen und Alles grüßte sie ehrerbietig, wie man Jemanden grüßen muß, der seiner Vaterstadt zum Stolz gereicht. Und dabei war sie selber gar nicht stolz, nur wollte sie nichts mit den Menschen zu thun haben. War eben schon ihre Art so. Mittlerweile warteten Verleger und Publicum auf Grete's nächsten Roman, denn sie war eine berühmte Schriftstellerin. „Es wird ein großer Wurf werden", sagten die Einen, die auf den Ruhm ihrer Mitbürgerin etwas hielten. „Bah, sie hat sich ausgeschrieben; das ist nicht selten bei solchen Begabungen, die meteorhaft aufflammen und dann plötzlich verlöschen", meinten die Allerweltszweifler, die sich vielleicht im Stillen mit Literatur befaßten, ohne freilich das geringste „Meteorhafte" zu leisten. „Sie muß

pausiren", bemerkten die Vernünftigen, „der Doctor hat ihr's strenge anbefohlen, sie hat sich ohnedies schon nervenkrank gearbeitet."

Und das war richtig. Grete's Gesundheit war nicht mehr so fest wie früher. Sie litt bisweilen an seltsamen nervösen Anfällen.

In der Stadt war indeß ein Mann, der sich seine ganz eigenen Gedanken über Grete Nürgens machte.

Er hieß Rüdiger v. Ahrens und war seit einem Jahre etwa Staatsanwalt beim Landgerichte. Als Gatte der blonden Patricierstochter Gertrud Steidinger wohnte er im Familienhause seiner Frau in der Altstadt drüben, der Frau Nürgens gegenüber. Er hörte oft von ihr, sah sie bisweilen und einmal ganz in der Nähe, worauf er zu Gertrud äußerte, diese Frau mache ihm, trotz all' ihres guten Rufes, einen „criminalistisch" interessanten Eindruck. Rüdiger hatte Ehrgeiz und, obwohl noch ein ganz junger Mann, bereits den Namen eines hervorragenden Criminalisten erworben. Es hieß, er habe kaum Seinesgleichen in Ausforschung und Aufspürung eines Verbrechens, das sich bislang dem menschlichen Strafgerichte zu entziehen vermocht hatte. Sein Scharfsinn, seine Findigkeit, seine Unerschöpflichkeit an Hilfsmitteln, seine Zähigkeit überwanden alle Schwierigkeiten und Hindernisse. Sein Auge drang wahrhaft in's Verborgene; es gab für ihn keinen Zufall; das scheinbar selbst Zufälligste war seiner Ansicht nach in einen natürlichen Zusammenhang zu bringen, wenn man eben nur den Dingen auf den Grund ging.

Ahrens interessirte sich denn nun in seiner Art für Grete Nürgens. Freilich anfangs nur mittelbar, weil der Name Wendelin Aberkomer, welchen er wiederholt mit der literarischen Witwe in Verbindung bringen hörte, ihm Erinnerungen aus der Studienzeit erweckte. Er entsann sich nämlich, daß ein gewisser Studiosus dieses Namens, um einige Jahre jünger als er, im Hause des Fabrikanten Möllhusen, wo Ahrens in seinem letzten Semester viel verkehrt hatte, Hofmeister der Knaben gewesen war. Die Beschreibung, die man ihm von Wendelin lieferte, paßte genau auf jenen Studenten, dessen kränkliche Erscheinung im Uebrigen zu ausgeprägt war, um leicht verwechselt zu werden. Rüdiger erinnerte sich auch, daß Aberkomer Verse machte, die man in Freundeskreisen vortrefflich fand, und er besaß selbst noch ein Gedicht, welches Wendelin ihm gewidmet hatte.

Dieses Opus kam ihm eines Tages wieder in den Sinn, als er einmal Gertrud in dem Romane „Unter die Sterne versetzt" von Grete Nürgens lesend fand.

Frau v. Ahrens hatte nämlich eine gewisse Vorliebe für diese Lectüre und bisweilen schien es ihr fast unbegreiflich, daß eine Frau, wie Grete Nürgens dies Buch geschrieben haben sollte. Manchmal geschah es auch

Gertrud, daß sie sich bei diesem Buche verträumte und ihr Blick über das gedruckte Blatt und den Garten hinweg, durch das Erkerfenster hinüberschweifte nach dem Hause der Witwe, wo im „Rahmen“ des kleinen Hinterfensters der bleiche, leidensvolle Kopf eines jungen Mannes erschien, welcher den Fliederduft begierig einsog und gar sehnsüchtig herüberschaute . . . Das war nun freilich nichts als eine Vision, aber bei dieser Vision umflorte sich das Auge der schönen, jungen Frau . . . . Plötzlich vernahm sie da einmal die Stimme ihres Gatten, der unvermerkt zu ihr getreten war:

— So vertieft, mein Kind . . .

Und damit nahm er ihr leise, fast unter den Händen das Buch hinweg, um darin zu blättern. Seltsam, Rüdiger, der nie Romane las und auch keine Zeit dazu hatte, war bald vertieft in „Unter die Sterne versetzt“ und äußerte nach einer Weile, er begreife vollkommen den großen Erfolg dieses Romanes, insbesondere die eingestreuten Gedichte seien schön.

Darauf sprach er von Wendelin, von dem ihm Gertrud seit einiger Zeit wiederholt erzählen mußte.

Auffallenderweise nahm er sich dann die beiden Romane der Grete Nürgens auf sein Arbeitszimmer und las sie mit der Aufmerksamkeit eines Criminalisten durch.

Dann fragte er plötzlich einmal bei Tische seine Frau:

— Hast Du diesen Wendelin niemals am Fenster sich mit Schreiben die Zeit vertreiben sehen?

Darauf vermochte Gertrud keine bestimmte Antwort zu geben.

Ueber das Motiv seiner Frage äußerte sich Ahrens nicht. Nun kramte er alsbald unter seinen alten Papieren und war sichtlich befriedigt, das Blatt mit dem Gedichte Wendelins wiederzufinden.

Es war ihm auch nicht entgangen, daß in dem Romane „Unter die Sterne versetzt“ ein Blatt fehlte.

Auf seine Frage nahm Frau Gertrud, allerdings nicht ohne Erröthen, keinen Anstand, ihm einzugestehen, daß es mit diesem fehlenden Blatte eine besondere Bewandtniß habe.

— Das war am Abend vor seinem Tode, schloß die junge Frau.

Rüdiger erwiderte kein Wort.

Vom Fenster seines Arbeitszimmers konnte er gerade auf Grete's Gartenthüre hinsehen. Der briefliche Verkehr der schriftstellerischen Wittib war ein ziemlich reger, denn es verging kaum ein Tag, wo nicht der alte Postbote das steile Gäßchen mühsam heraufkeuchte. Allerdings interessirte dieser Umstand Herrn v. Ahrens erst von dem Tage an, wo er von dem Postboten selbst erfahren hatte, daß an Frau Nürgens vor einigen Jahren alle Sendungen nur „postlagernd“ anlangten und von ihr selber beim

Schalter in Empfang genommen wurden. Warum die wunderliche Frau sich damals diese Mühe gegeben hatte ...

Einige Zeit darauf bemerkten die Nachbarn, daß an Stelle des alten Postboten ein junger, hübscher Gesell den ziemlich beschwerlichen Dienst in den Berg- und Treppengassen der Altstadt versah. Dies fiel natürlich zunächst den Frauen des Stadtviertels auf und wäre der Ruf der Frau Grete nicht so unantastbar gewesen, so hätte man glauben können, daß gerade sie an diesem Wechsel das meiste Wohlgefallen empfand; denn man wollte bemerkt haben, daß der Postbote, den die Uniform so schmuck kleidete, im Hause der Wittib sich bisweilen länger als vielleicht dienstnothwendig aufhielt, weßhalb man jetzt im Steidinger'schen Hause die Briefe später als früher bekam, obwohl ja der neue Briefträger jüngere Beine hatte als sein Vorgänger.

Eines Tages trat der Postbote in das Arbeitszimmer des Staatsanwalts und überreichte einen kleinen Pack Papiere, welchen derselbe sofort öffnete. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er sich zum Ueberbringer wendete:

— Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Spremer, ich danke Ihnen. Das Weitere wird folgen ...

In der That, Spremer hatte seine Sache gut gemacht, denn es mochte viel Geschick und Geriebenheit dazu gehören, sich aus der Lade der Frau Grete heimlich Papiere zu verschaffen, die allerdings an sich keinen documentarischen oder anderen Werth haben mochten, den Herrn Staatsanwalt jedoch lebhaft zu interessiren schienen. Ein Hüter des Gesetzes interessirt sich eben für Alles, so daß es auch nicht auffallen konnte, daß Herr v. Ahrens sich bisweilen im Casino beim Doctor Merkel, welcher von dem Bauernjungen, den Frau Nürgens seit Wendelin's Tode wieder in Dienst genommen, wiederholt zu seiner Herrin gerufen worden war, nach den Nervenzufällen der Schriftstellerin ziemlich eingehend erkundigte, ja sogar es nicht verschmähte, mit seinem Hausarzte, Professor Thorensen, über Grete zu sprechen. Herr v. Ahrens wußte übrigens dies Alles so anzustellen, daß jedes Aufsehen vermieden wurde. So blieb es denn auch gänzlich unauffällig, daß er seit einiger Zeit mit dem in schwierigen Fällen vielerprobten Criminalcommissär Werner ziemlich viel verkehrte.

Etwas räthselhaft wäre einem zufälligen Lauscher vielleicht nachstehendes kurze Zwiegespräch erschienen, welches kurz vor Beginn unserer Erzählung im Arbeitscabinete des Staatsanwaltes zwischen diesem und einem Polizeiagenten mit Namen Sieling, stattfand:

— Sie sind Schauspieler gewesen? fragte Herr v. Ahrens.

— Zu dienen, Herr Staatsanwalt.

— Warum verließen Sie die Bühne?

— Ein Halsleiden zwang mich dazu, meine Stimme war zuletzt fast immer umflort und versagte bisweilen gänzlich, erwiderte Sieling, dessen Organ thatsächlich immer noch angegriffen schien.

— Welche Rollen haben Sie gespielt?

— Alle: Liebhaber, Helden, Intriguanten ...

— Auch den Julius Cäsar?

— Das war eine meiner Lieblingsrollen, Herr Staatsanwalt, antwortete der Polizeiagent, während sein Auge aufflammte ...

— Gut, Herr Sieling, vielleicht gebe ich Ihnen die Gelegenheit, eine Probe Ihres Talentes für eine gute Sache abzulegen. Wir haben gerade die „Meininger" hier und der „Julius Cäsar" steht natürlich wiederholt auf ihrem Programm. Commissär Werner wird Ihnen für jede Vorstellung desselben eine Eintrittskarte behändigen. Ich mache Sie besonders auf die Scene im letzten Acte aufmerksam, wo Cäsar's Schatten dem Brutus im Zelte erscheint ...

— Bei Philippi! Bei Philippi ... declamirte der frühere Schauspieler mit hohler, verschleierter Stimme.

— Vortrefflich, ich sehe, Sie haben Talent ... Also auf Wiedersehen, Herr Sieling!

Eine halbe Stunde später trat der Criminalcommissär Werner bei Herrn v. Ahrens mit einem zweiten Polizeiagenten ein.

— Dies ist unser Mann, Herr Staatsanwalt, sagte Werner, er ahmt Handschriften ganz vortrefflich nach, zeigen Sie Ihre Proben, Herr Beckers.

Und der Mann zog Briefschaften aus der Tasche, welche Herr von Ahrens mit sichtlicher Befriedigung durchsah.

— Gut, sagte er dann. Kommen Sie morgen um diese Stunde wieder.

Kurz darauf lief eine unglaubliche Kunde durch die Stadt:

„Frau Grete Nürgens ist gestern Nacht verhaftet worden."

Alsbald bemächtigte sich der Bevölkerung eine tiefgehende Erregung, welche noch anwuchs, als Näheres über die Umstände verlautete, welche die Verhaftung begleitet hatten.

Diese Umstände waren folgende:

II.

Es war ein Maienabend. Stiller Mondglanz umfloß die Thürme, Zinken und Giebel der Stadt.

Doctor Thorensen, von seinen Krankenvisiten müde heimgekommen, hatte sich's behaglich gemacht. Jetzt schaute er nach seinen Nelkenstöcken am Fenster und sog ihren Duft ein gegen die Krankenluft, die er den Tag über

geathmet hatte. Die alte Magdalene trat mit dem Servirbrette ein, das sie eben auf den Tisch stellen wollte, als die Thorklingel so heftig angezogen ward, daß die Alte erschrocken zusammenfuhr und die Teller auf dem Brette aufklirrten.

Sie stellte ab, ging hinaus, zog den Thorstrang und schaute in die Einfahrt, auf deren Steinfliesen das Klappern von Holzschuhen ertönte.

Alsbald erschien ein etwa zwölfjähriger Junge mit einer braunen gewirkten Zipfelmütze auf dem straffen Blondhaar, welcher der Haushälterin hastig zurief:

— Der Herr Professor sollen gleich zur Frau Medusa ... ich will sagen Frau Grete Nürgens kommen ...

— Na, was fehlt denn der Frau Nürgens?

— Sie ist ganz wie aus Stein geworden, berichtete der Junge und rannte wieder davon.

— Aus Stein? murmelte die Alte, das ist eine wunderliche Krankheit, aber die Grete Nürgens hat allezeit etwas Apartes gehabt.

Professor Thorensen hatte sich gerade zu Tische gesetzt, als Margarethe die Botschaft bestellte. Dies mußte ein besonderer Fall sein, denn der Doctor legte sofort Messer und Gabel nieder, trank nur noch einen Schluck Wein, erhob sich dann lebhaft, um seinen Hausrock mit dem Visitenrock zu vertauschen und ehe nur die Alte sich von ihrem Erstaunen über diesen nach Feierabend seltenen Eifer ihres Herrn zu erholen vermochte, war dieser mit Hut und Stock zur Thüre draußen.

Von einer Ermüdung war keine Spur mehr zu sehen. Der Doctor schritt festen, eiligen Schrittes nach einem schmalen Holzstege, welcher den reißenden Bach überbrückte, der, weiter abwärts sich verbreiternd, flimmernd und rauschend über die Wehr hinabschoß. Jenseits klommen, eingeengt zwischen Berg und Bach, die Häuser der Altstadt die felsige Anhöhe hinan, während die neuen Stadttheile mit ihren langgestreckten, stattlichen Gebäuden sich unbehindert in dem Thalkessel ausbreiteten.

Thorensen stieg eine steile, enge Gasse hinan. Uralte mürrische Giebelhäuser mit wetterbraunem Gebälk und überhängendem Stockwerk wechselten mit freundlichen, hellgetünchten Häuschen hinter schmalen Vorgärtlein. Manchmal wand sich die Gasse zwischen Terrassenmauern durch, bisweilen traten die sich gegenüber vorspringenden Stockwerke so nahe aneinander heran, daß kaum ein Durchgang blieb. Hier war's stockdunkel, nur aus den kleinen Fenstern fiel ab und zu ein Schein auf die Gasse, bis diese plötzlich auf einen kleinen Platz ausmündete, wo das Mondlicht auf einem Brunnenbecken zitterte, welches ein steinerner heiliger Sebastian aus seinen Pfeilwunden speiste.

Wenn der Doctor nicht so vertieft in seine Gedanken gewesen wäre, würde ihm vielleicht nicht entgangen sein, daß im tiefen Schatten, welchen ein hervortretendes Haus bei der Biegung der Gasse warf, dunkle Gestalten unbeweglich an die Mauer gedrückt standen.

Jetzt wendete sich Thorensen nach rechts und stieg ein Treppengäßlein hinauf. Terrassenmauern, zwischen deren feuchten Bruchsteinen Mauerpfeffer und Thymian wucherten, trugen Häuser, die, an die Felswand gelehnt, fernhinaus in's offene Thal schauten.

Das behäbige Patricierhaus der Steidinger fiel durch sein alterthümliches Fachwerk und den schweren, geschnitzten Holzgiebel auf. Ueber eine Mauer ließen Schneeballenbäume ihre weiße Blüthenlast herabhängen, ein betäubender Duft kam durch den Hohlweg; der Doctor stieg noch ein paar Stufen empor und athmete freier.

Er stand am Gartenpförtlein eines bescheidenen, freistehenden, nur erdgeschoßhohen Hauses. Die Fernsicht in das mondbeglänzte Thal war entzückend, aber Thorensen achtete nicht darauf. Das Haus im Garten zog alle seine Gedanken an, denn hier wohnte Frau Grete Nürgens. Die Scenerie war ganz eigenthümlich. Volles Mondlicht lag auf Haus und Garten, deren stille, weiße Töne durch den silbernen Himmelsschein unheimlich, fast gespenstisch belebt wurden. War nämlich das Häuschen kalkweiß angestrichen, so gab es in dem ganzen kleinen Garten ringsum kein Plätzchen, das nicht mit blühenden, weißen Lilien bestanden war, ausgenommen bei der Thür, wo ein alter Akazienbaum seine weißen Blüthentrauben tief herabsenkte. Bis knapp an die Hausmauern schwoll diese schimmernde Fluth von Blüthen, deren Kelchen der betäubende Duft entströmte, welcher den Hohlweg erfüllte.

Die Lilienstauden wuchsen so dichtgedrängt, daß sie kaum den schmalen Durchgang ließen, den jetzt der Doctor beschritt.

Die Hausthür war nur angelehnt und gab dem Druck der Hand nach. Von der Schwelle sprang eine weiße Katze, deren von Schreck erweiterte Pupillen phosphorisch aufleuchteten; weiße Hühner schliefen geduckt im Sande und dem Doctor ward ganz seltsam zu Muthe.

Tiefe Stille lag ringsum, nur ein leiser Abendhauch strich über die Lilien. Von unten kam das gedämpfte Graupeln des Röhrbrunnens und dumpfer aus der Tiefe das Rauschen des über die Wehr hinabschießenden Baches. Thorensen schritt durch die Flur, in welche durch die offen gelassene Hausthür der Mond hereinfiel, und öffnete nach einigem Zaudern eine zweite Thür ....

Er mochte selbst auf den befremdlich unheimlichen Anblick nicht gefaßt gewesen sein, der sich ihm darbot, denn er fuhr unwillkürlich zurück ....

Die Stube hatte an sich nichts gerade Seltsames. Die gebohnten Dielen waren sauber gescheuert, der bescheidene Hausrath glänzte blank und rein. Vorhänge von untadelhafter Weiße hingen an den niedrigen Fenstern, aber an den kahlen weißgetünchten Wänden war nicht einmal das Bild des landesüblichen Potentaten zu sehen.

Auf einem schweren alten Tische in der Mitte stand eine kleine Petroleumlampe und daneben ein Holzkäfig, in welchem weiße Mäuse über eine drehbare Holztrommel kletterten. Das Rascheln der kletternden Thierchen, welche mit ihren Rubinäuglein den Eindringling neugierig anglotzten, war der einzige Laut in der Stille ....

Beim Tische aber, mit der einen Hand auf dessen Rand gestützt, stand eine Frau, unbeweglich, einer Bildsäule gleich, wie bezaubert. Es war eine hohe, hagere, sehnige Gestalt, fest und knochig, mit platter Brust; das harte, fahle Gesicht, dessen Jochbeine stark hervortraten, war von kurzen, tiefschwarzen, glänzenden Ringellocken umrahmt. Die Nase konnte man schön nennen, die schmalen Lippen waren fest zusammengekniffen, der allgemeine Ausdruck der Züge ein marmorn ruhiger, furchtbar jedoch, ja schreckhaft der starre, leere Blick der großhervortretenden, runden, grauen, glänzenden Augen ....

Der Doctor trat langsam näher.

Das starre Weib hielt ein Papier in der Hand, welches sie sich willig abnehmen ließ. Ihre Finger gaben nach und die Hand blieb in derselben halberhobenen Stellung wie früher.

Für Thorensen war der Fall hochinteressant, denn die Ruhe der Gesichtszüge, das offene, stiere Auge mit der unbeweglichen Pupille, die kühle Haut, die wachsähnliche Biegsamkeit der Hand ließen ihn kaum daran zweifeln, daß er ein von Starrsucht befallenes Individuum vor sich hatte ...

Er griff jetzt in die Tasche, zog eine kleine Verbandtasche hervor, nahm ein Lancet und prüfte die Empfindlichkeit der Haut. Das Weib blieb vollkommen unempfindlich und unbeweglich ....

Er hob die Lampe zu ihrem Gesichte empor und erschrak vor dem entsetzlichen Blick ....

Dann hielt er das Papier, welches die Frau zwischen den Fingern gehalten, an die Lampe und las:

> „Ich wollte Dich heute Abend besuchen, Grete Nürgens, doch ich fand Dich nicht. Die Todten können nicht warten. Ich komme wieder.
>
> Wendelin Aberkomer †.“

Der Doctor fühlte einen leisen Schauer. Dieser unheimlich räthselhafte Todtenbrief, die Stille der dämmerhaft beleuchteten Stube, das

gespenstische Weib, das Knistern der Dielen, das Rascheln der rastlos im Käfig kletternden Mäuse, dies Alles erzeugte bei dem sonst so nüchternen Manne der Wissenschaft fast einen Anfall von sinnverwirrendem Aberglauben. Es beschlich ihn aus allen Ecken der Stube und seine ohnedies von dem schweren Liliendufte betäubten Sinne begannen unsicher zu werden.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich. Mälig gelang es ihm mit Aufwand all' seiner Willenskraft, dieses Schwächeanfalles Herr zu werden.

Er erinnerte sich der seltsamen Nervenanfälle der Frau, wovon ihm ein befreundeter Arzt, welcher Grete als ein pathologisch hochinteressantes Subject schilderte, erzählt hatte.

III.

Grete Nürgens galt überhaupt für eine sonderbare Frau. Die Studenten der Stadt, für welche sie eine zeitlang Kneipmützen gestickt hatte, nannten sie allgemein „Frau Medusa" und ihr Kopf hatte thatsächlich etwas an jene schreckhafte Wappenmaske Gemahnendes, womit die streitbare Pallas ihren Kriegsschild geschmückt. Auch Schicksal und Leben dieser Frau war von jenen, die in den Mund der Leute kommen. Sie war verheiratet gewesen, aber ihr Mann that nicht gut. Er trank über den Durst, und da er als Dachdecker mehr als ein Anderer festen Fuß und ruhiges Blut brauchte, hätte er den Wein, mehr als ein Anderer, fürchten sollen. Derweil er auf den Dächern herumkletterte, ging Frau Grete in die Häuser auf Näh- und Stickarbeit. Da eines Tages saß sie wieder am Fenster und zog die Nadel. Draußen hingen die Stricke eines Flaschenzuges herab und knirschte die Blockrolle, während vom Dache herab Hammerschläge und ein lockeres Liedlein ertönten. Grete kannte den Dachdecker und Sänger. Plötzlich fuhr von oben herab eine dunkle Masse am Fenster vorüber und ein dumpfer Fall auf das Pflaster erscholl .... Sie schrie jäh auf, unten aber hoben sie den todten Nürgens auf und trugen ihn fort ....

Eine Zeit lang ging sie noch nähen und sticken in die Häuser, dann nahm sie nur mehr Arbeit zu Hause an, bis vor etwa vier Jahren ein höchst merkwürdiger Umschlag, nicht in ihren Lebensgewohnheiten, aber in ihren Verhältnissen eintrat.

Frau Medusa griff zur Feder. Wie kam das bei einer Frau von, wie man annahm, ziemlich mangelhafter Bildung? Einzelne erinnerten daran, daß sie als Tochter eines guten Bürgerhauses anfänglich, bis der Vater seinen Ruin mit seinem Selbstmord besiegelte, eine gewisse Erziehung genossen hatte. Andere meinten, das reiche doch nicht aus, und schließlich hieß es, sie habe sich seit dem Tode ihres Mannes eifrigen Studien ergeben. Mochte dem sein, wie ihm wollte, Grete Nürgens hatte unter ihrem Namen

in kurzen Zwischenräumen zwei Romane veröffentlicht, welche allgemeines Aufsehen erregten, viele Auflagen in kurzer Zeit erlebten und nach der Berechnung jener Leute, die ihrem Nächsten Alles nachrechnen zu müssen glauben, der Verfasserin schöne Summen eingetragen haben mußten.

Trotzdem änderte die Nürgens nicht das Mindeste an ihrer einfachen, fast ärmlichen Lebensweise und lebte still und gänzlich zurückgezogen mit ihren weißen Mäusen, Katzen, Hühnern und Kaninchen in dem Häuschen im Liliengarten, welches sie schon mit ihrem Manne bewohnt hatte. Die berühmte Schriftstellerin war für Jedermann, ja selbst die Freier, die sich bei der noch in guten Jahren stehenden Frau alsbald nach ihren literarischen Erfolgen einfinden wollten, ebenso unnahbar geblieben, wie sie als obscure Dachdeckerin und Stickerin gewesen.

War das eine seltsame, menschenscheue Frau mit ihrem weißen Gethier! Sie war ordentlich schon unheimlich....

Aber gutherzig mußte sie doch sein, die Grete! Hatte sie nicht ihren armen Verwandten, einen brustkranken Studenten bei sich aufgenommen, gewartet, gepflegt und gehegt bis an sein frommes Ende?

Doctor Thorensen mochte an Alles dies denken, als er so dasaß, den Blick unverwandt auf das steinern, ruhige Antlitz der Frau Medusa gerichtet.

Wie lange würde der Anfall dauern? Vielleicht Stunden, vielleicht sogar mehrere Tage; die Wissenschaft ist ja dem furchtbaren Geheimnisse dieses Zustandes gegenüber bis heute noch völlig rath- und hilflos. In London hatte Thorensen während eines stundenlangen, überaus heftigen Gewitters einen Fall erlebt, wo ein junges Mädchen in maßloser Angst über die rastlos sich folgenden flammenden Blitze plötzlich kataleptisch geworden war. Sie blieb an der Thür, durch welche sie entfliehen wollte, stundenlang wie bezaubert stehen, bis man sie erst zu Bette brachte.... Und als sie dann nach zwei Tagen wie aus tiefem Schlafe, ohne jedes Erinnern an das Vorgefallene, erwachte, sprach sie langsam einige Worte, die einen Satz vollendeten, welchen sie im Augenblicke des Anfalles begonnen haben mußte....

Dieser Fall stand dem Doctor mit förmlich hellsichtiger Lebhaftigkeit vor Augen, als er plötzlich zusammenschrak.... War dort hinter der halboffenen Thür nicht ein Geräusch, als ob Jemand vorüberschliche?.... Jetzt raschelte es dort, ein schneeweißes Kaninchen schnupperte zum Thürspalt herein und verschwand wieder....

Wahrhaftig, Thorensen schämte sich, daß er seine Sinne so äffen ließ! Wie und mit welchen Worten würde das starre Weib da, welches er vor sich hatte, den abgerissenen Faden des Bewußtseins wieder anknüpfen?...

Eine fast unheimliche Neugierde bemächtigte sich des Doctors. Jetzt faßte er die Kranke um die Hüfte, lehnte sie nach rückwärts und richtete sie dann langsam wieder in die Höhe. Der empfindungslose Körper leistete nicht den geringsten Widerstand. Dann hob er sie mit einem kräftigen Ruck empor und trug sie auf das Bett, das in einer Ecke stand.

Da lag sie ebenso unbeweglich und starr, mit weitoffenen Augen .... Jetzt raschelte etwas vom Tische auf die Dielen herab; eines der weißen Mäuschen hatte sich durch die Käfigstäbe durchgezwängt, lief am Tischfuße herab und schnurstracks auf das Bett zu, an dem es behend emporkletterte. Und nicht ohne Grauen sah der Doctor, wie das Thierchen der Starrsüchtigen liebkosend über das Gesicht hin- und herhuschte ....

Welche geheimnißvolle Einflüsse den Bann der Starrsucht zu lösen im Stande sind, was weiß die Wissenschaft davon? .... Ging jetzt nicht ein leises Beben durch den starren Körper? Thorensen holte die Lampe vom Tisch, leuchtete der Liegenden in's Gesicht und harrte mit verhaltenem Athem .... Kein Zweifel, das eine Augenlid zitterte und sank merklich über den Augapfel herab; das Auge trat etwas zurück und über die Jochbeine der Wangen schlich ein Schatten. Leise erbebten jetzt auch die Nüstern, die Mundwinkel zuckten, die Lippen öffneten sich etwas und ein schwacher Seufzer ward hörbar .... Dann lief ein Schauer durch den ganzen Leib des Weibes, die Augenlider fielen zu und einen Augenblick schien sie leise athmend zu schlafen.

Plötzlich aber erhob sie den einen Arm und schob ihn unter den Kopf, dann richtete sie sich, wie aus dem Scheintod erwachend, langsam in die Höhe, öffnete die Augen und blickte in's Leere, indem sie ganz deutlich wie im Traume die Worte sprach:

— Wendelin Aberkomer ....

— Ich komme, Grete Nürgens, ich komme ...., gab es wie hingehaucht, aber doch vernehmbar, von der Thür her zur Antwort.

— Zum Teufel auch, was soll der tolle Narrenspuk, rief der Doctor ärgerlich, aber zugleich fühlte er seine Kniee krampfhaft umklammert und sah die Grete vor sich hingeworfen und hörte sie in wahnsinnigem Schreck schluchzen und wimmern:

— Gnade, Gnade! ....

In demselben Augenblick ward die Thür aufgestoßen und Criminalcommissär Werner, welchen Thorensen persönlich kannte, erschien mit zwei Polizeimännern.

— Nehmt die Frau in Haft, befahl der Commissär.

Grete kreischte auf und schlug mit der Stirn auf den Estrich.

Die Polizisten aber packten sie fest und ehe nur der Doctor sich von seinem Erstaunen zu erholen vermochte, hatten sie das Weib hinweggeschleppt ....

Der zuerst nur unerhörte Vorfall ward nun durch diese Nebenumstände völlig unheimlich, und am Stammtische der Honoratioren im Casino, wie in der ersten Studentenkneipe beim „Vierheiligen“ war beim Frühschoppen von nichts Anderem die Rede, als von dieser Verhaftung. Die Morgenblätter waren von dem Ereignisse gänzlich überrascht worden, man erwartete mit desto lebhafterer Spannung das einzige Blatt, welches Nachmittags erschien und worin nicht allein die Thatsache mit den begleitenden Umständen bestätigt, sondern auch hinzugefügt wurde, daß die Verhaftung durch Criminalcommissär Werner über Weisung des als Untersuchungsrichter fungirenden Landesgerichtsrathes R. erfolgte, an welchen seitens des Staatsanwaltes v. Ahrens die Anzeige und das Ansuchen um Einleitung der strafgerichtlichen Untersuchung ergangen war. Im Verlaufe des Tages werde, vorausgesetzt, daß es der leidende Zustand der Inhaftirten gestatte, das erste Verhör stattfinden. Ueber das der Frau Nürgens zur Last gelegte Verbrechen kreuzten sich die widersprechendsten Gerüchte, worunter sich schließlich jenes behauptete, welches die Frau Grete als hochverdächtig bezeichnete, den armen lahmen Studenten, den sie bei sich aufgenommen, Wendelin Aberkomer, erdrosselt zu haben, aus Habsucht, sagten die Einen, da der junge Mensch Ersparnisse gehabt, in einem Anfalle von Wahnsinn, meinten die Anderen. Tags darauf meldeten die Blätter unter anderen sensationellen Details, Professor Thorensen habe den Zustand wirklicher Starrsucht (catalepsia), in welchem er die Nürgens gefunden, als die wahrscheinliche Folge des furchtbaren Schreckens bezeichnet, welcher das ohnedies erschütterte Nervensystem der Frau bei Empfang eines höchst räthselhaften Zettels überwältigt habe. Kataleptische Anfälle aus Schrecken seien weniger selten, als man gewöhnlich glaube.

Die ersten Verhöre wurden wiederholt durch Nervenzufälle der Angeklagten unterbrochen. Das Publicum verschlang die Zeitungsberichte über den Fortgang der Untersuchung, man nahm Partei für und gegen die Angeklagte, bis die Blätter meldeten, die Untersuchung sei beendet, und die Anklagekammer habe den Anklagebeschluß gefaßt. Grete Nürgens komme nächsten Monat vor die Geschwornen.

IV.

Wir gehen um mehr als fünf Jahre zurück.

An einem milden Herbstnachmittage erschien ein junger Mann am Gartenpförtlein der Frau Grete Nürgens. Die Wittib saß über einen Stick-

rahmen gebeugt auf der Thürbank und stickte die Kneipmütze für einen neupromovirten Corpsburschen. Neben ihr schlummerte behaglich zusammengerollt eine große, weiße Katze.

Der Fremde mochte in den ersten Zwanziger stehen. Seine schmal aufgeschossene, schwächlich überhängende Gestalt, die enge Brust und das bleiche, stille Gesicht, dessen angenehme geistvolle Züge Sympathie erweckten, ließen nicht gerade auf eine robuste Gesundheit schließen. Seine Kleidung war bescheiden, aber nicht ärmlich und sein Wesen von jener schüchternen Unsicherheit eines Menschen, der sich längst an den Gedanken gewöhnt hat, daß für ihn am Tische des Lebens kein Gedeck gelegt ist.

Der Ankömmling stellte sich Frau Grete als ein entfernter Vetter mütterlicherseits, ein sonst gänzlich Verwaister vor, der an hiesiger Universität seine Studien zu vollenden komme. Die Witwe nahm den Studenten nicht unfreundlich auf, und nachdem er seine Besuche erneuert, räumte sie ihm auf seine schüchtern vorgebrachte Bitte das Hinterstübchen ein.

Der Vetter hieß Wendelin Aberkomer.

Merkwürdigerweise fanden die Nachbarn kein Haar darin, daß der junge Mann bei der Witwe wohnte, die kaum über die Dreißig hinaus und nicht ohne äußere Vorzüge war, denn Frau Grete genoß den Ruf einer so braven Frau, daß ihr die bösesten Zungen nichts anzuhaben vermochten.

Uebrigens hätte auch die üble Nachrede verstummen müssen, denn wenige Tage, nachdem Wendelin die Stube bei Frau Grete bezogen, überfiel ihn plötzlich ein Schwächezustand und seine beiden Füße waren gelähmt. Der Arzt schüttelte den Kopf und meinte schließlich, da sei nicht zu helfen. Die Barschaft des jungen Studenten war keine reichliche, gerade was er sich als Hofmeister in einem Fabrikantenhause erspart hatte. Frau Grete aber steckte auch nicht im Gelde. Als denn nun der Wendelin hilflos dalag, keine Stunden in der Stadt geben und nichts verdienen konnte, da ging Frau Grete ernstlich mit sich zu Rathe: Sollte sie den Lahmen behalten, oder in's Spital schicken? Bald wurde es ihr jedoch klar, daß er als Fremder keine Aufnahme im Spital finden würde, und dann hatte sie sich bereits an den Kranken, seine sanfte Stimme, seine gescheidte, gelehrte Rede, welche für die Bürgersfrau mit der bescheidenen Schulbildung einen gewissen Reiz haben mochte, gewöhnt.

Zudem besaß Frau Grete eine geheime Schwäche. Sie wäre um den Preis ihrer Seligkeit gerne eine „gelernte“ Frau geworden, um Bücher schreiben zu können, wie eine ihrer Schulfreundinnen, die seitdem mit der Feder so berühmt geworden war, obwohl sie auf der Schulbank nicht einmal unter den Ersten gewesen wie die Grete.

Und da kam ihr eine Idee. Wenn der Wendelin sie unterweisen würde im höheren Wissen und in Allem, was für's Bücherschreiben nothwendig war? Das mußte sich doch auch erlernen lassen und der Vetter mußte es auch verstehen, da er selbst seit Wochen schon in seinem Krankensessel fort und fort das theure Papier vollschrieb, daß schon ein ganzer Stoß daraus geworden war! Das Schreiben mußte auch eine Freude sein, denn bei all' seinen Schmerzen, welche der lahme Junge oft genug zu verbeißen hatte, sah er doch so glücklich aus, daß ihm die Augen glänzten und die bleichen Wangen ganz rosig wurden.

Und da bat sie den Wendelin um Unterweisung, und der Kranke war's zufrieden, ja es zerstreute ihn und freute ihn, sagte sich die wißbegierige Grete. Letzteres mochte nun allerdings kaum der Fall sein, denn der junge Mann hatte, trotz der nicht unfreundlichen Aufnahme, die er bei der Base gefunden, doch eine gewisse, fast unwiderstehliche Abneigung gegen Grete, welche einem Beobachter bisweilen wie Furcht vorgekommen wäre.

Welche bitteren Empfindungen sich bisweilen in der kranken Brust des hilflos Daliegenden regen mochten, welche verzweiflungsvollen Gedanken ihn heimsuchten, und welche Seelenqualen er erduldete, wer mochte dies ermessen? All' seine tiefe Qual aber und die Schmerzensrufe seines jungen, nutzlos und langsam verblutenden und versiechenden Lebens legte Wendelin in das Romanwerk, an dem er seit Wochen schrieb.

Je weiter das Werk vorschritt, desto mächtiger stürmten auf ihn selber die Gefühle und Gedanken ein, welche er in der Brust und im Gehirne seines Helden erweckte, denn dieser Held, dieser unsagbar duldende Held war er selber. . . .

Und die Heldin?

Der Rückseite des Häuschens gegenüber, nur durch den Staketenzaun eines ganz schmalen Gartens getrennt, lag das Familienhaus der Patricier Steidinger. Der alte Stadtrath hatte nur ein einzig Kind, eine Tochter von sechzehn Jahren, Gertrud.

Als der Winter um war, die erste Frühlingssonne in die Krankenstube hereinblickte und Wendelin den vom Eisbanne befreiten Bach wieder heraufrauschen hörte, da ward er in gütiger Stunde von einer holden Vision heimgesucht.

Grete hatte das kleine Fenster geöffnet und aus dem Patriciergarten kam Fliederduft herübergezogen in die kranke Brust Wendelin's.

Den bleichen, feinen, von Leiden durchfurchten Kopf zurückgelehnt im Krankensessel, den Frau Grete an's Fenster gerückt hatte, saß der junge Mann mit still geschlossenen Augen, voll Entzücken den Blüthenduft einathmend. . . .

Jetzt schlug er die Augen auf und sein Blick traf sich mit dem Blicke eines Mädchens, das die Zweige eines Fliederbusches gelüftet hatte und nach Wendelin herüberschaute. Es war ein schlankes, blondes Kind mit dunklen Augen, die aus dem blühenden Strauch wie Elfenaugen neugierig fragend und schalkhaft freundlich herausblickten.

Dann schlugen die Zweige zusammen und das liebliche Gesicht verschwand. Wendelin aber schloß die Augen und sah es noch lange vor sich. . .

Die Kleine war Gertrud Steidinger gewesen, er zweifelte nicht daran. Obwohl er Frau Grete nicht direct nach der Patricierstochter fragte, so richtete er seine gelegentlich hingeworfenen Fragen doch so ein, daß ihm bald jeder Zweifel behoben wurde.

Nun kamen Frühlingstage und -Träume. Lange mußte Wendelin in seinem Krankenstuhle am Fenster harren, bis das süße Mädchengesicht wieder aus dem Flieder tauchte, dessen Blüthentrauben aber längst abgefallen waren, der aber für den Liebenden jetzt erst recht in Blüthe stand.

Etwas wie ein wundersames Heilgefühl durchströmte seine Adern, schläferte seine Leiden ein und gaukelte ihm neue Daseinsträume vor. Ihm war, als müßte er gesunden, ja als wäre er schon gesund und einmal versuchte er ernstlich, ob denn der Zauber nicht auch seine lahmen Beine wieder gestärkt habe und wollte sich vom Stuhle erheben. Doch ach, mit einem tiefen Schmerzensstöhnen fiel er wieder zurück, gelähmt wie früher. . . .

Gelähmt jetzt, wo er Flügel zu haben glaubte! Er kam sich vor wie ein Vogel, der in's blühende Morgenroth fliegen will und mit gebrochenen Schwingen zur Erde fällt. . . . Und seine Thränen brachen unaufhaltsam hervor. Hätte Wendelin erst geahnt, daß gerade in diesem Augenblicke, wo er im seligen Vertrauen auf den neuen Heilzauber, der seine Seele so süß schmerzlich berührte, seine arme Kraft versuchte, die Augen der lauschenden Gertrude auf seine rührende Ohnmacht gerichtet waren! Und hätte er das tiefe Mitleid in ihren jugendmilden Zügen gelesen und die Thräne in ihrem Auge glänzen gesehen! Es war ein Glück, daß er dies nicht vermochte, er hätte die schmerzliche Ohnmacht seiner Lage noch verzweifelter empfunden.

Während der langen Vorsommerabende hätte er gerne beim Fenster an seinem Romane weiter geschrieben, aber er wollte keinen Blick nach dem Patriciergarten verlieren, *sie* konnte ja in der Nähe sein.

Eines Abends, als die ersten Rosen gekommen waren und er am offenen Fenster harrte, da fiel ihm plötzlich eine volle dunkle Rose auf den Schoß . . .

Ob er sie mit Küßen verschlang, diese Rose! Ob seine Thränen auf ihren Kelch strömten! Ob er, ihren Duft einsaugend, vergehen zu müssen glaubte!

Das war unsagbar herrliche, junge Liebe . . . . . .

V.

Nun raffte er sich zusammen, arbeitete die einzelnen Capitel seines Buches des Nachts im Kopfe durch und griff mit dem ersten Morgenstrahl, der durch die Gardinen auf sein Bett fiel, wieder nach dem Bleistift. Blatt für Blatt flog auf die Bettdecke; und dann ordnete er die verstreuten Blätter und sank erschöpft auf die Kissen zurück.

Sein treuer Schlafgenosse war der weiße Kater der Frau Grete, welcher sich an den Kranken so gewöhnt hatte, daß er allabendlich, fast zur bestimmten Stunde, auf das Bett sprang und sich ein Ruheplätzchen zu Füßen Wendelin's einrichtete.

Mittlerweile war der Roman fertig geworden. Er führte den Titel: „Miserrimus“, das will heißen: „Der Aermste . . .“

Frau Nürgens, welche inzwischen nicht unerhebliche Fortschritte im Lernen gemacht, ja, sich sogar schon einen kleinen Schatz von Kenntnissen gesammelt hatte, übernahm es, einen Verleger aufzutreiben.

Wer Grete in den letzten Wochen beobachtet hätte, dem wäre gewiß gegen früher ihr unsteter Blick, ihre Ungeduld, ihre bisweilen hochgradige Erregtheit aufgefallen. Nicht leicht wäre allerdings die Deutung dieser Symptome gewesen, und mancher Psycholog von Beruf würde vielleicht fehlgegangen sein. Es ist kaum nothwendig zu bemerken, daß Wendelin diese Veränderung im Wesen seiner Base nicht im geringsten bemerkt hatte. Es wäre ihm aus guten Gründen vielleicht nicht einmal aufgefallen, wenn Grete plötzlich die Nase aus dem Gesichte verloren hätte. Er lebte ganz anderswo, als in seiner Kammer. So fiel es ihm auch gar nicht auf, daß Grete den kleinen Bauernjungen, der sie des Vormittags bediente, abgeschafft hatte und jede Arbeit, auch die gröbste, jeden Gang in die Stadt selber verrichtete. Seit Monaten lebten sie denn auch Beide, der Lahme und die Wittib, mutterseelenallein. Keine menschliche Seele kam in das Haus im Liliengarten, nicht die gerinste Nachricht, so daß Wendelin gar nicht mehr wußte, was in der Welt vorging.

Während Wendelin seine Tage hinträumte und die Stunden zählte bis zur Heimkehr Gertrud's, die, wie er von Grete zufällig erfahren, eine Sommerreise mit ihren Eltern angetreten hatte, durchwachte die Wittib die Nächte und copirte das Manuscript Wendelin's mit fieberhafter Hast. Außerdem verwendete sie jeden Augenblick des Tages, welchen sie ihrer dringenden Arbeit abzustehlen vermochte, auf dieselbe Beschäftigung, die um so befremdlicher erscheinen konnte, da die Handschrift Wendelin's weit leserlicher war als die ihrige, eine Abschrift somit durchaus keine Nothwendigkeit erschien.

Es war Spätsommer geworden und Wendelin saß am Fenster. Alle Lilien im Garten waren längst abgeblüht und die starren, grünen Stauden ragten auf. An den Rosenstöcken im Steidinger'schen Garten vergingen die letzten Rosen und in der Brust Wendelin's die letzten Hoffnungen. Gertrud war noch nicht heimgekehrt. Sie flatterte draußen in der Welt herum wie ein schöner junger Falter und Wendelin ward immer kranker.

Daß alle redliche Mühe der Frau Grete, den Roman bei einem Verleger unterzubringen, umsonst gewesen war, daß man das Manuscript des Unbekannten jedesmal zurückgeschickt hatte, das schmerzte den armen kranken Jungen sehr, aber nicht am meisten. Doch Gertrud! Wo mochte sie jetzt sein, dachte sie an ihn, den Einsamen?

Er wollte sich einreden, daß sie an ihn dachte, dann verzweifelte er wieder und haßte die Flüchtige und endlich faltete er die Hände, um ihr für so häßliche Empfindungen Abbitte zu thun.

Wendelin war einsamer als je, denn Frau Nürgens hatte, wie es schien, viel außer Haus zu thun und blieb, selbst wenn sie daheim war, nur wenige Augenblicke bei dem Kranken, der übrigens mit allem versehen war, was er brauchte, mit Ausnahme von Büchern und Zeitungen, gegen welche Grete eine merkwürdige Abneigung zu hegen schien.

Diese Einsamkeit war Wendelin's einziges Glück; er konnte ungestört sich verträumen und vergrämen. Uebrigens hatte sich auch inzwischen sein Widerwille gegen die Base immer mehr gesteigert, so daß ihm die wenigen Augenblicke ihrer Gegenwart im Zimmer fast unerträglich schienen. Er vermochte sich dies Gefühl gegen Grete, die doch eigentlich seine Wohlthäterin war, ihn, den Hilflosen, ernährte, pflegte und gut behandelte, nicht zu erklären, aber ebensowenig desselben Herr zu werden. Er war ungerecht, undankbar und nahm sich fest vor, der Base Dankbarkeit zu zeigen, aber wenn sie zu ihm trat und ihn mit ihren fürchterlichen grauen Augen anblickte, dann hatte er eine Empfindung, die zwischen Furcht und Abscheu schwankte.

Der weiße Kater war ihm dagegen ein immer lieberer Freund geworden, insbesondere seitdem Wendelin einmal bemerkt hatte, daß das zuthunliche Thier bei seinen Ausflügen in Gertrud's Garten sich ohne Scheu von dem Mädchen einfangen und liebkosen ließ.

Da war dem Liebenden ein Einfall gekommen. Das Thier trug ein Band am Halse, an das es völlig gewöhnt schien. Wenn er daran ein Papier mit einigen Versen für Gertrud anheftete! Doch er traute sich nicht aus Besorgniß, der Zettel könne in andere Hände gerathen.

Inzwischen kam der Herbst und dann der Winter, Gertrud aber kam nicht. Sie sei bei vornehmen Verwandten in der Hauptstadt auf Besuch

geblieben, um dort den Fasching zuzubringen, so hatte Frau Grete sagen hören.

Ja, sie tanzte und er lag lahm im Sessel und mußte Stunden lang husten, daß ihm das Blut kam.

Qualvolle, schlaflose Nächte! Sie brachten Wendelin die Fiebervisionen glanzvoller Tanzfeste; schlank und bezaubernd, bewundert und beneidet, schwebte sie im Arme vornehmer Verehrer durch die strahlenden Räume. Alles huldigte ihr und sie lächelte ... O, wie ihn dies Lächeln schmerzte!

Da, eines qualvollen Wintertages, der nicht enden wollte, ließ Frau Nürgens ein Wort fallen: ob es der Vetter denn nicht noch einmal mit einem Roman versuchen wolle ...

Daran hatte Wendelin nicht mehr gedacht, obwohl er bereits wieder flüchtige Skizzen auf's Papier geworfen und bisweilen fast mechanisch, einem inneren Drange gehorchend, angefangen hatte, seine Empfindungen und Gedanken wieder zu Papier zu bringen.

Und er begann sich langsam mit dem Gedanken vertraut zu machen, zum zweiten Male sein Glück zu versuchen, aber das Träumen, das ihm das Liebste geworden war, förderte die Arbeit nicht und wenn er die Grete Nürgens beobachtet hätte, wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß sie es nicht erwarten konnte, daß er wieder an die Arbeit gehe.

Aber ein Träumer, wie er war, dachte er nicht einen Augenblick daran, Grete zu beobachten.

Endlich fand sie doch das rechte Wort, um die Arbeit in Fluß zu bringen: Gertrud sei verlobt, habe sie gehört, mit einem jungen Herrn beim Gericht, einem Herrn v. Ahrens ....

Wendelin bäumte sich in seinem Lehnsessel auf. Ein krampfhaftes Röcheln hob seine Brust, dann lehnte er den Kopf zurück, schloß die Augen und blieb unbeweglich.

Des Nachts aber hörte Grete, die an die Thür der Kammer geschlichen war, wie er in seine Kissen hinein schluchzte und den Namen Gertrud's wohl hundert Mal aussprach, bis es stille ward.

Tags darauf begann er zu schreiben, fast ohne Unterlaß Tag und Nacht, jetzt wie im Fieber sprechend und dann wieder still vor sich hinlächelnd. Kaum daß er sich ab und zu einige Stunden Ruhe gönnte.

Als der Fasching um war, lagen wieder zwei Bände in sorglich aufgeschlichteten Blättern fertig da. Er nannte sein neues Werk: „Unter die Sterne versetzt", womit er wohl sagen wollte, daß sie ihm auf ewig entrückt war. Als er die Feder ergriff, wollte er die Geliebte anklagen, als er aber die Feder niederlegte, hatte er sie losgesprochen.

Wie das erste Mal, so saß auch jetzt Frau Grete wieder Nächte lang über der Reinschrift des Manuscriptes.

Auch diesmal lief sie sich die Füße ab, um das Manuscript unterzubringen, aber auch diesmal ward es überall abgelehnt, berichtete sie dem tiefentmuthigten Kranken.

— Also mit der Poeterei und Schriftstellerei ist's auch aus, seufzte Wendelin mit einem Lächeln bitterer Verzweiflung.

Dann siechte er fort und brachte Tage lang kein Wort über die Lippen. Fast aber schien es auch, als wolle seine Herzenswunde vernarben, doch als die ersten Frühlingssänger in's Thal zogen und der Flieder wieder in Blüthe kam und Wendelin am Fenster saß und den Duft aus Gertrud's Garten einathmete, da brach die alte Wunde wieder auf.

Und als vollends eines Tages Gertrud lebendig und leibhaftig wieder aus dem blühenden Strauch zu ihm herüberschaute, ernster freilich und gereifter und etwas anders als früher, aber doch voll stillfreundlichen Mitgefühls, da kamen dem armen Wendelin die Thränen in die Augen und er wandte den Kopf hinweg, um das Mädchen nicht zu sehen.

Aber dies vermochte er nicht lange. Und er sah sie drüben auf der Bank sitzen, ein Buch in der Hand, ganz vertieft. Ein Sonnenstrahl, der durch den Fliederstrauch sickerte, spielte auf ihrem blonden Scheitel ... Eine unbeschreibliche Neugier ergriff ihn, was sie wohl mit solchem Interesse lesen mochte? Eine Liebesgeschichte gewiß, aber was für eine?

Ach, dachte Wendelin, meine Geschichte wird sie niemals lesen, und doch ... wie viel Liebe habe ich hineingeschrieben!

Jetzt zeichnete sie ein Blatt in ihrem Buche an — er sah es ganz deutlich, sie saß ja kaum zehn oder zwölf Schritte entfernt — und stand auf ...

Nun schaute sie noch einmal herüber! O du tausendmal geliebtes Kind! Dann war sie weg und Wendelin ließ den Kopf auf die Brust sinken ...

Später kam die Grete heim und fand den Vetter noch am Fenster sitzend. Sie bot ihm Gruß und ging dann in die Küche. Der Abendwind schüttelte leise die blühenden Hecken drüben und milde Düfte erfüllten die Krankenstube.

Plötzlich sprang von draußen die weiße Katze auf das Fensterbrett und von da auf die Knie Wendelin's, der sofort bemerkte, daß dem Thiere ein bedrucktes Blatt um die Halsschleife gewunden war. Mit fiebernden Händen wickelte er das Papier herunter und faltete es auseinander. Es war offenbar aus einem Buche herausgerissen, ein Gedicht: „Entsagen" ... Unten stand mit kleiner zierlicher Frauenschrift geschrieben: Aus dem letzten Romane von Grete Nürgens ...

Wendelin glaubte wahnsinnig zu werden. Seine Kniee zitterten so heftig, daß die Katze heruntersprang. Vor seinen Augen dunkelte es und ihm war, als müsse sein Herz stille stehen.

Es konnte nicht sein! Und doch, da stand's ganz deutlich geschrieben und die Verse hoben sich schön-gedruckt vom Papiere ab ... Ein erstickter Schrei entrang sich der Brust des jungen Mannes ...

— Was habt Ihr? fragte Grete eintretend.

Wendelin hatte gerade noch Zeit gehabt, das Papier in die Brusttasche zu bergen, dann öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber er vermochte kein Wort hervorzubringen und sank röchelnd in den Sessel zurück ...

— Ihr seid wieder recht krank, sagte die Witwe ruhig, zog die Läden zu und schloß das Fenster; die Abendluft bekommt Euch nicht ...

Grete hatte Recht: die Abendluft bekam dem kranken Wendelin nicht, denn am anderen Morgen lag er todt im Bette .....

VI.

Der Proceß der Frau Medusa lockte die Neugierigen aus der ganzen Provinz herbei. Der Zudrang war unglaublich, selbst fremde Berichterstatter kamen.

Grete stand vor den Geschwornen. Sie war um viele Jahre gealtert, ihr dunkles Ringelhaar fast ganz weiß geworden und ihre Züge boten jetzt wahrhaft die schreckhafte Starrheit eines Medusenkopfes, in welchem nur die furchtbaren Augen zu leben schienen. Anfangs hielt sie sich tapfer. Selbst des Verbrechens angeklagt, schien sie geschmeichelt, der Mittelpunkt des Interesses zu sein.

Unter den vorgeladenen Zeugen befanden sich auch Frau v. Ahrens, Professor Thorensen, mehrere Verlagsbuchhändler. Die Zeugenvernehmung bot spannende Momente. Das Beweisverfahren mußte constatiren, daß Grete sich die von Wendelin Aberkomer verfaßten Romane verbrecherisch angeeignet und als ihre Werke herausgegeben, daß der wahre Verfasser den Betrug entdeckte und sie mit schimpflicher Entlarvung bedrohte, worauf Grete in einem günstigen Momente sich des lästigen Wissers entledigte.

Das erstere Moment war, nach dem allgemeinen Eindruck, den die Zuhörer empfingen, für die Angeklagte wichtiger, als das Tödtungsmoment, welches sie durch ihren Gewissenschrei bei der Verhaftung fast schon gegen sich entschieden hatte. Sie gab eher ihren Kopf hin, als ihren Schriftstellerruhm.

Wie unter einem Keulenschlag brach sie denn auch zusammen, als man ihr einige von der Hand Wendelin's geschriebene Blätter vorlegte, welche sie sofort als Blätter aus dem Originalmanuscripte des „Miserrimus“

erkannte. Natürlich war dies bereits constatirt worden und die Aussage des jungen, hübschen Postboten, welcher die Blätter bei einem seiner Besuche bei Grete geschickt an sich gebracht hatte, schmetterte die Angeklagte nieder.

Sie hatte doch Wendelin's beide Romanmanuscripte sofort nach der Abschrift verbrannt! Allerdings, aber einer jener Zufälle, die selbst Herr v. Ahrens zugeben mußte, hatte es gefügt, daß sie diese wenigen Blätter vergessen und mit den anderen zerstreuten Blättern und Skizzen des Verstorbenen vermischt und aufbewahrt hatte. Die Aechtheit der Handschrift wurde von den Experten durch einen Vergleich mit dem im Besitze des Staatsanwaltes befindlichen und unterzeichneten Gedichte Wendelin's sofort außer Zweifel gesetzt. Diese Schriftstücke hatten auch dem Polizeiagenten Beckers, welcher den räthselhaften Todtenzettel so meisterlich angefertigt und der Wittib Abends im dunklen Vorgang unbemerkt zugesteckt, als Vorlage gedient. Der Mann hatte so wunderbar gefälscht, daß die ohnedies seit Jahren an Hallucinationen gefolterte Grete thatsächlich die Handschrift des Todten vor den Augen zu haben glaubte . . .

Nicht minderes Lob verdiente auch der Polizeiagent Sieling, welcher nach fleißigem Besuch des „Julius Cäsar“ die Geisterstimme Nespers vor Philippi so trefflich sich angeeignet und die bewußten Worte hinter der Thüre „hingehaucht“ hatte.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Leser durch alle Stadien dieses aufregenden Processes zu führen. Es genügt zu sagen, daß Grete, in die Enge getrieben, ein vollständiges Geständniß ablegte.

Für die erschütterndste Episode desselben geben wir der Angeklagten selbst das Wort:

— „Es war am Abend des 17. Mai — erzählte sie — wo ich ihn so wild fand. Er machte mir Augen, als wollte er mich vergiften. Es war mir wohl nicht ganz geheuer, aber auf das Richtige verfiel ich nicht gleich. Ich wollte die Kammer verlassen, da aber machte er eine solche Geberde und schrie mit so flammenden Augen: „Weib, hieher!“ daß ich unwillkürlich an seinen Sessel trat. Dann packte er meinen Arm wie mit einer dünnen Zange und fuhr fort: „Du mordest mich, Scheusal . . .“ Ja, so sagte er, und ich rief: „Seid Ihr toll, Mensch?“ und suchte den Arm loszukriegen, den er mir zerquetschte. Aber er hielt mich fest — woher er die Kraft genommen, weiß ich nicht. Und dann riß er ein bedrucktes Blatt Papier aus der Brusttasche und schob mir's unter die Nase . . . Da freilich roch ich die Lunte, es waren *seine* Verse aus dem letzten Roman. Ich werd' es nie vergessen, wie mir's in die Glieder ging, ich war einen Augenblick wie gelähmt. Mir brannte es im Kopfe; wo hat doch der Lahme das Blatt aus dem Buche her? Ich konnte es nicht begreifen, denn in's Haus war „keine Katze“ gekommen, dacht' ich, da

ich Alles gut hinter mir verschloß, aber das Sprichwort log und gerade die Katze war's ... Was sollt' ich thun, nun war's aus mit meiner Herrlichkeit. Er weiß Alles und wird schreien ...

— Kennst Du das Blatt da? pfauchte er mich an. Dann ging's los, ich habe kein Wort davon vergessen. — Du Vampyr, Du mästest Dich an meinem Herzblut, saugst mir das Leben aus, denn mein Talent ist mein Leben und schillerst in meiner Haut, Du entsetzliche Schlange! Unter Deinem Namen sind meine Romane erschienen, Du hast Ruhm und Gold eingeheimst, derweil ich sieche und mich in Gram über mein verlorenes Leben verzehre. Aber höre mich, Du Raubthier, ich will Dich zu Schanden machen, so hilflos ich auch bin, ich will so lange rufen und schreien, bis mir die Lungen bersten, oder man mir Hilfe bringt. Ich will Dich herabzerren, von Deinem erschlichenen Platze und zum Pranger schleppen, wo Du hingehörst, so wahr ich Wendelin Aberkomer heiße und der Aermste unter den Armen bin ... — Hörst Du mich, Grete Nürgens? ..." Ob ich ihn hörte? Er schrie laut genug, ein Glück, daß die Wände dick waren.

Dann ließ er meinen Arm los und fiel erschöpft und halbohnmächtig in den Sessel zurück. Fast that mir der arme Tropf leid; er hatte sich in seiner Wuth so abgearbeitet, daß er jetzt wie eine Fliege war. Er hatte ja auch Recht, es war nicht schön von mir, aber, was wollen Sie, Herr Präsident, es war eben sein Schicksal so; er lief mir über den Weg, ich fing ihn ein, sperrte ihn in den Käfig und da hat er dann für mich gesungen, der seltene Vogel. Reue spürte ich keine, aber furchtbar, entsetzlich bang war mir. Die Schmach, die Schmach! der Gedanke verbrannte mir das Hirn ...

Die Angeklagte schöpfte tief Athem und fuhr dann, die Stimme mehr und mehr erhebend, fort:

— Ruhm und Gold, hatte er gesagt. Am Gold häng' ich nicht. Aber berühmt sein, sehen Sie, Herr Präsident, das war von Jugend auf mein einziger Traum, das fraß an mir, das verzehrte mich. Wie könntest du das anfangen, eine berühmte Frau zu werden? fragte ich mich viele Tausend Mal. Da fällt mir's in den Schoß. Mein Name war in Aller Mund, man zeigte sich die Grete Nürgens, welche die schönen Bücher geschrieben hat, man staunte mich an, bewunderte, beneidete mich! O, die unnennbare Seligkeit! Ich hatte sie verkostet und ohne sie wollte, konnte ich nicht mehr leben. Und da kommt der lahme, elende, brustkranke Mensch da und will mir das alles in Scherben schlagen und es auf den Dächern ausschreien, daß ich ihn um sein Genie bestohlen und in seinem Ruhme drinnen sitze! Es war mein Tod! Wenn er schwatzte, mordete er mich. Nun dacht' ich mir: eh' du mich, ich dich ... Und als mich's einmal bei der Gurgel hatte, ließ mich's nimmer los.

Grete stierte vor sich hin, während eine tiefe Bewegung durch die Zuhörerschaft ging. Dann sprach sie wie im Traum vor sich hin:

— Wie er dasaß und hüstelte und sich schüttelte, so hektisch, wie zum Auslöschen! Dann brach ihm der Bluthusten aus dem Mund und zerriß ihm die Brust und die dicken Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. — „Meine Bücher, meine Bücher," greinte und jammerte er, schaff' mir meine Bücher ..." Der Tropf! Ich schau' ihm so recht in die Augen und da macht er die seinen zu.

Dann wisch' ich ihm die eiskalte Stirn mit meinem Tuche ab, was er geschehen läßt.

— Laßt's gut sein, sage ich, ist morgen auch ein Tag. Ihr sollt Alles wissen. Jetzt will ich Euch zu Bette bringen.

Und wie alle Abend hebe ich den federleichten Krüppel vom Sessel auf's Bett. Dann wünsch' ich ihm „gute Nacht" und gehe in die Vorderstube. Da war's dunkel und still. Ich holte Athem; aus dem Spiegel funkelte etwas, ich glaube, es waren meine Augen. Aber ich war ruhig, zündete die Lampe an, schloß sorgfältig die Fensterläden und stand dann mitten in der Stube. Ich fuhr mir mit dem Rücken der Hand über die Stirne; die war trocken und kalt.

Nun ziehe ich ganz leise die Lade auf; du mein Gott, da liegen meine lieben, einzigen Schätze, lauter schöne, kostbare Bände nebeneinander, ein Anblick, daß mir das Herz hämmert. Und auf den Einbandrücken, da steht überall mein Name in Gold gedruckt! Wie das funkelt und lockt und mir in die Seele hineinlacht! Wie Fieberschauer durchläuft's meinen Leib und ich schlage mir die Hände vor's Gesicht! Mein Name! ... Mutterliebe, sagt man, sei uns Weibern das Höchste! Ich weiß es nicht, aber sie kann nicht süßer sein, als was ich empfand vor meinen Büchern ...

Sachte nehme ich einen von den Bänden heraus und betaste und streichele ihn mit Lust. Dann bedecke ich ihn mit Küssen und öffne ihn: „Miserrimus" ... Roman in zwei Bänden von Grete Nürgens ... Siebzehnte Auflage. Was das für ein Gefühl war, das gedruckt zu lesen auf dem schönen Papier ... Oh! Tausend und Tausend hatten es gelesen, lasen es und würden es noch lesen. Du glückliche, berühmte Grete — sagte ich mir. Dann hole ich mir einen anderen Band heraus; eine Uebersetzung in's Englische. Also auch dort wußten sie alle schon von der Grete ... Daneben standen zwei Bände, wie die Buchhändler sagen, „stylvoll" gebunden. Es war dunkelrothes, gepreßtes Leder und roch so fein ... „Unter die Sterne versetzt" Sechste Auflage ... und das Buch war erst sechs Wochen heraus ....

Darauf greife ich unter die Wäsche und hole mir einen Pack hervor, der fest zusammengeschnürt war. Lauter Zeitungsblätter! Ich löse langsam das Band, falte ein Blatt nach dem anderen auseinander und lese und lese, was ich schon tausendmal gelesen. Sie schrieben darin über meine Bücher, auch in fremden Sprachen. Davon verstand ich nun freilich nichts, aber ich verschlang doch mit den Blicken die Stelle, die roth oder blau angemerkt war. Da stand ja mein Name drinnen. Wie das wohlthat, was sie auf deutsch schrieben! Berauschend, betäubend, wie Weihrauch in der Kirche. Die Grete Nürgens war ein Genie! Es war zum Sterben vor Stolz und Wonne! Sie schrieben, in meinen Romanen spreche aus jeder Zeile „die Frau, die echte deutsche Frau, ein Vorbild ihres Geschlechts." Ja, so meinten sie und sie mußten es doch wissen ....

Mir ward heiß und kalt beim Lesen und die Ohren sausten mir .... Allerhand Gedanken rumorten mir im Kopfe, wie die Mäuse im Käfig, der auf dem Tische stand. Die armen Dinger hatten den Schein der Lampe in den Augen und konnten nicht schlafen. Ich stehe auf und decke den Käfig mit meinem Tuche zu. So, sage ich, liebe Thierchen, jetzt geht schlafen ....

Zuletzt ziehe ich mir einen Pack Briefe heraus, alle „postlagernd" an meinen Namen adressirt, denn der Postbote durfte mir nicht mehr in's Haus; ich holte mir meine Briefe alle selber beim Schalter. Was mir die Herren Buchhändler und Verleger da Alles schrieben, was sie mir versprachen! Goldene Berge! Und Bares kam auch in's Haus auf Wechsel und in schönen Markscheinen. Auch das Recht zum Uebersetzen meiner Bücher wollten sie für schönes Geld haben, und ich schrieb darauf: Ja oder nein, wie mir's eben klug schien. Ja, das Geld war auch nicht schlecht, aber der Ruhm, der Ruhm! Das war doch etwas ganz Anderes!

Auch Hoffnungen lagen noch in der Lade: Blätter, die der Lahme vollgekritzelt und achtlos nur so herumgestreut hatte. Die las ich auf; sie konnten zu etwas gut sein.

Da stand ich nun und schwelgte und vergaß Alles, bis mir's wie ein glühendes Eisen durch den Kopf fuhr, daß mein Geheimniß, das ich wie meinen Augapfel Tag und Nacht gehütet, kein Geheimniß mehr war, daß der Mensch dort in der Kammer es wüßte und daß es morgen die ganze Welt wissen konnte .... Das schnürte mir die Kehle zu und alles Blut schoß mir in den Kopf! Nimmermehr, sagt' ich mir und schaute nach seiner Thür hin .... Ob er wohl schlafen kann? dachte ich mir und dann schloß ich die Augen, denn aus seiner Thür heraus langte es wie mit dunklen Händen, um mich zu fassen, eine entsetzliche Versuchung! Herrgott, Alles drehte sich ringsum, mir schwindelte ....

Doch was war das? Ich lausche ohne Athem .... es schlürft langsam über die Dielen in der Kammer drinnen, ritsch, ritsch, immer näher ... Hat ihm geahnt, was ich da krame? Hat er wieder Beine? Was, Beine! Aus dem Bett hat er sich heruntergleiten lassen und rutscht nun auf dem Boden zur Thüre hin, der Krüppel ....

Ah, bist neugierig, sag' ich mir und werfe die Lade zu. Da pumpert's mit Fäusten von drinnen an die Thür, daß es in der Nachtstille schaurig wiederhallt .... Jetzt knacks, klappt die Klinke auf und da hockt er geisterbleich auf der Schwelle und seine Augen glühen und stieren, und ich hör' ihn gellen:

— Meine Bücher, Du Raubthier, meine Bücher .... Ich schreie die Todten heraus, heraus! Hilfe! ....

Und das gellt und zetert, daß die Wände zittern und die Scheiben klirren .... wahrhaftig zum Todtenaufwecken ....

Mir aber wird roth vor den Augen, ich werde ganz toll vor Schreck ... es packt mich wie mit einer schwarzen Faust, ich bin mit einem Sprung beim Bett, reiß' ein Kissen heraus, werf' es dem Schreihals über den Kopf und stemme die beiden Kniee mit aller Kraft darauf .... Dann wird's ein Röcheln und dann .... ganz still ....

Schau' dort unter'm Bett hockt' die weiße Katze, das verhexte Thier, ha, ha .... sie hat's gethan ....

Diese Worte kreischte die Angeklagte mit einem irren Lachen heraus, ihre letzten, nur für die Nächstsitzenden vernehmbaren Worte aber waren:

— Vorbei war's .... Wenn die Grete unter's Beil kommt, in's Gespött' kommt sie nicht ....

Tiefes Grauen beschlich die Zuhörer und es war todtstill im Saale ...

* * *

Die Geschwornen beantworteten sämmtliche Schuldfragen mit: Ja.

Und der Präsident des Gerichtshofes sprach das Urtheil: Tod durch das Beil ....

Grete stand wie ein Bild aus Stein .... Starrsucht habe sie wieder befallen, verbreitete sich sofort die Nachricht unter der entsetzten Zuhörerschaft.

Sie lebte noch drei Tage in diesem Zustande. Berühmte Aerzte eilten herbei und sahen ihren Todeskampf ....

Das Haus im Liliengarten ist verödet. — Man hört dort, so will der Aberglaube, bisweilen in stillen Nächten einen gellen Schrei ....

Die Lilien aber blühen und duften ....





Zwei Lieder.

(Nach Wladimir Belza.)

Uebersetzt von

Albert Weiß.

Reiters Abschied.

Kind, weine nicht! Ob auf der Flur
Verweht im Schnee der Blumen Spur:
Die unter'm Eis entschlummert sind,
Küßt wieder wach der Frühlingswind,
Wenn wieder grünt die Wiesenau
Und hoch die Lerche schwirrt im Blau!

Kind, weine nicht! Wenn Dich im Kranz
Die Rose schmückt zum Erntetanz,
Die Fähnlein weh'n, der Schar voran
Sprengt hoch zu Roß ein Reitersmann;
Das Schwert ihm an der Linken blinkt
Und auf dem Haupt der Helmbusch winkt!

Kind, weine nicht! Eh' duftumhaucht
Zur blauen Fluth die Sonne taucht,
Sprengt Dir der Reitersmann durch's Thor,
Den sich Dein liebend Herz erkor;
Dein Antlitz glüht, und Deine Hand
Den Kranz ihm reicht als — Siegespfand!

Kind, weine nicht! Wenn's wieder stürmt,
Wenn bergehoch der Schnee sich thürmt,
Frohlockt Dein Herz; Du weinst nicht mehr
Um todte Blumen ringsumher —
Ob auch die Rose längst verblüht,
Fortlebt ihr Duft Dir im — Gemüth!

Ein Engel.

Ein Engel bist Du, Weib, dem Mann:
Wenn von der Stirn der Schweiß ihm rann,
Dein Kuß ihn labt, ihm strahlt von fern
Dein Auge wie der Morgenstern.

Ein Engel bist Du, Weib, dem Kind:
Bald singst Du es in Schlummer lind,
Bald schmiegst Du's an den Busen warm,
Bald lehrst Du's beten, sonder Harm!

Ein Engel bist Du, Weib, dem Sohn:
Wenn Leidenschaften ihn durchloh'n,
Du führst ihn, wo Versuchung naht,
Als Leitstern auf dem Lebenspfad!

Ein Engel bist Du, Weib, im Kampf:
Dein Schleier weht im Pulverdampf,
Im Schlachtgewühl, da Du geweiht
Dem Werk Dich der Barmherzigkeit!

Ein Engel bist Du, Weib, im Haus:
Still waltend geh'st Du ein und aus
Und zeigst den Deinen treu und schlicht,
Den Weg der Tugend und der Pflicht!

Ein Engel bleib', o Weib, zumal
Des Volkes Stolz und Ideal,
Des Gatten Trost, der Kinder Hort,
Der Liebe Stern, des Glaubens Port!

O, bleib' mein Engel Tag und Nacht,
Und nimm mich treu in Hut und Wacht —
Erlosch mir auch der letzte Stern,
Du führst mich auf den Weg zum Herrn!





Religion und Lebensversicherung.

Von

Dr. Egon Bathelt.

Jede Religion setzt den Glauben an eine Gottheit voraus. Die Erkenntniß der Ursachen der Erscheinungen des Lebens und der Natur ist unvollkommen und je unvollkommener sie ist, desto mächtiger das Bedürfniß nach einer Gottheit, die als übernatürliches und vollkommenes Wesen die urbewegende Kraft, der ursächliche Mittelpunkt für alles dem menschlichen Denken und Fühlen Unenthüllte und Verborgene ist. Der Mensch sieht und empfindet wohl die Wirkung, ihre Ursache aber ist ihm unbekannt, und weil sie ihm unbekannt und unerklärlich ist, führt er sie auf einen Gott zurück. Damit füllt er eine Lücke aus, die sonst die Harmonie seines Lebens stören würde. Der Mensch sucht bei jeder äußeren oder inneren Erscheinung nach deren causalem Zusammenhang mit einer sie bedingenden Kraft; findet er sie nicht, dann erfindet er sie. Und der Collectivbegriff für die Summe der nicht erkannten Erscheinungsursachen heißt Gott oder Gottheit.

Groß war die Zahl der Götter der Völker des Alterthums. Das Meiste, was geschah, hatte ein Gott gethan. Die monotheistischen Religionen kennen nur einen einzigen Gott. Aber auch in diesen sind in den verschiedenen Culturphasen bei aller Anerkennung seiner Omnipotenz doch nicht immer gleichmäßig Erscheinungen des Lebens und der Natur zurückgeführt worden. Wenn früher eine Fata morgana erschien, so war es Gott, der sie schuf; heute sind es die Gesetze der Optik, auf welche der denkende Geist seine Erklärung baut. Die fortschreitende Cultur hat dem Competenzbereiche der übernatürlichen Macht der Gottheit schon viel entzogen; die Untersuchungen und Erfolge der Wissenschaft engen den Kreis dieser Competenz, wenn auch nur für den, der ihren Offenbarungen nicht verschlossen bleibt. Die große Masse des Volkes ist aber ein spröder Stoff. Jahrhunderte lang

eingewurzelte Vorurtheile und Aberglauben lassen sich nur unsäglich langsam ausmerzen. Das geht so weit, daß die Menschen, die in einer Erscheinung die göttliche Hand glauben fühlen zu müssen, selbst die Mittel verpönen, die ihrer Existenz verderblichen Folgen abzuwenden. Noch heute scheuen sich in manchen Ländern die Bauern, ihr brennendes Haus zu löschen, weil sie den Brand als eine Fügung Gottes ansehen, in die einzugreifen ihnen die Religion verbiete. Als in diesem Jahre in Neapel die Choleraepidemie in verheerender Weise um sich griff, da hinderte das Volk die Aerzte die Spitäler zu betreten, weil es in dem Wahne befangen war, daß die schreckliche Krankheit die Züchtigung sei für den Frevel, der durch die Abschaffung der öffentlichen Altäre aus den Straßen Neapels begangen worden sei; die Strafe Gottes müsse aber ertragen werden und wehe dem, der sie zu mißachten wage. Und doch soll die Religion des Christenthums die Religion der Nächstenliebe sein? O gewiß, das ist sie auch in ihren sittlich reinen Grundsätzen. Nur der Aberglauben, die Irreligiosität, die so häufig unter den Deckmantel der Religion sich flüchten, sind die Feinde des Fortschrittes, der Wissenschaft, der Erkenntniß der Folgen nach ihren Ursachen. Die wahre Religion wettert nicht gegen menschliche Vorsicht, sie verdammt nicht das Bestreben, drohendes Unglück abzuwenden, sie erblickt nicht allüberall das Walten einer höheren Macht, sondern läßt das Natürliche auch auf natürlichem Wege sich lösen. Hört man nicht genug oft sagen, man solle kein Testament machen, weil man dann bald sterben müsse? Und warum? Weil die Macht über Leben und Tod ein Recht des ewigen Gottes sei, in das man sündhafter Weise eingreife, wenn man Vorsorge treffe für den Fall des Todes, von dem man sich nicht überraschen lassen wolle. Nicht selten hört man auch aus ganz ähnlichen Gründen sagen, daß man sein Leben nicht versichern solle. So mancher glaubt — der Eine gesteht es ein, der Andere hat nicht den Muth es zu bekennen — daß er gegen die Grundsätze seiner Religion verstoße, wenn er durch eine Lebensversicherung den schweren materiellen Folgen eines eventuell jähen Todesfalles in seinem oder im Interesse seiner Familie vorzubeugen sucht. Eine Menge Bibelstellen werden in gleißnerisch-frommer Art dazu citirt: „Wen Gott liebt, den züchtiget er.“ „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“ „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ u. a. Dann lassen sich auch Stimmen vernehmen, die heimlich flüstern: „Du bist die Frau dieses Mannes, den du zu einer Lebensversicherung bewegen willst; ja ist es denn nicht irreligiös, auf den Tod deines Mannes zu speculiren, dem du nach dem sechsten Gebote in Liebe zugethan sein und dessen Leben, nicht dessen Tod du wünschen sollst?“ Die Frau hört es, sie glaubt es und ahnt nicht, daß sie, was sie aus angeblich religiösem Gefühle unterläßt, gerade um der Religion willen thun müßte.

So sehen wir, daß die zu Zerrbildern herabgewürdigten reinen Lehren einer sittlich-ideal gedachten Religion als Argumente gegen eine Institution angeführt werden, die im Gegentheile in den Grundsätzen unserer monotheistischen Religionen eine Hauptstütze finden kann für ihre Existenzberechtigung und ihren Beruf zur Entwicklung der Menschheit in religiös-sittlichem Sinne.

Dies in Kürze darzulegen ist der Zweck der folgenden Zeilen.

An die Spitze meiner Betrachtungen möchte ich den schönsten Satz stellen, den je der Mund eines Religionsverkünders gesprochen, den Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Was immer der Mensch auch thun mag, ein inneres natürliches Verlangen läßt ihn streben, sich selbst zum Ausgangspunkte und zum Zwecke seiner Handlung zu machen. Jeder Mensch sorgt für sich, jeder Mensch liebt sich. Nun soll er seinen Nächsten wie sich selbst lieben. Dieselbe Fülle von Liebe, die er sich zuwendet, soll er ausströmen lassen auf seine Mitmenschen. Das ist der Grundzug im Charakter der christlichen Religion, wie ihr Stifter sich ihn gedacht hat. Wer also für seinen Nächsten fühlt und sorgt, als ob er ein Theil seines eigenen Ichs wäre, der folgt den Weisungen der Religion, der ist durchdrungen von dem edlen Geiste einer hehren Gotteslehre, der ist religiös.

Nun sehen wir in der Familie jenen Kreis wieder, von dem der Gründer der Religion so ideal gewollt hat, daß er die ganze Menschheit fasse: Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern. Vornehmlich in der Familie kann sich die Bethätigung der Nächstenliebe im wirksamsten Lichte zeigen und sie zeigt sich auch thatsächlich nirgends anderswo so unmittelbar und segensreich. Angesichts des Sohnes fühlt es der Vater: „Ich liebe ihn wie mich selbst“, und die Mutter schließt ihre Tochter in die zärtlichen Arme: „Ich liebe dich wie mich selbst.“ Das Gefühl aber allein ist nur Motiv, noch nicht That. Was die Eltern empfinden, wollen und sollen sie auch bethätigen. Wie sie es thun, wer könnte alle die Details, all' die rührenden, das Menschenherz bewegenden Einzelheiten der sich äußernden Elternliebe erzählen? So wenig dieser Born sich erschöpfen läßt, so deutlich manifestirt sich jedoch der große gemeinschaftliche Zug der Liebe der Eltern zu den Kindern: in der Sorge und Vorsorge für deren Existenz. Das Leben der Eltern setzt sich gleichsam in dem Leben der Kinder fort in einer Kette, deren Glieder die Liebe geschlossen. Der Vater stirbt; aber seinen Namen trägt der Sohn und er soll ihn in Ehren vererben auf noch weitere künftige Geschlechter. Der Vater stirbt; die Familie bleibt.

Nun ist aber — und das ist eine Thatsache von größter Wichtigkeit — das Vermögen die Grundlage für den sicheren, dauernden Bestand der Familie. Wenn der Vater bereits Vermögen besitzt, wird der Sohn als Erbe

es im Sinne des Verstorbenen dereinstens zu verwalten haben. Wo jedoch der Vater kein Vermögen besitzt, wo er, so lange er lebt, dem Sohne zwar ermöglicht, gleich ihm selbst durch Entfaltung der persönlichen Fähigkeiten sich eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, dann aber, wenn ihn der Tod vorzeitig ereilen sollte, den Sohn ohne die zur Sicherung seiner Zukunft nothwendigen Mittel lassen würde, dort wird er Vorkehrung treffen müssen, daß, trotzdem er kein Vermögen besitzt, doch ein Theil seines Einkommens dazu verwendet werde, um seines Kindes Zukunft, um den Bestand seiner Familie vor allen Eventualitäten zu sichern. Er wird das thun, weil er seine Familie, seine Kinder liebt, weil er erfüllt ist von dem Gefühle dieser reinsten Nächstenliebe, der Tiefe und Heiligkeit eines göttlichen Gebotes wahrster Religion.

Sie läßt ihn leicht den Weg finden, den er zu wählen hat.

Er wird sparen. Doch da sagt er sich, der Erfolg des Sparens sei kein sicherer; denn seine Lebensuhr könne ablaufen, bevor er die beabsichtigte nothwendige Summe habe ersparen können. Dann erfülle ihn auch nicht so sehr die Sorge, ob er sein Kind werde immer unterstützen können, so lange er lebe, — ihn drücke vielmehr der Kummer, seinen Sohn auch dann versorgt zu wissen, wenn er durch ein herbes Geschick plötzlich zu seinen Vätern versammelt werden sollte. Dann dürfe der Sohn außer dem seelischen Schmerz um den Verlust des Vaters nicht auch körperlichen Entbehrungen oder der Ungewißheit ausgesetzt sein, ob nicht das Morgen ihn aus den Bahnen drängen werde, in die ihn sein Vater geleitet. Gerade in solchen Augenblicken sei der Mangel an pecuniären Mitteln am allerfühlbarsten und er könne der Grund sein, daß ganze Familien von der Bildfläche des Lebens verschwinden. Dem solle nun vorgebeugt werden. Die Versicherung des Lebens biete diese Möglichkeit. Denn mag dann sein, des Vaters, Tod eintreten wann immer, im Momente des Todes wird das versicherte Capital fällig, das vom Vater dem Sohne zugedachte Capital ist dann thatsächlich vorhanden, für den Sohn, für die Familie ist gesorgt. Der Vater hatte sein Leben versichert aus Liebe zu seiner Familie; die Triebfeder seines Handelns war echte, wahre Nächstenliebe, das Grundmotiv seiner Religion.

Nicht minder zeigt sich dieser leitende Gedanke, wenn Vater oder Mutter zu Gunsten ihrer Tochter eine Erlebensfallsversicherung abschließen. Die Eltern sichern hiedurch der Tochter ein bestimmtes Capital, welches an letztere auszubezahlen sei, wenn dieselbe ein gewisses Alter, gewöhnlich das 18. oder 20. Lebensjahr, erreicht haben sollte. Vater und Mutter denken dabei an jenen Moment im Leben ihrer Tochter, da sie als Braut vor den Altar treten soll, um einen Bund zu schließen, der ihr verantwortungsreiche Pflichten auferlegt, die sie nicht erfüllen kann, wenn ihr nicht durch geregelte

wirthschaftliche Verhältnisse die Grundlage hiezu gegeben ist. Nun ist es aber heutzutage unendlich selten, daß eine solche auf gesunder ökonomischer Basis beruhende Ehe geschlossen wird, wenn nicht auch die Frau ihrerseits ein Vermögen in die Ehe mitbringt, das als Heiratsgut mitbestimmt ist, wie die Römer sagten: „Die Lasten der Ehe zu tragen." Das Einkommen des Mannes muß sich in der Regel der Fälle mit dem der Frau entsprechend vereinigen, um gesicherte Garantien bieten zu können, daß die Ehe auch in wirthschaftlicher Hinsicht Bestand haben wird. Dieser Umstand ist von großer Bedeutung; denn ohne diese wirthschaftliche Festigung der Ehe kann es keine glückliche Ehe geben. Dort, wo das wirthschaftlich-eheliche Leben in Unordnung geräth, dort ist auch das sittliche und das Gefühlsleben der Ehe zur Unmöglichkeit geworden. Das wissen die erfahrenen Eltern; deßhalb gingen sie die Versicherung zu Gunsten ihrer Tochter ein, um ihr ein solches Capital zu erwerben, das ihr die Aussicht bietet, in eine glückliche Ehe einmal treten zu können, daher nach dem Wunsche der Eltern dereinst mindestens ebenso glücklich zu sein und zu bleiben, als sie es im Elternhause sein konnte. Von diesen Intentionen beseelt nahmen Vater oder Mutter auch die Bestimmung in den Versicherungsvertrag auf, daß für den Fall, als sie früher einziehen sollten in das Land, „aus deſſ' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt", bevor ihre Tochter das bestimmte Alter erreicht haben sollte, doch das ganze Capital gesichert und am Fälligkeitstage dem Kinde voll ausbezahlt werden solle, ohne daß seit dem Tode des Vaters oder der Mutter weitere Prämien wären zu entrichten gewesen.

Auch hier war wieder Liebe das leitende Motiv zur That, die vorsorgende, selbstlose Liebe der Eltern zu dem Kinde.

Und wenn eine Frau ihren Mann zu bewegen sucht, sein Leben für den Todesfall versichern zu lassen, ist sie dann wirklich jene „Speculantin" auf den Tod ihres Mannes? O gewiß nicht. Der Mann ist die Stütze der Familie; er arbeitet und schafft für die Familie; das weiß die Frau, das fühlen die Kinder. Der Mann gibt Richtung und Ziel der Familie. Stirbt er, dann hat die Witwe an seine Stelle zu treten. Sie hat seinen Bestrebungen gemäß, seinen Wünschen und Absichten folgend, die Kinder auf denselben Wegen fortzuführen, in die sie der Vater geleitet, sie hat den Namen der Familie aus Pietät für den Verstorbenen, aus Liebe zu den Kindern ohne Makel in Reinheit zu bewahren und durch eine geregelte Erziehung und Heranbildung der Kinder gewissermaßen das Leben ihres Gatten fortzuleben. Das sind Pflichten einer Witwe, die ohne hinreichende Mittel gar nie erfüllt werden können. Wenn nun die Frau weiß, daß ihr Mann kein Vermögen oder kein so großes Vermögen besitzt, das sie in den Stand setzen würde, diesen ihren Pflichten dereinstens obliegen zu können, so handelt sie nur für

ihren Mann, ihre Kinder, für ihre Familie, wenn sie den Mann zu einer Versicherung seines Lebens bestimmt, deren wirthschaftlich ausgezeichnete Folgen nicht so sehr ihr allein, als vielmehr ihren Kindern, den Kindern und der Familie ihres Mannes, zur Hilfe in den Tagen des Unglückes und zur Stütze in der Zukunft gereichen sollen. Die Frau liebt ihren Mann im edleren Sinne des Wortes, die weise bedenkt, wie rasch das Rad des Glückes rollt, als die, welche über der trügerischen Gegenwart der Zukunft nicht entgegenblickt.

Jedoch auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus möchte ich die Relation zwischen Religion und Lebensversicherung beleuchten.

Die Lehren des Monotheismus schreiben den Gläubigen vor, das Leben, wie es ihnen Gott beschieden, in Demuth zu ertragen. Ob die Sonne des Glücks ihnen scheint oder ob die Nacht des Unglücks sie umfängt, — „des Herrn Wille geschehe." Eine Consequenz dieser Lehre ist die Stempelung des Selbstmordes zur Sünde; denn wer freiwillig seinem Leben ein Ende macht, wer vorzeitig und willkürlich den Lebensfaden kürzt, der unterwirft sich nicht dem Schicksale, das ihm Gott bestimmt, sondern tritt entgegen dem Willen und der zwar unerforschlichen, aber weisen Fügung Gottes. Die Religion verbietet den Selbstmord; ewige Strafen im Jenseits droht sie den Selbstmördern an und zeitliche Ausstoßung des Leichnams aus der Gemeinschaft der auf dem Gottesacker ruhenden Religionsgenossen. Es muß daher die Aufgabe der Kirche sein, die Zahl der Selbstmorde möglichst zu vermindern.

Ebenso wird sie es für ihren Beruf halten, den auch nach bürgerlichen Gesetzen strafbaren Handlungen, den Verbrechen im Allgemeinen, entgegenzusteuern, die Menschen auf den Pfad des Rechtes zu führen und sie warnen, daß sie die breite Straße des Lasters nicht betreten. Die Religion an sich kann nur Gutes wollen; alles, was nicht gut ist, kann mit der Religion nichts gemein haben. Jedes Verbrechen ist daher das Gegentheil von dem, was religiös ist.

Selbstmord und Verbrechen sind demnach zwei Zielpunkte, auf welche die Diener der Religion ihr unverwandtes Augenmerk richten, ihren ganzen Einfluß zur Veredelung, zur Versittlichung der Menschen geltend machen müssen.

Nun kann man aber eine Krankheit nicht heilen, wenn man ihre Ursache nicht kennt; man kann Strömungen im organischen Culturprocesse der Menschheit nicht saniren, wenn man nicht weiß, worauf sie zurückzuführen sind. Wir wissen jedoch, daß das Motiv für die meisten Selbstmordfälle und für die meisten Verbrechen — die wirthschaftliche Noth ist. Der hungerige Magen trieb die meisten Selbstmörder in den Tod, und mögen auch

Leidenschaft, Gewinnsucht, Leichtsinn und andere Gründe die Verbrechen zeitigen, die Noth ist doch das stärkste Motiv, die Noth liefert das größte Contingent für das Verbrecherthum. Wenn man nun diese Ursache kennt, so wird man zusehen müssen, wie ihr zu begegnen sei. Es wäre das leicht, wenn man die Menschheit von dem sie so drückenden Alp der Noth befreien könnte. Das wird jedoch niemals voll gelingen. Aber das, was menschenmöglich ist, soll geschehen und gerade unsere heutige Zeit ist im besten Zuge, dies zu thun. Man verlangt, daß man auch den capitallosen Classen die Möglichkeit bieten müsse, Capitalien zu erwerben und zu besitzen, um durch deren Besitz sich die Basis zu schaffen für ein geregeltes wirthschaftliches und selbständiges glückliches Leben. Das Mittel nun, dieses überaus wichtige socialpolitische Problem zu lösen, wird von den hervorragendsten Nationalökonomen und Staatsmännern in der Versicherung, speciell in der Lebensversicherung, Krankenversicherung und Unfallversicherung gesucht.

Mit Recht. Denn Lebensversicherung und Capitalsansammlung sind identische Begriffe. Durch die Lebensversicherung wird der Familie ein Capital gesichert, das ihr den Grundstock gibt für eine festgesetzte häusliche Wirthschaft. Capital ist Vermögen und Vermögen schützt vor wirthschaftlicher Noth. Die Noth aber ist die Quelle der meisten den Gesetzen des Rechtes, der Sittlichkeit, der Religion zuwiderlaufenden Handlungen. Nachdem nun die Lebensversicherung — wie Schaeffle sagt — vor Verarmung schützt und damit die Noth zu bannen vermag, so muß sie wohl auch von der Religion anerkannt werden als eine gerade die religiösen Principien kräftigende, die Versittlichung der Menschheit fördernde Institution.

Nicht daß die Lebensversicherung gegen die Grundsätze verstößt, welche eine reine Gotteslehre verkündet; nicht daß sie verleitet einzugreifen in die göttlichen Befugnisse einer über uns waltenden höheren Macht, — nein, sie ist die Erfüllung des schönsten Gebotes edler Menschenliebe, wenn Vater oder Mutter im Gedanken an die Zukunft ihrer Kinder die Versicherung ihrer Leben beschließen, und sie erhält und fördert uns Sitte und Recht im Volke, indem sie den Menschen bewahrt vor Verarmung und Noth, vor Selbstmord und Verbrechen. Das Gebot der Menschenliebe aber — so spricht die Satzung — ist Gottes Wort und Tugend zu üben ist Gesetz der Religion. Und weil dem so ist, sollte von allen Factoren der Staatsverwaltung und von jedem Einzelnen im Staate die Lebensversicherung propagirt werden, nicht in dem Irrglauben, als ob damit nur wenigen wirthschaftlichen Corporationen gedient wäre, sondern von dem viel höheren Standpunkte aus, daß es zu Nutzen gilt der Erziehung und Bildung und damit der Wohlfahrt des Volkes.



Zukunftsfrage.

Von

Auguste v. Littrow-Bischoff.

Es rauscht der Bach den Felsenpfad
Herab auf steilen Wegen
Und wirft sich auf das Mühlenrad
Zerstäubt in Schaum und Regen,
Daß Alles rings, vom weißen Gischt,
Vom Wasserstaub benetzt, erfrischt,
Ergrünt und blüht im Walde.

Doch ohne Rast und ohne Ruh',
Beim Kommen wie im Scheiden,
Eilt schnell der Bach den Wiesen zu
Hinwandelnd unter Weiden
Wo sich die matte Herde kühlt
Und, von der Welle Bad bespült,
Sich Thier und Mensch erlaben.

Und weiter, weiter geht es froh
Zur Niederung, zur Tiefe.
O Bächlein, warum eilst Du so
Als ob die Liebe riefe?
Und weißt doch nicht ob grauser Tod
Dir langsam nicht im Moore droht
Am Ende Deines Weges!

Das Bächlein drauf: Und harrte dumpf
  Auch mein des Moorgrunds Leiche —
Ein starker Bach durchströmt den Sumpf
  Verwandelt ihn zum Teiche,
    Und sucht durch Schlamm und Schilfgeheg
    Sich muthig einen eig'nen Weg
      Hinab, hinaus zum Flusse.

Das Wasser nur das stehen bleibt
  Mengt sich mit Staub und Erden,
Der Bach, der Mühlenräder treibt,
  Kann nie zur Pfütze werden —
    Er nimmt was ihn im Laufe hemmt,
    Reißt, was sich ihm entgegenstemmt
      Mit sich, sein Bett vertiefend.

Wohin es geht, wohin es führt,
  Und welch' ein Zweck gegeben?
Es läßt die Frage unberührt.
  Wer wirken will im Leben,
    Wer muth'gen Sinnes strebt und schafft
    Der löst durch seine eig'ne Kraft
      Der Zukunft bange Frage.





Das Phantom.

Nach dem Rumänischen des A. Sihleanu,

von

L. V. Fischer.

Wer ist jener Reiter, der auf seiner Flucht,
Gleich dem Sturmeswinde,
Wie der Blitz geschwinde,
Wohl entlang die Erde
Jagt auf wildem Pferde,
Daß die Funken sprühen von des Hufes Wucht?

Wie im Wahnsinn flieht er, groß ist seine Hast!
Nirgend bleibt er stehen,
Will nicht rückwärts sehen,
Da sein Sinn bezwungen
Von Erinnerungen,
Die er nicht verscheuchen kann mit ihrer Last.

In den wirren Blicken spiegelt sich ein Bild
Von gar hart bestraften
Glüh'nden Leidenschaften,
Von Gewissensqualen,
Die sein Glück ihm stahlen,
Die in seiner Seele kämpfen schwer und wild.

Auf der kalten Stirne klebt ein Tropfen Blut!
Und er muß ihn tragen. —
Ach, umsonst sein Klagen,
Seine Reu' vergebens!
Durch die Zeit des Lebens
Brennt auf seiner Stirne jenes Tropfens Glut.

Nicht in Eile jagt er, nein, er jagt im Flug
Von dem Ort, wo traurig
Sich ein Schatten schaurig
Zeigte, der ihn schreckte,
Angst in ihm erweckte
Und in heiße Fesseln seine Seele schlug.

Gleich dem Pfeile fliegt er, der durchschwirrt die Luft,
Und doch hört er immer
Fernher ein Gewimmer,
Hört, wie eine Stimme
Flucht und seufzt im Grimme,
Die auf Windesflügeln ihn verfolgt und ruft. —

Nebelhafte Schleier breitet aus die Nacht,
Frost'ge Stürme blasen. —
Vorwärts muß er rasen,
Schnell dem Blick entweichend,
Einem Geiste gleichend,
Der im nächt'gen Dunkel ausübt seine Macht. —

Endlich hat beendet er den tollen Ritt!
Auf gar öden, wilden,
Wüsten Steingefilden
Steigt er ab vom Pferde,
Gräbt in heißer Erde
Tief ein Grab, in welches er noch lebend tritt.

Auf dem Hügel dieses Grab's kein Kreuzlein ragt, —
Doch in weiter Runde,
Nachts zu später Stunde,
Ist am Berg voll Grauen
Ein Phantom zu schauen,
Mit befleckter Stirne, das dem Nachtwind klagt:

„Wohl ein jedes Wesen kostet in der Zeit
Da es lebt, vom Becher, den der Schmerz ihm bot;
Doch die Schmerzen alle, und auch jeglich Leid
Löscht der Trost, der süße, der sich birgt im Tod!

Ruhelos nur klagen muß die Seele mein,
Meine Seufzer dürfen ewig nicht vergeh'n;
Denn mit Blut geschrieben hab' den Fluch des Kain,
Hab' ich sein Verbrechen auf der Stirne steh'n!

In die Welt gestoßen, da ich Kind noch war,
Wuchs ich unter fremder Menschen Aug' heran.
Keine Seele ahnt es, Niemand ward's gewahr,
Welcher Schuld, welch' Leiden nimmer ich entrann! —

Als der Liebe Sonne, ach! so süß und mild,
Ihre warmen Strahlen in mein Herz gesenkt,
Hab' ich einem Wesen, einem Engelsbild,
Das ich angebetet, mein Vertrau'n geschenkt.

Ach, so heiß und innig, mit der Jugend Glut
Liebt' ich die Erkor'ne, fand in ihr mein Glück!
Hab' an sie zu denken heute ich den Muth,
Wehe! vor mir selber schreck' ich dann zurück!

Plötzlich war entflohen sie in finst'rer Nacht!
Daß Verrath sie übend unser Band zerriß,
Mußt' ich damals glauben, und mit wilder Macht
Packte mich der Zorn, der keine Ruh' mir ließ!

Ich durchzog die Erde und durchschwamm das Meer,
Denn der Durst nach Rache trieb mich unverwandt;
Mußt' sie finden, wenn es auch im Grabe wär',
Um die Glut zu löschen, die in mir gebrannt.

Und ich fand sie wieder, stieß ihr in das Herz
Einen Dolch erbarmungslos, voll bitter'm Hohn;
Doch entsetzlich schrie sie auf in ihrem Schmerz:
„„Halte ein, Unsel'ger! Denn Du bist mein..Sohn!““

Und in Blut gebadet sank die Aermste hin!
Noch ein tiefer Seufzer und ihr Geist entwich. —
Eingehüllt in Flammen fühlt' ich Herz und Sinn,
Kopf und Busen brannten, Wahnsinn packte mich!

In die Welt dann zog ich, um vom schweren Joch
Herber Seelenqualen zu befrei'n den Geist. —
Doch, o! mein Gewissen drückt mich heute noch,
Nimmer weicht der Schatten, der mich stets umkreist.

Es verwandelt Alles vor den Augen mein
Sich zu schwarzem Schatten, der mich tief entsetzt;
Frieden hofft' zu finden ich im Tod, — doch nein!
Ewig muß ich leben, von der Pein gehetzt!

Als Phantom erschein' ich stets um Mitternacht,
Um mit Grau'n zu lauschen, bis ein Wehmuthston,
Bis ein schwergehauchter Schreckensruf erwacht:
„„Halte ein, Unsel'ger! Denn Du bist mein..Sohn!““





Aus vergilbten Blättern.

Von

M. Constant.

Es sind die Sonnentage wohl vorüber,
Und von den Bergen streicht ein schwerer, trüber,
  Naßkalter Nebel über Wald und Au;
Verschwunden sind die glänzenden Phalänen
Und was auf Blumen schimmert, gleicht mehr Thränen
  Herbstlicher Wehmuth als dem Frühlingsthau.

Es kann das Herz nicht länger sich verhehlen,
Nah sei der ernste Tag von Allerseelen;
  Wie Geister zieht es durch die rauhe Luft;
Bald toben Stürme, daß die Wälder zittern,
Die stolzen Eichen binsengleich zersplittern,
  Und wo Du stehst, stehst Du auf einer Gruft!

Für Dich gebrochnes Herz ein Mausoleum,
Drin ruhe aus, bis wieder ein Te Deum
  Der Hohepriester Lenz der Erde singt;
Und wieder alle Bronnen lustig fließen,
Und wieder alle Blüten duftig sprießen,
  Und Sonnengold in alle Hütten dringt.

*

Fort! Fort! hinaus in's Freie! ruft mein Freund,
  Verlasse Deiner Stube Kerkerwände;
Sieh' doch, wie außen schön die Sonne scheint,
  Kaum, daß man irgend Reizenderes fände!

Und mit verhaltnem Spott mag ich dem Wort,
  Dem gutgemeinten, meines Freundes lauschen;
„Das heißt doch", ruf ich herb und eile fort,
  „Den kleinen Kerker mit dem großen tauschen".

„Zuletzt bleibt noch ein Gang, zum Ueberfluß!
Und dieser harrt des Einen, wie des Andern,
Das ist der „Gang ins Freie“, denn es muß
Ein Jeder in den „kleinsten Kerker wandern.“ —

*

Wo das Niveau der Ehrlichen im Neigen,
Dort sieht man Charlatane — steigen.

*

Der Luftschiffer in seiner Gondel
Weiß nicht, wohin
Ihn die Lüfte ziehn;
Wie viele wandeln auf festem Boden
Und wissen dennoch nicht — wohin?

*

Mann und Weib und Greis und Jüngling
Willst du mit gleichen Worten rühren!
Willst du denn mit einem Schlüssel,
Bester, öffnen alle Thüren?

*

Undankbarkeit eine hohe Schule: sie kann
Dich erziehen zu einem großen Mann.

*

Faßt der Speicher auch nichts mehr,
Endlich wird der vollste — leer.

*

Immer nur ein Federchen
Dem Gänschen ausgezupft,
Eines Tages endlich siehe,
Wie es — ausgerupft.

*

Drei Dinge hängen wunderlich zusammen:
Das Gold, das echte, widersteht den Flammen,
Dem Golde widersteht das keusche Weib,
Der weise Mann dem schönsten Frauenleib.

*

Geist und Verstand fürwahr
Zwei eigene Potenzen:
Es kann mit Geist ein Narr
Ganz unvergleichlich glänzen;
Doch Narrheit ganz und gar
Wird ein Verständ'ger nie credenzen.

O Jugendlust! O Jugendstürme!
Ihr meßt noch nicht die Spanne Zeit;
In Euren rasch genoß'nen Wonnen
Vergeßt ihr bald das schwerste Leid.

O Alterslast! O Altersbürde!
Du fühlst den schwächsten Druck der Zeit;
Und jeden Athemzug verbittert
Dies Wissen der — Gebrechlichkeit.

*

Des Glückes Unglück ist
Die Ueberfülle;
Das Glück des Unglücks ist
Die Hoffnung doch.

*

Das Alter läutert die unreinen Triebe
Und Frömmigkeit ist uns're letzte Liebe.





Horatius.

Tragödie von P. Corneille.

Aus dem Französischen

von

Dora von Gagern.

Personen:

Tyllus, König von Rom.
Der alte Horatius, ein römischer Ritter.
Horatius, sein Sohn.
Camilla, seine Tochter.
Curiatius, ein Edler aus Alba, Verlobter der Camilla.
Valerius, ein römischer Ritter, Bewerber um Camilla.
Sabina, Gemalin des Horatius und Schwester des Curiatius.
Julia, eine vornehme Römerin.
Flavianus, Krieger aus Alba.
Proculus, römischer Krieger.

Der Schauplatz ist in Rom, im Hause des Horatius.

Erster Act.

Erste Scene.

Sabina. Julia.

Sabina.

Schilt meine Schwäche nicht, und laß mich trauern!
In solchem Schicksalssturm, wenn solche Donner
Die Erd' erschüttern, über unserm Haupt
So drohend Blitze zucken, darf das stärkste,

Das kühnste Herz erbeben. Trauern, seufzen
Sahst Du mich wohl, doch keine Thräne noch
Hab' ich vergossen. Ist das weniger
Als Mannesmuth, ist's doch nicht Weiberschwäche.

Julia.

Es ist genug, — und mehr, für kleine Seelen,
Die Unglück seh'n, wo nur Gefahr erst droht.
Ein großes Herz weist solche Furcht zurück,
Und greift mit kühner Hoffnung in die Zukunft,
Wie zweifelhaft sie sei, — als wär' sie sein.

Vor unsern Thoren steh'n die beiden Heere
Sich gegenüber, — sei's drum! hat doch Rom
Noch nicht gelernt, wie Schlachten man verliert.
Nicht zagend, jubelnd müssen wir's begrüßen.
Geht Rom zum Kampf, geht es zu neuen Ehren,
Zu Macht und Größe! Bete zu den Göttern;
Doch stolz und freudig, — eine Römerin.

Sabina.

Wohl bin ich Römerin, da mein Gemal,
Horatius, Römer ist. Ich bin's geworden,
Als ich sein Haus betrat als seine Gattin, —
Darf ich darum der Heimat nicht gedenken?
Mein Alba, Du, das ich zuerst erblickt,
Zuerst geliebt, wenn zwischen uns und Dir
Der Kampf entbrennt, so fürcht' ich unsern Sieg
So sehr, wie unsern Untergang!

Und Du,
Wenn Du mir zürnst, o Rom, daß solche Liebe
An Dir Verrath ist, — schaffe Feinde Dir,
Die ich *vermag* zu hassen. Mein Gemal
Steht hier in Deinem Heer, ihm gegenüber
Die vielgeliebten Brüder, — kann ich beten
Und opfern für *Dein* Heil, — das *ihr* Verderben?

Ich weiß, daß Deine junge Kraft in Kriegen
Erstarken muß und wachsen. Götterwort
Ruft über Deine Grenzen Dich hinaus:
Der Erdkreis soll Dein Reich sein. — Kämpfe, siege,
Gebet und Opfer send' ich Dir voraus.
Laß Deine Heere glorreich überschreiten
Der Alpen Wolkenhöh'n, der Pyrenäen
Zerklüftetes Gestein; der Orient
Sei Deiner Füsse Schemel, laß die Säulen

Des Herkules vor Deinem Schritt erbeben,
Und Deine Adler fliegen bis zum Rhein.
Nur achte sie, die Romulus geboren,
Der Deine Mauern baute, seinen Namen,
Recht und Gesetz Dir gab. Von Alba stammst Du,
Du darfst in Deiner Mutter Brust das Schwert
Nicht stoßen. Auf, ein Kriegertritt stampft Feinde
Aus jedem Boden. Deine Mutter wird
Mit Stolz und Freude Deinen Sieg begleiten.

Julia.

Ich bin mit Recht erstaunt, denn in der Zeit,
Als gegen Alba Rom sein Heer gerüstet,
Sah ich so ruhig Dich und gleichgestimmt,
Als wärst Du uns entstammt. Bewundert hab' ich
Die Gattenliebe und die Bürgertugend,
Die Alles Rom und dem Gemal geopfert.
Jetzt, da Du trauerst, dacht' ich, Dich zu trösten,
Als bangtest Du um Rom!

Sabina.

So lang' man sich
In kleinen Plänkeleien nur versuchte,
Die ernstlich keinem Theil geschadet, hofft' ich
Auf Frieden noch; und laß mich Dir's gesteh'n,
Als Römerin wollt' ich mich fühlen! Sah ich
Die kleinen Siege Roms mit ein'gem Neid,
Schnell straft' ich diese Regung; unterlag es,
Und wallte auf mein Blut in freud'gem Stolz
Auf meine Brüder, — war's ein Augenblick,
Den ich mit heißen Thränen wieder büßte.
Doch jetzt, da fallen oder siegen muß
Rom oder Alba, da nach dieser Schlacht
Den Sieger nichts mehr hemmt, und keine Hoffnung
Für den Besiegten bleibt, jetzt könnt' ich nur
Von Haß getrieben für mein Heimatland
Den Sieg für Rom erfleh'n.
Es gibt für mich
In diesem Kampf nicht Ruhm und nicht Triumph,
Das Leid der Unterworfnen theil' ich nur.
Zum Kampf geleit' ich sie mit gleicher Liebe,
Doch wenn er ausgekämpft, hab' ich nur Thränen
Für die Besiegten, — für die Sieger — Haß.

Julia (nach einer Pause).

Wie solcher Zeiten Sturm so gar verschieden
Der Menschen Herz bewegt! Sieh nur, wie anders

Camilla fühlt. Ihr Bruder ist Dein Gatte,
Und Deinen Bruder liebt sie. Sie auch zieht
Das Herz dorthin, und heil'ge Bande fesseln
Sie hier, — und doch, verstehst Du selbst ihr Wesen?
Was Du mit stolzer Römerfassung trugst,
Das fand sie schwankend, furchtsam, unentschlossen,
Der schwächste Waffenlärm ließ sie erbleichen,
Sie schwamm in Thränen, Aller Los beweinend.
Und gestern, da ihr Kunde ward, daß nun
Der Tag bestimmt für die Entscheidungsschlacht,
Erglänzt' ihr Aug' in hellem Freudenschein.

Sabina.

Ach Julia, mir mißfiel der schnelle Wechsel!
Wie sie in bester Stimmung mit Valerius
Sich gestern unterhielt. — Mein Bruder, fürcht' ich,
Weicht diesem Feind. Die Gegenwart behauptet
Ihr unantastbar Recht. Der Ferne scheint ihr
Nicht liebenswürdig mehr: lang war die Trennung!

Doch geh' ich wohl zu weit! Die Schwesterliebe
Macht mich zu leicht besorgt, denn, ich gesteh' es,
Der Anlaß war gering. Auch wechselt man
Den Sinn nicht leicht in schwerer Zeit. Wir Frauen
Zumal, — wie kann man zwei Mal lieben?
Freilich
Frag' ich mich auch, wie kann man scherzen, lachen
Und fröhlich sein in solcher Zeit?

Julia.

Bedenklich
Erschien's auch mir, und unerklärlich fand ich
Ihr Wesen. Muth genug ist's, der Gefahr
Entgegen geh'n mit festem Schritt, doch Freude
Soll sie uns nicht erregen.

Sabina.

Sieh, da sendet
Ein günst'ger Zufall sie; sprich mit ihr, Julia,
Such' ihr Geheimniß zu ergründen! Dir
Wird sie es nicht verbergen, denn sie liebt Dich.
Ich laß' Euch gern allein.
(zu Camilla, die eintritt.)
Komm', liebe Schwester,
Statt meiner Julia zu unterhalten.
Ich bin so trüb' gestimmt, daß ich mich schäme,
Es ihr zu zeigen. Und mich selbst verlangt
Nach Einsamkeit (ab).

Zweite Scene.

Camilla, Julia.

Camilla.

Du mög'st den Tausch nicht loben,
Denn wahrlich, sie hat Unrecht, Julia,
Zu glauben, daß ich minder traurig bin
Als sie, und daß ich besser Schmerz und Thränen
Verberge. Ist doch unser Unglück gleich.
Wie sie muß ich in jedem Fall verlieren:
Mit seiner Heimat fällt der mir Verlobte,
Wenn er die meine nicht zerstört, — und ihn,
Den ich so innig liebe, soll ich hassen, —
Wenn ich ihn nicht beweinen muß.

Julia.

Sabina
Ist doch beklagenswerther: Wechseln kann man
Den Gegenstand der Liebe, — nicht den Gatten.
Vergiß den fernen Freund, und nimm Valerius'
Bewerbung an, dann brauchst Du ferner nicht
Für Alba's Heer zu zittern: Römerin
Bist Du dann ungetheilt, und kein Verlust
Droht Dir im Feindeslager.

Camilla.

Gib mir Rath,
Den ich befolgen kann; — beklage mich,
Doch muthe mir so Schmählichtes nicht zu.
Was auf mir liegt, — ich will es lieber tragen
Als es verdienen.

Julia.

Nennst Du einen Wechsel,
Der so entschuldbar, schmählich?

Camilla.

Scheint Dir Treubruch
Entschuldbar?

Julia.

Ist dem Feind man Treue schuldig?

Camilla.

Er hat mein Wort, wie könnt' ein Krieg es lösen?

Julia.

Sei offen, leugne nicht, was ich geseh'n:
Die Freundlichkeit, die Du Valerius gestern
Erzeugt, erlaubt ihm, viel zu hoffen. —

Camilla.

Gestern?

Ja, freilich, — gestern war ich gut mit ihm,
Zu gut vielleicht; — doch ging es ihn nicht an:
An einen Andern dacht ich! Doch Du sollst
Nicht Einen Augenblick mich treulos glauben,
Zu sehr lieb' ich den Fernen; — höre denn,
Was mich so froh gemacht.

Du weißt es, Julia,
Zur selben Zeit, als meines Bruders Gattin
Sabina ward, erhielt von meinem Vater
Curiatius das Versprechen meiner Hand.
Ein Tag war's, freudig und Verderben bringend,
Die Herzen einend und die Völker trennend.
In Einer Stunde ward der Krieg beschlossen
Und unser Ehebund, erblüht' und welkte
Camilla's Hoffnung, ward, was kaum gegeben
Uns weggerissen, wurden wir zu Feinden
Aus Liebenden. Damals glaubt' ich mein Leid
Auf seinem Gipfel. Mit den Göttern hadernd
Stand Curiatius da. Das Herz zerrissen
Von seiner Heimat Ruf — und meinen Thränen.

Was sag' ich Dir's, die Du uns scheiden sah'st?
Du sah'st auch, wie seitdem mein Sinn verdüstert,
Wie ich vor den Altären unsrer Götter
Geknie't, gebetet und geweint — für Alle!

In solcher Qual ließ mich mein Leid zuletzt
Der Götter Spruch verlangen — ein Orakel.
Ich hört' ihn gestern; sage Du, ob nicht
Mit Recht das tief erregte Herz er stillte.
Der Griechenpriester, der seit Jahren schon
Am Fuß des Aventin der Sterblichen
Geschicke kündet, die ihm offenbart
Apoll der Alles Sehende, versprach mir
Mit diesem Wort das Ende meiner Leiden:

„Sei getrost und hoff' auf morgen!
Mit dem Krieg dann enden Deine Sorgen,
Deine Bitten sind erhört.
Dem Geliebten bist Du dann verbunden,
Wirst von aller Herzensqual gesunden. —
Nichts mehr Euren Frieden stört."

Dies Wort, das meine Hoffnung überflügelt,
Erfüllte mich mit heitrer Zuversicht.
So glücklich war ich nicht vor all' dem Jammer,

So glücklich kaum in des Geliebten Nähe!
In diesem Freudenrausch traf mich Valerius,
Der, wohl zum ersten Mal, mir nicht mißfiel.
Sprach er von Liebe mir? Ich weiß es nicht.
Wer zu mir sprach, bemerkt' ich kaum: so konnt' ich
Ihm nicht, wie sonst, Mißachtung, Kälte zeigen.
Vor meinen Augen stand ein Bild allein.
Mein Ohr vernahm nur seine Liebesworte,
Im Herzen jauchzt' es: morgen! morgen Dein!

Heut' ist der Tag für die Entscheidungsschlacht,
Dies ist das morgen, das ich gestern noch
Ersehnt. An Lieb' und Frieden dacht' ich nur,
Heut' sollen wir durch Kampf und Tod sie suchen.

Die Nacht war lang und schwarz, ihr düstrer Schleier
Liegt noch auf Allem: Traumgebilde, blutig,
Entsetzlich werden Wahrheit und zum Traum
Mein kurzes Glück. Was sah ich nur? — Ein Schatten,
Dann Andre, — drei, — sie flohen, sie verfolgten, —
Verlöschten sich, dann sah ich nichts mehr, Schrecken,
Verwirrung Alles!

Julia.

Desto besser! Träume
Bedeuten stets ihr Gegentheil.

Camilla.

O könnt' ich's
So glauben, wie ich's wünsche, — doch wir stehen
Vor einer Schlacht, — beginnt der Friede so?

Julia.

Oft schon hat eine Schlacht den Krieg beendet.

Camilla.

Dann laß' das Uebel mir statt solcher Heilung!
Ob Rom erliegt, ob Alba untergeht,
Der Ueberwinder wie der Sclave Rom's
Kann nie Camilla's Gatte sein! — Was seh' ich?
Täuscht mich ein Traum?

(zu Curiatius, der eintritt).

Du hier? In Rom?

Dritte Scene.

Curiatius, Camilla, Julia.

Curiatius.

Camilla,
Ich bin's! Sieh' her: Rom's Ueberwinder nicht,
Auch nicht sein Sclave! Nicht mehr darfst Du fürchten,

Geröthet meine Hand zu seh'n vom Druck
Der Sclavenkette, noch von Römerblut.
Hab' ich doch selbst fast mehr noch unsern Sieg
Gefürchtet, — als: gebeugt durch's Joch zu geh'n.

Camilla.

Nicht weiter! — Was Du sagen willst, ich ahn' es:
Du fliehst den Kampf, der, wie er enden würde,
Tod unserer Liebe brächte, — und Dein Herz
Entzieht der Heimat Deines Armes Beistand
Um meinetwillen! — Mögen And're fragen,
Ob Du die Pflicht verletzt, — ob Du Camilla
Zu sehr geliebt, — sie darf Dich deßhalb nicht
Geringer achten: um so treuer steht sie
Zu Dir. Die Heimat, der Du Alles schuldest,
Du hast sie mir geopfert, — nimm' mich hin!
Doch, — sah'st Du meinen Vater? Wird er's dulden,
Daß Du hier weilst, — in des Horatius Haus?
Er liebt sein Vaterland mehr als die Seinen,
Die Tochter gilt ihm nichts, wenn Rom es fordert;
Sieht er den Feind in Dir? den Ueberläufer?
Den Tochtermann? Aus welchem Boden soll
Camilla's Glück entsprießen?

Curiatius (stolz).

Er empfing mich
Als Tochtermann mit freud'ger Herzlichkeit.
Er durft' es, denn nicht bin ich als Verräther
Ehrlos durch seines Hauses Thür getreten.
Die Heimat hab' ich nicht geopfert. Ehre
Und Pflicht bewahrt' ich treu, wie meine Liebe.
Ein guter Bürger war ich, und ich zeigt' es;
Wie ich Dich liebte, zeigt' ich nicht, — ich fühlt' es
Am Schmerz, mit dem ich für mein Alba kämpfte.
Ich thät' es noch, Du säh'st mich nicht in Rom,
Ich stände noch im Lager, wenn der Friede
Mich nicht zu Dir gesandt. Hör' es: der Friede!

Camilla.

Der Friede? Kehrt' die Zeit der Wunder wieder?

Julia.

Glaubst Du an ein Orakel doch, — warum nicht
An Wunder? Laß' uns hören, Curiatius,
Wie kam's, daß diese Stund' uns Frieden brachte.

Curiatius.

Wer konnt' es denken! Rom's und Alba's Schaaren
Bedrohten schon sich mit den Augen, zitternd

Vor Kampflust, den Befehl zum Angriff nur
Erwartend. Da erschien vor unsern Reihen
Alba's Dictator, der von Eurem König
Gehör verlangt', im Angesicht der Heere.
Der König willigt ein, und Jener spricht:
„Mitbürger, Römer! Welche Zwietrachtsgeister
Bewegen uns zum Streit? Die Augen öffnet,
Seh't, was Ihr thut! Desselben Bodens Kinder
Sind wir. Wir gaben uns're Töchter Euch
Zu Frauen. Alba's Blut fließt tausendfach
In Euren Adern. Nur Ein Volk sind wir
In zwei getrennten Städten. Warum denn
Zerfleischen wir uns selbst in Bürgerkriegen?
Aus jeder Wunde des Erschlag'nen strömt
Zugleich des Siegers Blut, und naß von Thränen
Ist jeder Lorbeerzweig. Vereinigt steh'n
An unsern Grenzen Rom's und Alba's Feinde,
Begierig lauernd, bis die Niederlage
Des Einen Theils als leichte Beute ihnen
Den andern überläßt; der, Sieger zwar,
Erschöpft vom Kampf dasteht, beraubt der Stütze,
Die er mit eig'ner Hand zertrümmert. Auf!
Vereinigt Eure Kräfte gegen sie,
Die lang' genug von uns'rer Zwietracht lebten,
Vergeßt den Hader, der aus braven Kriegern
Euch zu gehäß'gen Nachbarn hat gemacht.

Wenn aber Ehrgeiz Euch ins Feld getrieben,
Den Kampf zu führen um die Obermacht,
So laßt, statt Euch zu trennen, solchen Ehrgeiz
Euch einen — eh' er so viel Blut gekostet.
Erwählt Euch Kämpfer für die große Sache,
Und an die seinen knüpfe sein Geschick
So Rom wie Alba; und wie dann die Götter
Es lenken, nimmt der Ueberwund'ne friedlich
Vom stärkern Bruderstamm Gesetze an.
Doch ohne Schmach gescheh' es für die Tapfern:
Sie mögen Unterthanen sein, nicht Sclaven.
Demüthigung, Tribut und jede Härte
Bleib' ihnen fern; sie folgen nur den Fahnen
Des Siegers, — Alle dann Ein Volk, Ein Reich!"

Wie wohl der Sommerwind ein Aehrenfeld
Bewegt, nach einer Seite Alle beugend,
Bewegt die tausend Herzen seine Rede.
Mit andern Augen seh'n sie jetzt die Reihen
Sich gegenüber, jetzt erkennen sie
Der einen Freund, der seiner Gattin Bruder,

Der seiner Tochter Mann. Sie steh'n entsetzt
Vor dem, was sie gewollt, und wollen nun,
Was der Dictator Mettius ihnen räth.
Zustimmung jauchzen Alle, man beschwört
Den Frieden und bestimmt die Zahl der Kämpfer.
Drei soll man wählen, — dazu braucht der König
Und der Dictator ruhige Erwägung.
In seinem Zelt weilt unser Haupt; das Eure
Bespricht sich im Senat.

Camilla.

Dank Euch, Ihr Götter!
Ihr füllt mit Eurer Seligkeit mein Herz!

Curiatius.

Durch Uebereinkunft ward uns eine Frist —
Zwei Stunden nur — gesetzt, dann wird das Los
Der Kämpfer über Aller Los entscheiden.
So lang' ist Jeder frei, — Rom ist bei uns,
Und hier glaubt man sich fast in Alba's Lager.
Die lang getrennten Freunde suchen sich,
Und freudig nimmt man Jeden auf. Ich ging
Mit Deinen Brüdern, flog voraus, und brachte
Die Kunde Deinem Vater, — der für morgen
Mir Deine Hand versprach. — Camilla — morgen!
(Lächelnd) Du wirst Dich dem Befehl nicht widersetzen?

Camilla (ebenso).

Geziemt uns armen Mädchen doch Gehorsam!

Curiatius.

So komm', und hör' den harten Urtheilsspruch,
Und schnell, ich möcht' ihn noch einmal vernehmen.

Camilla.

Geh'n wir! Auch meine Brüder möcht' ich grüßen.
Aus jedem Mund die Friedensbotschaft hören.

Julia.

Geht nur! Ich will für mich und Euch den Göttern
Dankopfer bringen, die den Frieden schenkten.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Horatius, Curiatius.

Curiatius.

So hat denn also ganz und ungetheilt
Rom sein Vertrau'n auf des Horatius Haus
Gesetzt. Die stolze Stadt erklärt, daß Du
Und Deine Brüder einzig ihrer würdig,
Und fordert so, in Eines Mannes Söhnen
Alba heraus; Horatius heißt heut': Rom.
Drei Häuser konnte diese Wahl mit Ruhm
Bedecken, der Unsterblichkeit sie weih'n.
Auf Euch ruht diese Ehre dreifach nun,
Und da mein guter Stern und meine Liebe
Dir meine Schwester gab, — und mir die Deine,
— So nah' Euch schon, bald näher noch verbunden —
So nehm' ich Theil an Eurem Glanz. Nur Alba's
Darf ich dabei nicht denken, soll nicht Sorge
Die Freude dämpfen. Hat doch Euer Werth
In diesem Krieg sich so gezeigt, daß ich
Für Alba zittern muß, — und fast verzagen.
Ein Einzelkampf mit Euch — wer wird ihm steh'n?
Die Götter waren Alba feind, als sie
Auf Euch die Wahl gelenkt; was sie beschließen,
Erkenn' ich klar: mein Land soll untergeh'n,
Und vor Dir steht — ein Bürger Rom's aus Alba!

Horatius.

Du würdest nicht für Alba zittern, Rom
Vielmehr beklagen, kenntest Du wie ich
Die es vergaß, und die es sich erwählte.
Verblendung ist's, verhängnißvoller Irrthum:
Vor solcher Wahl zu steh'n, und *so* zu wählen.
Wer sind wir, die man auf den Schild gehoben?
Wie Viele kenn' ich, würd'ge Söhne Rom's,
Weit überragend unser Mittelmaß.
Doch ist's mein Los, — so will ich deß mich freu'n.
Die Wahl *soll* richtig sein, so weit die Götter
Es mir nicht wehren! Nimmer sieht man mich
Als Unterthan von Alba. Hat mich Rom
Zu hoch geschätzt, so will ich sein Vertrau'n
Rechtfert'gen oder sterben. Selten nur
Erliegt, wer siegen will, — um *jeden* Preis.

Curiatius.

Daß ich das weiß, ist, was mein Herz zerreißt!
Was kann ich hoffen, das ich nicht zugleich

Auch fürchten müßte? Alba unterliegt,
Wenn es nicht siegt, um Deines Lebens Preis —
Und Alba lebt, — wie Du, will athmen, siegen —
Wie Du, Wen muß ich von Euch sterben seh'n?
Wem muß ich Lorbeerzweige reichen, — weinend
Um den Gefall'nen?

Horatius.

Weinen wolltest Du
Um mich, wenn ich für Rom mein Leben ließ?
Fühlst Du nicht, wie geheimnißvolle Lockung
In solchem Tode liegt? und daß er Thränen
Nicht duldet? Segnen würd' ich mein Geschick!
Nur darf ich jetzt nicht sterben: in den Adern
Wahr' ich Rom's Lebenskraft, ich will nicht sterben!

Curiatius.

Doch wehrst Du's Deinen Freunden nicht, für Dich auch
Zu zittern. Dein die Zuversicht, der Ruhm,
Für sie die Furcht, die Thränen, der Verlust.
Gar ungerechte Theilung ist's: Dich macht sie
Unsterblich, ihnen stirbt ein treuer Freund.
Sieh' da Flavian! Was bringt er Neues?

Zweite Scene.

Horatius, Curiatius, Flavianus.

Curiatius.

Hat man
Die Kämpfer schon gewählt?

Flavianus.

Man sandte mich,
Dir ihre Namen kund zu thun.

Curiatius.

Nun denn,
Wer sind sie?

Flavianus.

Du und Deine Brüder!

Curiatius (erschreckend).

Wer?

Flavianus.

Du bist's und Deine Brüder! Doch warum
Bewölkt sich Deine Stirn, senkt sich Dein Auge?
Mißfällt Dir diese Wahl?

Curiatius.

— — — Sie überrascht mich! —
Ich hielt mich zu gering für solche Ehre.

Flavianus.

So meld' ich dem Dictator, der mich sandte,
Daß Du mit Kälte seine Botschaft hörtest?
Wenn Jemand überrascht ist, wird Er's sein.

Curiatius.

Sag' ihm, — daß Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft
Die Curiatier nimmer hindern, kämpfend
Mit den Horatiern, — ihrem Land zu dienen.

Flavianus (erschüttert).

Steht's so? Du sagst mir viel mit wenig Worten.

Curiatius.

Bring' dem Dictator meine Antwort. Laß uns.
(Flavianus ab.)

Dritte Scene.

Horatius, Curiatius.

Curiatius.

So steht's! Jetzt mögen Erd' und Himmel uns
Vereint bekriegen. Mögen in den Kampf
Der Götter und der Menschen auch die Geister
Der Unterwelt sich mischen, — können sie
Doch Schlimm'res nicht ersinnen und uns anthun
Als diese Ehre, die man uns erweist,
Uns Beiden.

Horatius.

Nicht so! Sieh, die Schranken öffnen
Sich weit dem großen Kampf. Und wenn die Götter
Ein unerhörtes Schicksal uns bereitet,
So meinten sie's als Maßstab uns'rer Kraft.
Da steht es, — sieh' es an, und scheint es Dir
Ein übermenschliches, — so strecke Dich!
Den Feind bekämpfen, sei's in Reih' und Glied,
Sei's anstatt Aller einzeln gegen Einen,
Den man nicht liebt, nicht haßt, das fordert nichts
Als eines Mannes Kraft. — Viele Tausend starben
Den Heldentod, viel Tausend ihn begehren.
Doch gegen den sich waffnen, den man liebt
Mehr als sich selbst; das Schwert erheben, dem sich

Der Bruder einer Gattin, der Verlobte
Der liebsten Schwester gegenüber stellt,
Und dann ein Blut vergießen, das man gern
Mit Seel' und Leben sich zurück erkaufte, —
Das fordert man von uns. Sie steh'n im Kreis,
Im weiten Kreis, die Völker dieser Erde,
Nachahmer nicht, noch Neider, — scheu bewundernd.
Sie meinen, daß wir's können ... Curiatius!
Wir wollen's können!

Curiatius.

Uns're Namen werden
Nicht untergeh'n, ich weiß es. Dieser Stunde
Darf ich nicht zürnen, die uns Beide ruft
Zur höchsten Bürgertugend. Doch gesteh' ich's,
Wie Du dem Ruf antwortest, das erscheint mir
Barbarisch, — mehr als Römisch. Wer begehrte
Unsterblichkeit um solchen Preis? Beredter
Als aller Zeiten ferner Beifallsjubel
Spricht meines Herzens halberstickte Stimme.
Doch darf ich's sagen, — wirst Du mir's bezeugen:
Ich habe nicht verhandelt, wo es galt,
Zu thun was recht. Nicht uns're treue Freundschaft,
Nicht meine Liebe, nicht der Schwester Bild
Beirrte mich nur einen Augenblick;
Und da mein Land durch seine Wahl mir zeigt,
Daß es so hoch mich schätzt, wie Dich das Deine,
So glaub' ich wohl: ich werde thun für Alba,
Was Du für Rom. Ich bin wie Du entschlossen.
Doch bin ich auch ein Mensch. Ich weiß, ich weiß,
Du mußt nach meinem Blut verlangen, ich
Den Stoß ins Herz Dir führen, — Alba will es,
Und folgen werd' ich, ohne Wanken zwar,
Doch tief entsetzt. Voll Mitleid mit mir selbst
Beneid' ich, die gefallen. Diese Ehre
So groß und furchtbar, was sie gibt und nimmt,
Das nehm' ich und das geb' ich, wie ich soll.
Wenn Rom von seinen Bürgern mehr verlangt,
So dank' ich Euch, Ihr Götter, die Ihr nicht
Zum Römer mich gemacht, zum Menschen nur.

Horatius.

Wenn Du nicht Römer bist, sei dessen würdig!
Wenn Du entschlossen bist wie ich, so zeig' es!
Die Männertugend, der ich mich geweiht,
Ist wie das Bad im Styx: sie stählt die Seele,
Die sich in sie versenkt. Die Ehren-Laufbahn,
Die sich uns öffnet, kennt kein rechts noch links,

Nur vorwärts. Sieh' auf's Ziel, und nichts entsetzt Dich.
Wenn Rom mich braucht, sei's gegen wen es will,
Blind nehm' ich's an, und freudig führ' ich's aus.
Die Ehre, seinen Auftrag zu empfangen,
Gilt mehr als Alles: Wer in seinem Dienst
An And'res denkt, als seine Pflicht zu thun,
Geht rückwärts in den Kampf. Sein heil'ges Recht
Bricht jedes and're Band. Rom wählte mich,
Und freudig, wie ich einst die Schwester freite,
So freudig kämpf' ich mit dem Bruder jetzt.
Ein Wort genüge: Alba wählte Dich:
Ich kenne Dich nur noch als Alba's Kämpfer.

Curiatius.

Ich kenne Dich, — wie immer. Darum leid' ich!
Doch diese rauhe Stärke kannt' ich nicht;
Sie ist, wie unser Unglück: unermeßlich.
Bewundern kann ich sie, doch nicht sie üben.

Horatius.

Nein, nein! Laß Dich nicht zwingen, stark zu sein!
Und da Dir klagen gar so lieblich scheint,
Genieß' es nach Belieben! Sieh, da kommt
Auch meine Schwester; weint und klagt zusammen.
Ich will zu meiner Gattin geh'n, sie mahnen,
Gerecht und stark zu sein. Sie soll Dich lieben,
Auch dann, wenn ich durch Deine Hand gefallen.

Vierte Scene.

Horatius, Curiatius, Camilla.

Horatius.

Hast Du gehört Camilla, wie man ehrt
Den, den Du liebst?

Camilla.

Hab' ich gehört, wie man
Mein Todesurtheil mir verkündigt? Weh uns!

Horatius.

Sei fest! Bewähre Dich als meine Schwester.
Und wenn er wiederkehrt, nachdem mein Tod
Zum Sieger ihn gemacht, empfang' ihn nicht
Als Mörder Deines Bruders. Sieh in ihm
Den Mann, der seine Pflicht gethan, der Allen
Gezeigt, daß Dein und seines Land's er würdig.
Schließt Euren Ehebund, als ob ich lebte.

Doch sollt es anders kommen: wär' es ihm
Beschieden, daß mein Schwert sein Leben endet,
Dann sei gerecht auch gegen meinen Sieg,
Und wirf mir des Geliebten Tod nicht vor.
Was? Thränen schon? Und schmerzverzogne Mienen?
Nun gut, ich geh'. Erschöpft mit Eurer Schwäche
Auch Euren Schmerz! Klagt Menschen an und Götter;
Doch, wenn der Kampf entschieden, laßt die Todten
Begraben sein, und liebt die Lebenden!
Jetzt kurzen Abschied von Sabina. Geh'n wir
Zusammen dann, wohin die Pflicht uns ruft.

Fünfte Scene.

Curiatius, Camilla.

Camilla.

Gehst Du mit ihm? Nimmst Du die Ehre an,
Und gibst dafür Dein Glück und meins? Curiatius!

Curiatius.

Es muß so sein! Ich sterb' aus Schmerz als Sieger,
Wenn nicht besiegt durch Deines Bruders Hand.
Zur Wahlstatt geh' ich wie zum Richtplatz. Ehre
Und Ruhm verwünsch' ich, hassend, was in mir
Mich solcher Ehre würdig hat gemacht.
Verbrecherisch ist meine Liebe. Stellten
Sich mir die Götter, würd' ich sie bekämpfen,
Die das uns angethan. — Doch muß ich geh'n!

Camilla.

Nein, nein! Du willst, daß ich Dich halten soll
Mit aller Macht, die mir die Liebe gibt.
Bleib' bei mir. Alba hat von Dir empfangen
Was Du ihm schuldig warst, — und mehr. Kein And'rer
Hat so gekämpft in diesem Krieg, kein And'rer
Hat so mit Römerblut dies Land bedeckt.
Dein Nam' ist groß genug. Laß And're jetzt
Den ihren gleich ihm machen. Bleib' bei mir!

Curiatius.

Du meinst, ich soll mit diesen Augen seh'n,
Wie sich ein And'rer mit den Lorbeern schmückt,
Die mir bestimmt, und daß ein ganzes Land
Vielleicht den Vorwurf mir ins Antlitz schleudert,
Es wäre nicht besiegt, hätt' ich gekämpft?
Nein Alba, nein! Da ich Dein Kämpfer bin,
Sollst Du durch mich nur siegen oder fallen.

Du hast Dein Schicksal meiner Hand vertraut,
Ich werd' es wahren, oder mit Dir sterben!

Camilla.

Und fühlst Du nicht, daß Du auch mir gehörst?

Curiatius.

Vor Dir gehört' ich Alba.

Camilla.

Und Sabina!
Du nimmst den Gatten ihr? Dir selbst den Freund?

Curiatius.

Nachdem die Stimme sprach, der wir gehorchen,
Muß unser Ohr den Namen, die Du nennst,
Verschlossen sein.

Camilla.

Und nachher? Wirst Du kommen,
Die Hand mir bieten, die den Bruder schlug?

Curiatius.

Das ist vorbei, ich weiß es. Jede Hoffnung
Verloren, nur die Liebe nicht. — Du weinst?

Camilla.

Ich kann nicht anders. Du, Du selbst gibst mir
Erbarmungslos den Tod. Du öffnest mir
Das Grab statt Deines Hauses Thür, — und redest
Von Liebe noch, indem Du mich ermordest!

Curiatius.

Wie bitter Thränen sind im liebsten Auge!
Und wie so süß und stark dies Aug' in Thränen!
Wie schwach mein Herz, und wie so schwer der Kampf!
Und wie ich haße, was mir Stärke gibt!
Laß mich, Camilla! Kämpfen kann ich nicht
Mit Deinem Schmerz und Deinen Thränen. Laß mich!
Ich glaub', ich bin schon matt; ich kämpfte hart
Mit Bruderlieb' und Freundschaft! Weh, die Liebe
Ist stärker. Geh', geh', liebe mich nicht mehr!
Ich will Dich kränken, wenn Du mich nicht läßt,
Dann wirst Du zürnen; das ertrag' ich eher.
Geh' doch! Ich fühl's — ich liebe Dich nicht sehr,
Ich tröste später mich vielleicht! — Du hörst nicht?
Ich sagte Dir, ich frage nichts nach Dir,

Du aber läuffst mir nach! — noch immer ruhig?
Ich gebe Dir Dein Wort zurück, und halte
Dir ferner nicht die Treu'. — Verlangst Du mehr noch?

Camilla.

Nichts mehr! Thu' Alles, was Du sagst und kannst,
Nur helfen wird Dir's nicht: Ich liebe Dich,
Und will Dich immer lieben, — treulos auch,
Nur tödte mir die Brüder nicht, — und lebe!
Ich hielte Dich ja nicht zurück vom Kampf,
Wärst Du ein Römer, oder ich aus Alba;
O ja, — ich könnte muthig sein, und Dich noch
Ermuth'gen; that ich's meinen Bruder nicht?
Hab' ich den Göttern nicht für ihn geopfert?
Für ihn — Weh' mir: es war für Deinen Gegner.
Er kommt! O hätte doch Sabina's Liebe
Vermocht, was mir mißlang, — ein Herz zu rühren.

Sechste Scene.

Horatius, Curiatius, Sabina, Camilla,

Curiatius.

Er kommt, und nicht allein! O meine Schwester,
Der Abschied, hofft' ich, bliebe uns erspart.
Was willst Du hier? Camilla hat gesprochen, —
Und hat geweint, und Du?

Sabina.

Sei unbesorgt!
Ich kam, Dir Lebewohl zu sagen, — sonst nichts!
Ich werde doch das Blut der Curiatier
Vor diesen stolzen Römern nicht beschämen!
Im Gegentheil: verleugnen würd' ich Euch,
Wenn Ihr nur menschlich fühltet. — Darf ich Euch
Jedoch um Etwas bitten? Würdig ist es,
Solch eines Gatten, eines solchen Bruders.
Der Kampf, in den Ihr geht, ist göttlich groß.
Nur — etwas ruchlos scheint er mir zu sein.
Die hohe Ehre, die er Euch gewährt,
Möcht' ich im hellsten Glanz, und ungetrübt
Von häßlichem Verbrechen leuchten seh'n.
Ein Brudermord? O Schande? Macht, daß Ihr —
Rechtschaff'ne Feinde — Euch bekämpfen könnt.
Ich bin das heil'ge Band, das Euch vereint.
Zerschneidet es, und Ihr seid frei. Erkauft Euch
Durch meinen Tod das Recht zu Haß und Feindschaft.
Euch hassen müßt Ihr ja, da Rom es will
Und Alba. So gehorcht! Es tödte mich

Der Eine, mag mich dann der Andere rächen.
Dann ist's in Ordnung: Einen mindestens
Von Euch kann man nicht tadeln. Rächt er doch
Weib oder Schwester. — Das gefällt Euch nicht?
Ach so! Ihr würdet Euren Ruhm verdunkeln,
Wenn noch ein andrer Grund zum Kampf Euch triebe,
Als Eifer Eurem Land zu dienen. Wäret Ihr
Nicht Brüder mehr, Ihr thätet nicht genug!
Ihr müßt Euch tödten ohne Haß. Beginnt denn!

(zu Horatius)

In meinen Adern fließt sein Blut, — vergieß' es!

(zu Curiatius)

In meinem Busen schlägt sein Herz, — zerfleisch' es!
Du hassest Rom (zu Horatius) Du hassest Alba, ich
Ich hasse Beide, — opfert Beiden mich!

Wie? wollt Ihr mich verschonen, daß ich lebe,
Nachdem der Eine fiel, der Andere siegte?
Und wie dann theil' ich meine Seele zwischen
Dem Todten und dem Lebenden? Sabina
Hat ausgelebt, eh' das geschieht. Seid sicher!
Wollt' Ihr nicht, thu' ich's selbst. Doch nein, es gibt
Ein and'res Mittel noch, Ich kann Euch zwingen:
Gebt wohl Acht, wenn Ihr Euch durchbohren wollt,
Daß zwischen Euch nicht diese Brust die Schläge
Auffängt, die Ihr mir jetzt versagt. — Barbaren!

Horatius.

Mein Weib!

Curiatius.

O! Meine Schwester!

Camilla (zu Sabina).

Muth! Sie weichen!

Sabina.

Ihr seufzt? Ihr werdet bleich? Ihr fürchtet doch
So Kleines nicht, wie meinen Tod? Ihr Helden,
Die Rom und Alba wählte, auf! Seid muthig!

Horatius.

Was that ich Dir Sabina, womit hab' ich
Dich je gekränkt, das solche Rache fordert?
Ist meine Ehre nicht die Deine auch?
Laß' sie mich wahren! Nimm' mir nicht die Kraft;
Laß' mich mein schweres Tagewerk vollbringen.
Du hast im Herzen Stimmen wach gerufen,

Die ich nicht hören will, — bring' sie zum Schweigen!
Du mußt mit einer Liebe mich umfassen,
Die mich nicht sinken läßt. Schon, daß ich kämpfe,
Ist schmachvoll Dir und mir. O geh', Sabina,
Laß' mich mit Ehren leben oder sterben!

Sabina.

Da kommt Dir Hilfe, — ich, ich bin zu Ende!

Siebente Scene.

Der alte Horatius, Horatius, Curiatius, Sabina, Camilla.

Der alte Horatius.

Was seh' ich, meine Kinder? Liebeständeln?
Verliert Ihr Eure Zeit mit Frauen? Stählen
Zu blut'gen Thaten Weiberthränen Euch?
Flieht! Laßt sie klagen, denen Klagen ziemt,
Doch hört' auf ihre Worte nicht: Gemischt
Aus List und Liebe sind sie. Fliehend nur
Entzieht man solchen Waffen sich!

Sabina.

Mein Vater,
Du fürchtest ohne Grund: sie sind Dein würdig;
Ich hab' um Bruder und Gemal gerungen,
Sie sind nur Deine Söhne. Klänge dennoch
Aus ihrer Brust ein schwaches Echo wieder
Von unserm Schmerz, so wirst Du es ersticken.
Komm', meine Schwester! Unsre Thränen flieh'n sie,
Jetzt nimmt Verzweiflung uns in ihre Arme.
Auf, Tiger, auf zum Kampf, und wir zum Tode.

Achte Scene.

Der alte Horatius, Horatius. Curiatius.

Horatius.

Verlaß' sie nicht, mein Vater. Rasen läßt sie
Der Schmerz. Und sorge, daß sie nicht das Haus
Verlassen. Ihr verzweiflungsvolles Weinen
Darf unser Ohr nicht treffen, nicht ihr Bild
Den klaren Blick uns trüben. Keine Stimme
Darf flüstern: ihr Erscheinen hätten wir
Geahnt, — und nicht verhindert.

Der alte Horatius.

Sorge nicht!
Geh'! Deine Brüder warten! Denk' an nichts,
Als daß Du Deines Landes Kämpfer bist.

Curiatius.

Und ich, — was sag' ich Dir? Mit welchem Wort ...

Der alte Horatius.

Sagt nichts mehr! Ich bin alt. Erweicht mich nicht!
Ich stärkt' Euch gern — und ringe selbst nach Kraft.
Ich weine? Geht, ich darf Euch nicht mehr halten.
Thut Eure Pflicht, — und laßt die Götter walten!

Dritter Act.

Erste Scene.

Sabina allein.

Sabina.

Triff' Deine Wahl, mein Herz, in solchem Jammer:
Sei Schwester oder Gattin! Wünsche Etwas,
Damit Du Alles nicht zu fürchten brauchst!
Was aber soll ich wünschen? Was nicht fürchten?
Und wen erwähl' ich mir zum Feind? Den Bruder?
Den Gatten? Nein, ich will die Wahl nicht treffen.

Könnt' ich wie sie empfinden, handeln, denken!
„Ich soll zugleich als Schwester und als Gattin
Mich fühlen. Ihre Ehre soll auch mir
Das Höchste sein. Standhaft wie sie; nichts fürchten!
Der Tod, der sie bedroht, er ist so schön, —
Ich muß ihn ohne Schreck verkünden hören!
Ich darf ihr Los nicht unnatürlich finden:
Wofür sie starben, nicht durch wen? nur denken.
Dann, — wenn die Sieger heimgekehrt, darf nur
Ihr Sieg und Ruhm vor meinen Augen steh'n,
Nicht was er kostete. Ich bin die Tochter
Des Einen Hauses, bin des andern Herrin,
Wer immer triumphirt, — die Meinen sind es."
So könnt' ich wirklich ohne Seelenangst
Den Kampf ertragen? Müßte nicht verzweifeln
Beim Anblick der Gefall'nen? Nicht vor Grauen
Erstarren bei der Sieger Wiederkehr?

Trugbilder fort! Wie Euer gleißend Antlitz
Vor meinen Augen sich verzerrt! Ach, nimmer
Denk' ich, wofür sie starben, nur durch wen!
Mich kümmert nicht der Sieg, nur, was er kostet!
Mein Herz gehört den Todten. Tochter bin ich
Des Einen Hauses, bin des andern Herrin,

Wer immer unterliegt, die Meinen sind es.
Um Frieden, ewige Götter, bat ich Euch,
Und diesen Frieden sendet Ihr? O sagt,
Wenn Ihr so grausam seid in Eurer Gnade
Was schleudert Ihr für Blitze, wenn Ihr zürnt?
Wenn Ihr Gebete so erhört, wie straft Ihr
Die Schuldigen?

Zweite Scene.

Sabina, Julia.

Sabina.

Was bringst Du Julia?
Den Tod des Bruders, oder des Gemals?
Nein? — Sprich, hat dieses unheilvollen Kampfes
Ausgang sie Alle hingerafft? Mißgönnten
Die Götter mir den Abscheu vor den Siegern,
Und fordern sie für Alle meine Thränen?

Julia.

Du weißt nicht, was gescheh'n?

Sabina.

Wie sollt' ich's wissen?
Erfuhrst Du nicht, daß dieses Haus zum Kerker,
Für mich und für Camilla ward? Man hält uns
Gefangen hier: man fürchtet unsere Thränen.
Wie wären wir sonst hier? Wir forderten —
Und wir erhielten wohl von beiden Heeren
Das Mitleid, das die Unsern uns versagt.

Julia.

So viel bedurft' es nicht. Ihr Anblick schon
Hat diesen Kampf verhindert. Wie sie nur
Sich zeigten, hörte man, wie wenn das Meer
Aufbraust, — die Stimmen durcheinander schallen.
Hier tönt des Mitleids Klagelaut, daneben
Der Schrei des tief Entsetzten, Andere wieder
Bewundern ihres Eifers wilde Wuth.
Den Einen hört man ihre Festigkeit
Vergöttern, die der Nächste stumpf und grausam,
Die Götter selbst verhöhnend nennt. Doch Alle
Verwünschen diese Wahl und dulden nicht
Das grause Schauspiel. Aus den Reihen stürzend,
Umringt und trennt man Rom's und Alba's Krieger.

Sabina.

So habt Ihr mich erhört, Ihr großen Götter,
Indeß ich Euch geschmäht?

Julia.

Hör' mich zu Ende!
Ward die Gefahr auch kleiner, darf uns Hoffnung
Auch wieder lächeln, bleibt doch immer noch
Genug der Sorge, denn vergebens will man
Sie ihrem Los entzieh'n. Sie nennen's herrlich.
Sie haben abgestreift, was sie an Euch
Und an einander band. Nicht Menschen mehr,
Sie sind die Länder selbst, für die sie streiten.
An ihrem Werk vergreift sich, wer sie hindert,
Wie eine Schmach empfinden sie das Mitleid;
Sie kämpfen lieber mit dem ganzen Heer,
Und sterben nutzlos, — eh' vom Streit sie lassen.

Sabina.

Unbeugsam! Sich und uns verderbend! Weh' uns!

Julia.

Hör' weiter! Ihrerseits empören sich
Die Heere. Sie verlangen jetzt einstimmig
Der Krieges Fortgang oder and're Kämpfer.
Kaum achten sie die Führer noch im wüsten
Getümmel, — da durchdringt des Königs Stimme,
Die fast schon übertäubt war, einmal noch
Den wilden Lärm. „Da die Gemüther sich
In solchem Streit erhitzen", ruft er laut:
„So laßt der Götter heilige Entscheidung
Uns fordern: ob sie uns den Tausch gestatten.
Wer widerstrebte dem, was sie verkünden
Als ihren Willen? — Opfern wir den Göttern!"
Er schweigt, und einer Zauberformel gleicht
Sein Wort: Die Waffen, löſ't es aus den Händen
Der Kämpfenden. Wie auch ihr Wahn sie blendet,
Die Götter seh'n sie noch, — und fürchten sie.
In schweigendem Gehorsam steh'n sie Alle,
Und wie sie früher des Dictators Worten
Gehorcht, so nehmen als Gesetz sie nun
Den Rath des weisen Tullus an, als wär' er
Ihr König schon. — Der Opferthiere Tod
Wird uns das Weit're sagen.

Sabina.

Zweifelst Du?
Die so der Menge Herz gelenkt, die Götter,
Sie werden nicht den Brudermord gestatten.
O laß' uns hoffen!

Dritte Scene.

Sabina, Camilla, Julia.

Sabina.

Meine Schwester, komm!
Ich habe Freudiges für Dich.

Camilla.

Ich weiß es.
Ob ich es freudig nenne, weiß ich nicht.
Bei meinem Vater hört' ich, was gescheh'n,
Doch hoff' ich nichts. Der Schlag wird nur verzögert,
Um härter uns zu treffen. Länger quält uns
Die bange Furcht, und etwas später nur
Beweinen wir, — die wir beweinen müssen.

Sabina.

Die Götter sprachen durch den Mund der Heere.

Camilla.

Die Götter sprachen durch des Königs Mund,
Als er die Wahl auf meine Brüder lenkte.
Wie sollten ihren ew'gen Rathschluß sie
Der leicht bewegten Menge anvertrau'n?
Sie wählen Einen königlichen Mann,
Der ihren Willen zu dem seinen macht
Und festhält, was er will. Die Andern folgen.

Julia.

Nein, — sieh' auch Du die Hoffnung freundlich an,
Wenn sie Dir lächelt. Denk' an Dein Orakel,
Das gestern Dich getröstet.

Camilla.

Ach, Ihr wißt,
Daß ein Orakel um so dunkler ist,
Je heller es erscheint!

Sabina.

Ich will vertrau'n!
Wenn sich die Gunst der Himmlischen zu uns
Herniederbeugt, so müssen wir auch freudig
Mit ausgestreckten Armen sie empfangen.
Von finsterm Mißtrau'n wendet sie sich ab,
Und flieht zurück in ihre lichten Höhen.

Camilla.

Die Himmlischen? Sie kümmert unser Lächeln
Und unser Weinen nicht.

Julia.

Sie haben Dich
Vielleicht betrübt, um mehr Dich zu erfreu'n.
Lebt wohl. Ich will erkunden, was geschieht.
Bangt nicht zu sehr: ich bring' Euch gute Nachricht,
Dann sprechen wir von Lieb' und Hochzeitfesten.

Sabina.

So hoff' auch ich mit Dir!

Camilla.

Ich hoffe nichts mehr.

Vierte Scene.

Sabina, Camilla.

Sabina.

Komm' liebe Schwester, laß in Deinem Leid
Von mir Dich auch noch schelten. Bist Du doch
Zu tief versenkt in Deine Trauer. Wärst Du
An meinem Platz, und hättest Du zu fürchten
So viel wie ich, — wie wolltest Du es tragen?

Camilla.

So viel wie Du? Mir kommt es anders vor.
Mir scheint, wir messen nicht mit gleichem Maß
Das eig'ne Leid und fremdes. Nimmer glaubtest
Du sonst das Deine schwerer. Hast Du doch
Nur Einen Tod zu fürchten: den des Gatten.
Was ist ein Bruder? was die ganze Welt,
Der Gattin, die von Allen sich gelöst,
Um Einem anzuhängen? Ich dagegen, —
Der mir Verlobte, ist noch nicht mein Gatte,
So lieb doch wie ein Bruder. Wohin soll,
Zu wem das Herz sich wenden? Und von wem?
So weißt Du, meine Schwester, doch, für wen
Du beten, weinen, hoffen mußt und fürchten.
Ich aber, da die Götter mich verlassen,
Ich darf nichts wünschen, muß nur Alles fürchten.

Sabina.

Du irrst, Camilla. Ist das Band auch stärker,
Das uns dem Gatten eint, als jedes Andre,

Und löst es uns vom Vaterhause auch, —
Die Seele löst es nicht. In tiefster Brust
Trägt man die Heimat mit ins Haus des Gatten,
Die Jugend, uns're Lebens goldne Zeit,
Die Mitgebornen, Theile unsres Wesens,
Sie sterben nur mit uns, und wir mit ihnen.
Doch der Geliebte, den Dein Herz erwählt,
Ist Dir so viel nur, wie Du selbst es willst.
Ein Zank, ein wenig Eifersucht, ein Nichts
Ernüchtern Dich von solcher Schwärmerei.
Was eine Laune kann, das thu' Du jetzt
Aus freier Wahl. Dein Herz gehört den Deinen,
So lang' Dich Pflichten nicht an andere binden.
Ich bin's allein, die Alles fürchten muß,
Der keine Hoffnung bleibt.

Camilla.

Ich seh' es wohl,
Du kennst die Liebe nicht und ihre Macht.
Man spielt mit ihr, so lang sie klein und schwach,
Dann wächst sie bis sie unser Herr geworden,
Ein starker, strenger Herr. Nicht lieben wollen,
Das kann das Herz nicht mehr. Es kann nichts wollen,
Als was die Liebe will.

Fünfte Scene.

Der alte Horatius, Sabina, Camilla.

Der alte Horatius.

Ich bring' Euch Nachricht!
Doch wird sie Euch betrüben, meine Töchter.
Ich will's Euch nicht verhehlen: Eure Brüder
Sind im Gefecht. Die Götter wollten's so.

Sabina (schwankend).

Du siehst es, — darauf war ich nicht gefaßt, —
Nicht mehr gefaßt! Ich hatte noch den Göttern
Vertraut. Versuche keinen Trost, mein Vater,
Vernunft — ist lästig. Mitleid, — brauchen wir's?
Das tiefste Mitleid zeigten uns die Götter,
Als sie den Tod so nah' an's Leben rückten,
Daß uns ein Schritt zu ihm hinüber führt.

Wir könnten wohl in Deiner Gegenwart
Ein wenig Fassung heucheln, — doch wozu?
Wenn man der Schwäche sich nicht schämen muß,
Ist's Feigheit, sie verleugnen. Lassen wir

Den Männern, was so hoch sie über uns
Erhebt; verlangen wir doch nicht, daß sie
Gleich uns zu klagen sich erniedern sollen.
Seid stark, wir neiden's Euch ja nicht! Vernehmt
Das Schlimmste unbewegt; doch laßt auch uns
Das Einz'ge, was uns bleibt: ohnmächt'ge Thränen.

Der alte Horatius.

Wie sollt' ich Thränen tadeln, der ich selbst
Mich ihrer kaum erwehre? Würd' ich doch
Vielleicht erliegen, wäre mir so Schweres
Wie Euch beschieden. — Deine Brüder lieb' ich,
Du weißt es, doch die Schwester, die Verlobte
Liebt mehr sie. Meine Kinder sind sie nicht.
Sie sind die Gegner Roms, und ungetheilt
Sind mit den eignen Söhnen Herz und Wünsche.
Den Göttern dank' ich, daß sie würdig blieben
Der höchsten Ehre. Unerschüttert wiesen
Das Mitleid beider Heere sie zurück.
Wenn sie es nicht verschmäht, wenn sie es gar
Erbettelt hätten, wohl mit eigner Hand
Hätt' ich zum Kampfplatz sie zurückgezwungen.
Doch als man gegen ihren Willen And're
Verlangt, — ich läugn' es nicht, da hab' auch ich
Mit Opfer und Gebet mich Euch vereinigt.
Und hätten gnädig mich erhört die Götter,
So ständen andre Kämpfer jetzt für Alba
Den Söhnen des Horatius gegenüber.
Dann würden wir vereint in stolzer Freude
Rom triumphiren seh'n. Der Götter Weisheit
Beschloß es anders; — ich ergebe mich.
Erhebt mit mir die Herzen, meine Töchter,
Sucht Euer Glück im allgemeinen Wohl.
Denkt, daß Ihr Römerinnen seid. Sabina,
Du bist's geworden, Du Camilla, bliebst es.
Ein Schatz ist dieser Name. Hütet ihn!
Denn kommen wird der Tag, da Rom in Händen
Die Donnerkeile Jovis trägt. Das Weltall
Von ihm Gesetze nimmt, und Könige
Um diesen Namen streiten. Also haben
Die Gröttter dem Aeneas es verheißen.

Sechste Scene.

Der alte Horatius, Sabina, Camilla, Julia.

Der alte Horatius.

Du kommst, den Sieg uns zu verkünden?

Julia.

Nein!
Vernimm des Kampfes unheilvollen Ausgang!
Rom ist besiegt, — geschlagen Deine Söhne!
Zwei fielen, nur Sabina's Gatte bleibt Dir.

Der alte Horatius.

Ja unheilvoller Ausgang! Alba siegte,
Rom unterworfen — und Horatius lebt!
Julia, man täuschte Dich, das kann nicht sein.
Sie beide leben, wenn nicht beide starben,
Mein Sohn und Rom. Ich kenne ihn, und er
Kennt seine Pflicht.

Julia.

Von unsern Mauern sahen
Es Tausende, wie ich. Er kämpfte wacker,
So lang die Brüder lebten, als sie fielen,
Und er drei Gegnern gegenüberstand,
Nahm er die Flucht, eh' sie ihn ganz umringten.

Der alte Horatius.

Und die verrath'nen Krieger tödteten
Den Feigling nicht? gewährten Zuflucht ihm?

Julia.

Ich wollte nichts mehr seh'n nach diesem Anblick!

Camilla.

O meine lieben Brüder!

Der alte Horatius.

Still! Nicht Alle
Darfst Du beweinen. Sind doch Zwei von ihnen
So glücklich, daß ihr Vater sie beneidet.
Mit Blumen deckt ihr Grab. Ihr Ruhm ersetzt mir
Die Freude ihres Anblicks; — und sie selbst,
Sie sahen Rom, so lang sie lebten, frei!
Und daß es fremden Fürsten nun gehorcht,
Ein Theil von Alba ist, — das seh'n sie nicht!
Den Dritten nur beweint, die tiefe Schande
Beweint, die er auf sich und uns gehäuft;
Beweint den stolzen Namen der Horatier!

Julia.

Was sollt' er thun? Er gegen Alle?

Der alte Horatius.

Sterben, —
Wenn nicht Verzweiflung ihm zu Hilfe kam!
Hätt' er dadurch nur einen Augenblick
Den Kampf verlängert, — war's ein Augenblick
Der Freiheit mehr für Rom: ein würd'ger Preis
Für eines Römers Leben. All' sein Blut
Ist seinem Land' er schuldig. Jeder Tropfen
Den er versagt, besudelt seine Ehre,
Und jeder Athemzug, den er verhaucht
Nach diesem Tag, trägt in die Welt hinaus
Die Schande, daß er lebt. — Dem wird sein Vater
Ein Ende machen. Meine Rechte kenn' ich
Und meine Pflichten; üben werd' ich sie!
Den einz'gen Sohn bestrafend, zeigt der letzte
Horatier, — wie er über Feigheit denkt.

Sabina.

O gib den Furien nicht Gehör, mein Vater, —
Und nimm' uns nicht, was uns die Götter ließen.

Der alte Horatius.

Ja freilich, Du magst leicht getröstet sein!
Was kümmert unser Unglück Dich? Gerettet
Sind Brüder und Gemal, — bis jetzt. Erlegen
Sind wir den Deinen; Deine Brüder machte,
Der uns verrieth, zu Siegern. Das genügt Dir,
Und wenig denkst Du, welche Schmach uns traf.
Auch dem mach' ich ein Ende! Deine Liebe
Für den Entehrten soll Dir guten Grund
Zu Thränen geben, die kein Schutz ihm sind.
Hör' mich! Die Götter ruf' ich an als Zeugen,
Daß diese Hände, eh' der Tag sich neigt,
Die Schande Roms im Blut des Schuld'gen tilgen!

Vierter Act.

Erste Scene.

Der alte Horatius, Camilla.

Der alte Horatius.

Sprich mir nicht mehr für den Entehrten; laß ihn
Vor mir die Flucht ergreifen, wie er floh
Vor seines Weibes Brüdern. Nicht gerettet
Hat er sein Blut, das er so kostbar hält,
Wenn er nur Ein Mal wagt, mir zu begegnen.

Sabina mag ihn gut verstecken, — sonst, —
Ich schwör's bei allen Göttern — — — —

Camilla.

O mein Vater
Sieh es mit ander'n Augen an! Auch Rom
Wird so ihn nicht verdammen, wird gerecht
In allem Unglück seinem Kämpfer danken,
Der nur der Uebermacht erlag.

Der alte Horatius.

Roms Urtheil
Ist nichts in meinen Augen. Ich nur weiß,
Was ich von meinem Sohn erwarten durfte.
Man lehrt mich nicht, wie echter Mannesmuth
Beschaffen ist. Erdrücken mag den Tapfern
Die Uebermacht, allein er weicht ihr nicht.
Schweig', — hören wir, was uns Valerius will!

Zweite Scene.

Der alte Horatius, Camilla, Valerius.

Valerius.

Der König schickt mich, Dir ein tröstend Wort
Zu sagen, — dann auch — — —

Der alte Horatius.

Spare Deinen Athem,
Trost brauch' ich nicht für meine todten Söhne.
Ich seh' sie lieber so: mit Leichenblässe
Auf ihrer Stirn, — als Schamroth übergossen.
Sie starben für ihr Land den Kriegertod, —
Ich bin zufrieden!

Valerius.

Doch der Dritte gar!
Welch' hohes Glück! Er wird die Andern Dir
Ersetzen.

Der alte Horatius.

Wär' er doch zuerst gefallen!

Valerius.

Du kannst ihn schmäh'n nach dem, was er gethan.

Der alte Horatius.

Ja, schmäh'n und strafen!

Valerius.

Strafen, — Heldenthaten?

Der alte Valerius.

Die Heldenthat der Flucht?

Valerius.

Die Flucht war rühmlich
In diesem Fall.

Der alte Horatius.

Vermehre meine Scham
Und Schande nicht. Es war mir unbekannt,
Daß Flucht zum Ruhme führt. Ich will mir's merken.

Valerius.

Wo siehst Du Scham und Schande, da Dein Sohn
Uns Alle rettet, Rom die Herrschaft sichert?
Verlangst Du größ're Ehren noch?

Der alte Horatius.

Uns rettet?
Herrschaft und Ehre? Sind wir Alba nicht, —
Wir Römer, unterworfen?

Valerius.

Wie Du redest!
So weißt Du noch nicht Alles?

Der alte Horatius.

Nur zu viel!
Flucht und Verrath!

Valerius.

Wohl war die Flucht Verrath,
Wenn so der Kampf geendet. Doch er floh nur,
Um Rom den Sieg zu wahren.

Der alte Horatius.

Siegte Rom?

Valerius.

Vernimm', vernimm' die große That des Sohnes,
Den Du so schnell verdammt. Er stand allein,
Du weißt es, seinen Gegnern gegenüber.
Doch war er unverletzt, indeß die drei
Aus mancher Wunde bluteten. Zu schwach

Für Alle, war er überlegen doch
Dem Einzelnen. So floh er schnell gefaßt,
Floh, um zu siegen, täuschte seine Gegner,
Und theilte sie. Verfolgend stürzten Alle
Ihm nach, doch nicht mit gleichem Schritt, verschieden
War ihre Kraft, wie ihrer Wunden Schwere.
Doch war ihr Eifer gleich. So lief Horatius
Bis an der Wahlstatt Ende. Dann sich wendend
Sieht er sie von einander weit getrennt, —
Und stimmt den Siegesruf der Römer an.
Mit festem Fuß erwartet er den Ersten.
Es war Dein künft'ger Tochtermann, der zornig
Heranstürmt, seines Gegners Zuversicht
Zuerst zu strafen. Doch der Blutverlust
Hat seine Kraft verringert. Alba sieht es,
Sieht, daß das Blatt sich wendet, treibt entsetzt
Den Zweiten an, zur Hilfe seines Bruders
Herbeizueilen. Der erschöpft die Kraft
Nutzlos im Lauf. Er findet seinen Bruder
Erlegen, als er kommt.

Camilla.

Weh', Curiatius!

Valerius.

Fast athemlos stellt er dem Sieger sich,
Will kämpfen, und verdoppelt nur den Sieg
Des Mächtigen, der neben seinem Bruder
Ihn niederstreckt. Jetzt heben tausend Stimmen
Zum Himmel sich. Die Römer jauchzen auf,
Und die von Alba läßt Verzweiflung jammern.
Horatius, so nahe der Vollendung
Des großen Werk's siegtrunken fordert noch
Den Feind heraus. „Den Manen meiner Brüder
Bracht' ich zwei Opfer; komm' heran! Das dritte
Sei Rom geweiht zu seinem Siegesfest."
So sprechend, kaum noch seiner mächtig, stürzt' er
Dem schwachen Feind entgegen, der nur langsam
Geschwächt von Wunden, sich ihm naht, ein Opfer
Doch ein entschloss'nes, das den Tod begehrt.
Aus des Horatius Hand empfängt er ihn,
Und unser Rom — die Herrschaft über Alba.

Der alte Horatius.

Mein Sohn, mein Glück! Du Zierde uns'rer Tage,
Der Sinkenden kaum noch erhoffte Stütze!
Du stolze Kraft, des Römernamens würdig,

Du Sproß vom alten Stamme der Horatier
An Deiner Brust, zu Deinen Füßen möcht' ich
Den Irrthum büßen, der Dich so verkannt.

Valerius.

Du kannst ihn bald umarmen, da der König
Die feierlichen Opfer noch bis morgen
Verschiebt, und heute nur durch Siegeslieder
Und durch Gebete unsern Göttern dankt.
Der König nahm ihn mit und schickte mich
Als seines Beileids, seiner Freude Boten.
Doch später kommt er selbst, vielleicht noch heute.
Er will, daß Du in Deinem eigenen Hause
Aus seinem Mund es hörest, wie viel Dank
Dir Rom für Deine Söhne schuldig ist.

Der alte Horatius.

Zu prunkend scheint mir diese Dankesäuß'rung.
Was Du mir sagst, genügt. Ich halte mich
Durch meines Sohnes That genug entschädigt
Für seiner Brüder Tod.

Valerius.

Er thut nichts halb;
Und weiß auch, welche Ehren er Dir gibt,
Und wären's Königliche, — größer ist
Der Dank, den Dir und Deinem Sohn er schuldet.
Ich will ihm sagen, wie Du Freud' und Schmerz
Hochherzig trägst, und wie Du Alles opferst
Für Deines Landes Dienst.

Der alte Horatius.

Wenn Du ihm sagst
Was wahr ist, werd ich Dir's Valerius danken.

Dritte Scene.

Der alte Horatius, Camilla.

Der alte Horatius.

Camilla, meine Tochter, — sieh' mich an!
Und weine nicht mehr. Unsere Thränen trocknet
Der Sonnenstrahl des Ruhmes. Du beweinst
Dein eignes kleines Leid; sieh', uns're Mutter,
Die große Roma triumphirt. Du opferst
Was ihr zum Sieg verhalf, so opfr' es freudig.
Du hast den Mann verloren, den Du liebst;
Was Du beweinst, wird Rom Dir wiedergeben.

Die Stolzesten in diesen Mauern werden
Als höchsten Preis Camilla's Hand begehren.

Jetzt treibt mich's zu Sabina. Meine Nachricht
Ist hart für sie: durch ihres Gatten Hand
Sind alle ihre Brüder ihr entrissen.
Sie hat ein Recht zu weinen, mehr als Du!
Doch hoff' ich, nach dem Sturm gibt Muth und Weisheit
Ihr Herz dem Sieger und dem Gatten wieder.
Und Du, — verwische jetzt die letzten Spuren
Unwürd'ger Trauer. Wenn Dein Bruder kommt,
Empfang' ihn stark und groß. Zeig', daß Ihr Beide
Geboren und gesäugt von Einer Mutter.

Vierte Scene.

Camilla allein.

Camilla.

Ja zeigen, — zeigen werd' ich Euch, daß Liebe
Dem Tode trotzt, und kein Gesetz annimmt
Von Euch, die mir zum Vater oder Bruder
Im Zorn die Götter gaben. Meine Trauer
Nennst Du unwürdig? Ich, ich liebe sie,
Je mehr sie Dir mißfällt. Ich will sie nähren,
Sie soll so groß sein, wie mein Mißgeschick.
Das ist mein Recht! Hat je ein Sterblicher
So viel in Eines Tages Lauf gelitten?
So viel gehofft, gefürchtet, dann den Göttern
Dank zugejauchzt, — da schon in ihren Händen
Die Blitze zuckten, — immer, immer wieder,
Bis nun der Letzte mich zum Tode traf.
Ein Tag! — Wie fern das Alles scheint. — Mich tröstet
Ein Göttersprnch, — dann ängstigt mich ein Traum,
Dann plötzlich steigt der Friede lächelnd auf
Aus wildem Schlachtgetümmel: Friede, — Liebe —
Und nahes Eheglück! — Dahin, dahin!
Man wählt die Kämpfer: Bruder und Verlobten!
Das Heer sogar verabscheut diese Wahl,
Und hemmt den Kampf. Doch unerbittlich sind
Die Götter: Vorwärts! — Schon besiegt scheint Rom,
Und von den Gegnern hat nur Curiatius
Noch nicht mit meinem Blut die Hand befleckt;
Da, — ja ich weiß, da war ich nicht genug
Bewegt von Schmerz um Rom und meine Brüder,
Da wähnt' ich noch, ich dürfte ohne Schuld
Ein wenig hoffen. Jetzt bin ich gestraft!
Wie mußt' ich seinen Tod erfahren! War's nicht
Der Tiefverhaßte, der die Schreckenskunde

Mit heller Freude mir verkündete?
Die Freude galt nicht ihrem Sieg allein,
Nein, dem, den ich verlor, und den Valerius
Nun zu beerben denkt. Er glaubt, besiegt ihn
Zu haben, wie mein Bruder. Mögen sie!
Doch, da sie meinen, daß Camilla auch
Dem Sieger Beifall zollen muß, und küssen
Die Hand, die des Geliebten Herz durchbohrte, —
Da Trauer schmachvoll ist, und Schmerz Verbrechen,
Und da sie Stumpfsinn hohe Tugend nennen,
So will ich solches Vaters, solches Bruders
Unwürdig mich erweisen. Ruhmvoll ist es,
Schwachherzig sein, wenn nur verthierte Wildheit
Für Seelenstärke gilt. Brich' aus, mein Schmerz,
Und schrei' zum Himmel auf! Was braucht zu fürchten,
Wer Alles schon verlor. Ich bin am Ende
Mit Menschenfurcht und Schwesterliebe! Meiden
Will ich ihn nicht, der jetzt als Sieger naht.
Erhöh'n soll mir sein Anblick die Verzweiflung.
Beschimpfen will ich seinen Sieg, mich freuen
An seinem Zorn, — wenn Freude möglich ist!
Er kommt! Auf! Zeige Dich ihm ebenbürtig:
Geboren und gesäugt von Einer Mutter!

Fünfte Scene.

Horatius, Camilla, Proculus (mit den Schwertern der Curiatier).

Horatius (stutzt einen Augenblick).

Sieh' hier den Arm, Camilla, der die Brüder
Gerächt, und Rom's schon wankende Geschicke
Zur Siegesbahn zurückgeführt, — Sieh' hier
Den Arm, der zweier Staaten Tod und Leben
Entschieden. sieh' die Zeichen meiner Ehre,
Die Zeugen meines Ruhms, — und zolle mir,
Was Du mir schuldest!

Camilla.

Nimm' denn meine Thränen,
Die schuld' ich Deinem Sieg.

Horatius.

Rom will sie nicht,
Nach solchem Ausgang! Uns'rer Brüder Tod
Hat ihrer Feinde Blut gezahlt. Auch sie
Verlangen keine Thränen. Wenn man rächte,
Was man verlor, — hat man nichts mehr verloren.

Camilla.

Da ihnen durch vergoß'nes Blut Genüge
Geschah, so will ich ihretwegen denn
Betrübt nicht scheinen: ihren Tod vergeß' ich,
Den Du gerächt. Doch wer rächt Curiatius,
Den Du erschlugst, — damit ich ihn vergesse?

Horatius.

Was sagst Du, Unglückselige?

Camilla.

Mein Liebster!
Mein Curiatius!

Horatius.

Unerhörte Frechheit!
Wie, Ehrvergessne, — da ich wiederkehre
Siegreich, als Retter Roms, stehst Du verhöhnend
An meines Hauses Thür'; auf Deinen Lippen
Ein Name, — den ich heut' nicht hören will!
Du strebst nach Rache? Mit dem Herzen sie
Ersehnend, mit dem Munde laut sie fordernd.

Bezähme Deine Leidenschaft, Camilla!
Laß' mich auf meiner eigenen Schwelle nicht,
Laß' mich an diesem Tage nicht erröthen.
Von heut' an müssen Deine Liebesgluthen
Verlodert sein; die Asche streu' hinaus
In alle Winde! Denk' an unsern Sieg nur!

Camilla.

Ja, wenn Dein Herz in meiner Brust ich trüge!
Das meine zeig' ich offen Dir, Barbar!
Gib' mir zurück, den Du mir nahmst. Wenn nicht,
So treibe mich, wohin sie will, die Liebe.
Er war mein Halt; an ihm hing meine Seele,
Glückselig hab' ich lebend ihn vergöttert,
Und weinend thu' ich's da er todt ist, — immer!

Du hattest eine Schwester, — suche sie
Nicht mehr; Du findest nur die Rächerin
Des Heißgeliebten. Einer Furie gleich
An Deine Schritte heft' ich mich, und „Mörder"
Gellt Dir mein Schrei ins Ohr. Blutdürst'ger Tiger,
Zu weinen wehrst Du mir? Du willst, daß ich
In seinem Tod ein Glück erkenne, — Deine
Verruchte That bewund're, — daß ich so,
Ich selbst im Herzen ihn noch Ein Mal morde?

O, möchtest Du so unglückselig werden,
So elend, daß Du mich beneiden müßtest!
Und endlich selbst durch feige That besudeln
Den Ruhm, Der Deinem stumpfen Sinn gefällt.

Horatius.

Ihr Götter, sah man je so tolle Wuth?
Glaubst Du, Unsel'ge, daß ich's fühllos trage,
Wenn man mich so beschimpft? Daß ich gestatte,
Daß sich mein eig'nes Fleisch und Blut empört?
Du sollst ein Glück in diesem Tod erkennen,
Du sollst dem Schatten eines Mannes vorzieh'n,
Was meine Hand für Rom erstritten.

Camilla.

Rom!
Die Urquell' aller meiner Leiden? Rom,
Dem Du mein Liebstes hingeopfert? Rom,
Das Deine Wiege war, und das Du liebst?
Rom, das ich hasse, weil es Dich verehrt?

O möchten alle Nachbarvölker sich
In Feindschaft einen, seinen jungen Bau
Zu unterwühlen! Sind Italiens Schaaren
Zu schwach, so kommt herbei von Ost und West
Ihr Völker, die der Erdkreis hegt, — herbei,
Rom zu zerstören! Mög' es gegen sich
Auch selbst die Hand erheben, mög' es wühlen
In seiner eig'nen Brust, — sich selbst zerfleischen.
Dann soll der Götter Zorn, den mein Gebet
Entzündet, Ströme Feuers niederregnen
Auf die verfluchte Stadt, — dann will ich seh'n,
Wie alle Blitze zünden, alle Häuser
Zu Asche werden, — all' ihr Ruhm zu Staub.
Ich will des letzten Römers letzten Seufzer
Verröcheln hören, — Alles das mein Werk —
Und dann vor Freude sterben!

Horatius.

Das ist mehr
Als Menschenlangmuth trägt! Zu Deinem Buhlen
Hinab zum Orcus send' ich Dich!

(ersticht sie.)

Camilla (sterbend).

Verräther!

Horatius.

So mög' es jedem Feinde Roms ergeh'n!

Fünfter Act.

Erste Scene.

Der alte Horatius, Horatius.

Der alte Horatius.

Komm', laß uns die Gedanken jetzt hinweg
Von diesem Unheil wenden. Weise sind
Die Götter, — ehren wir ihr Thun! Sie beugen
Der Menschen Stolz, wenn er zu hoch sich hebt.
Sie träufeln Wermuth in zu süßen Trank,
Sie heften uns'rer höchsten Tugend selbst
Des Irdischen untrüglich Merkmal an.
Wer hat schon eine That gethan im Leben, —
Ganz gut, ganz groß, ganz ehrenhaft?

(Horatius will ihn unterbrechen.)

Nein, hör' mich!
Ich will Camilla nicht vertheid'gen, kaum
Beweinen darf ich sie: sie hat gefehlt.
Mich selbst und Dich beklag' ich mehr noch; mich:
Weil meiner Tochter Herz so wenig römisch
Gesinnt war, — daß sie sterben mußte. Dich,
Weil Du mit ihrem Blut die reinen Hände
Beflecktest. — Hör' mich weiter! Ihren Tod
Nenn' ich nicht ungerecht, und kaum zu rasch,
Doch Du, mein Sohn, Du konntest Dir ihn sparen.
Wie schwer, wie todeswürdig ihr Vergeh'n,
Es blieb doch besser straflos, als gestraft
Durch Dich.

Horatius.

So nimm mein Blut, wie Roms Gesetz
Es Dir erlaubt. Ich glaubte, Recht zu thun!
Wenn meine rasche That Dir sträflich scheint,
Wenn sie anklagend auftritt wider mich
Ein ew'ger Vorwurf, wenn Du meine Hand
Befleckt, unehrlich hältst, — so sprich das Wort,
Und mach' ein Ende: nimm dies Blut zurück,
Das ich nicht rein, wie ich's empfing, bewahrte.
Ich wollt' in unser'm Haus kein Unrecht leiden,
So laß auch Du den Spiegel unsrer Ehre
Von keinem Hauch verdunkeln. Sei sein Hüter
Und walte Deines Amts. Die Vaterliebe
Muß schweigen, wo sie nicht rechtfert'gen kann.
Was Du beschönigst, daran nimmst Du Theil,
Und sorgst nicht wohl für Deine eig'ne Ehre,
Wenn Du zu strafen säumst, was Du verurtheilst.

Der alte Horatius.

Mein Sohn, — laß mich Dir's sagen: wenn ein Vater
Die Strenge bis zum Aeußersten nicht treibt,
So schont er seinen Sohn für sich. Sein Alter
Mag sich der liebsten Stütze nicht berauben.
Ihm fehlt der letzte Muth: sich selbst zu strafen.
Auch tadelnd noch, seh' ich Dich anders an
Als Jeder sonst, und als Du selbst Dich siehst;
Ich weiß allein — nichts mehr, — der König kommt;
Die Wachen seh' ich schon den Hof betreten.

Zweite Scene.

Tullus, der alte Horatius, Horatius, Valerius, Lictoren, Wachen.

Der alte Horatius.

Du ehrst mich hoch, mein König, viel zu hoch!
Nicht unter meinem armen Dache sollt' ich
Dich heut' begrüßen.

Tullus.

Mir geziemt es, hier
Dich aufzusuchen. Dankend steh' ich heut',
Der König Roms in des Horatius Haus.
Valerius brachte meine Botschaft Dir,
Und keine Ruhe fand ich, bis ich kam.
Zwar sagt' er mir, und nicht bezweifelt hatt' ich's,
Wie muthig Du der Söhne Tod erträgst,
Und daß mein Trost der alten Römerseele
Nicht mehr vonnöthen ist. Doch dann erfuhr ich,
Welch' unerhörtes Unglück Dich betroffen
Durch Deines siegberauschten Sohnes That,
Und daß er, Rom zu heftig liebend, Dir
Die einz'ge Tochter nahm. Das mag zu viel sein
Auch für den stärksten Muth. Wie trägst Du's, Vater?

Der alte Horatius.

Mit Kummer, — doch mit Fassung, großer König!

Tullus.

Das ist der Lebensweisheit höchste Blüthe!
Wie Viele lernten es wie Du, daß Unglück
Dem flücht'gen Glück unfehlbar folgt, wie Wen'ge,
Wenn es sie sebst betrifft, ertragen es
Wie Du. Wenn Dir mein Mitgefühl die Trauer
In Etwas lindern kann, — es ist so groß

Wie Dein Verlust, und ich beklage Dich
So sehr, wie ich Dich liebe.

Valerius.

Da die Götter
Mein König, in die Hand der Könige legten
Ihr Recht und ihre Macht, und da die Völker
Von ihnen nun der Guten Lohn verlangen,
Und Strafe für die Bösen, — so erlaube,
Daß Dich ein treuer Unterthan erinn'ret,
Daß Du zu sehr beklagst, was zu bestrafen
Dir obliegt. Herr gestatte, — — —

Der alte Horatius.

Daß den Sieger
Man auf den Richtplatz schleppe?

Tullus.

Laß ihn enden.
Sein Recht soll Jedem werden, — jederzeit,
An jedem Ort. Es haben uns als Pflicht
Die Götter auferlegt, was ihres Wesens
Urquell und Nahrung ist: Gerechtigkeit.
Daß gegen den, der sich für Rom geopfert,
Gerechtigkeit man fordern darf, das eben
Beklag' ich.

Valerius.

So gestatte denn, o großer
Gerechter König, daß durch meinen Mund
Roms gute Bürger sprechen. Denke nicht,
Daß eifersüchtig seinen Ruhm wir neiden:
Wie viel er Lob empfängt, er hat's verdient.
Mehr' ihm die Ehren, statt sie zu vermindern,
Wir stimmen zu. Behandl' ihn nach Verdienst:
Kränz' ihn als Sieger, — tödt' ihn als Verbrecher;
Thu' Einhalt seiner Wuth, damit noch Bürger
Dir bleiben, über die Du herrschen kannst.

Der Krieg war mörderisch und unheilvoll,
Und so viel Bluts- und Freundschaftsbande einen
Die Nachbarvölker, daß nur wenig Römer
Nicht durch der Feinde Tod auch schwer betroffen
Im Herzen sind, und bittre Thränen weinen
Dem eignen Leid im allgemeinen Jubel.
Wenn das Rom kränken heißt, und wenn den Wilden
Sein Waffenglück berechtigt, unsrer Thränen
Vergeh'n zu strafen, welches Leben wird

Der dann verschonen, der der eignen Schwester
Sich nicht erbarmt, den nicht ihr Schmerz entwaffnet?

Da Rom er siegen ließ, hat er's geknechtet;
Er übt das Recht des Richters und des Henkers,
Und leben darf nur noch, wen seine Gnade
Verschonen will!
So viel für Rom und uns.
Soll ich mich jetzt auch an Dein menschlich Herz
Noch wenden? fragend, ob die feige That,
Ein Weib zu tödten, eines Mannes würdig?
Soll ich verlangen, daß man seiner Wuth
Unschuld'ges Opfer Dir vor Augen bringe?
Anklagend würde dann ihr reines Blut
Aus schon erstarrter Wunde frisch entströmen
Beim Anblick ihres Mörders. Abscheu würde
Der beste Anwalt sein für Jugend, Schönheit
Und Unschuld. Brauchst Du ihn? Ich will's nicht glauben.

Du hast das Opfer angesetzt für morgen.
Der Sieger muß es bringen. — Glaubst Du, König,
Die Götter werden es aus seiner Hand
Empfangen, die vom Blut der Schwester trieft?
Der Tempelschänder würde seine Strafe
Auf unser Aller Haupt hernieder zieh'n.
Die Götter hassen ihn. Und wenn sie gleich
Den Sieg ihm schenkten, waren sie's doch auch,
Die diesen Sieg ihn feig besudeln ließen,
Und wollten, daß er sich an Einem Tag
Triumph und Tod verdiene. Herr, Dein Spruch
Muß jetzt entscheiden. Rom hat solchen Mord
Noch nicht geseh'n. Du sorge, daß es nie
Den zweiten sehe. Schütz' uns, König Tullus,
Vor seiner Hand, und vor der Götter Rache.

Tullus.

Vertheid'ge Dich, Horatius!

Horatius.

— — — — Wozu?

Du weißt, was ich gethan, und hörtest eben
Valerius — es erläutern. Wie Du nun
Darüber denkst, so falle mir das Urtheil.
Wie käm' es in den Sinn mir, anders mich
Dir darzustellen, als Du selbst mich findest.
Wenn ich verdammenswerth in Deinen Augen
Erscheine, werd' ich's wohl auch sein. Das Leben

Der Bürger ist Dein Schatz. Du wirst ihn hüten,
Und ohne Noth Dich seiner nicht berauben.
So sprich Dein Urtheil Herr; ich bin bereit.
Mein Leben lieb' ich nicht, ich hass' es eher.
Ich werf' es auch Valerius nicht vor,
Der meine Schwester liebte, daß er mich nun
Verklagt, wie er's gethan. Mit seinen Wünschen
Im Einklang sind die meinen. Er verlangt
So dringend meinen Tod wie ich; nur will er
Durch diesen Tod brandmarken meine Ehre,
Und ich, — ich will sie retten durch den Tod.

Mein König, selten nur ist's uns beschieden,
Daß wir für das, was unsre Seele füllt,
Den ganzen Opfermuth entfalten dürfen.
Ward uns dies Glück zu Theil, und setzten wir
Daran das Beste, — Alles, dann begreift
Das Volk nur, was die Oberfläche zeigt:
Was wir erreicht, und darnach mißt es uns.
Es will, daß diese Außenseite nun
Dieselbe bleibe: thaten wir ein Wunder,
Erwarten sie ein Wunder jeden Tag.
Nach einer That, die ihm gefiel, ist Alles,
Was minder glänzt, nicht würdig der Beachtung.
Wir sollen uns bewähren; jederzeit
Und aller Orten. Sie bedenken nicht,
Daß auch dem Kampfesfreudigsten ein Kampfplatz,
Ein würd'ger Gegner eine große Sache
Vonnöthen sind zu wundervoller That.
Sie schmäh'n und sie vernichten ungerecht
Die besten Namen dann. Die große That
Verliert sich unter denen, die ihr folgen,
So daß, wer Ein Mal über Menschenmaß
Sich hob, nichts mehr darf thun, will er nicht sinken.

Nun will ich meine Thaten selbst nicht loben;
Du sah'st sie, König, sah'st Du gleich nicht Alles.
Es wird mir nicht vergönnt sein, Gleiches wieder
In gleichem Fall zu thun: die Götter geben
Dem Menschen Ein Mal nur so großes Werk
Und solche Kraft. — Das Leben nicht, der Tod nur
Kann mein Gedächtniß ruhmbeglänzt bewahren.
Und schon kommt er zu spät. Ein Mann wie ich
Fühlt sich besudelt, wenn auch nur der Schatten
Der Schande auf ihn fällt. — Nun brauch' ich freilich
Nur mich allein, um für mich selbst zu handeln.
Doch Herr, mein Blut ist treu: Rom ist es eigen,
Und darf nur fließen, wenn Rom's Haupt es billigt.

Ich will es Euch nicht stehlen, — schenkt es mir!
An tapfern Kriegern fehlt's Euch nicht; sie werden
Auch ohne mich die Siege Roms behaupten.
Mein König, sprich mich frei, und hab' ich jemals
Dank oder Lohn verdient, so mag mein Schwert
Mich opfern meinem Ruhm, nicht meiner Schwester.

Der alte Horatius.

Mein König, da mein Sohn sich nicht vertheidigt,
Da er sich dem verbündet, der ihn anklagt,
Sie Beide gegen mich, — und Beide grundlos,
So laß' mich ihn vertheid'gen, laß' mich schützen
Das Letzte, was noch blieb von meinem Blut.

Valerius hat sein Ziel weit überschossen:
Verbrechen nannte man zu keiner Zeit,
Was man in erster rascher Wallung that;
Und Lob, nicht Strafe hat man stets gezollt,
Wenn diese Wallung edel war und gut.
Abgöttisch seiner Heimat Feinde lieben,
Durch ihren Tod von Wuth erfüllt, sein Land
Verfluchen, ihm entsetzliche Geschicke
Heraufbeschwören, das, das nennen wir
Verbrechen, — das hat er gestraft. Die Liebe
Für Rom allein hat ihm die Hand geführt;
Er wäre schuldlos, liebt' er's nicht so heiß.
Sagt' ich, er wär' es? Nein, er ist's, mein König!
Wär' er verbrecherisch, ich hätt' ihn selbst
Mit eig'ner Hand gestraft, das Vaterrecht
Geübt, das mich zum Herrn macht seines Lebens.
Ich leid' in meinem Haus nicht Schimpf noch Schuld.
Valerius mag's bezeugen; sah er doch,
Wie ich den letzten Sohn empfangen wollte,
Den ich für feig' und treulos hielt. Doch er, —
Valerius, — was kümmern ihn die Meinen?
Was rächt' er meine Tochter, die ich, — ich
Gerächt nicht haben will. Was kümmert ihn
Ihr Tod, den ich, ihr Vater, nicht verdamme.
Er gibt zu fürchten vor, daß nun Horatius
An Andern sich vergreifen werde? Nicht doch,
Mein König: Nur der Unsern Ehr' und Schande
Sitzt mit an unserm Herd. Was And're thun,
Gut oder übel, — geht mit ihnen heim.
Versuch's, Valerius, weine immerhin,
Vor seinen Augen selbst. Ihn kümmert nur
Sein Fleisch und Blut. Du kannst ihn nicht beschimpfen;
Du knickst kein Blatt an seinem Lorbeerkranz.
Du heil'ger Zweig von jenem Baume, den nie

Der Blitzstrahl trifft, wie uns die Sage meldet,
Wirst Du sein Haupt vor jenem Blitz nicht schützen,
Dem Beil in Henkershand, das nicht geschliffen
Für Seinesgleichen ward? Ihr Alle, Römer,
König und Krieger! Opfert ihr den Mann,
Dem Rom allein verdankt, daß es noch Rom ist?
Und darf ein Römer dessen Namen schmäh'n,
Der stolz und groß den Römernamen machte?
Tritt vor, Valerius, und gib uns kund,
Wenn er doch sterben soll, wo wählen wir
Den Richtplatz ihm? Ist's innerhalb der Mauern,
Von denen jeder Stein ein Echo leiht
Den Stimmen, die zu seinem Ruhm erklingen?
Ist's draußen auf der Wahlstatt, wo das Blut
Der Curiatier den Sand noch röthet?
Inmitten ihrer Gräber? Angesichts
Der Stadt, die er für Rom gewann? Entscheide!
Wo Du ihn treffen könntest, hält der Sieg
Den Lorbeer schützend über seinem Haupt.
In diesen Mauern auf dem weiten Plan
Ringsum, wehrt Alles Dir, Roms schönsten Tag
Mit seines besten Sohnes Blut zu trüben.
Nicht Alba dürft' es dulden, seinen Sieger
Beschimpft zu seh'n, und Rom, Rom sollt' es leiden?

Du wirst, mein König, durch gerechten Spruch
Zu Aller Heil entscheiden. Was er that
Für Rom, das kann er wieder thun; und Rom
Kann wieder es bedürfen. Schon' ihn nicht
Für mein gebrechlich Alter! Als die Sonne
Sich heut' erhob, sah sie um mich geschaart
Vier Kinder, — da sie sinkt sind drei dahin:
Für Rom, für seinen Streit gefallen. Den
Der mir noch bleibt, erhalt' ihn auch für Rom.
Und nun erlaube mir, daß auch an ihn
Ich noch mich wenden mag. Du hast, mein Sohn,
Unweises Wort gesprochen. Wähne nicht,
Daß Pöbelgunst und Ungunst uns're Namen
Nach Willkür an die Sterne heften kann,
Und in den Staub sie zerren. Ihre Stimme
Erhebt geräuschvoll sich, — und ist verstummt
In Einem Augenblick. Was sie hinzugefügt
Zu unserm Ruhm, das weht der Zeiten Sturm
Hinweg wie leichten Rauch. Die Könige sind's,
Die Großen sind's an Willen, Macht und Geist,
Die Dich versteh'n, — die Dichter sind's, die sagen
Und singen Deine Thaten; nur von ihnen
Empfängt der Held, was ihn in Wahrheit ehrt.

Fahr' fort, Horatius zu sein! Laß' ihnen
Die Sorge, Deinen Namen allen Zeiten
Groß, rein und ruhmvoll zu bewahren. — Hasse
Auch nicht Dein Leben. — Lebe gern; für mich,
Für Deine Gattin, die das Schwerste heut'
Erduldete, und mehr als Alles: lebe
Für Rom und seinen König. — Herr, ich sprach
Zu lang vielleicht, — doch sprach ich nicht für mich;
Rom hat zu Dir durch meinen Mund geredet.

Valerius.

Verstatte mir, mein König —

Tullus.

Nein, Valerius!
Es ist genug. Die Worte, die Du sprachst,
Sind durch die ihren nicht verwischt. Ich trage
Sie im Gedächtniß treulich eingeschrieben.
Du sprachst ganz recht: die ungeheure That,
Die hier gescheh'n, beleidigt die Natur,
Und kränkt die Götter selbst. Daß sie vollbracht ward,
In rascher Wallung, kann sie nicht entschuld'gen.
Wo auf der Erde Recht gesprochen wird,
Da wird man sagen! er ist todeswürdig.
Doch nun, seht hin, wer diese That gethan.
Es war dieselbe Hand, dasselbe Schwert,
Die heut' zu zweier Länder Herrn mich machte.
Gehorchen müßt' ich heut', wo ich befehle,
Und Knecht sein, wo ich zwei Mal König bin,
Wär' nicht Horatius. Darf ich ihn strafen?
Wer danken muß, kann nicht sein Richter sein.
Könnt' Ihr's? Glaubt Ihr, es schlägt Ein Herz in Rom
So wenig römisch, daß es dem Befreier,
Dem Retter, dem Vermehrer unsrer Macht
Nicht dankte? Wem hat Er heut' nicht gegeben?
Wer danken muß, kann nicht sein Henker sein.
So muß die Stimme des Gesetzes schweigen,
Da Niemand es vollstrecken kann. Was Rom
Ertrug von seinem Gründer Romulus,
Das trägt es von Horatius, seinem Retter.
Geh' ungekränkt von hier, Horatius!
Du findest Niemand, der Dein Urtheil spräche
In Rom. Du stehst nicht über dem Gesetz,
Doch über Deinen Richtern. Deine Fehler
Entspringen Deinen Tugenden. Wir nehmen
Dich, wie Du bist. So reich' ich Dir die Hand.
Thu' Du's gleich mir, Valerius! Wenn zwei Länder
Den alten Groll vergessen, um fortan

In Allem Eins zu sein, so opf're Jeder
Die eig'ne Feindschaft auch. Und nun an's Werk!
Wir brauchen alle Hände, alle Herzen,
Zu bessern, was der Krieg verdarb, die Wunden
Zu heilen, die er schlug. Macht Rom so stark,
So groß, so reich und schön, daß sich der Erdkreis
Ihm willig unterwirft. Versöhnt die Götter,
Die blut'ge That gekränkt, durch Friedenswerke.
Und die dem großen Kampf des Tags erlagen,
Begrabt gleich ehrenvoll. Gewährt dem Schatten
Camilla's, was er fordert: Laßt Ein Grab
Die Liebenden vereinen, die im Streit
Zwar gegen Rom, für Rom doch sind gefallen.





Lied von der armen Arje.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiß.

Uebersetzt von

Franz Gernerth.

Ein Karren mit zwei Rädern, ein Falbe d'ran gespannt,
So fährt die arme Arje von Markt zu Markt im Land.
Im weiten Bezirk von Heves genoß sie wie Keine Vertrau'n,
Und ihre Waare priesen die Mädchen und die Frau'n.

Nun trauert Salgó-Tarja, seitdem in sein Gebiet
Mit ihrem Gefährte nimmer die arme Arje zieht,
Die Judenmädchen von Pászthó, sie geh'n im Trauerkleid,
Der braunen Ester Schönheit welkt hin seit jener Zeit.

„Schon eingespannt steht mein Rößlein, halt' mich nicht länger auf!
Bis ich nach Pászthó komme, ist unter der Sonne Lauf;
Am Freitag beim Lichtanzünden möcht' ich zu Hause sein:
Würd' sonst ich denn so eilen, mein holdes Blümelein?!"

Der braunen Ester Augen, sie können bitten so schön,
Der braunen Ester Küssen kann Keiner widersteh'n;
Der braunen Ester Umarmung ist wie der Verheißung Land,
Und ihrer Lippen Flüstern wie Zauber hält Dich gebannt.

„Wohin willst Du heut' noch gehen?" das Mädchen fragt betrübt;
„Die Mutter erwartet mich sicher," der Bursche zur Antwort gibt.
„Die arme Witwe! Der Sabbath dünkt traurig ihr, wenn ich fern;
Ich bin für die liebe Mutter des Hauses glücklicher Stern.

Ich seh' sie vor mir, wie sie emsig den Tisch zur Feier deckt,
Und den reich geflocht'nen Kuchen auf's obere Ende legt;
Sie bereitet Wasser zum Waschen und zündet die Lichter an,
So harrt sie Freitag Abends auf des theuren Sohnes Nah'n."

Die arme Arje indessen zieht mühsam ihre Bahn,
Der Falb' entgleitet und stolpert, er scheint schon gewöhnt daran;
Ein Hase huscht über die Straße, er ist kaum zu erspäh'n,
Ein grauer Schleier senkt sich herab auf die waldigen Höh'n.

Der große Straßengraben mit Dunkel sich füllt zur Stund',
Mit dem Wind von der Matra kämpfen die Sträucher und Büsch' in der Rund',
In Gedanken vertieft zieht Arje des Weges für und für,
Da plötzlich, wie Nachtgespenster, zwei Räuber steh'n vor ihr.

Sie herrschen sie an: „Dein Geld her! Ei, willst Du, Jüdin, nicht?
Dann sollst Du gleich erfahren, wie man den Trotz Dir bricht."
Der Eine führt den Knüttel, das Beil der And're schwingt;
Die arme Arje getroffen am Wagen niedersinkt.

Die Witwe unterdessen den Tisch zur Feier deckt,
Den reich geflocht'nen Kuchen auf's obere Ende sie legt;
Sie bereitet Wasser zum Waschen und zündet drei Kerzen an —
So harrt sie am Freitag Abends, bis der theure Sohn will nah'n.

Und Ester, die braune Ester? Sie flicht ihr schwarzes Haar,
Am Rand ihres Bettes steht sie und sinnt, wie es wird und war;
Die schwarzen Perlen nimmt sie vom schwellenden Nacken herab:
Sie zählt sie lächelnd und rechnet, wie bald sie wohl Hochzeit hab'.

Bekümmert sitzt die Witwe und einsam im Kämmerlein,
Die Kerzen brennen herunter und trüber wird ihr Schein;
Auf einmal entschlummert Alles, wie durch eines Hauches Macht...
Jehova! Sende der Armen einen Strahl in die tiefe Nacht!

Die braune Ester im Traume, das Herz voll Seligkeit,
Sieht den Bräutigam vor sich stehen im weißen Hochzeitskleid;
Gegen Morgen poltert's ans Fenster: Wach, Ester, auf geschwind!
Jehova, zu diesem Erwachen gib Kraft dem armen Kind!





Verschiedene Zeiten.

Humoreske in zwei Briefen

von

Bruno Walden.

I.

Weißenbach, 7. Juni 1835.

Liebe Marie!

Wie wunderschön ist es doch hier! Es läßt einem am frühen Morgen schon keine Ruhe mehr und man muß heraus, der lieben Sonne gleich in's Gesicht zu sehen. Ich helfe dem Gärtner gerne beim Begießen; 's ist eine Freude, wie sich Alles reckt, streckt und doppelt prächtig duftet, wenn es reichlich bewässert worden. Aber es heißt früh schon für's Frühstück sorgen, denn die Brüderchen und Schwesterchen wollen auch nicht lange schlafen und sind in dieser gesegneten Luft schon gleich beim Erwachen voll Hunger. Auch die Mutter steht früher als sonst auf und liebt es, ihren Kaffee schon bereit zu finden. Die Hausfrau ist so freundlich und läßt mich in ihrem Keller die Milch selbst abrahmen. Wenn's nicht Spießknechte regnet, wird unter einer großen Linde gefrühstückt, bei schlechtem Wetter aber in einem kleinen Lusthause aus harzig duftenden Brettern, von dessen Bänken aus man in's Grüne sieht.

Dann freilich heißt's in's Haus, beim Aufräumen zu helfen, vorzugeben, in der Küche nachzusehen und Alles auszubessern, was die Kinder Tags vorher im Wald und Garten an ihren Kleidchen zerrissen haben. Das verstehen sie, wenn sie so wild hintereinander herjagen, oder Verstecken spielen

und dabei jubiliren, daß man vom Herzen mitlachen muß. Da gibt's denn manchmal so viele Risse und Löcher, daß man sich's am Nachmittag nicht gönnen kann, sich mit einem Buch in die Laube zu setzen, obwohl es ein gar köstliches Stündchen ist, dieses Lesen in der Nachmittagsschwüle! Die Mutter schläft und die Kinder machen dann, wenn's zu heiß ist zum Herumtollen, am liebsten ihre Aufgabe. Da ist's so schön ruhig und ich lese dann am liebsten im Schiller. Aber es geht selten nur, der vielen Flickarbeit wegen, denn die Mutter will am fremden Orte, der Kinder willen, niemand Fremden, den sie nicht ordentlich kennt, in's Haus nehmen.

Der Nachmittagskaffee ist wieder ein großes Ereigniß, das die Kinder kaum erwarten können. Und dann kommt das Allerbeste! Der Mutter Strickzeug, mit dem meinen und den Butterbroten für die Kinder in einem Körbchen — Du glaubst nicht, wie viele Riesen-Butterbrote die Kleinen verschlingen — und mit einem Buche schlendern wir in den Wald. Auf dem schönsten Plätzchen wird gelagert. Während die Kinder Waldblumen oder Beeren pflücken oder um uns herumspielen, lesen wir, Mutter und ich, einander beim Stricken vor. Wir haben die Paalzow mitgenommen und ich weiß wahrhaftig nicht, was schöner ist, „Godwic-Castle“ oder „Saint Roche“. Jetzt stecken wir mitten im „Jakob van der Nees“! Man möchte rasch vorwärts kommen und doch ist's einem leid, wenn's zu Ende geht und man, wie von lieben Freunden, Abschied nehmen muß.

Auf dem Heimweg wird gesungen; die Kinder kennen schon eine Menge hübscher Volkslieder und verstehen es, zweistimmig einzufallen. Es klingt wunderhübsch, wenn es so in der Abendstille heimgeht, und ein Stern um den andern vom Himmel herunterschimmert. Zu Hause angekommen, wird noch ein tüchtiges Glas Milch hinabgestürzt und dann geht's zu Bett, in dem die müden Glieder kaum Zeit haben, sich nach dem Nachtgebet noch zu dehnen, so bald überkommt einen der köstlichste Schlaf. Du siehst, daß einem bei diesem herrlichen Leben wirklich keine Zeit bleibt zum Briefschreiben. Und wenn der Vater über seinen kurzen Urlaub kommt, soll's ein paar große Ausflüge über den ganzen Tag geben, auf die wir uns schon wie närrisch freuen! Wie leid thut es mir, daß Du mit Deiner lieben Mutter an einem Badeort weilen mußt! Doch wird Dich die Befestigung ihrer Gesundheit für alle Entbehrungen entschädigen. Wenns sich's aber gar so schön durch Feld und Wald wandelt, so sehnt Dich doch gar sehr herbei

Deine so fröhliche, als getreue

Therese.

II.

Weißenbach, 1. Juni 1885.

Liebe Sidonie!

Obwohl es aus dem langweiligen Neste hier nicht viel zu berichten gibt, drängt es mich doch, Dir schon wieder zu schreiben. Ich glaube der Arzt befand sich arg im Irrthume, als er für Mama einen einsamen Landaufenthalt anordnete, denn nichts irritirt die Nerven mehr, als Einsamkeit. Und nun hat auch Papa noch allerhand altfränkische Vorurtheile mitgebracht, die er von Großmutter Therese überkommen. Da heißt es denn — „weil die Morgenluft so gesund ist!“ — um acht Uhr schon zum Frühstück erscheinen. Wie endlos lang wird der Vormittag bei diesem Frühaufstehen! Es wäre zum Verzweifeln, wenn man nicht in sich selbst Ressourcen hätte, so ohne Visiten-machen und -empfangen, die Zeit bis zum Mittag hinzubringen. Ich übe vier bis fünf Stunden Klavier und Du wirst im Winter sehen, oder vielmehr hören, daß ich nun mindestens eben so brillant spiele, wie die vielbewunderte Alice. Auch habe ich ernste Lectüre mitgenommen — es ärgert mich, wenn Elsa bei jedem dritten Wort Schopenhauer citirt — und da studire ich jetzt die „Parerga und Paralipomena“ und auch Einiges von Darwin, denn die Naturwissenschaften sind sehr en vogue. Ich bin sehr begeistert für die Abstammung vom Affen und das starkgeistige Brechen mit allen religiösen Vorurtheilen. Aber, entre nous, Schopenhauer ist etwas trocken, obwohl er mich, natürlich, ungemein interessirt. Zum Glück schickt Mama die Kinder gleich am Morgen mit der neuen Bonne in den Wald und sie dürfen vor dem Diner nicht wiederkommen, was ihrem Französisch und meinen Nerven sehr zuträglich ist, denn Kinderlärm ist mir verhaßt.

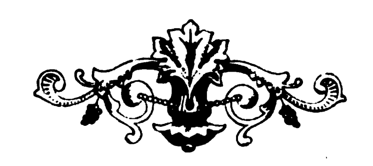
Vorige Woche habe ich die neuesten Romane von Daudet und den Ouida gelesen. Wir bekommen natürlich wöchentlich im Umtausch einen tüchtigen Pack Bücher aus der Leihbibliothek. Pa zieht zwar manchmal über meine Lectüre die Stirne kraus, aber Mama beweist ihm, wie nothwendig es der fremden Sprachen willen ist, daß ich die neuesten Romane lese, um immer auf dem Laufenden der modernsten Sprachnuancen zu sein. Ueberhaupt befürwortet sie stets meine Wißbegierde bei ihm, und so überrede ich ihn manchmal touristischer Studien willen, zu größeren Excursionen. Ich bitte dann auch Arthur von der Bonne los, damit er mir meine Botanisirbüchse und meinen kleinen geologischen Hammer trage. Als ich Pa neulich nach einer beliebten Villeggiatur in der Umgebung verlockte, erregten wir förmlich Aufsehen mit ein paar Stück Glimmerschiefer und Lieutenant W., den Du ja auch kennst, wußte den Anorthit nicht vom Orthoklas zu unterscheiden.

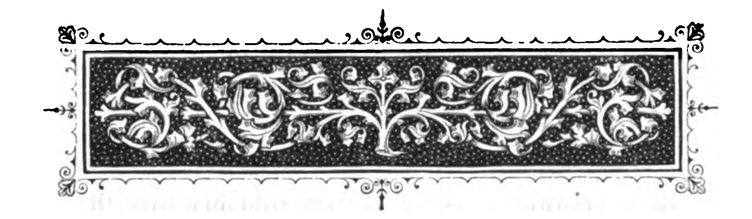
Er war aber auch eitel Bewunderung! Ein Glück übrigens, daß er sie nicht auseinanderkannte, denn ich bin nicht ganz sicher, ob ich sie nicht miteinander verwechselt habe.

Denke nur, ich treibe jetzt auch Astronomie! Der Schullehrer besitzt ein Fernrohr und Du weißt, ich kann das frühe Schlafengehen nicht leiden. Da wird denn nach dem Souper — Pa wollte Anstoß daran nehmen, aber Mama meinte mit Recht: ein Dorfschulmeister sei eigentlich gar kein Mann — vom Balcon aus in der Milchstraße promenirt und ich bin mit der Kassiopeia und dem Ring des Saturn schon ganz vertraut. Er — nicht der Saturn, der Schullehrer — weiß dabei in recht schwärmerischem Flüsterton Gedichte zu recitiren. En faute de mieux — —! Aber eben ist ein neuer Roman von Georges Ohnet eingelangt. So sage ich Dir denn: Adieu! Wie glücklich bist Du, Herzens-Sidonie, daß Deine Mama eines Weltbades wie Kissingen bedarf! Wahrlich, ich könnte Dich beneiden! Doch sieh', wie großmüthig ich bin, denn es liebt Dich dennoch zärtlich

Deine

Melanie.





Gedichte

von

Guido Freiherrn von Kübeck.

Vorüber sind die herrlich schönen Tage . . .

Vorüber sind die herrlich schönen Tage,
Vorüber ist der wonn'ge Sonnenschein,
Vorbei ist nun die Lust der Vögelein,
Vorbei ist nun die Lust im grünen Hage.

Vorbei des Fleißes Sporn, des Landmanns Freude,
Vorbei der Wiesen und der Felder Pracht,
Vorüber, was da lohnt die Schaffensmacht,
Vorüber, was da prangt in Flur und Heide.

Das ist ein Brausen, Wüthen und ein Toben,
Wie mit des Sturmgotts eigenster Gewalt,
Dieweil es blitzt und donnernd widerhallt,
Und Alles bebt, wie vom Orkan gehoben.

Dicht strömt der Regen nieder Stund' um Stunde,
Ertränkt die Frucht, die sturmgepeitschte Flur;
Ein endlos Wüthen rast in der Natur —
Es ist als wär's zu End' am Erdenrunde!

Da liegt manch' Vögelein, vom Sturm erschlagen,
Für ewig ist verstummt sein Liedersang;
Gestürzt ist mancher Baum am Bergeshang
Und and're sind vom Bach zu Thal getragen.

Rings aber Feld und Wiese überronnen
Von Wassermengen, erd- und schlammgemengt,
Die Wege wüst zerstört, die Frucht ertränkt —
'S ist Alles düster, ohne Licht der Sonnen.

Hat denn dies Regnen, Wettern nie ein Ende?
Ist dieses wilde Stürmen noch nicht aus? —
Mit Thränen blickt der Landmann aus dem Haus:
„Wo ist — ach! — nun die Arbeit meiner Hände?"

Dem Freunde F. S. bei seinem Scheiden aus M.

Was Du in Deinem trauten Heim gefunden,
Und wie's seit Jahren lieb Dir ward und werth,
Das haben Dir so recht und wahr gelehrt
Die letzten, bitterschweren Trennungsstunden.

Mit Deinem Heim warst innig Du verbunden;
Dies Band, so stark, so fest, so unversehrt,
Es glich der Macht, die Tag für Tag sich mehrt —
Und dennoch ist nun diese Macht entschwunden.

Ist Dir vom trauten Heim denn nichts geblieben,
Als ein im Scheiden tiefbetrübter Sinn?
Nein, nein! im Denken an Dein Heim bleibt jung
Die treue, liebliche Erinnerung
An Alles, was Dir dort so theuer schien —
Sie lebt nun fort in allen Deinen Lieben!

Nach „Toskanischen Volksliedern." *

Willst Du, daß ich geheime Lieb' Dir lehre?
Wenn Du mich siehst, mach' einen Schritt zurücke,
Und vor den Leuten nicht mit mir verkehre;
Mir ist's genug an einem stillen Blicke.
Vor Leuten sollst Du mir kein Wörtlein geben:
Genug ist's, will Dein Aug' zu mir sich heben.

*

Daß ich Dich, Schöne! verlasse, geschieht wohl nimmer;
Und daß Du mich verließest, ich glaub', es kann nicht sein;
War ja beständig stets mein Lieben, galt Dir immer.
Du aber schworst den Schwur vor den Augen mein:
Mich immer zu lieben und mich zu verlassen nimmer.

*

Und oft und oft that ich zur Sonne flehen,
Sie möge ihren Gang nicht so beeilen;
D'rauf sagte sie: sie kann nicht stille stehen,
Hoch in der Luft kann nimmer sie verweilen.

* Aus den „Canti popolari toscani," gesammelt von G. Tigri.





Momos.

Von

Fritz Pichler.

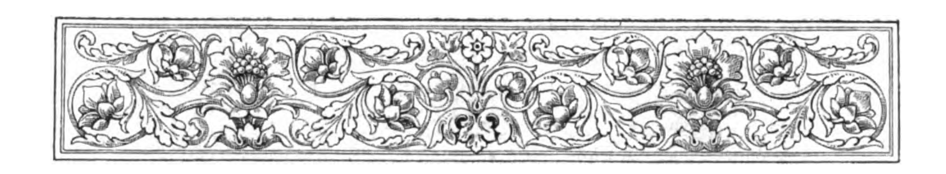
Dem stillen Zecher unter der Platanen
Weitausgestrecktem Schattenbaldachin
War, angelockt aus gold'nen Sonnenbahnen
Durch des Falerners freudeduftig' Glüh'n,
Die Biene von Hymettos' Blumenhallen
Berückt in seines Bechers Rund gefallen.

„Auch du? Das Liebeskind der sel'gen Fluren,
Vom Süßesten des Daseins nur genährt,
Des Süßen Spenderin, den dunklen Spuren
Des Tropfens fleugst du nach, der Trost gewährt?
Wo ist der Schwarm der sonnenfrohen Schwestern
Und wo dein Sang, der heut' noch klang wie gestern?

Luftschlürfend erst und bebend und dann ringend,
Seh' ich im Feuermeer dich fast vergeh'n.
Hier, diesen Zweig steig' an, gerettet, singend
Laß' dich von Zephyr's mildem Hauch verweh'n.
Die Flügel regst du schon, o zieh' in's Weite,
Und Helios' wärmster Strahl sei dein Geleite."

Und sie entflog. Des stummen Zechers Schale
Umschwebte Rosenhauch und Lindenduft
Und manch ein Schatten wie aus fernem Thale —
Doch naht kein Gott, der ihn zur Rettung ruft.
Herbei, mein Schenk, was'schaust du so verwundert?
Der Becher zwei noch und noch zehn und hundert.





Giannina,

das römische Mädchen auf deutschem Boden.

Aus Familienpapieren nacherzählt

von

Henriette Kühne-Harkort.

Erstes Capitel.

Es war an einem sonnenhellen, kalten Herbstmorgen. In dem stattlichen Herrenhause eines Landgutes in Schlesien stand im elegant möblirten Zimmer am Frühstückstisch die Hausfrau und rückte die darauf befindlichen Teller und Tassen in symetrische Ordnung. Sie mochte nicht leiden, daß etwas im Zimmer schief lag oder stand. Selten konnte ihr Jemand den Tisch zur Zufriedenheit decken, oder das Gemach nach ihrem Sinn aufräumen. Alles mußte regelrecht und gerade stehen, und durfte um keine Linie davon abweichen. Ihre eigene Person trug denselben Stempel fast peinlicher Genauigkeit. Keinem Härchen auf ihrem Haupte war es erlaubt, sich emporzusträuben, und an ihrem Anzug mußte Alles knapp und glatt sitzen. Selbst auf ihrem Gesichte war kein Fältchen zu sehen; aber obgleich es voll, rosig und blühend war, machte es doch keinen angenehmen Eindruck; es wäre dem Beschauer lieber gewesen, hätte ein Lächeln dann und wann etwas liebliche Unordnung in die regelmäßigen Züge gebracht, und die schmalen, festgepreßten Mundwinkel freundlich gekräuselt.

Frau Brachmann stammte aus einer reichen holländischen Familie, sie war vor vier Jahren ihrem jungen Gatten hieher gefolgt. Er hatte sich über ihre Führung der Wirthschaft nicht zu beklagen, denn Frau Therese regierte

darin mit fester Hand, und wußte im ganzen Hause strenge Zucht, Ordnung und Sauberkeit herzustellen. Das ist nun für einen Haushalt ein schönes Ding; aber es wird den Inwohnenden doch nicht recht behaglich, wenn aus den Blicken der Hausfrau nicht der Alles belebende und erwärmende Sonnenschein der Milde und Herzensgüte leuchtet. Frau Therese that Niemandem weh, aber auch Niemandem wohl, Jedem ward nur kurz und scharf sein Recht. Das Dienstpersonal in Haus und Hof bekam von ihr sein Deputat an Milch, Butter, Mehl richtig zugemessen, aber knapp, um keine Unze durfte sich das Zünglein der Wage neigen; kaum fügte sie ein Wort hinzu, als ob solches die Wage hätte in's Schwanken bringen können. Was Wunder, daß die Hausfrau mehr gefürchtet, als geliebt ward.

Herr Brachmann, ein heiterer, gemüthlicher Schlesier, mochte die winterliche Kühle in der Gemüthsart seiner Gattin hier und da wohl fühlen; aber einestheils war er häufig außer Hause mit Beaufsichtigung des Gutes beschäftigt, anderntheils schätzte er die wirthschaftlichen Seiten seiner Gattin sehr hoch und wußte sich ihr zu Dank verpflichtet, da ihre reiche Mitgift es ihm möglich gemacht, sein Gut zu vergrößern und zu verschönern. Kam Herr Brachmann von seinen Streifereien zu Pferd oder Wagen ermüdet heim, so war es ihm Erfrischung und Erheiterung, mit seinem dreijährigen Töchterchen zu spielen. Er brachte viele Stunden im Kinderzimmer zu, oder holte die Kleine zu sich herein; die Mutter duldete sie nicht in ihren Räumen, da das Kind ihr zuviel Unordnung verursachte.

Eben jetzt erwartete Frau Therese den Gatten zum gemeinsamen Frühstück. Es dauerte eine volle Viertelstunde über die festgesetzte Zeit hinaus, eh' er erschien; es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Endlich trat er ein. Seine sonst so heitere Stirne war umwölkt, seine freundlichen, strahlenden Augen schimmerten feucht, er hatte einen offenen Brief in der Hand. Er wollte eben anfangen zu reden, Frau Therese kam ihm zuvor.

„Es scheint,“ sagte sie, „Du hast mir etwas Unangenehmes mitzutheilen, dann bitte: nach dem Frühstück, lieber Karl! Du weißt, es schadet der Gesundheit sich während der Mahlzeit zu ärgern?

„Nun, Aerger wird Dir hoffentlich meine Nachricht nicht verursachen,“ entgegnete der Gatte.

„Oder Aufregung! Das bleibt sich gleich,“ unterbrach sie ihn.

„Gut denn, wie es Dir genehm, liebe Therese, bis nachher!“ sagte Herr Brachmann, während er den Brief zusammengefaltet neben sich auf den Tisch legte. „Hu, es ist kalt hier!“ begann er wieder. „Meine Liebe, warum hast Du das Kamin nicht heizen lassen?“

„Du weißt, lieber Karl, daß ich nie vor dem 15. October in meinem Zimmer feuern lasse. Es wird ohnehin sündlich viel Holz bei uns verbrannt.

Der Thee wird Dich schon erwärmen.“ Die Hausfrau hatte den Kaffee verbannt und statt dessen ihr heimatliches Getränk zu allen Tageszeiten eingeführt. Der Hausherr setzte sich. Die Lust zum Reden war ihm freilich vergangen; man kann wohl eine augenblickliche Stimmung unterdrücken, aber ihr auf Befehl eine entgegengesetzte Richtung zu geben, ist man nicht immer im Stande. Es war mithin eine sehr schweigsame Frühstücksstunde. Die Hausfrau jedoch schien das fehlende Gespräch nicht zu vermißen, da sie vollständig mit sich beschäftigt war. Nachdem sie die letzte Tasse Thee geschlürft, sagte sie: „So, ich bin nun bereit, Dir in Dein Arbeitszimmer zu folgen. Du weißt, lieber Karl, Geschäftliches!“

„Diesmal handelt es sich nicht um Geschäftliches,“ entgegnete Herr Brachmann, „sondern um Gemüthliches.“

„Gleichviel, auch das kann in Deinem Zimmer abgemacht werden, hier muß das Mädchen jetzt abräumen.“

„Wie Du willst, liebe Therese,“ sagte der gefällige Mann und folgte der Gattin, die, nachdem sie der Dienerin geschellt hatte, gemessenen Schrittes nach seinem Zimmer voranging, das sich auf der anderen Seite des Corridors befand. Auf dem Wege zum Sopha hin, rückte sie ein halb Dutzend Stühle zurecht, die nicht ganz regelmäßig standen. „Nun, was gibt es, lieber Karl?“ fragte sie, die Tischdecke gerade schiebend und ihr Strickzeug aus der Tasche ziehend.

Der Gatte begann: „Ich erzählte Dir wohl früher einmal von meiner Schwester“ —

Frau Therese warf ein: „Sie folgte gegen den Willen der Eltern einem jungen Maler, einem etwas verkommenen Genie, und Vater und Mutter wollten seitdem nichts mehr von ihr wissen!“

„Meine arme Schwester hat ihren Schritt, ihren Ungehorsam schwer büßen müssen,“ fuhr Herr Brachmann fort. „Ihr Gatte starb jung und hinterließ ihr nichts; sie hatte Mühe sich mit ihrem Töchterchen durchzubringen. Irgend welche Hilfe von ihrer Familie zu begehren oder anzunehmen, war sie bisher zu stolz. In diesem Briefe nun“ —

„Bittet sie um ein Darlehen?“ fiel Frau Therese ein. „Du weißt, lieber Karl, unsere Gelder liegen fest, und beim jetzigen Stand der Papiere“ —

„Beruhige Dich,“ entgegnete Herr Brachmann, „davon ist keine Rede, aber meine Schwester ist schwer leidend, der angestrengte Kampf um's Leben rieb ihre Kraft frühzeitig auf, sie fühlt sich dem Tode nah' und beschwört mich, ihre Tochter zu uns zu nehmen; wenn sie das Kind unter treuer Obhut geborgen wisse, werde sie ruhig sterben.“

„Aber, lieber Karl! Welche Last würden wir uns damit aufbürden! Und aus welch' unordentlicher Wirthschaft stammt das Kind! Das Geschöpf

eines römischen Künstlerpaares hat gewiß keinen ganzen Strumpf am Fuß! Mir graut, wenn ich daran denke!"

„Wir schaffen ihr neue! Und Du, Musterbild aller Hausfrauen, wirst dem wälschen Kinde den mangelnden deutschen Ordnungssinn beibringen! Ich kann meiner sterbenden Schwester die Bitte nicht abschlagen, es würde mir als ewiger Vorwurf auf der Seele lasten."

„Sich fremdes Element ins Haus laden!" warf Frau Therese ein. „Gib acht, daraus entstehen Unannehmlichkeiten, Mißstimmungen! Wie alt ist das Kind?"

„Zwölf Jahre. Mithin wird die körperliche Pflege keine allzu große Beschwerde verursachen. Meine Nichte muß natürlich guten Unterricht hier bekommen, und in ihrer freien Zeit kann sie sich im Hause nützlich machen, mit unserer Clara spielen, sie beaufsichtigen."

„Dazu ist die Bonne da," entgegnete Frau Therese. Da jedoch ihr Gatte fest erklärte, er werde anderen Tags bereits sich auf die Reise begeben, die kleine Nichte zu holen, fand sie sich seufzend und schweigend darein, nahm sich aber vor, die Anwesenheit der ihr Aufgedrungenen möglichst vortheilhaft für sich auszubeuten.

Zweites Capitel.

Zwei Wochen mochten vergangen sein, als Herr Brachmann aus Rom seiner Gattin genau Tag und Stunde angeben konnte, wann er mit der kleinen Waise eintreffen werde. Seiner leidenden Schwester war das Oel auf ihrem Lebenslämpchen bis zur Neige ausgebrannt, und als ihr Bruder vor ihrem Lager stand, reichte ihre Kraft nur noch so weit, das weinende Kind mit einem Blicke unaussprechlichen Dankes in seine schützenden Arme zu legen. Dann schloß sie in des Bruders Gegenwart die müden Augen für immer. Auf dem evangelischen Kirchhof, an der Pyramide des Cestius, wo Deutsche und Engländer ruhen, wurden ihre irdischen Ueberreste beigesetzt, der Bruder hatte mit Hilfe des Geistlichen der preußischen, jetzt deutschen Gesandtschaft ein stilles Winkelplätzchen für sie ausgefunden. Dann sah sich Herr Brachmann nach der Hinterlassenschaft der Entschlafenen um, überlegend, was etwa des Einpackens werth sei. Dessen war nun freilich nicht viel. Kommode und Kleiderschrank waren leer; die lange Krankheit hatte den letzten Rest der Habseligkeiten aufgezehrt, alle waren zum Trödler gewandert. Giannina, die Waise, besaß nichts, als was sie auf dem Leibe trug. „Was wird ihre Tante dazu sagen," seufzte Herr Brachmann. Er mußte der Kleinen erst noch ein schwarzes Kleidchen zur Trauer kaufen. Nur von den Bildern, die ohne Rahmen an den Wänden des Wohnzimmers aufgenagelt waren, Skizzen und Studien von des geliebten Mannes Hand, hatte sich die Leidende

nicht trennen können; rief ihr doch einzig und allein ein Blick auf dieselben vergangene, schöne Zeiten des Glückes zurück!

Herr Brachmann begann die Blätter von der Wand zu lösen. „Die wollen wir mitnehmen, mein liebes Kind, und in Deiner neuen Heimat kannst Du sie in Deinem Stübchen aufhängen, — ich denke die Tante wird das schon erlauben!“ Also auf der Tante Beifall, auf deren Urtheil und Erlaubniß kam das erst an! dachte das Kind. Giannina begann vor dieser Tante sich zu fürchten. Dem Onkel war sie von Anfang an zugethan; sein Gesicht kam ihr nicht fremd vor, die Züge der Mutter sprachen sie freundlich daraus an. Doch wagte sie sich, schüchtern wie sie war, noch nicht an ihn heran, sie hing nur stumm an seinen Blicken, um seine Wünsche, seine Gedanken, zu errathen.

Herrn Brachmann drängte es, heimzukommen, da es zur Herbstbestellung der Felder jetzt alle Hände voll zu thun gab, und so fand die Rückreise ohne irgend welchen Aufenthalt statt. Eilig flogen die Reisenden mit dem schnaubenden Dampfroß an Dörfern und Städten vorbei und vergebens mühte sich die Kleine von den flüchtigen Bildern eine Erinnerung festzuhalten. Alles schreckte sie nur. Ein schriller Pfiff, der Zug hält, die Thüren werden aufgerissen und es heißt: „Aussteigen!“ Wieder heftiges Läuten, ein zweiter Pfiff: „Einsteigen!“ heißt es, die Thüren werden zugeworfen und fort geht es wieder brausend, daß ihr der Kopf dröhnte. Was war da Angenehmes beim Reisen, wie es der Vater immer geschildert, und wie sie es sich so schön gedacht! Sie kam sich wie ein Reisebündel vor, das willenlos hin- und hergeschoben, auf- und abgeladen wird. Ach, und erst in der Nacht! Wie häßlich, wie schauerlich brauste es, und wie empfindlich kalt blies der deutsche Wind durch's Fenster!

So rauhe Luft hatte sie nie gespürt. Schlaftrunken taumelte sie von einer Ecke zur andern, ohne Ruhe zu finden; sie fühlte sich recht unglücklich, bis die Natur ihr Recht forderte und sie fest einschlief. „Umsteigen nach Breslau!“ hieß es endlich und der Oheim hatte Mühe sie wach zu rütteln. „Jetzt sind wir in der Heimat, im grünen Schlesien!“ sagte er.

Giannina rieb sich die Augen und blickte hinaus. Wie hatte sich die Gegend über Nacht verwandelt. Endlose geradlinige Felder dehnten sich aus, von schwarzen Wäldern begrenzt, hie und da streckten riesige hölzerne Gespenster beweglich ihre zackigen Arme wie wehklagend gen Himmel. „Galgen für Banditen!“ dachte Giannina schaudernd; — es waren friedliche Windmühlen.

In Breslau ward Halt gemacht, der Dampfwagen verlassen, ein Omnibus bestiegen, und im Hotel „zur goldenen Gans“ Quartier genommen. Giannina saß zum ersten Male in ihrem Leben an großer table d'hôte; sie kam vor Staunen fast gar nicht zum Essen. An langer Tafel saßen Herren und

geputzte Damen. Fast noch vornehmer gekleidete Männer, im schwarzen Frack und flatternden Schleifen, liefen auf und ab, wechselten als dienende Geister die Teller und reichten Schüsseln dar voll auserwählter Gerichte, so verschiedene, unaufhörlich, daß die Kleine meinte, man hätte wohl einen Monat lang damit genug gehabt. Das römische Kind hatte daheim in der elterlichen Wohnung dergleichen nie erlebt. Aber sie aß und aß und wurde doch nicht satt, denn da sie häufig umherschaute und in Gedanken verloren die Hand vom Teller sinken ließ, nahmen das die Kellner als Zeichen, daß sie nicht mehr essen wolle, entzogen ihr die letztere Speise und vertauschten sie mit einem leeren Teller.

Die Straßen der Stadt kamen Giannina im Vergleich zu Rom sehr sauber vor, während man, kommt man von Sachsen, doch manchen halbpolnischen Schmutz dort findet.

Von Bettlern wurde man nicht aufgehalten, es mußten hier wohl lauter reiche Leute wohnen, und das war gut. Aber andere Gestalten vermißte die kleine Römerin schmerzlich, die schönen Menschen aus dem Albaner Gebirge, die in malerischen Gruppen auf der spanischen Treppe lagern und der Künstler harren. Gab es hier keine Maler und Bildhauer, keine schönen Menschen zu Modellen?

Herrn Brachmann kam es in den Sinn, es möchte gut sein, seiner Gattin das neue Familienmitglied nicht allzu bettelhaft in der Ausstattung in's Haus zu bringen.

Er ging mit dem Kinde in Wäsch- und Kleidermagazine und kaufte nach seinem Ermessen eine kleine zierliche Aussteuer zusammen. Es machte ihm Freude gleich etwas für sein „neues Töchterchen“ thun zu können; im Uebermaß seiner Güte ließ er sie sogar Dies und Jenes selbst auswählen. Wenn er sie im Laden um ihre Meinung fragte, nickte sie nur ganz schüchtern, oder wies mit dem Finger auf den gewünschten Gegenstand. Als aber im Hotel die Packete vor ihr ausgebreitet wurden, da konnte sie sich kaum enthalten, laut zu jubeln. Sie flog dem Onkel an den Hals, umarmte und küßte ihn stürmisch. Der freundliche Wohlthäter fühlte sich selbst bewegt von ihren Freudenthränen und drückte das Kind seiner armen, verkommenen Schwester zärtlich in die Arme.

Andern Tags stand wieder der Dampfwagen bereit; noch ein paar Stationen auf der Eisenbahn, dann hielt ein eleganter Wagen mit zwei stattlichen Braunen bespannt. Der Kutscher zog tief und unterwürfig grüßend den Hut, er half dienstfertig beim Einsteigen und Unterbringen des Gepäcks. Herr Brachmann fragte, wie es zu Hause, auf dem Hofe, auf den Feldern stehe. Der Knecht gab den Bericht in einem Deutsch, das mit polnischen Brocken vermischt war. „Was ist das für eine wunderliche, harte Sprache!“

dachte Giannina; sie verstand kein Wort, obgleich sie des Deutschen in Rom bei den Eltern mächtig geworden.

Der letzte Theil der Reise, im offenen Wagen, dehnte sich lang hin; es mußte oft Schritt gefahren werden, denn die Pferde konnten nur mühselig ihre Hufe aus dem tiefen Sande emporarbeiten. Die Kleine hatte jetzt völlig Zeit die an ihr vorüberziehenden Bilder in der Seele festzuhalten, sie boten aber zu wenig Reiz, denn sie wechselten blos mit düsteren Kiefernwäldern und schmutzigen Ortschaften, deren zerlumpte Bewohner keineswegs von Wohlhabenheit Zeugniß gaben. Diese Gestalten sahen viel trauriger aus, wie die Bettler in Rom. Dem römischen Armen stehen die Lumpen noch immer gut, sogar malerisch zu Gesicht, man merkt ihm an, daß es ihm nicht allzu schlimm geht, er könnte es besser haben, wenn er arbeiten wollte, aber faullenzen ist ihm bequemer. Gibt man ihm eine Kupfermünze, so läuft er um die nächste Ecke und thut sich gütlich in einem handvoll Maccaroni und einer Orange; das Klima macht ihn begnüglich, die Sonne wärmt und der Nachtthau erquickt ihn, kaum bedarf er eines nächtlichen Obdachs. Der schlesische Arme ist beklagenswerther. Hunger und Durst quälen ihn, haben sein Antlitz häßlich verzerrt, im Kampfe mit dem rauhen Klima und dem harten, oft unergiebigen Boden, ist es ihm kaum möglich seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Er arbeitet zwar eifrig und fleißig, und ist doch oft elender, als der wälsche Faullenzer.

Endlich rollte der Wagen auf den stattlichen Hof und hielt vor dem großen ansehnlichen Herrenhause. Lautes Hundegebell war vernehmlich geworden und aus verschiedenen Thüren stürzten männliche und weibliche Wesen herbei, um den rückkehrenden gnädigen Herrn zu begrüßen. Mehrere armselige Geschöpfe fielen vor ihm fast auf's Knie, bückten sich tief und küßten ihm den Saum des Mantels. Giannina stutzte; sie fragte sich: „Ist das ein Volk von Sklaven?" Eine untersetzte alte Frau mit einem großen Schlüsselbund in der Hand, mit weißer Schürze und dunkelfarbiger Jacke, auf deren kurzen Aermeln das schneeweiße Hemd zierlich umgeschlagen war, stand dirigirend auf der obersten Stufe der Freitreppe. War das die Tante? Nein, denn der Onkel fragte nach ihr und erhielt die Antwort, die gnädige Frau sei in ihrem „Salon".

Giannina folgte dem Onkel ängstlich. Die Stubenthüre ward geöffnet und sie stand vor der Gefürchteten. Frau Therese erhob sich beim Eintritt der Ankommenden ruhig vom Sopha, reichte ihrem Gatten ruhig die Hand und bot ihm zum Kuß die Wange; dann trat sie einen Schritt vor und musterte die Kleine vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie ich mir dachte!" sagte sie, „schwarz und mager. Hast Du Dir auch die Füße abgeputzt?" fügte sie zu Giannina hinzu und sah forschend

auf den Parketboden. O weh! zwei schwarze Spuren waren auf dem Teppich sichtbar. „Wie ich mir dachte," sagte die Donna, „fahrlässig, unordentlich, liederlich!" Sie befahl der Schaffnerin draußen, dem „jungen Mädchen" die Fußbürsten und Strohteller zu zeigen, mit denen man sich vor Eintritt in's Zimmer zu säubern pflegt. Giannina ward feuerroth und folgte der untersetzten Frau mit dem Schlüsselbund, indem sie wie eine Verbrecherin den Kopf beugte. Herr Brachmann fuhr sich mit der Hand über die Stirn; der Empfang der Kleinen schien ihm etwas allzu rauh. Um das zu begütigen, nahm er Giannina freundlich beim Arm und führte sie in's Kinderzimmer zu seiner kleinen Tochter, nach deren Anblick sich sein Vaterherz sehnte.

Das pausbackige, blondlockige Mädchen saß bei der Bonne am Tisch und wühlte in einem großen Kasten voll Spielzeug herum, den sie aber sofort bei Seite stieß, als sie ihres Vaters ansichtig wurde. „Papa, wo ist Mittebringsel?" rief das Kind. „Ei, erst gibt man doch dem Vater, wenn er von der Reise kommt, ein schön Guschel, ein Küßchen!" rief Herr Brachmann, indem er sich niederkauerte und die Arme öffnete. „Komm' her und hab' mich lieb!" Die Kleine stand auf und folgte der Mahnung, dann drehte sie sich nach Giannina um: „Bist Du eine Zigeunerin?" fragte sie mit einem besorgten Blick auf ihre Spielsachen. Giannina wurde blaß vor Schreck. Das schwarzharige dunkeläugige Gesindel, das häufig bettelnd oder allerhand Kram feilbietend, sich auf den schlesischen Gütern zeigt, hatte das Kind so nennen hören, und es war ihm auch nicht entgangen, daß man Kisten und Kasten sorgfältig vor dem Zigeunervolk verschließt. Herr Brachmann sagte: „Sie ist eine Römerin, Deine liebe Cousine!" — „Eine Römerin," wiederholte die Kleine zweifelnd, was sie aus dem Worte machen sollte. Der Vater zog nun aus allen Rocktaschen die verschiedenen Spielgeräthe, die er aus Breslau seinem Töchterchen mitgebracht. Auch Giannina konnte sich nicht satt sehen an den reizenden Püppchen mit Möbeln und zierlichen Küchengeräthen, die zum Vorschein kamen. Zwar hatte die Frau Tante sie vorhin als „junges Mädchen" bezeichnet; sie fühlte sich indeß noch so sehr Kind, daß sie gar zu gern mitgespielt hätte. So oft sie sich aber dem Tischchen näherte, warf Clärchen ihr einen bösen Blick zu und breitete ihre Aermchen über ihr Hab und Gut, als sei ihr Angst, es könne ihr etwas entwendet werden.

Das sah so drollig aus, daß der Vater lachen mußte und es versäumte, der Kleinen die Unart zu verweisen; auch die Bonne schwieg dazu. Clärchen glaubte mithin der schwarzen Cousine gegenüber völlig im Rechte zu sein.

„Ihr werdet Euch schon mit einander befreunden!" sagte der Vater und verließ das Zimmer. Er kehrte zu seiner Gattin zurück.

„Wo, meine Liebe, hast Du vor, Giannina unterzubringen?“ fragte er. „Ich glaubte in's Kinderzimmer, aber ich sehe dort kein zweites Kinderbett.“

„Wie kannst Du das denken, lieber Karl! Das würde die Luft dort sehr verdicken und verderben, es könnte Clärchen schaden. Nein, ich ließ das Bett für die Fremde im Souterrain, bei der Schaffnerin aufschlagen, dort ist es vollkommen geräumig und frisch.“

„Ich fürchte, allzu frisch!“ sagte Brachmann. „Das arme Kind aus Rom wird dort frieren.“

„An steinerne Fußböden muß sie ja von ihrer Heimat her gewöhnt sein!“

„Bei heißem Klima sind die steinernen Fußböden freilich angenehm, aber beim hiesigen rauhen! Ich wünschte das Kind mehr in unserer Nähe.“

„Lieber Karl,“ warf Frau Therese dazwischen und sah dabei ihrem Gatten ruhig und fest in's Gesicht. „Ich will nicht fürchten, daß das fremde Kind, welches Du mir aufgedrängt, uns zu Streit und Meinungsverschiedenheiten veranlaßt. Was hast Du überhaupt mit dem Mädchen vor? Sie ist ganz mittellos, es würde also übel für sie sein, wollte man sie verwöhnen; sie kann deßhalb nicht mit unserer Tochter gleichgehalten werden. So bin ich der Meinung, man sollte ihr von vornherein den richtigen, ihr gebührenden Standpunkt anweisen. Sie mag bei der Schaffnerin schlafen und ihr früh Morgens im Milchkeller helfen. Dann lernt sie nach und nach etwas, kann sich später einmal als Wirthschafterin ihr Brot erwerben!“

„Als Wirthschafterin, — meine leibliche Nichte?“ wiederholte Brachmann mürrisch.

„Du müßtest ihr denn, auf Kosten unseres eigenen Kindes, ein Vermögen aussetzen!“ sagte Frau Theres e scharf und bitter.

„Daran dachte ich nicht!“ entgegnete der Mann. „Aber Du vergissest, daß Giannina erst noch zu lernen hat; sie wird Unterricht beim Herrn Pastor erhalten. Wo soll sie ihre Schularbeiten machen? Etwa in den kalten Kellerräumen?“

„Nun, wir werden ja sehen, vielleicht in der Kinderstube, oder“ — Verstimmt wickelte Frau Therese ihre Strickerei zusammen und erhob sich. „Ich denke, lieber Karl, Du kannst das mir überlassen!“ Sie entfernte sich gemessenen Schrittes.

Drittes Capitel.

Das Herrenhaus, — Schloß, wie man in Schlesien zu sagen pflegt, — hatte schöne, hochgewölbte Kellerräume. Der größte derselben war zur Küche ausgebaut, andere dienten als Schlafzimmer für das weibliche

Dienstpersonal, oder wurden zum Aufspeichern von Fleisch- und Obstvorräthen verwendet. Das beste Gelaß war zur Aufbewahrung der Milch hergerichtet. Dort standen auf blankgescheuerten Realen die netten, geraden, irdenen Näpfe mit dem schneeweißen, süßen Naß. Hier unten führte die Schaffnerin unbestritten das Regiment; sämmtliche Mägde hatten sich unter ihren Herrscherstab zu beugen, und da Giannina ihr als Mitgenossin des Schlafraumes beigegeben ward, verstand es sich von selbst, daß auch diese ihr zu gehorchen habe. Das Geräth in besagtem Gemache war sehr einfach. Jeder Insasse hatte sein Bett, einen Stuhl, Commode mit kleinem Spiegel; der Kleiderschrank war gemeinsam. In der Mitte stand ein Tisch von rohem Holz, die Wände waren weiß getüncht, die Fußböden mit rothen Ziegelsteinen ausgelegt.

Hier hatte Giannina den Rest des Vormittags gestanden und sich bemüht, die feinen Hemden, Strümpfe, Unterröcke und Schürzen, die ihr der gute Onkel geschenkt, recht zierlich in die ihr bestimmte Commode zu räumen. Sie hatte also doch wohl Sinn für Ordnung. Mit Hilfe der Schaffnerin war es ihr gelungen, ihre geliebten, kleinen römischen Bilder symmetrisch an der Wand zu befestigen. Sie sollten gleichsam ihren Erinnerungsaltar bilden. Sie faltete unwillkürlich die Hände beim Anschauen derselben. Es war der Kleinen bei ihrer Arbeit recht kalt geworden, auch hatte sich ein tüchtiger Hunger eingestellt; somit freute sie sich, als man sie zum Essen rief. Der Tisch war für drei Personen gedeckt; Clärchen aß zu früherer Stunde bei der Bonne im Kinderzimmer. Giannina hätte mit kindlich gesundem Appetit der Mahlzeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie nicht so oft vor den großen blauen Augen der Tante erschrocken wäre, die, wie ihr schien, streng und mißbilligend auf ihr ruhten, und denen sie begegnete, so oft sie die ihrigen aufschlug. Sie wagte schließlich gar nicht mehr aufzusehen, und kaute vor Angst nur ganz verstohlen. Im Aufstehen vom Tische sagte Frau Therese zu ihr: „Ich sehe, junges Mädchen, daß Du noch nicht zur Tafel gezogen werden kannst. Lerne noch Messer und Gabel so führen, wie es bei gebildeten Menschen Brauch ist! Doch kannst Du vor der Hand mit Clärchen speisen."

Und wieder schlich Giannina mit gesenktem Kopf hinaus. Ja, wie sollte sie denn Messer und Gabel führen? Im deutschen Lande anders als in Rom? Sie hatte nicht Acht gegeben, wie Onkel und Tante es machten; aber das wußte sie, sie war vorsichtig gewesen und hatte dem Tischtuch kein Fleckchen beigebracht. Freilich hatte sie sich bei Tisch recht beklommen gefühlt; es war so ganz anders wie daheim, so still und feierlich, kaum sprach man ein Wort. Bei der Mutter war's fröhlicher zugegangen, auch wenn sie nur Limonen und Brod zum Mahl gehabt; als der Vater noch lebte, da herrschte allezeit Lust und Lachen.

Herrn Brachmann verstimmte es einigermaßen, daß er sein „neues Töchterchen“ nicht bei Tische sehen sollte; aber er war gewohnt seiner Gattin die Anordnung für das innere Hauswesen zu überlassen. Um möglichst rasch den Lebensgang der neuen Hausgenossin festzustellen, wollte er sie beim Herrn Pastor als Schülerin anmelden; er ließ anspannen, denn Kirche und Pfarrwohnung lagen eine Stunde weit entfernt.

Der Wagen fuhr vor und Giannina sprang behende hinein, während Herr Brachmann sich von Frau Therese verabschiedete.

„Vor allen Dingen,“ ermahnte diese, „mache dem Mädchen bei der Frau Pächterin Nähunterricht aus; die Nadel wird sie auf ihrem Lebenswege vielleicht nöthiger haben, als Bücherweisheit!“

„Gewandtheit in Beidem hat ein gebildetes Frauenzimmer nöthig,“ entgegnete der Gatte, „dazu wollen wir Giannina mit Gottes Hilfe erziehen! Heute, Töchterchen, will ich Dir meine schönen Felder zeigen!“ sagte er zu Giannina im Wagen. „Gelt, das sieht hier anders aus, als bei Euch in der sonneverbrannten Campagna, nicht?“ Das Mädchen sah den Onkel betroffen an; er schien diese Gegend schöner zu finden — unbegreiflich!

„Schau, wie die Leute hier fleißig ackern, das Feld zur Wintersaat herstellen. Dort werden Kartoffeln ausgemacht, hier stand Sommersaat, nun weiden Schafe darauf und halten Nachlese. Ja, wenn es die Römer so gut wie die Schlesier verständen, ihre Felder zu benutzen, was müßten sie für Ernten erzielen! Ich wollt', ich dürfte dort einmal nach Herzenslust mit Pflugschaar und Egge wirthschaften!“

Giannina seufzte leise. Die geschmähte braune Campagna hatte es ihr just angethan! Wie sehnte sie sich nach ihr zurück!

Herr Brachmann zeigte auf ein stattliches, sauberes Bauernhaus, an das große Stallgebäude und Scheunen stießen. „Hier ist das Vorwerk, das hab' ich verpachtet; auf dem Rückwege werden wir dort einkehren.“

Endlich hielt der Wagen vor dem Pfarrhaus im Dorfe. Der Herr Pastor, ein würdiger Mann von gewinnendem Wesen, unterwarf Giannina einer kleinen Prüfung, die sie ganz gut bestand; sie schrieb eine nette Handschrift und konnte fließend, sogar ausdrucksvoll vorlesen, war auch in biblischer Geschichte nicht unbewandert, und aus ihren Antworten ging hervor, daß sie, wie man zu sagen pflegt, ein offenes Köpfchen hatte. „Wir werden schon mit einander fertig werden und vorwärts kommen!“ sagte der Herr Pastor, streichelte der neuen Schülerin liebreich die Wangen und setzte fest, ihr viermal wöchentlich in den Morgenstunden Unterricht zu ertheilen. Giannina freute sich darauf.

Kaum hielt der Wagen vor dem Pachthaus, als sich die Thüre öffnete und freundlich grüßend die Frau Pächterin heraustrat; ein kleiner,

rothwangiger Knabe von vier Jahren hing ihr an der Schürze, zwei ältere Mädchen blinzelten neugierig zwischen den Blumen am Fenster hindurch, während ein hübscher, schlanker, ziemlich erwachsener Bursch sich dienstfertig an der Mutter vorbeidrängte, um den Ankommenden den Schlag zu öffnen. Brachmann klopfte ihm zutraulich auf die Schulter: „Nun, Herr Secretär, wie steht's? Stimmen die Rechnungen?“ Dann kniff er dem kleinen Dicken scherzend in die Backen, schüttelte der Mutter die Hand, drohte lächelnd den Beiden am Fenster und schritt in's Haus.

Im netten Stübchen war es behaglich und warm. Die Hausfrau pflegte nicht erst Mitte October heizen zu lassen, der große Kachelofen war schon längst in Thätigkeit gesetzt; einige in der Röhre bratende Aepfel verbreiteten anmuthenden Geruch. Auf dem Tische standen Tassen, eine mächtige zinnerne Kanne, der ein Arom von frischgekochtem Kaffee entströmte, daneben lockten Brot und Butter und süßes Gebäck.

„Erwarteten Sie unseren Besuch, liebe Frau?“ war Herrn Brachmann's Frage. „Hier bring' ich Ihnen mein neues Töchterchen! Sie soll bei Ihnen die Nadel führen lernen; wollen Sie die Schülerin annehmen?“

„Ei, is das die Kleine aus dem wälschen Pfaffenland? Daß Gott sich erbarm! Da in Rom glauben die Leute ja wohl gar nicht an den Herrn Christus, sondern nur an die Heiligen! Du armes, liebes Grätel! Möcht' Dich glei an mei Mutterherz nehmen, dieweil Du Dei Mutterle eingebüßt hast. Na und die hat's wohl arg bereut, so fortgeloffen zu sein in's wälsche Land, wo sie umgekommen!“

Der armen Giannina waren die Thränen in die Augen getreten, obschon sie die Worte nur halb verstand. Erschrocken, wie sie die Kleine weinen sah, trat die gute Frau mit ihr an den Tisch und rief: „Nunu, mei Lämmel, setz' Dich her un iß brav Karbestriezel, dann wirste Dich balde derheeme fühl'n in Schläsien und Dir's Herze hüpfen wie'n Lämmerschwänzel!“

Giannina mußte lachen; so drollig klang ihr dies Deutsch. Sie ließ es sich eben schmecken am wohlbesetzten Pächtertische. Im Nebenzimmer, wo die Kinder unter ihrem Spielzeug saßen, ward es ihr bald ganz „derheeme,“ wie die Frau gesagt. Hier gab's keine Teppiche, kein Parkett; die Geräthe waren von unpolirtem Holz, der Fußboden mit weißem Sand bestreut. Auch gab es da keine lauernden Blicke, keinen Argwohn, der die Hände über die Sachen breitete, diese möchten von dem fremden Eindringling mißbraucht werden. Und wenn sie mit dem Deutsch der kleinen Pächterskinder sich schwer zurechtfand, so gab doch deren erwachsener Bruder Arnold, der mit Rechnungen beschäftigt an seinem Schreibtisch saß, lachend den Dollmetscher ab, er sprach ein gewählteres, reineres Deutsch, und von ihm gesprochen kam ihr selbst die schlesische Mundart nicht mehr häßlich vor. Hier also sollte

sie nach dem Unterrichte beim Herrn Pastor viermal wöchentlich hausen; wie freute sie sich darauf! Es war eine andere Welt als die in Rom, aber sie fand hier das gerühmte deutsche Gemüth und in diesem Elemente konnte sie heimisch werden.

Frau Therese hatte derweil die Kellerräume ihren prüfenden Blicken unterworfen und sah mit Befriedigung, daß Ordnung und Reinlichkeit kaum etwas zu wünschen ließ. In der Kammer der Schaffnerin flog jedoch eine Wolke des Unmuth's über ihre strenge glatte Stirn. Welche Neuerung! Die Wand über der Kommode Giannina's war mit bunten Bildern behangen! Was stellten sie vor? Eingestürzte Mauern, morsches Steinwerk, abgebrochene Säulen: Das sollte hier dem Gesinde zur Schau gestellt werden, solcher Trödel? Man dankt Gott, wenn in Wirklichkeit Alles hübsch glatt und ordentlich dasteht, ohne liederliche Unordnung, ohne Schutt und ohne morsches Geröll!

Frau Therese war nicht romantisch; sie hatte keinen Sinn für Ruinen. Waren sie ehrwürdig durch Alter, Reste aus dem antiken Rom, so schalt sie das Heidenthum, sollten sie gar heilig sein, Götzendienst. Sie riß Giannina's Schätze von den Wänden herunter; die Nägel lösten sich leicht, und so wurden die theueren Blätter des Kindes, meist farbige Skizzen von der Hand des verstorbenen Vaters, zusammengerollt bei Seite geschafft. In der Commode lag Giannina's Wäsche, reinlich, sauber, sogar feines Zeug darunter. Dagegen hatte die Frau nichts einzuwenden, und doch lief ihr ein Quergedanke durch den Sinn. „Du scheinst Dich mit Deinem Mitgefühl für die Schwester sehr übereilt zu haben, lieber Karl!" sagte sie zu ihrem Gatten nach dessen Rückkehr. „Wer seinem Kinde solche Wäsche hält, muß über hübsche Mittel verfügt haben." Der Gatte gestand, daß er das Alles dem Kinde erst auf deutschem Boden angeschafft habe.

„Das hättest Du mir überlassen sollen, lieber Karl!" sagte Frau Therese verstimmt. „Wir Frauen pflegen dergleichen praktischer anzugreifen. Die Sachen sind für Deiner Nichte Verhältnisse viel zu fein, und Du wirst mir erlauben, Dein Versehen wieder gut zu machen, die Sachen in Breslau zweckmäßiger umzutauschen, es kostet mich nur einen Brief. Und dann, was soll ihr der fremdländische Name „Giannina"! Hier nennen wir sie doch wohl einfach Hanne."

Gianinna war schmerzlich berührt, als die Gaben des gütigen Oheims aus der Commode entfernt wurden, noch tiefer getroffen, als sie die heilig gehaltenen Bilder von den Wänden gerissen, im Winkel des Zimmers liegen sah; ihr römischer Erinnerungsaltar war damit zerstört, und sie hieß nun Hanne!

Viertes Capitel.

Frau Therese hatte der Schaffnerin befohlen, die kleine Stubengenossin früh zu wecken, um ihr im Kuhstall und Milchkeller hülfreich die Hand zu leisten. Sie hegte vielleicht den klugen Plan, Giannina später den ganzen Posten im Milchgeschäft zu übertragen; vorderhand sollte frühes Aufstehen ihr zur anderen Natur werden. Mit zwölf Jahren freilich war es hart, sich Morgens um vier Uhr dem süßesten Schlafe, den holdesten Träumen zu entreißen; die schmächtigen Glieder, im Wachsthum begriffen, bedurften so sehr der Ruhe! Die kleine, faule Langschläferin, wie sie gescholten ward, ließ sich erst rütteln und schütteln, ehe sie wach wurde, konnte sich gar nicht besinnen, wo sie war. Der Nachtwächter hatte mit seinem Horn das Zeichen zum Aufstehen gegeben, aber dieser Ton mochte in ihren Traum gedrungen sein, wo sie gewöhnt in Rom zu sein und draußen auf der Gasse die Pifferari zu hören, jene Hirten aus dem albanischen Gebirge, die zur Weihnachtszeit im Morgengrauen vor den Madonnen- und Christusbildern ihr Ave Maria, ihre ländlichen Weisen spielen. Durch diese morgendlichen Hymnen läßt sich aber kein römischer Schläfer in seiner Ruhe stören; er horcht ein Weilchen auf die bekannten Klänge, dann dreht er sich, befriedigt, daß der Madonna so gut gehuldigt wird, auf's andere Ohr und schläft selig weiter; sorgen doch die braven Leute aus dem Gebirge hinlänglich für das Heil der Welt! Schmerzliche Täuschung für die arme Giannina!

Sie erwachte im nordischen, düstern deutschen Lande, wenn sie mühsam die Augen aufschlug; es war noch ganz dunkel und schneidend kalt, wenn die Alte, die sie weckte, ihr behilflich war, sich anzukleiden, ihr die vor Frost zitternden Hände rieb und sie über den Hof in den Kuhstall führte. Dort ging es munter zu. Die krummgehörnten Bewohner desselben rasselten mit den Ketten, stampften, brüllten und streckten die Hälse lang vor, denn alle wollten die Ersten beim Frühmahle sein. Aber Alles ging hübsch der Reihe nach, Keines ward bevorzugt. Knechte liefen hin und her und schüttelten Futter auf, Andere streuten den Thieren frisches Stroh unter die Füße. Die Mägde waren schon mit Melken beschäftigt, oder strählten die Ochsen, daß sie sauber und glatt aussahen. Reinliche Milcheimer, mit blendend weißen Seigetüchern darüber, standen bereit und wurden, waren sie gefüllt, hinübergetragen in den Keller, dort in große irdene Gefäße geschüttet, um zu Butter verwendet zu werden. Ein Theil der Milch ward sorgfältig gemessen, nach der Zahl der blechernen Krüge, und diese auf einen kleinen Wagen geladen, der wohlbepackt mit allerhand Gartenerzeugnissen und bespannt mit zwei flinken Ponnies, von der „Milchgretel“ zum nächsten Städtchen auf den Markt gefahren wurde. Giannina ging hin und her und schaute zu, wie diese erste Tagesarbeit vollbracht wurde. Den Schluß bildete dann das Abfahnen der

gestrigen Milch, da gleich gebuttert werden sollte. Hiebei konnte Giannina noch nicht helfen, und so erlaubte ihr die mitleidige Schaffnerin nachträglich noch bis zum Frühstück ein Stündchen im Schlafe nachzuholen.

Die Stunden beim Prediger und bei der Pächterin sollten erst am folgenden Tage beginnen, und da es für die Bonne viel häusliche Arbeit gab, beorderte die Hausfrau Giannina, oder Hanne, wie sie jetzt consequent von ihr genannt wurde, sich mit der kleinen Clara zu beschäftigen. Clärchen war ein hellblondes, hübsches Kind, weiß und wohlgenährt wie ein gemästetes Gänschen, aber mürrisch und verzogen. Da ihr stets eine Person zur Verfügung stand, die angewiesen war, sie zu unterhalten, lernte sie nicht für sich allein spielen, und war auch zu eigensinnig, um auf die ihr vorgeschlagenen Spiele einzugehen. Giannina versuchte dies und das, aber das Kind hatte zu nichts Lust. Da fiel es dem römischen Mädchen ein, ihr etwas vorzutanzen, das mache sie vielleicht guter Dinge. Auf einem Nebentische stand eine Schale mit Obst. Schnell ergriff Gianinna einige Nüsse, preßte rechts und links in den geschlossenen Händen energisch die Schalen aneinander, wie man es mit Castagnetten thut, und begann, eine Melodie singend, die Tarantella zu tanzen. Ha! wie bei den kunstvollen Schwingungen und Biegungen der Glieder die Wangen sich rötheten, die Augen blitzten, die schwarzen Zöpfe flogen! Clärchen wurde ganz ausgelassen, klatschte in die Händchen, lachte und begann endlich selbst sich zu drehen und zu wenden. Das spornte Giannina zu immer kühneren Schwingungen; sie fühlte sich so frei und leicht wie die Vögel in der Luft, mit denen sie gern weit fortgeflattert wäre in's Land, „wo die Citronen blüh'n".

Plötzlich öffnete sich die Thüre und die Tante trat ein; zugleich erscholl ein lauter Schrei, und Clärchen lag am Boden. Bei den ungewohnten Drehungen war sie schwindelig geworden, hatte sich eine tüchtige Beule gestoßen und weinte nun, mit Händen und Füßen um sich schlagend. „Kann man Dir nicht einmal eine Stunde lang das Kind anvertrauen, Du wildes, romantisches Lotterbast!" rief die Tante. „Mir aus den Augen, Zigeunerin!"

Ohne ein Wort zu entgegnen, schlich Giannina in ihren Kellerraum. Ach! Wie hart war es, vater- und mutterlos im kalten, fremden Lande zu sein und immer gescholten zu werden! Sie hatte ja nichts Böses gethan, nur der kleinen Cousine zur Lust den heimischen Tanz aufgeführt, den ihr der Vater einst selbst gelehrt. Wie lustig waren sie dabei gewesen, wie fröhlich lachend hatte die Mutter zugesehen! Sie warf sich auf ihr Bett und ein Strom von Thränen benetzte die Kissen. Endlich hob sie ihr Köpfchen; ihre Augen waren noch feucht, aber sie funkelten. Zigeunerin hatte die Tante sie wieder genannt! Das war sie nicht, sie, die Tochter eines freien Mannes,

eines Künstlers, in dessen Atelier Principi kamen, um seine Werke zu bewundern. Freilich, als er krank geworden, da hatte er nicht mehr malen können, der arme, gute Vater! — Sein Andenken wollte sie heilig halten. Sie suchte nach den Bildern von seiner Hand. Da lagen sie in einem Schubfach der leeren Commode zusammengerollt. Sie entfaltete die Blätter, breitete sie auf ihrer Bettdecke aus, kniete davor nieder und überließ sich von Neuem ihrem Schmerz, bis die Müdigkeit sie übermannte. Mit naßen Wangen, aber in tiefem Schlaf am Boden kauernd, fand sie die Schaffnerin, die ihr das kärgliche Mittagbrod brachte; mitleidigen Herzens hatte die Alte heimlich ein Stück Fleisch hinzugefügt.

„Eingeschlofen vor Gramhaftigkeet, armes Buttel, kleenes," sagte sie und legte das Kind sanft in sein Bett.

Fünftes Capitel.

Andern Morgens ward unserer kleinen Freundin das Frühaufstehen nicht allzuschwer. Die gute Frau gab ihr einen Imbiß mit auf den Weg zum Kuhstall, das kräftige Stück Schwarzbrod schmeckte ihr trefflich. Sie ward bald vertrauter mit dem Milchgeschäft, der warme Kuhstall muthete sie wohlthuend an, sie schritt auf und ab zwischen den Futtertrögen der Kühe, klopfte hier und da Einer auf den Kopf, suchte sich ihre Lieblinge aus und lachte hell, wenn sie mit den langen, stachlichen Zungen ihr das Röckchen beleckten und zupften. Als es heller ward, begann sie die kleinen Täfelchen zu lesen, auf welchen der Name jeder Kuh stand. Der muntere Onkel hatte meist sehr hochtrabende gewählt: Aurora, Juno, Euphrosyne, Pallas Athene. Wer hätte nicht lachen müssen, wenn Gretel oder Dora commandirte: „Aurora, willste wemm!" „Juno, wat stehste so breetplatschig!"

Brachmann ließ Früh anspannen; er hatte heute in dem nächsten Städtchen Geschäfte. Die Pfarrwohnung lag auf dem Wege, somit konnte Giannina bis dahin mitfahren und nach den Stunden zu Fuß zum Pachthaus gehen, von wo der Oheim sie gegen Abend wieder abholen wollte. Welch' angenehme Aussicht dachte die Kleine insgeheim; sie brauchte den ganzen Tag lang nicht der gestrengen Tante vor die Augen zu kommen. Gewiß hatte diese beim Onkel sie angeschwärzt, denn er war nicht mehr so freundlich und gesprächig wie sonst. Trotz ihrer Betrübniß darüber verfloßen ihr die Stunden beim Pastor rasch genug; sie lernte gern und nahm sich vor, ihren Lehrer zu befriedigen, ihm Ehre zu machen. Und er verstand es auch in seiner ernsten und doch milden Weise, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ihren Eifer zu spornen, ihren Wissensdurst zu reizen.

Am Pachthofthor standen schon die Kinder Christel und Rosel, schauten nach ihr aus, liefen ihr entgegen und nahmen ihr dienstfertig Schulbücher

und Mäntelchen ab, denn die Mittagssonne brannte. Beim Tischdecken war Giannina ihnen behilflich; bevor man sich setzte, sprach Arnold das Tischgebet mit dem Amen. Während des Essens durfte Niemand schlesisch reden, aber es ging doch nicht so feierlich und still zu wie im Herrenhaus. Vater und Mutter erzählten, was ihnen heute widerfahren, der Vater zog auch die Kinder in's Gespräch und belustigte sich, sie durch verfängliche Fragen auf's Eis zu führen; z. B.: „Rosel, wenn die Metze Weizen einen halben Thaler gilt, was kostet dann das Viergroschenbrod?“ Mitunter fing er aber auch allen Ernstes an, aus Geschichte und Geographie zu examiniren. Dem römischen Mädchen klopfte das Herz, aus Furcht, den Fragen nicht gewachsen zu sein; aber Arnold, der neben ihr saß, wußte ihr immer mit einem zugeflüsterten Worte aus der Verlegenheit zu helfen.

„Zum Schluß der Mahlzeit, statt Kuchen und Dessert, kann uns Giannina in ihrer wälschen Sprache ein Sprüchlein aufsagen!“ So rief der Pächter fröhlich. Giannina jauchzte auf vor Freude, und kam schnell der Aufforderung nach.

Per valli per boschi
Cercando di Nice,
Sol l'eco mi dice
Che Nice non v'é!

Domando di lei
Ogn' aura piangendo,
Ogn' aura tacendo
Sen parte da me.

„Was heißt das?“ fragten die Mädchen, und Giannina antwortete sicher und fest:

„Durch Auen und Wälder,
Nice suchend,
Sagt das Echo mir allein,
Daß Nice nicht da ist.

Ich frag' nach ihr
Weinend jedes Lüftchen,
Jedes Lüftchen schweigend
Flieht fort von mir.“

Alles jubelte und der Pächter sagte, das Wälsche klinge *gesprochen* schöner als das schlesische deutsch *gesungen*. Giannina sagte, sie könne das Lied auch singen, wenn sie eine Guitarre zur Begleitung hätte.

„Da kann ich vielleicht mit meiner Geige helfen!“ rief Arnold. „Wenn ich nur noch einmal die Melodie gehört habe, spiel' ich sie eine Terze tiefer nach, und es klingt dann, als sängen wir zweistimmig.“ Arnold mit seinem feinen Gehör hatte es schon zu recht hübscher Fertigkeit im Geigenspiel gebracht. Die Duettprobe fiel gut aus; Alle klatschten Beifall und die Mädchen sagten, sie möchten auch gern mitsingen, am liebsten aber schlesisch.

„Ganz wörtlich kann ich Euch das Lied nicht wiedergeben,“ erwiderte Arnold, „und den Namen Nice, bei uns nicht gebräuchlich, muß ich in Liese umändern.“

„Das thut nichts,“ versicherte Giannina, obschon sie ihren eigenen Namen nicht gern in „Hanne“ übersetzen ließ. Nach einigem Besinnen recitirte Arnold:

„In Büschen un Wiesen,
Im Felde, im Durne,
Am Tümpel, am Burne,
Seh ihch se mit Fleiß;
Doch wenn ihch nach Liesen
Alle Lüftel thu frogen,
Thutt mer'sch Lüftl nur sogen,
Daß derfund es nischt weiß.“

„Herrlich!“ riefen Alle und Giannina bat, man möge ihr das Schlesische lehren; sie aber wolle Unterricht im Italienischen ertheilen.

„Ein guter Tauschhandel!“ lachte der Pächter. „So ist's recht, ein Volk muß vom anderen lernen! Aber nun genug, gesegnete Mahlzeit. Ein Jedes geh' an seine Arbeit!“ Damit ward die Tafel aufgehoben.

An der Nähstunde nahmen Christel und Rosel Theil. Deren Mutter hatte volle Ursache, zufrieden zu sein, denn die Nadeln flogen emsig auf und nieder. Dabei standen die Mäulchen nicht still, denn jetzt durfte „schläs'sch“ gesprochen werden und das ging bei den kleinen Mädeln doch viel flotter. Giannina mußte von Rom erzählen. „Muß dos a gruhße Stahdt sei',“ rief Rosel, „wann ihch nur eemol sitte scheene Gebeide sihen sullt! Dogägen is unse Farrhäusel gewiß nur a numpernes Ding.“

„Ich will Euch die schönen Gebäude in Bildern zeigen, ich habe sie mitgebracht,“ sagte Giannina, „mein seliger Vater hat sie gemalt.“

Bei der nächsten Zusammenkunft brachte die Römerin ihre Schätze mit, und mit großen Augen staunten ihre Freundinnen die Abbilder jener Ruinen classischer Baukunst an. Ihre Ausrufe der Verwunderung lockten Arnold herbei, der im Nebenzimmer mit Führung der Wirthschaftsbücher beschäftigt war. „Ei, wie herrlich,“ rief er erfreut, „hier der Tempel der Göttin Vesta;

durch jenen kunstreichen Triumphbogen zog Titus in Rom ein nach der Zerstörung Jerusalems. Und an jener Säule, seht nur! ward Cäsar ermordet.“ Giannina's Augen strahlten vor Freude, daß ihr neuer Freund die Bedeutung ihrer Bilder zu würdigen wußte.

So ward die junge Römerin ganz glücklich im Pachthause. Wie war sie den trefflichen Menschen, die unter diesem friedlichen Dache lebten, so innig zugethan! Der Sonnenschein der Liebe, der auf ihr Herz fiel, ließ sie gedeihen und von neuem aufblühen.

Fünftes Capitel.

Wir überspringen einen Zeitraum von beinahe drei Jahren. Giannina hatte während derselben ihre Studien im Pfarr- und Pachthause eifrig fortgesetzt, sie ward mit Beginn ihres fünfzehnten Lebensjahres für reif zur Confirmation befunden. Seitdem hatte die Tante die Schaffnerin verabschiedet und der Giannina-Hanne die Milchwirthschaft übergeben; es war doch, wie Frau Therese meinte, endlich Zeit, daß das viele Geld, das sie gekostet, wieder eingebracht werde. Giannina ward auf ihrem Posten vom Dienstpersonal im Hause mit scheelen Blicken angesehen, man maß ihr die Schuld zu, ihre Vorgängerin verdrängt zu haben. Die junge Römerin wurde von den Uebelwollenden noch immer heimlich Zigeunerin gescholten. Ihr Verhältniß zum Herrenhaus war ein fremdes, kaltes geblieben. Ihre zweite Heimat aber hatte sie im trauten Pachthaus gefunden; an den Bewohnern desselben hing sie mit dem ganzen Feuer ihres südlichen Naturells. Hier war sie erst sie selbst; hier wurde sie nicht blos geduldet, sondern geliebt, fast verzogen, während man sie dort mißtrauisch betrachtet, stets maßregelte, selbst ihre besten Bemühungen nur mit Gleichgiltigkeit aufnahm. Die Tante konnte sich nun einmal nicht an ihr fremdländisches Wesen gewöhnen. Dies Gesicht mit den großen, schwarzen Augen und dem stets wechselnden Ausdruck bei feurig lebhaften Bewegungen blieben ihr unsympathisch; Frau Therese hatte sogar von Giannina's „bösem Blick“ gesprochen. Herr Brachmann, des vielen Redens müde, verzichtete endlich darauf, seine Gattin anderen Sinnes zu machen, ließ die Dinge gehen, wie sie wollten und war froh, daß Giannina wenigstens im Pachthaus sich glücklich fühlte, und dort für Unbill Entschädigung zu finden schien; wenn er ihr dann und wann ein freundliches, wohlwollendes Wort zuwendete, glaubte er genug gethan zu haben.

Es kam Giannina schwer an, sich an die jetzige dienstliche Stellung zu gewöhnen, an dieses ewig wiederkehrende Einerlei der täglichen Aufgaben. Die ihr liebgewordenen Unterrichtsstunden hatten aufgehört, jetzt hieß es: vom Kuhstall in den Milchkeller, von dort in die Küche, Vorräthe einschließen

und wieder herausgeben, immer für Essen und Trinken, die gemeinen Bedürfnisse des Lebens sorgen, stets nur mit dem Nützlichen beschäftigt sein. Wie oft gedachte sie da seufzend an die Welt des Schönen in ihrer römischen Heimat! Ließ sie einmal bei ihren sonntäglichen Besuchen im Pachthaus das Köpfchen hängen, dann suchte Arnold die Familie zu einem Spaziergang zu veranlassen, „draußen im Freien," sagte er dann wohl auf gut „Schläfisch": „Siehch, wie de Sunne unse Wälde su blank färbt; sein etwa die Lüftel nicht samfte, reucht nich süße unse Klee, un is nich prununze (von Gras duftend) unse Wiese? Is es nich wunderschiene und'r de Tannen un Birken? Kumm, wir wollen Bloo-Välken (Veilchen) un Gänsebliemel suchen gihn!" Giannina mußte dann lachen und vergaß ihres Kummers.

So verging bald gemessenen Schrittes, bald flüchtigen Laufes die Zeit, bis folgendes Begebniß eine allgemeine Aufregung unter den uns bekannten Personen hervorrief.

Wie schon erwähnt, war auf dem Gute ein vortrefflicher Viehstand; besonders seit Frau Therese aus ihrer holländischen Heimat Kühe von echter Race hatte kommen lassen, erlangte die Rinderzucht des Herrn Brachmann eine Berühmtheit und die Leute priesen sich weit herum glücklich, einen Sprößling von dieser Zucht erstehen zu können. Ein befreundeter Nachbar war kürzlich über ein Capitalstück mit Brachmann handelseinig geworden. Der neue Besitzer, froh, eine solche Zierde im Stall zu haben, schrieb einige anerkennende Zeilen an Jenen, siegelte diese nebst den bedungenen Goldstücken ein und übergab beides seinem Vogt zur sofortigen Beförderung.

Es fügte sich, daß dieser auf den Pächter stieß, der eben im Begriffe war, sich nach dem Hof des Herrn zu begeben. Der Vogt, froh, ein Stück Weges ersparen zu können, ersuchte den Pächter, den er als sicheren Mann kannte, ihm den Brief abzunehmen und zu überliefern. Dieser war dazu bereit. Leider ward durch ein unvorhergesehenes Ereigniß in der Wirthschaft der Pächter im Augenblick von dem Gang in's Schloß abgehalten. Da er nun nicht säumen wollte, das Geld für die Kuh an den Ort seiner Bestimmung zu schaffen, trug er selbes seinem Sohne Arnold auf, der schon oft zu dergleichen Vertrauenssendungen verwendet wurde. Er schärfte ihm noch ein, möglichst rasch zurückzukehren, da er ihn in eigenen Angelegenheiten nach der Stadt zu schicken habe. Rüstig und wohlgemuth schritt Arnold fürbaß. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß just an diesem Tage im Herrenhause, wo sonst Alles am Schnürchen zu gehen pflegt, die gewohnte Ordnung durch eine plötzliche Erkrankung der Hausfrau gestört war. Frau Therese war von einem heftigen Erkältungsfieber befallen; vor Kurzem war der Arzt vorgefahren, das Stubenmädchen hatte ihn hinaufgeführt, Herr Brachmann war diesem in's Krankenzimmer gefolgt. Als Arnold den Hausflur

betrat, war Niemand zu hören und zu sehen. Als vertrauter Bote im Hause hinlänglich bekannt und dafür angesehen, um keiner besonderen Anmeldung zu bedürfen, stieg er ohne Aufenthalt die Treppe hinauf und pochte an des Herrn Zimmer. Es ward ihm keine Antwort, doch hörte er die Stimme des Herrn aus den Gemächern der Hausfrau, so war Jener also daheim. Arnold war zu schüchtern, um dort einzudringen, und da ihm sein Vater besonders Eile empfohlen hatte, beschloß er, den Brief in Herrn Brachmann's Bureau zu legen; dort mußte dieser ihn ja gleich finden. Arnold machte die Thüre auf, der Schreibtisch stand offen, es war der richtige Platz für seine Sendung, so gut, als hätte er sie der Hand des Hausherrn selbst übergeben. Eilig und unbemerkt wie er gekommen, trat er seinen Heimweg an.

Indessen hatte im Krankenzimmer der Arzt einige Verordnungen gemacht; diese auszuführen holte sich das Stubenmädchen die Bonne zur Hilfe; Clärchen mußte ein Weilchen im Kinderzimmer sich selbst überlassen bleiben. Das ward der kleinen, verwöhnten Prinzessin bald langweilig, sie entschied sich, ihren Papa zu besuchen, der immer so schön mit ihr spielte. Papa war nicht in seinem Bureau. Die Kleine blickte umher, ob nicht etwas für sie Brauchbares vorhanden, was sie zum Spielzeug als gute Beute entführen könnte. Die Papiere auf dem Schreibtische schienen ihr nicht übel; sie langte hinauf, ergriff den Brief und noch ein weißes Blatt. In dem Augenblick hörte sie Stimmen auf dem Corridor, ihr Vater geleitete den Herrn Doctor die Treppe hinab. Clärchen erschrak; Papa hatte ihr oft verboten, etwas vom Tische wegzunehmen, und wenn sie trotzdem einmal das Verbot übertreten, hatte sie zur Strafe einen tüchtigen Schlag auf's Händchen erhalten. Aus Furcht davor stopfte sie schnell die zusammengerafften Papiere in ihr Täschchen und lief eilig zurück in's Kinderzimmer. Bald erholte sie sich dort von ihrem Schreck und packte behaglich den geraubten Schatz aus. In dem versiegelten Briefe lag etwas Hartes, Schweres; sie lugte ein wenig hinein. Es schienen Zahlpfennige zu sein; deren hatte sie genug unter ihrem Spielzeug. Somit knitterte sie den Brief verächtlich zusammen, warf ihn nebst Inhalt in ein Kästchen und machte sich mit dem glatten weißen Papier zu thun, bis sie auch dessen überdrüssig ward und es in den Ofen steckte. Endlich kam die Bonne zurück und belobte Clärchen, daß sie sich artig und still verhalten. Der Spielkram ward dann zusammengepackt und der gewöhnliche Morgenspaziergang angetreten.

Frau Theresen's Krankheit erwies sich als ungefährlich, nach einigen Tagen war das Fieber gehoben; doch verordnete ihr der Arzt zu völliger Genesung einen längeren Aufenthalt an der See, wohin Clärchen sie begleiten solle.

Kurze Zeit nach dem eben Erzählten traf Herr Brachmann den Nachbar, dem er die stattliche Kuh von holländischer Zucht verkauft hatte.

„Nun, wie steht's?" fragte er diesen, „zufrieden eingeschlagen?"

„Vortrefflich," war die Antwort, „ein Prachtthier, zwanzig Kannen Milch täglich, Sie erhielten doch mein Klingendes dafür?"

„Ihr Klingendes? Bis jetzt noch nicht, soll mir aber lieb sein, wenn Sie's bald flüssig machen."

„Sie scherzen," entgegnete der Nachbar, „ich schickte Ihnen das Geld schon vor acht Tagen; da Ihre Hausfrau schwer krank, fand ich's begreiflich, daß ich noch keine Quittung erhielt."

Die Herren kamen überein, der Sache sofort auf den Grund zu gehen. Bei der Armuth der dortigen Dorfbewohner waren leider Betrügereien und Diebereien nichts Seltenes. Umsomehr war es Pflicht, Unredlichkeiten unter den Wohlhabenderen gerichtlich auf's strengste zu ahnden; darauf hatten sich sämmtliche benachbarte Gutsbesitzer das Wort gegeben.

So war es vor einiger Zeit geschehen, daß der Sohn des Vogtes einer kleinen Veruntreuung wegen hart bestraft war. Eifrig betheuerte jetzt sein Vater, daß er selbst den Geldbrief dem Pächter eingehändigt; dieser werde das nicht leugnen können. Der Pächter ward vernommen und erklärte Angesichts des Vogtes, wie es sich gefügt, daß er Arnold mit dem Brief in's Schloß geschickt. Nach vielen Verhören und genauester Untersuchung kam man zu keinem anderen Ergebniß, als daß Arnold das Geld erhalten aber nicht abgegeben. Er blieb zwar ruhig und fest bei seiner Aussage, den Brief auf den Tisch im Bureau gelegt zu haben, und klagte sich nur selbst dieser Unvorsichtigkeit halber an, zu der ihn die Eile verleitete, die ihm der Vater anbefohlen.

Arnold war jedoch im Schlosse nicht gesehen worden; ebensowenig ward eine Spur des Geldes gefunden.

Hier lag mithin ein schlimmer Fall vor. So schwer es auch Herrn Brachmann ankam, gegen den von ihm bisher vielgeschätzten jungen Menschen hart zu verfahren, so durfte er doch keine Ausnahme machen; ohnedies sagten die drohenden Blicke des Vogtes deutlich genug, daß man völlig gleich, wie bei seinem, auch bei des Pächters Sohn ein gerechtes Verfahren erwarte. Brachmann sah sich bei dem starken Verdachte als oberste Gerichtsbehörde im Orte genöthigt, den bisher als treu befundenen Arnold vorläufig in einem Zimmer des Schlosses gefangen zu halten.

Welche Bestürzung im Pachthause! Wo vor Kurzem noch Ruhe, Eintracht, bei tüchtiger Arbeit Heiterkeit und Zufriedenheit gewohnt, war jetzt alles Glück zerstört; es herrschte eine dumpfe Verzweiflung.

Auf dem geliebten Sohne, dem Stammhalter, dem Stolz der Familie lag ein schwerer, erniedrigender Verdacht. Die unglückliche Mutter rang sich die Hände wund, der Vater griff in sein graues Haar. Wenn auch bei den

Eltern die Zuversicht fest stand, daß Arnold die Wahrheit gesprochen. Wie hätte der brave, treuherzige Sohn, auf dessen Redlichkeit man Felsen gebaut, sich eines solchen Verbrechens schuldig machen können! Wie lange aber konnte es dauern bis seine Unschuld an den Tag kam!

Giannina, die mit den Vorbereitungen zur Badereise für Tante und Cousine so viel beschäftigt war, daß sie lange ihre Lieben im Pachthause nicht besuchen konnte, erfuhr die traurige Geschichte durch die Dienstleute. Sie war fast starr vor Schreck. Arnold, den sie wie einen Bruder liebte, der ihr die neue Heimat erst werth gemacht, eines Diebstahls angeklagt? Es war ihr unmöglich das auszudenken.

Tief bekümmert schlich unsere junge Freundin in ihre Kammer. Arnold gefangen! Wie entsetzlich! Der Schreck lähmte sie fast, sie konnte sich nicht einmal ausweinen. Während des Abendessens bestätigten ihr einige kurze scharfe Worte der Tante das vom Gesinde Gehörte. Frau Therese sprach von Amerika; dort sei der beste Platz für jugendliche Verbrecher, dort pflegten sie entweder zur Besinnung zu kommen oder unterzugehen. Uebrigens war sie froh, daß die Abreise schon auf den folgenden Tag festgesetzt war, um dem „Scandal“ aus dem Wege zu gehen. So nannte die Tante in ihrer Weise, was für Giannina als ein erschütterndes Unglück, eine Frage um Leben und Tod erschien.

Und war Arnold nicht moralisch todt, wenn es nicht gelang, ihn von dem schmählichen Verdacht zu reinigen? War nicht mit ihm auch das Glück seiner ganzen Familie zerstört, deren Stolz, Augenweide und Hoffnung er gewesen?

Giannina war in Verzweiflung. Was sollte, was konnte sie thun, ihn zu retten, wie und wo einen Hoffnungsanker finden? Ihre Phantasie malte ihr die Qual des Armen in seiner Gefangenschaft aus; ihr schauderte, denn ihr fiel ein, was sie je gehört von grauenhaften Kerkern mit Marterwerkzeugen. Sie würden ihn „extern“, das heißt quälen, hatte Gretel gesagt, bis er gestände! Kein Schlaf kam in ihre Augen; händeringend saß sie die ganze Nacht auf ihrem Bett. Mit der Morgensonne fiel ein Lichtstrahl in ihre Seele. Sollte sie — würde das gehen? — Sie eilte an ihre Commode und überzählte ihre Baarschaft. Als Schaffnerin bezog sie keinen Gehalt, aber vom gütigen Oheim hatte sie all' die Jahre zum Geburts- und Weihnachtsfeste Geschenke in baarem Gelde bekommen; diese hatte sie gespart, vielleicht, wie sie dachte, zu einer Reise nach Rom dereinst. Es waren über fünfzig Thaler; just so hoch belief sich die in Rede stehende, verlorene, entwendete Summe; mehr betrug nicht die Rechnung mit dem im Briefe überschickten Kaufgeld. Giannina jubelte. „Es geht, es geht!“ sagte sie sich, „ich will es ersetzen, eingestehen, will das Opfer sein. Aber freilich mein guter Name,

mein Ruf! — Ach! was liegt an mir! Ich könnte doch nicht wieder froh werden, wenn ich ihn so elend wüßte, den armen, guten Arnold. Es wird mir schon nicht allzuschlimm ergehen; das Bewußtsein, ihn gerettet zu haben, wird mich trösten!" Bei diesem Gedanken rollten ihr sanfte Thränen über die Wangen, es ward ihr leicht und froh zu Muth.

Der Wächter kam und kündigte an, es sei Zeit aufzustehen, da die Herrschaft zu früher Morgenstunde die Abreise festgesetzt. Giannina war eifrig bemüht, Alles zu ordnen. Beim Abschied fiel Herrn Brachmann auf, wie blaß und angegriffen sie aussah. „Sie hat in letzter Zeit wohl etwas scharf herhalten müssen?" sagte er seiner Gattin in vorwurfsvollem Tone. „Dafür wird sie sich jetzt in der Einsamkeit recht ausruhen können," erwiderte diese. Der Wagen rollte von dannen.

Sobald Giannina ihre Geschäfte im Milchkeller und Haushalt vollzogen, eilte sie hastigen Schrittes nach dem Pachthof. Sie öffnete rasch die Thüre zum Wohnzimmer; dort saß der Familienvater, der sonst ein Muster von Fleiß und Rührigkeit war, unthätig am Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt, dumpf vor sich hinbrütend. Giannina trat dicht an ihn heran; ihre Kniee bebten, ihr Athem flog, todtenbleich wurden ihre Wangen, denn im Innersten erzitterte sie doch vor dem, was sie jetzt thun wollte. „Vater," sagte sie, seid wieder guten Muthes, der Arnold ist unschuldig. Man lasse sein Gefängniß aufschließen, man stecke mich hinein, ich will's bekennen, ich, ich nahm das Geld! Aber hier ist es wieder!"

Sechstes Capitel.

Ungefähr zwei Wochen, nach jenem für unsere junge Heldin so schweren, verhängnißvollen Morgen finden wir sie mit Näharbeit beschäftigt in einem kleinen strohbedecktem Hause des Dorfes. Hier wohnte eine gutmüthige Alte, die früher im Herrenhause als Köchin gedient, sich als Witwe mit ihrem Ersparten zurückgezogen hatte und ab und zu noch ein Stückchen Geld mit Nähen und Waschen erwarb. Auf Gianninas dringendes Bitten hatte ihr die Alte ein Unterkommen gewährt; sie empfand Mitleid mit dem jungen Blut, das nicht wußte, wohin sein Haupt legen, als aus der Ferne der unerbittliche Befehl der Tante an sie angetroffen, das Herrenhaus sofort zu verlassen.

Gianninas' Bekenntniß hatte auch im Pachthause, wie in der ganzen Ortschaft einen wahren Aufruhr hervorgerufen; nicht nur der Unwille über die Unthat an sich ergoß sich über sie, auch die Empörung über das Leid, welches sie durch den falschen Verdacht über Arnold und dessen Familie gebracht. Giannina erschrak vor den bösen Reden, den drohenden Blicken, die sie ertragen mußte. Die Folgen ihrer Handlungsweise waren schlimmer

als sie geahnt. Das Schlimmste von allem aber war ihre Begegnung mit Arnold gewesen. Seiner Haft plötzlich entlassen, hatte er an Giannina's Bekenntniß nicht glauben wollen.

„Es kann, es kann nicht sein; von ihr selbst muß ich es hören!“ rief er schmerzbewegt, eilte zu ihr und rief laut, ihre Hände ergreifend: „Giannina, warst Du die Thäterin?“ Sie widerstand seinen Blicken, die um Wahrheit flehten; sie wagte nicht ihm in's Auge zu schauen, ihre Wangen errötheten vor der Lüge, die sie über die Lippen brachte, vor der Schmach, die sie auf sich nahm, aber sie stammelte: „Ich hab's gethan!“ Der Rest war Schweigen für sie, sie mußte Alles über sich ergehen lassen.

Herr Brachmann hatte bei seiner Abreise den ganzen „ärgerlichen Handel“ seinem Rechtsanwalt übergeben; mochte der den Sachverhalt nach den Gesetzen erledigen. Mit der Zurückerstattung des entwendeten Geldes war die Angelegenheit der Hauptsache nach erledigt; der Rechtsgelehrte fügte seinem Berichte an Herrn Brachmann nur noch hinzu, die der That eingeständige Inculpatin verweigere jeden Aufschluß über den Beweggrund zur That. Brachmann hatte die Seinen nach dem Seebade begleitet und war bereits von dort abgereist; Erbschaftsangelegenheiten hatten ihn nach der Heimat seiner Gattin gerufen. Somit erfuhr zunächst nur Frau Therese den Sachverhalt daheim und sie säumte keinen Augenblick, die Ausweisung der vermeintlichen Sünderin von Haus und Hof anzubefehlen, worauf die arme Verstoßene ihre Habseligkeiten, zumal ihren größten Schatz, die Oelskizzen des Vaters, für welche Arnold niedliche Holzrahmen geschnitzt hatte, zusammenraffte und bei der Alten im Dorfe Unterkunft fand. Dort saß sie nun und stichelte sich die Finger wund, um ihre Kost zu verdienen; hatte sie doch ihre ganze Baarschaft hergegeben! Trotz ihres reinen Gewissens und der inneren Befriedigung über die opfermuthige That war es ihr doch schwer um's Herz. Es war alles ganz anders gekommen als sie gedacht. Sie hatte gemeint, wenn Alle sie verließen, würden die Pächtersleute, denen zu Liebe sie so viel litt, doch treu zu ihr halten, sie besuchen und trösten. Sie vergaß, daß diese keine Ahnung hatten, wie sie sich ihnen geopfert.

Die Herzen der Kinder, die das Sträfliche des Vorfalls nicht recht begriffen, blieben ihr zugethan und die Pächterin konnte sich des Mitleids mit der Ausgestoßenen nicht verwehren; aber davon Kunde zu geben, war unmöglich; der Pächter hatte jeden Verkehr mit Giannina verpönt. Hatte er, der Mann der gewissenhaftesten Redlichkeit, doch keinen Augenblick gezögert, den eigenen Sohn der vollen Strenge des Gesetzes zu überliefern. Er erklärte, die Missethäterin, wenngleich sie ihr Vergehen bereut habe, nie wiedersehen zu wollen, kein Herz mehr für sie zu haben. Giannina wartete vergeblich auf ein Zeichen der Liebe aus dem Pachthofe. Endlich konnte sie's

nicht mehr ertragen, sie machte sich auf und eilte hin. Rosel und Christel saßen vor der Hausthüre und strickten; Giannina flog auf sie zu und streckte ihnen die Hand entgegen. „Wollt Ihr denn gar nichts mehr von mir wissen?“ rief sie. Die Kinder schüttelten die Köpfe, flüsterten wehmüthig: „Wir dürfen ja nicht!“ standen auf und schlichen in's Haus. „Wollen mich denn Alle verlassen, verwerfen?“ dachte Giannina. Doch nein, da kam Einer, der ihr am meisten galt; „wird auch Der kein Mitleid mit mir fühlen?“

Arnold schritt über den Hof und sie blieb stehen; er mußte an ihr vorüber, streifte fast ihr Kleid, wendete aber den Kopf nach der anderen Seite; er grüßte sie nicht.

Im Innersten gebrochen, trat sie den Rückweg an. Unterwegs ward ihr ein Entschluß reif: sie wollte fort, denn sie würde das Leben hier nicht länger ertragen können; sie war von Allen, die ihr lieb, gemieden und verachtet. Die Alte, bei der sie hauste, hatte in Breslau eine Tochter, die sich mit Näharbeit beschäftigte und guten Erwerb dabei fand; zu der wollte Giannina, um deren Los zu theilen. Die Fahrt bis dahin konnte sie noch bestreiten, dann würde Gott weiter helfen!

Sie schnürte rasch ihr Bündel; eine besondere Schachtel barg ihren Bilderschatz. In der Dämmerung schlich sie am Herrensitz vorbei. Im Tümpel des Hofes plätscherten noch die Enten; Kühe und Kälber schlürften noch ihren abendlichen Trank. Der Hund hörte auf zu bellen, als sie in seine Nähe kam, als wittere er den Athemzug einer befreundeten Seele, und im dichten Gartengebüsch an der stillen Sumpfstelle flüsterte ihr mit sanftem Flötenton die Sängerin der Nacht ein Abschiedslied.

Die Nähkäthe in Breslau, eine nicht mehr ganz junge Person, stand nur wenig in Briefwechsel mit den Leuten daheim, hatte also von den dortigen Vorgängen nichts erfahren und freute sich Jemand aus ihrer heimischen Ortschaft bei sich zu haben.

Sie versprach auch gute Kundschaft zu verschaffen und schon anderen Tag's ward Giannina mit auf Arbeit genommen. Unter Leitung der Pächterin hatte diese ja schon eine gute Schule gemacht in der nützlichen Kunst der Nadelführung, und es fehlte ihr nicht an Fleiß, Pünktlichkeit und Geschick. Man war bald zufrieden mit ihr; das stille, sittsame Betragen des jungen Mädchens mit den großen, schwermüthigen Augen und vollen, glänzend schwarzen Zöpfen, erweckte Interesse; man empfahl sie weiter von Haus zu Haus. Giannina machte gute Einnahme und glaubte schon ruhig in die Zukunft blicken zu können, da warf ein unglücklicher Zufall das ganze Gebäude ihres Lebens wieder zusammen.

Die alte Frau im Dorfe daheim, bei der Giannina gehaust, erkrankte schwer und trug Verlangen ihre Breslauer Tochter vor ihrem Ende noch

einmal zu sehen. Die Vogtin hatte just Einkäufe in Breslau zu machen, sie erbot sich, die Tochter der Kranken dort aufzusuchen, um ihr den Wunsch der Mutter mitzutheilen. Wie Giannina eines Abends nach fleißig vollzogener Tagesarbeit in ihre Behausung bei der Nähkäthe zurückkam, blieb sie starr auf der Schwelle des Zimmers stehen; ihre jetzige Beschützerin und Genossin saß neben der Vogtin, der Zeugin, der Mitwisserin ihrer Schmach. Rasch warf sie die Thüre in's Schloß und trat zurück, aber zu spät; sie war erkannt und der laute Schrei der Weiber verrieth ihr, in welch' bösem Sinne.

Die Nähkäthe wollte nichts mehr von ihr wissen, nichts mehr mit ihr zu thun haben; wer einmal Geld entwendet hat, kann, obschon er's wieder erstattete, doch abermals stehlen! So hatte die Vogtin gesagt und die Nähkäthe setzte der armen Giannina den Stuhl vor die Thür. Was nun? Wo ein Obdach finden, ein ehrliches Leben suchen? Gab es noch einen Gott, der sich ihrer annahm? — Der Zufall erbarmte sich ihrer. Und wenn es keinen Zufall gibt, so war es eine Fügung, die sie rettete, und in Beiden finden, suchen und ahnen wir eines Gottes Hand.

Siebentes Capitel.

Herr Brachmann war nicht ganz einverstanden gewesen mit der Verfügung, die Frau Therese getroffen; sie kam ihm zu hart vor. Indessen was thun? Als er davon erfuhr, hatte Giannina bereits das Schloß und Dorf verlassen.

Sie von Breslau zurückzurufen, schien mißlich; er nahm sich vor, sie aufzusuchen. Er wollte nicht seine Hand von ihr abziehen, wenn er sich auch sagen mußte, daß er sich in ihr getäuscht. Seine Rückkehr nach Schlesien war durch Verhältnisse in der Familie seiner Gattin verzögert; es stellte sich sogar heraus, daß es wünschenswerth für Beide sei, den folgenden Winter in Holland zuzubringen, sobald die Bestellung der Wirthschaft daheim es gestattete. Während Herr Brachmann sich auf den Feldern tummelte, und in den Ställen mit den Vögten und Knechten verhandelte, prüfte Frau Therese den Zustand des Hauswesens und der Vorrathsräume auf das Genaueste und gab ihre bündigen Befehle für die kommenden Monate.

Die Bonne war beschäftigt, die Garderobe der kleinen Clara zu ordnen und die Spielsachen zu mustern, was von selbigen etwa des Einpackens werth sein würde. Clärchen half dabei; sie stieß unversehens auf ein altes, unscheinbares Pappkästchen.

Die Bonne nahm es ihr aus der Hand und wollte es eben zu anderem zerbrochenen Geräth werfen; als sie jedoch darin etwas klappern und klimpern hörte, öffnete sie das Kästchen, prüfte den Inhalt und fand in dem zerknitterten Briefe die Goldstücke, deren angebliches Entwenden vor

einem halben Jahre so viel Aufregung hervorgerufen, bis Giannina sich als die Thäterin bekannte und das Geld, wenn auch nicht in derselben Münze und ohne den Brief ersetzte. Nun fand sich beides; Giannina's Geständniß war also falsch gewesen. Es war nicht schwer von Clärchen, die jetzt keine Strafe mehr fürchtete, zu erfahren, daß die „Zahlpfennige" die verschwundenen Goldstücke waren.

Begreiflich rief das Wiederauffinden des Geldbriefes dieselbe Bestürzung hervor, wie dessen Verschwinden. Man bejammerte die arme Verstoßene und erschöpfte sich in Vermuthungen, was sie getrieben haben konnte, sich zu einer Schuld zu bekennen, die sie nicht begangen. Dies Räthsel aufzuklären, begab sich Herr Brachmann mit der nöthigen Adresse versehen, nach Breslau. Auch die Nähkäthe, die nach dem Tode der Mutter ihre Arbeit wieder aufgenommen, mußte mit Beschämung die Härte eingestehen, mit der sie Giannina von sich gewiesen; sie konnte leider sonst keine Auskunft geben, ihr selbst war unbekannt geblieben, wohin sich seitdem die Verstoßene gewendet.

Sehr verstimmt kehrte Onkel Brachmann heim; alle seine Erkundigungen waren erfolglos gewesen; Giannina hatte sich in keiner Familie, für welche sie gearbeitet, wieder blicken lassen. Gern hätte er öffentliche Aufrufe erlassen, um seiner verschollenen Nichte die Rückkehr zu ermöglichen. Das verbat sich aber Frau Therese; jedes Hinaustreten von Familienangelegenheiten in die Oeffentlichkeit war ihr verhaßt. Sie hatte allerdings diesmal wohl Grund, es zu fürchten, denn sicher würde man ihr Verhalten streng gerügt haben. Die Familie Brachmann verließ Schlesien ohne über den räthselhaften Vorfall irgend welchen Aufschluß erhalten zu haben.

Je inniger die Bewohner des Pachthofes mit der armen Giannina befreundet gewesen, desto tiefer wurden sie von Allem bewegt, was die Verschwundene betraf; so auch jetzt bei der Entdeckung ihrer Unschuld. Die Pächterin bestürmte ihren Gatten nicht mit Vorwürfen, denn sie sah es ihm an, wie bitter er sich selbst innerlich tadelte, so streng und schroff allen Verkehr mit dem verstoßenen Mädchen untersagt zu haben. Bitterer noch wurden diese Selbstvorwürfe, als Herrn Brachmann's Nachforschungen vergeblich geblieben. Wo mochte die Unglückliche weilen, was aus ihr geworden sein? Rosel und Christel weinten heiße Thränen, wenn sie an den letzten Besuch der Freundin dachten, die so traurig von dannen gewankt.

Arnold hatte bald nach dem letzten Zusammentreffen mit Giannina seinen Familienkreis verlassen, und war in ein Breslauer Handlungshaus als Commis getreten; sobald er von der neuen Wendung der Dinge daheim erfuhr, erbat er sich Urlaub und eilte zu den Seinigen.

„Mutter, Vater!" rief er, „soll ich Euch sagen, weshalb Giannina das falsche Bekenntniß that, weßhalb sie eine Schuld auf sich lud, den Schein

eines Verbrechens auf sich nahm, das sie, das edle, reine Wesen, niemals begehen konnte? Sie that es, um mich aus der Haft zu befreien, den Argwohn, der mich traf, von mir abzulenken, um meinen, um Eueren Ruf, unsere Zukunft zu retten! O wir Verblendeten, das nicht gleich durchschaut zu haben! Die Edle, Vortreffliche! Um mich gab sie vielleicht alles hin, was sie besaß! Aber wo weilt nun diese Märtyrerin? Ich werde nicht eher wieder ruhig, als bis ich sie gefunden, ihr meinen Dank, meine Bewunderung ausgedrückt, ihre Verzeihung erfleht habe!"

Vergebens wiederholten die Eltern dem heftig erregten jungen Manne, daß der Onkel des Mädchens selbst umsonst schon alle Hebel in Bewegung setzte, Giannina zu entdecken.

„Er wird's nicht richtig angefangen haben!" rief Arnold stürmisch. „Kalt, gleichgiltig, obenhin, wie sie immer von ihren Verwandten behandelt wurde, hat man auch wohl die Nachforschung betrieben, nur um sich vor dem Urtheil der Menschen zu rechtfertigen. Giannina ist nie in ihrem Werthe erkannt worden. Ich will mit Aufbieten aller meiner Kräfte sie aufsuchen. Wer das um mich gethan, dem will ich mein ganzes Leben weihen, ich kann nicht mehr glücklich sein ohne sie."

Arnold erbat sich einen zweiten, längeren Urlaub von seinem Principal zu einer Reise in Familienangelegenheiten. Da er als ausgezeichneter Arbeiter in bestem Ansehen stand, ward ihm die Bitte gewährt, und er begann nun auf das Eifrigste die Spuren der Entschwundenen aufzusuchen. Welchen Erfolg er sich aber auch in jugendlichem Eifer versprochen, nach vier Wochen unermüdlicher Forschung kehrte er schmerzlich enttäuscht, tief niedergeschlagen zu seinen Berufsgeschäften zurück.

Arnold erfüllte nach wie vor mit musterhafter Treue die Pflichten seines Amtes. Jahre waren vergangen, und sein Principal, der den ungewöhnlichen Fleiß, die seltene, mit Gewissenhaftigkeit gepaarte Umsicht des jungen Mannes zu schätzen wußte, hatte ihn zum Theilhaber, zum Procuristen in seinem Geschäfte gemacht. Arnold's Eltern blickten mit Stolz auf den Sohn, die Schwestern bewundernd auf den geliebten Bruder. In Breslau standen ihm, bescheiden und liebenswürdig wie er war, alle Thüren, ja alle Herzen offen, und es gab manche Familienmutter, die ihn sich im Stillen zum Eidam wünschte. Ihm selbst aber blieb der Gedanke fern, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen; das Bild jenes theueren Mädchens, das sich ihm geopfert, lebte schmerzlich treu in seiner Seele.

Für das Breslauer Handlungshaus, dem Arnold associirt war, gab es jährlich Geschäftsreisen, in welche sich die beiden Inhaber zu theilen pflegten. An einem heiteren Aprilmorgen verließ Arnold den Eisenbahnzug,

der ihn nach Oberschlesien geführt; er sah sich genöthigt, einen etwas zweifelhaft aussehenden Miethswagen zu besteigen. Er hatte Geschäfte in einem wenige Meilen entfernten Gebirgsstädtchen, welchem bisher noch die Postverbindung fehlte. Das Gefährt erwies sich in der That als höchst mangelhaft, selbst gefahrdrohend, je steiler die Bergstraße wurde. Starker Regen hatte den Boden erweicht und Arnold's bedenkliche Blicke, mit welchen er die tief versinkenden Räder, die keuchenden Pferde, den wenig Vertrauen einflößenden Kutscher musterte, waren nur allzu gerechtfertigt. Bei einer Biegung des Weges senkte sich der Wagen tief auf die eine Seite. Arnold öffnete den Schlag und sprang behend hinaus; im selben Augenblicke brach mit Krachen ein Rad, und es blieb nur die Wahl, ob der Kutscher oder der junge Mann zu Fuß nach dem nächsten Dörfchen gehen solle, um Hilfe zu holen. Arnold entschied sich selbst dafür, da ihm die Wanderung angenehmer erschien, als langes, unthätiges Warten. So machte er sich munteren Schrittes auf den Weg. Es wanderte sich gut in der lauen Frühlingsluft und Arnold's Blicke streiften wohlgefällig die üppigen Saaten und die im zartesten Grün prangenden Wälder. Ob daheim bei den Eltern auch Alles so schön stehen mochte? Er seufzte, konnte er doch nicht der Seinen gedenken, ohne daß wieder und wieder eine wehmüthige Erinnerung in ihm auftauchte, der Schmerz um die vergeblich Gesuchte, vielleicht auf ewig Verlorene.

Ein freundliches Thal breitete sich vor ihm aus; nette, reinliche Häuser leuchteten anmuthig aus dem jungen Grün hervor. Gleich am Anfang des Dörfchens stand ein hervorragend stattliches Gebäude, es schien zu einem wackeren Bauerngut zu gehören. Arnold machte Halt. Eben wollte er anklopfen, um nach dem Weg zur nächsten Schmiede zu fragen. Horch! Aus dem offenen Fenster des oberen Stockes ertönte ein Lied, das seine Pulse fieberhaft klopfen machte. Eine süße weibliche Stimme sang:

„In Büschen un Wiesen
Im Felde, im Turne,
Am Tümpel, am Burne“ etc.

Es war die Stimme jenes unvergeßlichen Mädchens! Wenn er noch hätte zweifeln können, so würde ihm die Wiederholung, die sie italienisch sang: Per valli, per boschi, die beseeligende Gewißheit gegeben haben. Er hatte sie gefunden, die Verlorene, die Geliebte!

„Nina, schau nach, war do an der Klingel zerrt, als wullt' er Feuer läuten!“ So rief eine Stimme von innen. Ja freilich hätt' er Feuer läuten mögen, denn die Freude brannte ihm lichterloh im Herzen. Da ward die Thür geöffnet und vor ihm stand sie, das holde Mägdlein mit den langen schwarzen Zöpfen, den dunklen schwermüthigen Augen, aber mit Wangen,

auf denen alle Rosen des Lebens erbleicht waren. Sie blickte hoch auf, sie erkannte ihn, sie zitterte, barg ihr Gesicht in beide Hände und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Giannina, geliebtes, edles Mädchen!“ rief Arnold. „Weine nicht mehr, sonst bricht mein Herz! Weiß ich doch Alles, was Du für mich gethan, durch mich gelitten! Ach, wie lange habe ich Dich vergeblich gesucht! Aber endlich läßt der Himmel mich Dich finden, um Alles wieder gut zu machen. Mädchen, gib mir ein Recht dazu, sei meine Braut, werde mein Weib!“

Sie wußte lange nicht, ob die plötzliche Erscheinung des Geliebten ein Trug der Sinne, ein Phänomen, das nach kurzer Täuschung eben so rasch verschwinden konnte. Erst in seinen Armen trockneten sich ihre Thränen, machte der Regenschauer auf ihrem lieben Angesicht dem heitersten Sonnenschein des Glückes Platz.

Gar zu gern hätte Arnold sie gleich zu seinen Eltern gebracht; davon wollte aber die brave Bäuerin, die sie mitleidig in ihr Haus genommen, als sie die arme Verstoßene nach Unterkunft suchend im Walde gefunden, nichts wissen. Sie hatte das dunkeläugige braune Mädchen von Herzen liebgewonnen, sie hielt sie wie eine Tochter und wollte, da nun endlich der Geliebte erschienen, die Nina nicht eher von sich lassen, als nach „Pulterobend und Hurt“, wie sie sagte, nach Polterabend und Hochzeit im Bauernhause.

Und so geschah es in der That. Nach vier Wochen wimmelte es in den festlich geschmückten Räumen von fröhlichen Gästen. Herr Brachmann hatte es sich nicht nehmen lassen, die Aussteuer der jungen Braut in Breslau einzukaufen. Diesmal durfte er nicht fürchten, daß Frau Therese die Wäsche und Kleider für gröber umtauschen werde; hatte sie doch alle Achtung vor der Solidität des Handlungshauses, in welches Giannina „hineinheiratete“. Leider konnte indessen die Tante bei der Hochzeit nicht zugegen sein, sie mußte dies Jahr sehr zeitig wieder in's Seebad reisen. Desto lustiger war der Onkel, dem mit dem Auffinden der Nichte ein Stein vom Herzen gefallen war. Am Polterabend führte er gravitätisch die Frau Pächterin zum Tanz, während der Pachter die Bäuerin, die sich heute als Brautmutter fühlte, in fröhlichem Wirbel herumschwenkte; Rosel's und Christel's nicht zu vergessen, die sich vor Aufforderungen zum Tanz kaum „rettigen“ konnten.

Braut und Bräutigam wurden einstimmig für das schönste Paar erklärt, das man je im Dörfchen gesehen; auch in Breslau galt das eheliche Glück der Beiden für ein seltenes; das römische Mädchen war als Hausfrau auf deutschem Boden heimisch geworden; Zufall und Fügung hatten sich vereint, alle Schicksalsunbill auszugleichen.



Gedichte

von

Gustav Weisbrodt.

Am Gedenktag von Custozza.

(24. Juni.)

Wohl Jahr auf Jahr versinkt im Strom der Zeiten,
Das Größte und das Schönste deckt das Grab,
Doch aus dem weiten Reiche der Verwesung
Schöpft die Geschichte ihren Inhalt sich.
Was Herrliches der Menschengeist geschaffen,
Was hier ein Denker, dort ein Held gewollt,
In gold'nen Lettern bleibt es aufgezeichnet
Und überliefert kommendem Geschlecht.

. . . .

Es war das Jahr der Prüfung und des Unglücks,
Doch auch des höchsten Ruhmes übervoll . . .
Von Nord und Süd her wälzte sich gerüstet
Der Feind und holte aus zum „Stoß in's Herz".
Im Norden wich nach todesmuth'gem Ringen,
Achtung gebietend noch, als es erlag,
Das Antlitz stets dem Dränger zugewendet,
Zum Rückzug wohl, doch nicht zur Flucht gekehrt,
Den Grimm der unverdienten Schmach im Herzen,
Der überleg'nen Waffe unser Heer.
Im Süden aber hielten scharfe Augen
Und starke Arme treu und fest die Wacht:

Am heißen Tag von Lissa trieb die Flotte
Die stolzeste Armada vor sich her,
Am heiß'ren Tag des Kampfes von Custozza
Traf'st Du den dreifach stärkern Feind auf's Haupt.
Wo nur die Fahne Oest'reichs Du getragen,
Du führtest sie durch Ströme Blut's zum Sieg.

Es war umsonst ... Schon zitterte die Hauptstadt,
Nichts hielt mehr fest, als jenes tapf're Heer,
Das Du aus Mailands blutgetränkter Eb'ne
Im Flug zum Schutz des Reiches heimgeführt,
Zum Schutz des Reiches, wo es noch zu schützen,
Zu retten das, was noch zu retten war.
Es war umsonst ... Das „furchtbare Versäumniß"
War nicht in der Minute gut gemacht,
Das Opfer lag und bis zur Neige wurde
Der volle Kelch der Bitterniß geleert.

. . . .

Was thatest Du? Nicht mit kleinmüth'ger Klage,
Nicht händeringend, nein, auch jetzt ein Held,
So trugst Du stolz ergeben die Geschicke,
Ein Mann der Thaten und ein Mann der That.
Der Kaiser rief und mälig aus den Trümmern
Hob' sich ein neuer und ein mächt'ger Bau,
Und Du vor Allem legtest seine Pfeiler,
Und Du vor Allem führtest ihn empor
Bis zu dem festen Dach, das über Oest'reich
Sich jetzo schirmend in die Höhe wölbt.
Dein Werk ist's, daß fortan ein Volk in Waffen,
Nicht bloß ein Heer dem Feind die Stirne beut,
Dein Werk ist's, daß fortan das freie Oest'reich
Auch stark sich fühlt zu seiner Freiheit Schutz.

So ritterlich als weise, Nichts begehrend
Von Andern, was zu thun nicht Du bereit,
Reiflich erwägend, dann entschlossen handelnd,
Dir selbst genug, weil Kopf und Faust zugleich,
Ein leuchtend Vorbild jeder Kriegertugend,
Mit Strenge Milde paarend, der Armee
Ein Führer und ein Vater, weiten Blickes
Und fester Hand, nicht rechts und links hin schauend
Stets wandelnd auf der Ehre g'rader Bahn,
Nicht achtend der in Gift getränkten Pfeile,
Die die Verleumdung hinterrücks geschnellt,
Die Pflicht Dein einz'ger Compaß, Deine Ziele
Die Macht und Größe Deines Vaterlands,
Oest'reich'sche Art und Sitte liebend pflegend,

Dein ganzes Sein mit kaisertreuem Sinn
Selbstlos hingebend Oesterreich geweihet,
So warst Du stets uns Muster, Schild und Schwert.

Gott segne Dich, Du Stolz und Hort des Reiches,
Des großen Vaters ebenbürt'gen Sohn!
Aera perennius lebt Dein Gedächtniß,
Forterbend sich von Kind auf Kindeskind,
In den Annalen dankbarer Geschichte
Und der Armee, die Deine Schöpfung ist.
Viel treue Männer hat Dein Herr und Kaiser,
Doch keinen treueren als, Albrecht, Dich!
Viel edle Herzen schlagen warm für Oest'reich,
Jedoch kein edleres als, Albrecht, Deins!

Aranjuez.

Der Friede war gekommen. Spaniens Erde,
Bisher getränkt von seiner Bürger Blut,
Durchzog die Pflugschar wieder, frohe Arbeit
Erschloß die reichen Gaben der Natur.
Du kamst, Alfonso, und mit Dir der Friede:
In fester Hand, gerecht zugleich und gütig,
Hielt der erlauchten Ahnen edler Sproß',
Gestählt im Feuer bitterer Verbannung,
Die Zügel eines neuen Regiments ....
Das Glück war eingekehrt in's Land der Prüfung.

Da plötzlich ras'te, eine Gottesgeißel,
Ein Würgeengel tödtlich raschen Schritts
Durch Spaniens gottgesegnet schöne Fluren,
Entsetzen und Vernichtung sein Geleit.
Da dachtest Du des Schwur's, der Dich zu eigen
Dem edlen Volke gab, das sein Geschick
In Treu und Liebe hat an Dein's gekettet,
Da dachtest Du nur Deiner Königspflicht.
Es galt zu handeln und Du hast gehandelt,
Und wo die Furcht matt auf den Knieen lag,
Da botest Du mit männlich tapf'rem Sinne
Erhob'nen Haupt's dem Feinde Deine Brust.
Wo Alles ringsum willenlos verzagte,
Wo Alles zitterte, stand'st aufrecht Du.
Das sichere Madrid ließ'st Du zurücke,
Das Dir Dein Liebstes auf der Welt umschloß,
Du flohst, den Feind zu suchen, nicht zu meiden,
Du flohst, nicht aus der Schlacht, nein, in die Schlacht,
Und als, ein Sieger, dann Du wiederkehrtest,
Ein Sieger über rathlos feige Furcht,

Und als des Volkes tausendstimm'ger Jubel,
Des Volkes, das sich selbst nun wiederfand,
Den Heimgekehrten grüßte, war auf ewig
Das Band geknüpft, das Dich mit ihm vereint.
Den graden Weg zum Herzen seines Volkes
Geht der Monarch, der selbst ein Herz ihm zeigt.

Nicht stand an unserer Donau Deine Wiege,
Dein erstes Lallen war nicht deutscher Laut,
Doch fordern einen Theil wir Deiner Sorgen,
Doch fordern einen Theil wir Deines Glücks.
Hier wuchs das Kind zum Jüngling, dann zum Manne,
Hier tranfst Du deutsches Wissen, deutsche Art,
Hier einteſt Du, als Deines Volkes Stimme
Dich rief auf Deiner Heimat stolzen Thron,
Hier einteſt Du Dein glänzendes Geschicke
Mit einem edlen Reis von Habsburgs Stamm.
Christine und Alfons — in weite Ferne
Folgt Euch der Segen Wiens und Oest'reichs nach,
Ihr habt nie aufgehört, uns zu gehören,
Ihr seid ein Theil von unserm Fleisch und Blut.





Italienische Shakespeare-Landschaften.

Von

Theodor Elze.

---

1. Cà Gremio.

In früherer Zeit streckte Venedig zwei lange, ununterbrochen mit Ortschaften, Palästen, Landhäusern und Gärten besetzte Straßen, wie zwei mit Juwelen geschmückte Arme über das benachbarte Festland aus. Am Ende derselben lagen die Städte Treviso und Padua, beide nur wenig verkleinerte festländische Abbilder der Hauptstadt. Wegen ihrer Bauart, ihrer Kunstschätze, ihrer geschichtlichen Erinnerungen sind sie auch heute noch eines Besuches und näherer Besichtigung werth, namentlich Padua. Hier lag ehemals auch die Casa Gremio, der Palast des Herrn von Gremio.

In den Archiven und Bibliotheken Venedigs, selbst in den Bürgerverzeichnissen und Steuerrollen Padua's sucht man den Namen dieser Familie vergebens, und daher war es nicht ganz ohne Schwierigkeit das Haus derselben in Padua ausfindig zu machen. Bädeker und Gsell-Fels wissen nichts davon, aber — Shakespeare kannte es.

Fährt man von Venedig anstatt auf der langweiligen modernen Eisenbahn lieber auf jenem alten, Shakespeare wohlbekannten Wege längs der (jetzt canalisirten) Brenta über Mira, Dolo, Strà, an der berühmten „Villa Belmont" vorüber (Dioskuren XII, 44 ff.) nach Padua, so wird man alsbald

„in die fruchtbare Lombardei geführt,
„des herrlichen Italiens lust'gen Garten."
(Shakespeare: Zähmung d. Widersp. I, 1.)

Unter Lombardei verstand man nämlich damals allgemein die ganze lombardisch-venetianische Tiefebene. So schildert sie auch ein deutscher Reisebeschreiber des 17. Jahrhunderts als „die herrliche und fruchtbare Lombardie"; „das Land um Padua herum", sagt derselbe, „ist sehr fett, wie es gemeiniglich in der Lombardie zu sein pflegt; — ein wahres Paradies; — man hat allezeit das schönste Land zu beiden Seiten des Weges, wie denn die Lombardie ein recht gesegnet Land ist, und der anmuthigste Garten der Welt; — durch die ganze Lombardie ist eben Land und man reiset mit höchster Vergnügung wie in einem Garten." — Das Land ist allerdings ganz eben und flach, und dazu sind die meisten Felder, ähnlich wie in Campanien (Terra di lavoro), so dicht mit Obst- und Maulbeerbäumen und zwischen diesen sich rankenden Reben bewachsen, daß man nur selten etwas mehr als die nächstgelegene gartenartige Umgebung sehen kann. Vielleicht erblickt man hie und da einmal an einer offeneren Stelle die blauduftigen, zehn Kilometer von Padua entfernten, gleich Inseln aus der Ebene aufsteigenden Basaltberge der Euganeischen Hügel, durch welche die Straße nach Mantua und die Eisenbahn nach Ferrara sich ziehen. In der ganzen Umgegend gibt es außer dem an einzelnen Stellen etwas höheren Bahndamm und den alten Befestigungswällen Padua's nicht einmal eine Bodenerhöhung. Daher kommt es, daß man diese Stadt beinahe unerwartet erreicht, fast ohne vorher etwas von ihr wahrgenommen zu haben. Natürlicherweise hat man auch umgekehrt von Padua aus keine Aussicht in die Landschaft, nur von den Wällen aus überblickt man ein wenig die nächstgelegene Ebene. So ist es denn rein eine poetische Licenz, wenn Shakespeare (Zähmung d. Widersp. IV, 2) den Biondello seinem Herrn Lucentio Bentivoglio melden läßt, daß er nach langem Lauern eine für ihre Pläne passende Person, einen „Mercatanten oder einen Pedanten", so eben vom Hügel (hill) zur Stadt habe herabsteigen sehen. Dergleichen möchte vielleicht in Prag oder Stuttgart denkbar erscheinen, in Padua ist es so unmöglich wie in Berlin oder Leipzig.

Trotz mannigfacher baulicher Neuerungen bietet **Padua** noch jetzt das interessante Bild einer ältern italienischen Stadt; noch zeigt es die geistvollen Formen eines Charakterkopfes, nicht die faden Züge moderner Blasirtheit,

„das schöne Padua, der Künste Wiege."

(Zähmung d. Widersp. I, 1.)

Einzelne Ueberreste des römischen Alterthums, große, reiche, kunstgeschmückte Kirchen, stattliche Paläste im Styl der venetianischen Gothik und der Renaissance, schöne Plätze und Märkte, enge Straßen mit Laubengängen an den Seiten zum Schutze gegen Sonnengluth und Regen, vor allem die Arena mit der Kapelle der Scrovegni, das Stadthaus (Palazzo della

Ragione), die Universität und die Kirche des heiligen Antonius verleihen der Stadt seit Jahrhunderten einen Reiz und eine Anziehungskraft, durch welche sie sich vor vielen andern Orten Italiens vortheilhaft auszeichnet.

Doch wo in diesem Gewirre von Straßen und unter der Menge alter schöner Paläste sollen wir die Casa Gremio suchen und finden? Jedenfalls nicht in der Nähe von Sant Antonio, oder der noch ferner gelegenen Prachtkirche der heiligen Justina, sondern mehr im Innern der Stadt. Denn wir wissen, daß der reiche Edelmann Gremio Nachbar des noch reicheren Edelmannes Baptista Minola war, dessen Haus mehr gegen den Marktplatz zu gelegen war. In dessen Umgebung herumstreichend wird man, nicht zu fern, auch jetzt noch zwei neben einander gelegene alte Paläste finden, deren einer im Spitzbogenstyl, der andere in demjenigen der Frührenaissance, beide von reicher Pracht und völlig geeignet sind als Residenz der zwei reichen Adelsfamilien Minola und Gremio zu dienen. Noch jetzt sind beide in gleichem Maße wohnlich anheimelnd, obgleich sie unter sich so verschieden sind, wie es einst ihre Bewohner waren.

In dem Renaissancehause mit seinem rundbogigen, weiten, freundlich einladenden Hausthor und seinen breiten, lichteinlassenden Fenstern wohnte ehemals der liebenswürdige, gastfreie Signor Baptista — ein Name, der früher sehr häufig ohne voranstehendes „Giovanni" gebraucht wurde — mit seinen zwei schönen Töchtern Katharina und Bianca. Herr Baptista wußte sehr wohl den Werth des Reichthums zu schätzen, und versprach sogar die Hand seiner jüngern Tochter demjenigen von ihren Bewerbern, welcher ihr das reichste Witthum verschreiben würde; „'t is duds must win the prize" und meinte damit die „bezzi". Doch Herr Baptista ist ein gebildeter Mann. Er hat in jüngeren Jahren die Welt gesehen, er war in Genua, und andere reiche und gebildete Edelleute, wie Herr Antonio in Verona und der eben so gelehrte als überreiche, dabei doch noch Handel treibende Herr Vincenzo Bentivoglio in Pisa, sind ihm nicht unbekannt. So sorgt er denn vor allen Dingen für eine gute Erziehung, Bildung und Verheiratung seiner Töchter, die leider keine Mutter mehr haben, und deren ältere durch ihr zänkisches und widerspänstiges Wesen dem Vater schweren Kummer bereitet. Jeder derselben bestimmt er 20.000 Kronen zur Mitgift, und als Katharina sich unerwartet geändert hat, schenkt er aus Freude der anders Gewordenen noch weitere zwanzigtausend.

Anders Herr Gremio. Er ist nicht sowohl geizig, als ein Liebhaber des Geldes. Um edlere geistige Bildung, obschon er sie an Andern rühmt, hat er sich wenig gekümmert, umsomehr aber um seine Landwirthschaft, seinen Meierhof, seine Ochsen und Milchkühe; selbst ein Kauffahrteischiff, das gerade im Hafen von Marseille liegt, hat er seinem Besitz hinzugefügt.

Daneben hat er die düstern Räume seines alten gothischen Hauses mit reichen Schätzen des werthvollsten Hausraths gefüllt, wohl ohne selbst von denselben Gebrauch zu machen und an denselben etwas anderes als den materiellen Werth zu schätzen. Dabei hat er weder Zeit gefunden noch Neigung gespürt nach einer Lebensgefährtin sich umzusehen. Inzwischen wuchsen seines Nachbars Töchter unter seinen Augen heran, und endlich, in schon vorgerückten Jahren, da ihm Haare und Bart bereits ergrauet waren, verliebte er sich in die jüngere der beiden, die junge, schöne Bianca.

Unter diesen Umständen erhalten die Schätze im sonst so einsamen Hause des Herrn Gremio einen besondern Werth, den dieser bei seiner Bewerbung um die Hand der schönen Nachbarin auch wohl zu verwerthen und bei Herrn Baptista als künftiges Erbe seiner etwaigen Gattin wohl in die Wagschale zu legen weiß. Da sind: silberplattirte und Goldsachen, namentlich Becken und Kannen zum Händewaschen, Geschirre von feinem Zinn und Messing, Wandtapeten von Tyrischen Teppichen, Elfenbeinkästchen (ivory coffers) voll Kronen, Zechinen und Doppien, den damaligen „marenghi", Kisten von Cypressenholz angefüllt mit Battist von Arras, gesteppten Decken, kostbaren Gewändern, Betthimmeln und Vorhängen, feinen Linnen, perlengebuckelten türkischen Kissen, Fransen von venetianischem Golde in Nadelarbeit (Cypress chests full with arras, counterpoints, costly apparel, tents and canopies, finelinen, Turkey cushions bossed with pearl, valance of Venice gold in needle work). Solche Herrlichkeiten bildeten damals den Hausrath wohlhabender venetianischer Patrizierfamilien, in deren Palästen und Villen zu Venedig und Padua sich noch jetzt Reste davon finden, wenn auch oft nur als seltene alte Familienstücke und verstaubte Merkwürdigkeiten aus längstvergangener Zeit, die dann häufig genug in die Hände der Antiquare und durch diese in die Sammlungen reicher Fremden wandern. Ein Theil dieser Kostbarkeiten stammte aus dem Morgenlande (Türkei, Tyrus), von wo der blühende Levantehandel Venedigs dieselben in die Dogenstadt brachte, die ihrerseits die Nachfolgerin des alten Tyrus geworden war. Schon 600 Jahre vor Christus werden uns von dessen Handel Stücke aufgezählt (vom Propheten Ezechiel, 27, 24), die mit den angeführten übereinstimmen, und in den älteren englischen, offenbar Shakespeare wohlbekannten Bibelübersetzungen auch mit den gleichen Ausdrücken bezeichnet werden. So in der Cranmer-Bible (1541, 49, 51): costlye rayment of yelowe sylke, and nedle worke, in cedar wood, — in der Geneva-Bible (1560) und in der Bishops-Bible (1568 und 1575, 4°); rayment of bleure silke, and of broydred worke, in coffers for the rich apparel, und später (Kings-Bible 1611) werden dann diese coffers zu chests.

Jedenfalls hat aber Shakespeare den köstlichen und kostbaren Hausrath der Casa Gremio in Padua besser gekannt, als manche seiner modernen deutschen Uebersetzer und Erklärer. Wenn einer derselben die „tents and canopies" mit „Zelt' und Baldachin" verdeutscht, so entsteht natürlich die Frage: wie sollen „Zelte" in Herrn Gremio's Kisten aus Cypressenholz kommen? Was will er, was soll seine Witwe mit „Zelten" in Padua machen? Fast eben so ist es mit den Baldachinen. „Canopies" sind hier „Baldachine" nur in dem Sinne, wie das 14. Buch des Amadis (Augsburg 1579) einmal sagt: „Baldakin oder Himmel", nämlich „Betthimmel, — „tents," italienisch tendine, sind aber die von jenem herabhängenden Bettvorhänge. Schon das Nibelungenlied kennt in Etzels prachtvoller Königsburg zu Ofen Betten mit Decken von „Arras", „Decklaken" von Hermelin und „Bettdächern" von der besten arabischen Seide mit goldbesetzten Enden (Fransen). In Italien sieht man dergleichen nicht bloß auf alten Gemälden, wie auf dem in der Venediger Galerie unter Nr. 539 befindlichen des Vittore Carpaccio aus den Jahren 1490—95, sondern auch noch in alten Häusern zu Venedig, Padua, Florenz und anderen. In Deutschland fanden sich solche Betten schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Namen „Himmelbetten". Im selben Jahrhundert gab es „tent-beds" auch in England, wohin sie (wie die Bezeichnungen canopies und tents beweisen) offenbar aus Italien eingeführt waren. Später hatte man hier für die Hauptpersonen eines Hauses und dessen Gäste die „four-post-beds," während die ältere und einfachere Form der „tent-beds" für die Kinder und Dienstleute in Gebrauch blieb. Erst in unserem Jahrhundert wurden dafür die offenen, vorhanglosen „frends beds" eingeführt.

Wie in Casa Gremio zu Padua waren unzweifelhaft auch die Betten in Shakespeare's eigenem Hause zu Stratford „tent-beds" mit „canopies" und „tents," sowohl das Ehebett wie die Gastbetten. Das beste von diesen letztern, also das „zweitbeste" seines Hauses, vermachte der sterbende Dichter noch in nachträglicher Verfügung seiner ihn überlebenden Gattin als ein Zeichen zarter Aufmerksamkeit, — das Ehebett gehörte ihr natürlich ohnehin zu. Sonderbarerweise haben manche Forscher und Bewunderer Shakespeare's hierin gerade ein Zeichen erkalteter Neigung erblicken wollen und meinen können, daß „gentle Will," dessen „gentleness" gegen alle Welt sie selbst preisen, bloß gegen seine eigene Frau „ungentle" zu sein im Stande gewesen sei, und zwar (nach ihrer Auffassung) wissentlich und absichtlich, und das noch dazu im Angesichte des Todes. Welch' häßliches Zerrbild! Gerade das Gegentheil hat stattgefunden. Die letzten Töne aus der Brust des sterbenden Schwans des Avon, fern von Mißklängen, geben uns noch einen tiefen Einblick in sein edelstes Innere. Da steigen in seiner Seele noch

einmal die alten Erinnerungen an die Tage seiner Jugend auf, und mit ihnen aus seinen damaligen juristischen Beschäftigungen der Gedanke an die Bestimmung des alten Sachsenrechts, der zufolge beim Mangel eines Sohnes das Heergeräthe dem nächsten männlichen Verwandten eines Verstorbenen zufiel, nämlich sein bestes Pferd, gesattelt und gezäumt, Schwert, Schild, Messer, Harnisch, das „zweitbeste Bett". — Ach, er selbst hatte ja den einzigen Sohn verloren! Tiefbewegt läßt er nun seinem Testamente noch eine Bestimmung einfügen, durch welche das „zweitbeste Bett" (sammt canopy und tents) nicht in fremde Hände kommen, sondern seiner Frau zufallen solle.

Doch zurück nach Padua zu Herrn Gremio's Haus und Hausrath. Es ist wenig mehr davon zu sagen. Als Signor Gremio trotz seines Reichthums und der kostbaren Ausstattung seines prächtigen Hauses mit seiner Bewerbung um die schöne Bianca durchgefallen war, tröstete er sich wenigstens mit der Theilnahme an deren Hochzeitsmahl. Aber zeitlebens blieb er unvermält, und sein Stamm ist mit ihm erloschen.

Wenn einer meiner Leser einmal Padua besucht, so wird er dort nicht allzufern von der Piazza delle Erbe und der Piazza dei Frutti unschwer die beiden schönen Paläste finden, deren einer die Cà Gremio ist. Würde er aber dessen Pförtnerin nach dem ehemaligen Besitzer und dessen Reichthümern fragen, so dürfte er schwerlich nähere Auskunft erhalten, vielleicht aber, wenn er den Rücken gewendet, die halblauten Worte hören: „matto Inglese!"

---

2. Die Insel der Sykorax.

Die Seereisen und Entdeckungsfahrten des 16. Jahrhunderts mit den daraus hervorgehenden, oft phantastischen Schilderungen fremder Länder und Inseln boten den Roman- und Novellenschreibern jener Zeit willkommene neue Schauplätze für ihre abenteuerlichen Erzählungen. So erfuhr auch die Beschreibung der 1522 von dem Spanier Juan Bermudez entdeckten und von ihm wegen der häufigen Gewitter „los Diabolos" genannten Bermuda-Inseln bei weiterer Verbreitung die seltsamsten Ausschmückungen, unter denen der Ursprung ihres anfänglichen Namens gänzlich verloren ging. Die Vorstellungen von denselben, wie sie bei den Engländern unter Anderen sich gebildet hatten, faßt Herr Fabronius Moseman in seiner „Welthistoria und Beschreibung" (Schmalkalden 1612 und 1614) kurz dahin zusammen, daß zwischen Estotiland und Drogeo eine Insel gelegen sei, „so von den Schiffleuten die Teuffels-Insel genent wird, dieweil wegen vielfaltigen Gespensten kein Mensch auff derselbigen wohnen kan."

Der Roman des Amadis (14. Buch, Augsburg 1579) berichtet von einer außerordentlichen Heldenthat des Königs Galaor auf der fabelhaften Insel der Greulichkeit, deren Bewohner Menschenfresser waren und etwa vor 500 Jahren aus dem „Occidentalischen Indien" dahin gekommen sein und ihren Ursprung von einem Volke, „die man Canibalos nennt" haben sollten. Auch sind hier und in andern gleichzeitigen Schriften Menschen, denen der Kopf an der Stelle der Brust zwischen den Schultern sitzt (Shakespeare, Sturm III, 3), ein geiles Monstrum, dessen Stimme nur ein Schreien und Brüllen ist, das aber die menschliche Sprache nicht redet (wie Caliban, Sturm I, 2) und die Erscheinung glänzender, wohlbesetzter, von schweigsamen Zwergen bedienter Speisetafeln (Shakespeare a. a. O) nicht unbekannt.

Die Insel Pantalaria im Mittelmeer erschien den Dichtern ebenfalls als ein geeigneter Schauplatz für Abenteuer. Diese Insel, nur sechzehn Seemeilen vom Cap Bon auf der nördlichen Küste Afrika's und einundzwanzig von der südwestlichen Siciliens entfernt, war in früheren Jahrhunderten fast ganz wüst und ein Schlupfwinkel der Seeräuber, gegen welche endlich einige Befestigungen errichtet wurden. Gegenwärtig hat sie ein Städtchen gleichen Namens, von den Inselbewohnern meist nur „Oppidelto" genannt, und ein Dorf Seiazghihir (Sayak bedeutet im Maltesischen den Sperber oder Sprinz), und zählt im Ganzen wenig über 6000 Einwohner. Die Stadt Pantalaria ist malerisch im Halbkreis um einen kleinen, von einigen Felsen geschlossenen Hafen gelegen. Die steilen Bergabhänge, die Grotten, die Thermalquellen und der weite und sehr tiefe See der Insel sind berühmt, und diese bietet somit eine ganz passende Localität für die romantische Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. In der That verlegt auch Cervantes eine Scene der zweiten Novelle seiner „Novelas exemplares" (Madrid 1613 u. ö.) nach Pantalaria. Zwei von Sicilien kommende Corsarenschiffe legen nämlich hier an und theilen ihre Beute, wobei natürlich der Liebhaber Riccardo von seiner geliebten Leonisa getrennt wird. Da erhebt sich plötzlich ein Südsturm und jagt die beiden Schiffe auseinander. Isuffo's Galeere, auf welcher sich Leonisa befindet, scheitert im Angesicht der andern an einem kleinen Felseneilande, Fetalä aber entkommt mit der seinigen und Riccardo glücklich nach Tripolis, seiner Heimat.

Indem Shakespeare, das Beispiel der Novellisten auf das Drama übertragend, den Schauplatz seiner Comödie „der Sturm" auf eine Insel verlegte, wählte er hiezu die Insel Pantalaria, freilich ohne sie zu nennen. Das ist jedoch keine Entlehnung aus Cervantes, dessen Novelle jedenfalls später als „der Sturm" anzusetzen ist. Allerdings sind die Gelehrten über die Abfassungszeit dieses Stückes nicht einig. Während Hunter dieselbe auf

1596, Chalmers dagegen auf 1613 ansetzt, folgen die Meisten der Annahme Matone's auf 1611, so namentlich die Deutschen Gervinus, Ulrici, Delius, Carriere, Hertzberg. K. Elze hat jedoch aus Stellen in Earl of Stirling's Darius (1603) und Ben Jonson's Volpone (1605) richtig gefolgert, daß die Entstehung des „Sturmes" zwischen beide, also in das Jahr 1604 fallen müsse. Daß dieses Stück bereits im Jahre 1606 über die Bühne gegangen war, geht auch aus einer Stelle eines in diesem Jahre erschienenen politischen Pamphlets hervor. Der bekannte Earl of Salisbury „member of h. M.'s Councell" hatte nämlich um diese Zeit verschiedene Drohbriefe erhalten, und veröffentlichte einen derselben nebst seiner Antwort darauf unter dem Titel: „An Answer to certaine scandalous Papers, Scattered abroad vnder colour of a Catholicke Admonition. Imprinted at London by Robert Barker, Printer to the Kings most Excellent Maiestie. Anno 1606." Darin sagt er unter anderen: „For who doubteth that the Magistrates who conuerse with varietie of spirits, must not sometimes vndergo Tempests? All our actions are upon the open stage." Diese Zusammenstellung von „spirits," „Tempests" und „stage" in der politischen, aber nach der damals herrschenden Sitte mehr religiös abgefaßten Flugschrift eines zeitgenössischen Hof- und Staatsmannes kann Niemandem als zufällig und bedeutungslos, oder als eine gesuchte und geschraubte Ausdrucksweise erscheinen. Im Gegentheil beweist diese Anspielung, daß Shakespeare's „Sturm" damals im Schwunge und im Munde aller Gebildeten war.

Ist denn aber die Insel der Sykorax, auf welcher der „Sturm" spielt, wirklich identisch mit Pantalaria? — Daß die fragliche Insel inmitten der Fluthen des mittelländischen Meeres liege, sagt das Stück selbst (I, 2). Ferner erzählt der Erzherzog Prospero von Mailand seiner Tochter Miranda (I, 2), daß er mit ihr von seinen Feinden von dort an das Meer gebracht — der nächste, genau in südlicher Richtung gelegene Hafenort ist Genua, — hier in eine alte gebrechliche Barcasse gesetzt und so dem Meere überlassen worden sei. Dieses trug ihn immer in geradester Richtung südwärts nach einer an der Nordküste Afrika's gelegenen einsamen Insel, auf welche die Unholdin Sykorax wegen ihrer Zaubereien und Unthaten von Algier deportirt und verbannt gewesen war. Anderseits wird erwähnt, daß der König Alonso von Neapel auf der Rückfahrt von Tunis, wo er seine Tochter Claribella dem Könige vermält hatte, nach Neapel (II, 1; V), wohin er die Richtung Nord-Nord-Ost einzuhalten hat, mit seiner Begleitung Schiffbruch erleidet. Denkt man sich nun beide Richtungen in geraden Linien gezeichnet, so schneiden sich diese ziemlich genau bei den ägadischen Inseln. Bringt man dazu aber auch die Einflüsse der Windströmung in Anschlag, und nimmt man an, daß König Alonso bald

nach seiner Abfahrt von Tunis durch einen Weststurm von seiner Richtung ab und weiter nach Osten getrieben ward, so wird man nach Pantalaria, als der von Shakespeare gemeinten Insel geführt. Hunter schloß auf die Insel Lampedusa, allein diese erscheint doch zu weit östlich gelegen, und es ist wenig wahrscheinlich, daß man von Algier aus die verbannte Sykorax an Pantalaria vorüber bis dorthin gebracht haben würde.

Die Insel selbst wird im Stück als anscheinend wild, unbewohnbar und unzugänglich bezeichnet, doch besitzt sie einen Hafen in tiefer Bucht, Salzwassertümpel und Süßwasserquellen, Höhlen, und neben dürrem auch fruchtbares Land. Da wachsen Beeren, Trüffeln, Lambertshaseln und wilde Birnen; auch gibt es ein Limonenwäldchen (lime-grove, V, 1; Schlegel übersetzt: Lindenwäldchen; lime heißt Linde, aber auch die kleinere, mehr rundliche, aus den Mittelmeerländern eingeführte Art der Limone). Außer Seeschwalben und Elster gibt es hier auch kleine Affen (marmonets, Makake, die bekanntlich auch jetzt noch bei Gibraltar vorkommen). Dies alles würde also nicht übel zu Pantalaria passen; Ringelgänse (barnacles, IV, 1) dürfte es freilich hier nicht geben. Die übrigen Eigenthümlichkeiten jedoch, mit welchen die Insel ausgestattet ist, sind den damaligen Schilderungen der Bermudischen Inseln, — die auch selbst im Stück erwähnt werden (I, 2) — entlehnt. Danach ist sie „voll Lärm, voll Tön' und süßer Lieder," voll seltsamer Gestalten und Zaubereien (II, 2 und 3), und der einzige Einwohner, welchen Prospero hier antraf, ist ein Eingeborner in halbviehischem Zustande.

Das ist Caliban, der Sohn der Hexe Sykorax, welchen diese, schwanger hierhergebracht, hier geboren hatte, „ein fleckig Wechselbalg" (a freckled whelp, hagborn; I, 2), das nur schnattern und kläffen (gabble) konnte und erst die menschliche Sprache lernen mußte, aber natürlich die Insel als sein Eigenthum betrachtet. — Die Vorstellung von mehrfarbigen Mischlingen war zu jener Zeit vielfach vorbereitet, und an der Nordküste von Afrika wenigstens eben so leicht denkbar als an der Ostküste Amerika's oder an der Nordküste der Neuen Hebriden, welche damals für diejenige eines antarktischen, „Magellania" genannten Continents gehalten wurde. Von den letztern berichtet deren Entdecker, der Portugiese Petro-Fernandez de Queiros, in seinen Briefen an den König von Spanien (gedruckt: Cartas, Sevilla 1610; deutsch: Augsburg 1611 u. ö.) nebst manchen anderen unglaublichen Dingen: die dortigen Einwohner seien theils weiß, theils von vermischter (gemengter) Farbe.

Doch woher kommt der sonderbare Name Caliban, welchen nach dem ganzen Verlaufe der Vorgänge im „Sturm" offenbar erst Prospero dem aufgefundenen Wilden der Insel gegeben hat? — Gewöhnlich denkt man dabei an eine Lautumstellung aus „Canibal," obgleich „Caliban" kein

Menschenfresser und kein Indianer ist. — Unwillkürlich erinnert der Klang auch an „Barleban" (Grimm, Mythologie 562), ein Name, der auch im mittelniederländischen Reynaert de vos vorkommt, wo es heißt: die Kinder der Aeffin Ruckenau waren scheußlich wie Barleban anzusehen; in spätern holländischen Drucken (schon in demjenigen zu Delft 1485) der prosaischen Auflösung dieses Buches steht dafür: „wie Barrabys;" hier findet sich auch der (Shakespeare wohlbekannte) Name des Katers: Tybert. — Anderseits entspricht „Caliban" dem noch jetzt in Süditalien vorkommenden Familiennamen „Califano." — Wenden sich die Blicke von Pantalaria nach der nahen afrikanischen Küste, so finden sie dort Tripolis (Zähmung der Widersp. IV, 2), Tunis, das alte Karthago (Sturm II, 1), wo die „Witwe Dido" ihr bitteres Geschick beweinte, und Hammamet, welches schon der deutsche Minnesänger Boppo (im Manessischen Codex) zwischen 1250 bis 1300 neben Marrach (Marocco) erwähnt. Zwischen Tunis und Hammamet, in geringer Entfernung südlich vom Cap Bon, liegt das Vorgebirge und die Stadt „Calibia," welch' letztere früher eine Seefestung war, deren Name schon bei dem spanischen Kartographen Diego Ribeyro (1529) und in Mannels Beschreibung von Afrika (Abth. II; 1599) sich findet. Daher ließe sich der Name „Caliban" einfach als „Einer aus Calibja" erklären. — Doch läßt sich noch eine andere Erwägung und Erklärung nicht leicht von der Hand weisen. Shakespeare hat mehrfach seinen poetischen Geschöpfen redende Namen gegeben, die für ihre Träger, bald mehr bald weniger deutlich, charakteristisch sind. So finden sich: Biondello (der Blonde), Nerissa (die Schwarze), Perdita (die Verlorene), Jessica (die Ausschauende), Boracchio (der Trunkenbold), Proteus u. a. m. Derartig sind im „Sturm": Miranda, Claribella, Trinculo (vom italienischen trincare, einem germanischen Lehnwort, also: ein Trinker). Dahin könnten aber auch Sykorax und Caliban gehören. Wenn man von dieser Ansicht sich leiten läßt, so liegt es bei der Verbreitung semitischer Sprachen auf den Küsten und Inseln des Mittelmeeres nicht zu fern, an den alten hebräischen Namen „Caleb" zu denken. Dieser ist von einem tonnachahmenden Zeitwort calab abgeleitet, welches „klappen" und „kläffen," französisch clapir und clabauder bedeutet. Ebendaher stammt auch celeb, der hebräische Name des Hundes (eigentlich: der Bettler), welcher, weil der Hund als ein unreines Thier betrachtet wurde, zugleich ein Schimpfwort war, wie er denn noch heute im Orient der gewöhnliche Schimpfname der Christen ist. Erinnert man sich nun, daß nach der ausdrücklichen Angabe des Stückes der halbwilde Eingeborne von Pantalaria anfänglich nur schnattern und kläffen (gabble) konnte, ehe Prospero ihm die Sprache lehrte, so erscheint es leicht begreiflich, daß dieser ihm den Namen: Kläffer, Hund (mit Anhängung

einer italienischen Endung an den semitischen Namen) Calibano beilegen konnte.

Kläffendes Monstrum, roher Caliban, du bist abscheulich und doch zu bedauern; ein entthronter Fürst hat dich entthront und zum Sklaven gemacht. Das Gebiet, das du von deiner noch abscheulicheren, feilen Mutter Sykorax geerbt hattest, die schöne Insel Pantalaria mit ihrem Ausblick auf die blauen Wogen des Mittelmeeres, mit ihren Salzlaken und ihren rieselnden Quellen, mit ihrem Möveneiern, Trüffeln und Lambertsnüssen, und ihren von Affen bevölkerten Limonenhainen — es ist an dir die höhere Macht der europäischen Civilisation verloren gegangen. Aber das ist schon lange her; viele Calibane und Cannibalen haben seither das gleiche Schicksal erfahren, und die Welt weiß kaum noch etwas von ihnen und von dir.





Schmetterlinge.

Gedichte

von

Josephine Freiin v. Knorr.

Cleopatra. *

Ob hochberühmt der Name klinge,
Nicht Sie ist's, die ich singen will:
Mein Lied gilt einem Schmetterlinge
Und nicht der Königin vom Nil.

Hoch fliegt er auf im Schwefelkleide
Mit Flammen auf dem Flügelpaar,
Auf dem Vesuv ist seine Weide,
Beim Lavastrom, bei der Gefahr.

Wenn Glühwind weht zum Meeresstrande
Und Mittagsstrahlen Feuer spei'n,
Dann flattert er im Sonnenbrande
Und trägt des Gluthherd's Wiederschein.

So flog er in Pompeji's Gärten,
Lang, eh' der Aschenregen fiel;
So sah'n ihn Conradin's Gefährten
Auf ihrem Weg zum Trauerspiel.

Lebendig, wo die großen Todten,
Er fort den Sommertag durchschwärmt,
Weit über den vulkan'schen Boden,
Den unterirdisch Feuer wärmt.

Als Phönix ist er aufgestiegen
Im Schutt von Casamicciola,
Um sich im Sonnenglanz zu wiegen,
Im Goldlicht wie Cleopatra!

Polyxena. **

Lieblichster der Schmetterlinge,
Ist's Geschmeide, ist es Blut,
Was auf deine blonde Schwinge
Streut die rothe Farbengluth?

Stand mit solchen Gluthrubinen
Bräutlich Priam's Tochter still?
Rollten so die rothen Tropfen
Von dem sterbenden Achill?

* Ein Schmetterling, der in Süditalien fliegt.
** Osterluzeifalter.

Pfauenauge.

Kaum einen wüßte ich zu nennen,
Der herrlicher im Sommer flammt;
Am Flug' schon bist Du zu erkennen,
Du brauner Schmetterling von Sammt!

Darfst in die Luft den Festglanz tragen,
Dein Schillern und Dein Himmelblau,
Und in den Höh'n die Räder schlagen,
Nicht in der Nied'rung, wie der Pfau.

Mußt keiner Heidengöttin dienen,
Bist selbst die Juno dieser Flur
Und tafelst mit den Honigbienen
Beim Nektarbecher der Natur!





Gedichte

von

Martin Greif.

Der Strubpaß bei Lofer.

Zu Lofer vor dem Passe
Steigt auf ein Felsengrat,
Daß es in seinem Hasse
Den Muth hier sinken lasse,
Gibt er dem Feind den Rath.

Als die Tiroler wiesen
Den Franzen ihren Wall,
Da gab es zu dem Schießen,
Das hier sie hören ließen,
Gar fleiß'gen Widerhall.

Seitdem trutzt er so schlimme
Und wenn ein Schuß nur fällt,
Da meldet seine Stimme
Mit ungeschwächtem Grimme,
Daß er noch Wache hält.

Pfingstfeier der Natur.

Pfingsten, Fest der Freude,
Das auf blum'ger Flur
Wie auf dürft'ger Haide
Feiert die Natur.
Rings aus allen Büschen
Schallt Gesang hervor,
Sich geschwellt zu mischen
In den Jubelchor.

Lilien, Rosen, Nelken
Winden dir den Kranz,
Dem noch kein Verwelken
Trübt den heitern Glanz,
Welcher dir in Fülle
Rege Düfte bringt,
Da schon Sommerstille
In's Gefilde dringt.

Vor Entzücken schweigend,
Dämmerst du bethaut,
Leis entgegensteigend
Höchstem Feierlaut:
Wann die Liederkehle
Schwärmt der Nachtigall,
Lauscht der Schöpfung Seele
Ihrem Wonneschall.

Mailied.

Ein hohes Wunder ist geschehen,
Das alles Harren mir belohnt:
Mit seiner Lüfte mildem Wehen
Erschienen ist der Maienmond.

Und was April in seiner Tücke
Verdorben bald in Einer Nacht,
Das hat zu aller Wesen Glücke
Der Holde wieder gut gemacht.

Die Haide und am Wald die Hecken
Ergrünten fast am gleichen Tag,
Und Schatten fängt schon an zu decken
Den sonn'gen Gang am wilden Hag.

Im Walde lacht die Erdbeerblüthe,
Der Schleedorn blüht, ob dürr noch auch,
Kein Wäldchen, drin sich nicht verriethe
Des Maienglöckleins Wunderhauch.

Rings füllen sich die sanften Wiesen
Zu einem bunten Blumenfeld,
Und den bethauten Morgen grüßen
Die Könige der Sängerwelt.

Dort in des Apfelbaumes Düften
Verkündet schon der Apfel sich
Und, überweht von Gartenlüften,
Umhaucht die Flur uns wonniglich,

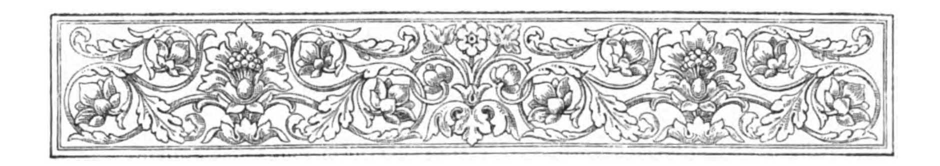
Zumal, wenn aus der Abendwolke
Ein warmer Regen niedersprüht
Und dichter Schwarm vom Flügelvolke
Der Zitterpappel Thurm umzieht.

Gepaarte Turteltauben steigen
Im Frühroth aus dem Forst empor,
Des Birkhahn's vorsichtsloser Reigen
Gibt keckes Ziel dem Feuerrohr.

Und manches Paar verliebter Seelen
Sich Abends in die Haine winkt,
Wo dicht am Pfad, den sie sich wählen,
Die Pracht zu tausend Kränzen blinkt.

Ihm ruft von nah' und fernen Hügeln
Der Kukuk unaufhörlich zu,
Und nebenan mit Blumenflügeln
Sitzt Psyche leicht zu kurzer Ruh'.





Ein Stück Zukunft.

Phantasiebild

von

Ludwig Hevesi.

Die Welt war also wieder einmal untergegangen. Ein unvorsichtiger Comet, als dessen Bestandtheile die Spectralanalyse Petroleum, Nitroglycerin, eine Anzahl sanirungsbedürftiger Actien und ein nicht schwedisches Zündhölzchen nachwies, hatte sie in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt. Zehn Jahrtausende waren dann über diese Weltruine hingegangen, bis aus ihr nach dem Ausdrucke des renommirten Propheten Jesaias Schiller „neues Leben sproßte" und hundert Meter hoch über der lebendig begrabenen Vergangenheit wieder eine lebendige, gegenwärtige Gegenwart erblüht war.

Soviel als unentbehrliche Vorbemerkung.

Im Jahre des Heiles 11885 nun ereignete es sich, daß in einer Stadt, welche genau hundert Meter über dem ehemaligen Baden (bei Wien) stand, ein artesischer Schwefelbrunnen gebohrt wurde. Der Bohrer brachte ein stark angesengtes, beinahe dunkelbraunes Stück Papier ans Tageslicht, das Bruchstück eines Badener Zeitungsblattes, welches hier, um so allgemein als möglich zu sprechen, Badener Curzeitung genannt sein möge.

Das ganze Druckwerk hatte noch kein halbes Quadratmeter Flächeninhalt und war auf der einen Seite mit Ankündigungen bedeckt. Zehntausend Jahre früher hatte man es vermuthlich als werthlos weggeworfen, im Jahre 11885 aber brachte es die ganze gebildete Welt in die lebhafteste Aufregung. Man hatte bis zu dem Zeitpunkte dieses Fundes nicht die leiseste Ahnung davon gehabt, daß vor einer kaum noch mit Sicherheit berechenbaren Reihe von Jahren an diesen selbigen Stätten, nur um hundert Meter tiefer schon ein Menschengeschlecht gelebt habe, und zwar ein verhältnißmäßig nicht

ungebildetes, von dessen ehemaligem Vorhandensein nun der erstaunten Menschheit die erste Kunde zukam, ein unbezweifelbares, sozusagen rechtsgiltiges Document, schwarz auf weiß, ja allem Anscheine nach gedruckt.

Das „Badener Fragment" — so nannten die gelehrten Kreise dieses Schriftdenkmal — bildete das Tagesgespräch der ganzen Welt. Der Landesarchivar, der ordentliche öffentliche Professor der Epigraphik, der Staats-Historiograph und drei Chemiker traten im Auftrage des Unterrichtsministeriums zusammen, um das „Fragment" zu reinigen und zu entziffern. Dann wurde es nach allen modernen Verfahren vervielfältigt, um es den Gebildeten der ganzen Welt unverweilt zugänglich zu machen. Es wurde autoheliographirt, lithophonotypirt, elektrozinkoradirt, hydrofacsimilirt u. s. w. und in diesen Nachahmungen über den Erdball versendet; alle gelehrten Gesellschaften aber erhielten ein sogenanntes mikrochromatisches Galvanimprimocliché, welches das Fragment mit absoluter chemischer und mikroskopischer Genauigkeit auf mechanischem Wege wiedergab und daher als verläßliche Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen dienen konnte.

Was den glücklichen Finder betrifft, wurde er von den Zeitungen und Dichtern als ein Columbus gefeiert, der eine neue, das heißt alte Welt entdeckt habe, er bekam die höchsten Orden aller Culturstaaten und wurde zum ganz außerordentlichen Ehrenmitgliede der meisten gelehrten Gesellschaften ernannt.

Dank den Hilfsmitteln der modernen Documentochemie (so nannte man diese erst kürzlich ausgebildete chemische Technik) war also vorderhand das Nothwendigste gethan; das „Badener Fragment" war, wie sich der hochverdiente, greise Präsident der Gesellschaft für Alterthumskunde bei der festlichen Vollversammlung des Jahres 11885 ausdrückte, „unverlierbar gemacht". Die Welt konnte es nicht wieder einbüßen, da es sozusagen allgegenwärtig geworden war. Desto größere Schwierigkeiten bot die Entzifferung des Textes. Das „Badener Fragment" (die Benennung „papyrus Badensis" wurde auf der epigraphischen Wanderversammlung des Jahres 11886 aus inneren Gründen endgiltig abgelehnt) war nämlich in einer Sprache verfaßt, welche Niemand mehr verstand; Etruskisch war im Vergleich zu diesem räthselhaften Idiom eine Allerwelts-Muttersprache. Umsonst verbohrten sich sämmtliche Gelehrte der Welt in das Fragment und boten die ganze Schärfe ihres Geistes auf, um diese Geheimschrift zu lesen; sogar die Physiologen und Mathematiker machten sich daran, Erstere, indem sie das moderne Gehirn mikroanatomisch in eine entlegene Vorzeit zurückconstruirten, um dadurch auf dessen damals mögliche Ausdrucksmittel Schlüsse zu ziehen, Letztere, indem sie auf Grund einer gewaltig fortentwickelten philosophischen Arithmetik à la Herbart höchst verwickelte Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Bedeutung der einzelnen Schriftzeichengruppen aufstellten.

Alles vergeblich. Zuletzt kam Hilfe von einer Seite, woher die Gelehrten sie am allerwenigsten erwartet hatten, nämlich aus der „fünften Dimension". Ein berühmter amerikanischer Spiritist nämlich, Mr. Post Hume, der seit langer Zeit als Medium eines verstorbenen, ehemals angeblich berühmt gewesenen Professors, Namens Zöllner, gedient hatte, wußte diesen vorzeitlichen Geist durch potenzirte Nervenkraft (von den Spiritisten des zwölften Jahrtausends „concentrirte Willenssäure" geheißen) dazu zu bringen, daß er ihm gewisse philosophische Andeutungen gab, auf Grund deren sich der verhüllte Text, wenn auch nicht ganz, doch theilweise lesen und übersetzen ließ. Die Zöllner'schen Aussagen wurden von dem Medium in einem Büchlein gesammelt, welches den Titel „Mr. Post Hume's Katechism" führte und der Schlüssel zur „Badener Sprache", der Grundstein aller weiteren Forschungen wurde.

Nun erst konnte die gelehrte Welt darangehen, aus dem leider gar zu spärlichen Inhalte des Fragmentes ein einigermaßen abgerundetes Bild jener untergegangenen Welt aufzubauen. So groß war das Interesse, das man an dem Gegenstande nahm, daß sämmtliche Unterrichtsminister dem Drängen ihrer betreffenden Parlamente nachgaben und sogenannte „Fragment"-Akademien gründen mußten.

Die gemeinsame Arbeit so vieler erleuchteter Geister blieb denn auch nicht ganz ohne Erfolg. Schritt für Schritt entrollte sich vor den Augen der auf's Höchste gespannten Welt das überraschende Gemälde einer plötzlich erstickten Civilisation, eines märchenhaften Welt-Pompeji. Einer nach dem Anderen nahmen die scheintodten Buchstaben wieder Leben an und begannen verständlich zu reden, eine bisher ungeahnte Vorzeit rührte ihre seit einem Jahrzehntausend gelähmte Zunge und die ganze Gegenwart stellte sich nun dar, wie ein ungeheueres Palingesest, unter dessen neueren, allgemein lesbaren Zeilen sich eine verworrene, kaum noch erkennbare erste Schrift schattenhaft durcheinanderschiebt.

Das Interesse an dieser schrittweisen Enthüllung war um so höher, als Niemand daran zweifelte, daß man hier direct auf die Hauptstadt der einstmaligen Welt gestoßen sei. Vor Allem schloß man dies aus dem Kopfe des Blattes: „Badener Curzeitung", da die Leuchten der modernen Philologie übereinstimmend erklärten, „Cur" bedeute Hof, „Curzeitung" sei also gleichbedeutend mit Hofjournal, Baden sei also offenbar Residenz und Staats-, das heißt Welt-Mittelpunkt gewesen, letzteres weil der Mangel jeder anderen Spur, als dieser einen, schlechterdings zur Annahme zwinge, daß die ganze Welt damals einen einzigen Staat bildete. Und zwar sei dieser Staat offenbar ein Kleinstaat gewesen, wie sich aus der Erwähnung eines „Herzogsbades" von selbst ergebe, während das „Fragment" nirgends ein Kaiser- oder

auch nur Königsbad nenne. Der damalige Weltstaat dürfte folglich nicht mehr als ein Herzogthum gewesen sein, dessen Herzog in Baden glänzend Hof hielt, daher denn auch die „Curzeitung“ (Hofjournal) gelegentlich eines „Curparkes“ (Hofgarten), eines „Cursalons“ (vielleicht herzogliches Palais?) und selbst einer „Curmusik“ (Hofmusik) gedenkt. Nach einer Stelle des Fragments, wo vom „Badener Verschönerungs-Verein“ die Rede war, nahm man ferner an, daß Baden nicht nur die größte, sondern auch die schönste Stadt des damaligen Erdbodens gewesen sei, in welcher das Verschönerungs-Interesse jedes andere überwog. Als man nur erst zu dieser Erkenntniß gelangt war, entstand über jedes Wort des „Fragments“ eine ganze Literatur und die Fluth der dasselbe betreffenden Publicationen schwoll mit der Zeit in's Unendliche.

Denn je tiefer man in die Geheimnisse dieser unterirdischen Welt einzudringen vermeinte, desto mehr bewunderte man die Höhe jener Cultur, deren stummberedter Zeuge das „Fragment“ war, und nachgerade wurde es Sitte, Alles, was mit Baden im Zusammenhange stand, „classisch“ zu nennen. Der gelehrte Aesthetiker Dr. Franz Band z. B. schrieb ein „Lehrbuch des classischen Stils“, dessen Regeln er aus 25 im „Fragmente“ enthaltenen Zeilen eines telegraphischen Berichtes über den Proceß Kuffler ableitete. Dieser Bericht sei, wie er klar bewies, ein nationales Epos der Vorwelt, von dem leider nur 25 Zeilen erhalten seien, an denen er jedoch deutlich nachwies, daß dasselbe nicht von einem einzigen Dichter herrühren könne, sondern aus mehreren zu verschiedener Zeit entstandenen Elementen zusammengesetzt sei. Die epischen Gedichte hätten damals „Telegramme“ geheißen und der Name des gefeiertsten Epikers scheine „Correspondenz-Bureau“ gelautet zu haben. Das „Telegramm Kuffler,“ unter welchem Titel man nach seinem Vorgang dieses epische Bruchstück in die Literaturgeschichte einreihte, wurde alsbald zum beliebtesten Declamationsstück bei wohlthätigen Akademien, auch erschien es in zahlreichen Uebersetzungen und von Künstlerhand illustrirt in stattlichen Salon-Prachtausgaben. Aus demselben Bruchstück entwickelte aber ein anderer Gelehrter, der gefeierte Rechtslehrer Professor Schartecius, mit seinem sattsam bekannten Scharfsinn ein ganzes „System der classischen Rechtspflege“ und der berühmte Advocat Dr. Item machte aus dem Epos einen gedrängten Auszug, der einen starken Octavband unter dem Titel: „Forensische Beredsamkeit der classischen Vorzeit“ bildete.

Die Sprache des „Badener Fragments“ wurde natürlich auch als Grundlage der classischen Studien allgemein angenommen und in allen Mittelschulen obligat vorgetragen; sie wurde zum Hauptstudium der Humaniora und es baute sich auf ihr eine ganze classische Philologie auf. Diese ging

so scharf ins Einzelne, daß beispielsweise ein heftiger gelehrter Streit (sogenannte „Polemik") darüber entbrannte, ob „die Alten" die Präposition „ohne" mit dem Dativ oder mit dem Accusativ construirt hätten, und eine ganze Flugschriften-Literatur über die Frage entstand, ob das Wort „Gas" weiblichen oder sächlichen Geschlechts gewesen sei, welches aber schließlich, wie die Gelehrten sagen, „controvers", das heißt unentschieden blieb.

Auch andere Wissenschaften blieben nicht zurück. Der maßgebende Meteorologe des zwölften Jahrtausends, Herr Director Parapluvius, schrieb ein großes Tabellenwerk in Folio über das Klima Badens, dessen Hauptresultat der berühmte Nachweis war, daß „die Alten" ihren strengen Wintermonat im Juli gehabt haben müßten, da ein Kaffeehaus-Inserat des „Fragments" unter diesem Datum „täglich frisches Eis" ankündige. Einer der namhaftesten Zoologen, Professor Gorillenfänger, verfaßte ein Aufsehen erregendes Specialwerk über die Enten der alten Welt, welche, wie er aus der Ankündigung der Operette: „Die Ente mit den drei Schnäbeln" unwiderleglich bewies, mit nicht weniger als drei Schnäbeln ausgestattet waren, woraus nach dem Darwin'schen Anpassungsgesetz hervorzugehen scheine, daß bei den „Alten" die Production von Spülicht und Abfällen eine dreimal so große gewesen sei, wie heute. Er stellte dabei den schwerlich anfechtbaren Satz auf: „Mehr Abfälle, mehr Schnäbel" (ein Satz, der in der Folge geradezu ein Sprichwort wurde), und erhob es zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß auch die Enten der „Alten" ursprünglich nur einen Schnabel hatten, daß aber, als sie mit diesem die stetig wachsende Menge der Abfälle nicht mehr bewältigen konnten, im Laufe der Jahrtausende erst ein zweiter und schließlich gar ein dritter Schnabel sich entwickelt haben müsse, vorderhand wohl nur bei einzelnen, besonders bevorzugten Exemplaren, für welche Seltenheit der Umstand spricht, daß man ein solches Geschöpf sogar zum Titelhelden eines Dramas machen durfte. Nebenbei gesagt, waren gerade die Anschauungen über die dramatische Literatur des untergegangenen Baden ziemlich einseitige, denn außer der besagten Operette fand sich im „Fragment" nur noch ein dramatisches Werk flüchtig erwähnt, und zwar „die Probirmamsell" von O. F. Berg. Der Titel dieses Stückes blieb trotz vieler gelehrter Untersuchungen vollkommen räthselhaft, doch nahm man allgemein an, daß es das Werk eines großen Meisters gewesen sein müsse, da im „Fragment" sogar eine Badener Bergstraße erwähnt werde, die offenbar nach dem Dichter der „Probirmamsell" benannt gewesen sei.

Bedeutendere Erfolge hatte die Forschung auf medicinischem Gebiete aufzuweisen. Ein hervorragender Kliniker, Professor Dr. v. Zipperlein, schrieb ein epochemachendes Buch über die Krankheiten der „Alten". Als Material dafür dienten ihm aus dem „Fragment" ein Bericht über den

Stand der Cholera, eine Notiz über den Ball des Friseur-Krankenvereines, eine Gerichtsverhandlung wegen schwerer körperlicher Verletzung und ein Inserat über Alpenkräuter-Magenessenz. Aus alledem schloß er, daß bei „unseren classischen Vorfahren" die Cholera, die Friseurkrankheit, schwere körperliche Verletzungen und Magenbeschwerden die Hauptkrankheiten gewesen sein müßten, von denen „heutzutage die Friseurkrankheit gar nicht mehr als specifische Berufskrankheit vorkomme; sie sei aber vermuthlich ein dem Weichselzopfe ähnliches Uebel gewesen".

In eine förmliche Bestürzung wurde die gelehrte Welt versetzt, als eines Tages der große Differenzial-Philolog (ein neuer Zweig der Sprachwissenschaft) Professor Dr. Spaltewoort im „Fragment" die verblüffende Entdeckung machte, daß die „Alten" keineswegs ein einziges Volk gewesen sein könnten, da in dem „Fragment" unverkennbare Spuren einer zweiten Sprache und zwar mit eigenen Schriftzeichen vorkämen. Diese Zeichen wären weit mehr gerundet als die anderen und fänden sich besonders dicht in einer Ankündigung, welche mit den bis jetzt nicht übersetzbaren Worten beginne: „Grand cirque miniature." Es fanden sich in dieser, offenbar uralten, Sprachreliquie nicht weniger als 39 Wörter in solcher Schrift; Jahrzehnte lang beschäftigte sie die ersten lebenden Philologen, ohne daß man in ihrer Deutung einen Schritt vorwärts kam, und Gelehrte wie Wurzell, Buxtabirovic, Voyou de la Voyelle u. A. wurden darüber thatsächlich irrsinnig. Man verzichtete später ganz und gar auf die Entzifferung dieser Stellen und es gewann die Annahme Oberhand, daß man es hier mit einem typographischen Vexirscherz oder mit einem unlösbaren Problem nach Art des perpetuum mobile und der Quadratur des Cirkels zu thun haben möchte.

Ueberhaupt mußte sich die gelehrte Welt mit einigem Erröthen gestehen, daß ihr ein großer Theil des „Fragments" trotz aller daran gewendeten Weisheit ein Buch mit ungefähr sieben Siegeln blieb.

So zerbrachen sich z. B. die besten Köpfe den Kopf über die Bedeutung zweier Zahlenreihen am Fuße des Blattes mit der Ueberschrift: „Lottoziehungen." Was eine Lottoziehung sei, wußte Niemand. Man kam schließlich überein, diese Ziffern als cabbalistische Zahlen zu betrachten, welche einen dunklen Fleck im geistigen Gesichtskreise der „classischen Zeit" bezeichnen und wohl überhaupt keinen Sinn gehabt haben mögen. Ebenso dunkel war lange Zeit der Sinn einer kleinen Annonce über „1854er gezogene Serien, auf welche ein Treffer entfallen müsse", wobei auch noch von Türkenlos-Gesellschaften zu 20 Theilnehmern" die Rede war. Als man sich das durchaus nicht erklären konnte, kam der geistvolle Professor der Philologie, La Pronommeraya, auf die Vermuthung, der Text müsse da „corrupt" sein (die

Philologen heißen das so) und erst „kritisch emendirt" werden. Er unternahm auch diese Emendirung sofort mit glänzendem Erfolge, indem er das „er" von „1854" wegließ, als „offenbar auf dem Irrthum eines Copisten beruhend". Dies brachte sofort neues Licht in die Sache, besonders als nun eine anerkannte militärwissenschaftliche Autorität, Oberst von der Trense, die „Serien" für eine Gattung Gewehre erklärte, deren also der Text 1854 Stück, und zwar mit gezogenen Läufen, erwähne. Er begründete diese Meinung unter Anderem mit einem Hinweis auf die „Treffer", welche diese „Serien" machen müßten. Nun war der Fall soweit klar. Es blieben aber noch die „Türkenlos-Gesellschaften zu 20 Theilnehmern" zu erklären. Hier brachte ein bahnbrechender Sportsman auf die richtige Spur, indem er auf eine argverstümmelte Depesche, vielleicht aus Prizrend oder Djakowo, hinwies, von der nur noch die zwei Worte lesbar waren: „Türken erschossen." Im Wege einer ebenso kühnen, als einleuchtenden Combination stellte er nun die Hypothese auf, es müsse bei den „Alten" Schützengenossenschaften gegeben haben, welche als Scheibe, wenn sie nämlich zum Sporte mit solchen „gezogenen Serien" nach der Scheibe schossen, das Bild eines sogenannten „Türken" (vermuthlich ein häufiges Jagdthier) benützten. Eine Gesellschaft von 20 Personen also, um den Türken das ihnen gebührende Los zu bereiten! Es muß zugegeben werden, daß gewissen skeptischen Personen diese Erklärung nicht recht geheuer vorkam, da man aber keine bessere Deutung erzielte, erlangte sie trotzdem das Bürgerrecht in der Wissenschaft.

Lange tappte die gelehrte Welt auch hinsichtlich der Religion der „Alten" im Dunkel. Endlich erhielt sie Aufschluß durch folgende Stelle im „Fragment": „Hotel zum grünen Baum. Heute, Freitag großes Concert der berühmten National-Capelle Fekete Janos und Sohn. Anfang 7 Uhr." Hieraus ging mit Sicherheit hervor: 1. daß es in Baden eine eigene Nationalkirche gegeben habe, welche sich (vermuthlich aus Demuth) nur Nationalcapelle nannte, 2. daß der Gottesdienst „Concert" geheißen, 3. daß der Sonntag auf den Freitag gefallen und 4. daß die Kathedralen der „Alten" den Namen „Hotel" geführt haben. Strittig blieben nur die Worte „Fekete Janos"; manche Theologen hielten sie für den Namen des Hohenpriesters, der also, da auch von seinem Sohne die Rede sei, dem Cölibat offenbar nicht unterworfen gewesen; mehrere namhafte Professoren der „classischen" Mythologie wollten dagegen in „Fekete Janos und Sohn" einen göttlichen Dual erblicken, welcher bei den „Alten" verehrt worden sei.

Wir sind leider nicht gelehrt genug, um der weit vorgeschrittenen Wissenschaft des Jahres 11885 auf alle die Gebiete des alten Baden zu folgen, welche dieselbe mit Hilfe des „Badener Fragments" nach der Reihe beleuchtete und systematisch wieder erstehen ließ. Jedoch befriedigt uns schon

das Bewußtsein, daß infolge der Auffindung dieses Bruchstückes die spätesten Jahrtausende unser liebliches Baden als die Hauptstadt des Universums, als den Mittelpunkt der Civilisation einer längst untergegangenen Vorwelt, als den Brennpunkt des geistigen und materiellen Lebens einer todesverblichenen Gesammtmenschheit ansehen mußten. Wer jemals im reizenden Helenenthal einen Sommer verträumte, wird gewiß die Befriedigung theilen, welche wir darob empfinden, — — — oder vielmehr empfinden würden, wenn der eingangs analysirte Komet uns wirklich in den Grund gebohrt und von der jetzigen Welt nichts als das „Badener Fragment“ übrig gelassen hätte.





Fragment aus dem Trauerspiele:

Maria Stuart in Schottland.

Von

Wilhelm von Wartenegg.

Personen:

Maria Stuart, Königin von Schottland.
Heinrich Darnley, der Königin Gemal.
Graf Dumbarton.
Gräfin Argyle } Hofdamen.
Lady Arabella Gordon }
Bothwell }
Ruthven }
Douglas } Cavaliere am Hofe.
Maitland }
Lindsay }
David Rizzio, Geheimschreiber Maria's.
Oliver, alter Diener Maria's.

Zeit der Handlung: Das Jahr 1566.
Ort: Palast Holyrood-House in Edinburgh.

Dritter Aufzug.

Saal und Vorsaal. — Es ist Nacht.

(Bothwell und Oliver treten hastig ein).

Bothwell (rasch und leise wie das Folgende).

Es ist nicht möglich.

Oliver.

Herr, ich hab's gehört.

Bothwell.

Ich glaube, daß sie Rizzio morden wollen,
Doch, daß Maria selbst gefährdet —

Oliver.

Herr,
Verhaften will man sie, wie ich Euch sagte,
Wer weiß, was dann —

Bothwell.

Nein, nein, das darf nicht sein.
Und wär' es wahr auch, daß sie ihn begünstigt,
Und wär's auch wahr — die Fürstin ist erniedrigt,
Das schöne Weib ist d'rum nicht minder reizend;
Tod ihren Feinden.

Oliver.

Wenn's nur nicht zu spät schon.

Bothwell.

Ich werd' bei ihr jetzt nicht mehr vorgelassen,
Dräng ich auch durch, sie glaubte doch mir nicht.

Oliver.

Ich komm hinüber zwar, doch sprechen kann ich
Die Herrin heut nicht mehr.

Bothwell.

So schreib es auf,
Und mach, daß sie es liest so bald als möglich.

Oliver.

Ich will den Brief der Gräfin Argyle geben,
Ich weiß, sie ist dem Italiener hold.

Bothwell.

Ich will zu Dumbarton. Wir rufen Alle,
Die treu der Königin ergeben sind.

Oliver.

Graf Douglas, Herr, besetzte Thor und Gänge;
Ihr kömmt nicht aus dem Schloß.

Bothwell.

Ich bin Lord Bothwell!
Ich komme durch. Und Du bewaffne rasch
Mariens Diener, daß wir sie beschützen,
Wenn wir's nicht hindern.

Oliver.

Helf uns Gott. Ich eile.

(Bothwell und Oliver gehen zu verschiedenen Seiten ab. Gleichzeitig tritt Ruthven vom Hintergrunde ein.)

Ruthven (allein).

Wer waren jene beiden, die sich heimlich
Und heftig, schien's, im Finstern hier besprachen,
Und auseinanderstoben, als ich kam?
Die Vorsicht ist bei mir zur Angst geworden
Dem Ziele nah, heißt der Gefahr zunächst.
Doch könnt ich ruhig sein, denn Rizzio
Tritt gläubig in das Netz, das ich gestellt.
Ich hab' dem Schwärmer Freundschaft vorgeheuchelt —
Er fällt durch meine Hand. Ich haff' ihn, haff' ihn!
Ihn liebt die Argyle, die mich jetzt verschmäht;
Einst war sie mir geneigt — das ist sein Tod.

(Ein Page geht mit einem Armleuchter über die Bühne. Die Gräfin Argyle folgt ihm. Wie sie schon in der Thüre sind, tritt Ruthven zu ihnen.)

Ruthven.

Mylady, auf ein Wort.

Argyle.

Ist's Euer letztes?

Ruthven.

Verlangt das nicht, das wird Euch Unheil bringen.

Argyle.

Geh nur voraus. Ich muß zur Königin.

(Page ab.)

Ruthven.

Vielleicht mit Rizzio zur Laute singen?

Argyle.

Du hämischer Mann, du suchst ihn zu beschmutzen,
Du triffst ihn nicht.

Ruthven (losbrechend).

Bis ich mit seinem Blut
Den Boden hab gefärbt zu Deinen Füßen.
Verblendete! Er liebt die Königin.

Argyle.

Ich glaub es nicht.

Ruthven.

Du wirst es noch erkennen.

Argyle.

Verläumder! Such nicht länger mich zu kränken.
Du weißt, ich hasse Dich.

Ruthven.

Hass' mich, doch bleibe.
Lass' mich Dich seh'n, dies Antlitz, diesen Wuchs,
Dies Auge, das wenngleich im Zorn erglühend
Doch wunderbar mich fesselt und mich bannt.

Argyle.

Hinweg von mir.

Ruthven.

Nichts soll von Dir mich trennen,
Und über seinen Leichnam will ich treten
Um Dich zu fassen, so, mit meinen Armen —

Argyle.

Verflucht sei Deine Hand.

Ruthven.

Fluch mir, doch dann
Lass' mich die Lippe küssen, die mir fluchte.
Das Lied mit Deinem Sänger ist zu Ende;
Lass' mich an Deinem Busen — —

Argyle.

In die Hölle
Sollst Du hinunter, Teufel!

Ruthven.

In die Hölle!
Doch erst bei Dir im Paradies.

Argyle (stößt ihn fort).

Hinweg!
Elender Bube, schamlos nied'rer Knecht.
Vernimm: Nichts auf dem weiten Rund der Erde
Veracht' ich so wie Dich! — Nun frag' Dich selbst,
Ob ich jemals die Deine werde. (Ab.)

Ruthven (allein, ihr nachsehend).

Du wirst's bereuen. — Eines ist mein Trost,
Daß Lieb und Haß die Todten nicht erwecken.
Nun muß er kommen. Zu der Königin
Ließ ich durch falsche Botschaft ihn entbieten.
Ich aber sprech' ihn in der rechten Stimmung
Und lügen will ich, heucheln, wie noch nie.
Ob schuldig uns're Königin, ob nicht,
Der Schein ist wider sie, — so ist die Welt!

(Rizzio tritt auf

Ruthven.

Ihr Rizzio? Ihr geht so frohen Schrittes,
Als ginget Ihr zur Königin.

Rizzio.

Zu ihr.
Sie ließ mich rufen, heut noch diese Briefe
Zu unterfertigen.

Ruthven.

Sie ließ Euch rufen,
So spät noch rufen? — Hört ein warnend Wort:
Ihr seid zu unvorsichtig hier am Hofe.
Der Feinde habt Ihr viel. Seid auf der Hut.

Rizzio.

Mich ruft mein Glück; ich kenne keine Furcht,
Doch dank ich herzlich Eurem Freundesworte.

Ruthven.

Ich will Euch wohl. Ihr wißt es, wißt wohl auch,
Daß nicht wie Euch mir hold die Liebe lächelt.
Die Gräfin Argyle, die ich stets verehrt,
Bleibt kalt gen mich. O redet mir das Wort.
Ihr sagt ja, daß das Glück auf Euren Wegen,
Und Glück wie Unglück nimmt Gefolge an.

Rizzio.

Wenn ich Euch dienen kann, thu ich's mit Freuden.

Ruthven.

Mit Freuden! — Wohl. Ihr seid heut ganz verklärt.

Rizzio.

Ja, ich bin verklärt wie ein Tempel
Den abendlich glühend die Sonne bescheint,
Wie Einer, der endlich ausgeweint,
Dem wieder das Glück und die Freude lacht;
Verklärt wie ein Schläfer der stillen Nacht,
Der träumt einen fröhlichen, seligen Traum,
Der so wie von Geistern auf luftigen Wagen
Wird in's Paradies, das verloren gewähnte,
Heimlich ersehnte,
Hinübergetragen —
Ich fass' es kaum.

Ruthven.

Ich freue mich mit Euch.

Rizzio.

Ich bin so froh,
Ich möchte jeden, der mir naht, umarmen,
An meinem Herzen, glaub ich, müßt' ein Todter
Zu neuem Leben erwarmen.
Ich wähne die Luft zu treten, zu schweben,
Einzugeh'n in ein neues Leben!

Ruthven.

Nun geht. Doch nochmals sag' ich, hütet Euch.
Wenn ich Euch schützen kann, so zählt auf mich.

Rizzio.

Wie dank ich Euch, Lord Ruthven?

Ruthven.

Morgen, morgen.
Für heute wünsche ich viel Glück.
(Nickt ihm zu.)
Gut' Nacht. (Ab.)

Rizzio.

O, solche Seligkeit, wie ich jetzt fühle,
Genießt der Mensch nur einmal. Heute steh ich
Auf meines Lebens Gipfelpunkt. (Ab.)

Verwandlung.

(Schlafzimmer der Königin Maria Stuart. — In der Mitte des Hintergrundes ein Alkoven, durch Vorhänge geschlossen. — Vorne ein Kamin.)

(Gräfin Argyle tritt auf mit Oliver, der Armleuchter trägt.)

Argyle.

Hierher die Lichter. — Sieh nach dem Kamine,
Und schür' die Flamme.

Oliver (thut es).

Wie ist's doch so kalt noch.
Der neunte März und überall Schnee und Eis.
Ich weiß, es war, als König Jakob herrschte,
Ein Fest im Freien um die Zeit.

Argyle.

Beeil' Dich,
Die Königin kommt bald.

Oliver.

Die Königin — —

Argyle.
Was hast Du heut? Du siehst mich prüfend an.

Oliver
(wieder am Kamine).
's ist frostig, und die Herrin liebt das nicht.
Die arme Königin.

Argyle.
Arm, warum arm?

Oliver.
Verlassen hat sie einer nach dem andern,
Und sinnt Verderben gegen sie. Doch Ihr — —
Ihr haßt sie nicht, nicht wahr?

Argyle.
Dich drückt etwas,
Sprich's aus.

Oliver.
Zwei hier am Hof sind in Gefahr.
In einer Stunde schon ist sie gefangen
Und er ermordet.

Argyle.
Wer?

Oliver.
Die Königin.

Argyle.
Und er? Und Rizzio?!

Oliver.
Und Rizzio.
Doch Ihr, Mylady, könnet beide retten.
Gebt diesen Brief der Königin. Nur rasch,
So bald als möglich, Ich beschwör Euch.

Argyle.
Sprich erst —

Oliver.
Es drängt die Zeit, ich kann nicht, ich muß fort.

Argyle.
Sag mir nur, dieser Brief —

Oliver.
Gebt ihn der Herrin,
Inständig bitt ich Euch; und jetzt — hinweg. (Ab.)

Argyle (allein).

Und Rizzio! — So wär das Aergste wahr.
Es stimmt zusamm' mit dem was Ruthven sprach.
Man will ihn tödten — morden diese Nacht!
Und hier bei ihr — — Und käm er wirklich her,
So mögen beide fallen, und den Flammen
Hier übergeb' ich diesen Rettungsbrief. —
Ich kann's nicht glauben, daß er mir verloren;
Er ist, wie Andere nur verblendet —

(Rizzio tritt auf. Sie verbirgt den Brief im Busen.)

Argyle.

Rizzio,
Seid Ihr noch jetzt hieherberufen worden?

Rizzio.

Ja, Lady Argyle.

(Für sich.)

Ruthvens kalte Flamme.

Argyle.

Ich sag Euch: Wer zu viel wagt, der verliert.
Ihr tragt den Kopf zum Block, geht Ihr so fort.

Rizzio.

Ich diene meiner Königin.

Argyle.

Ihr wandelt
Dem Irrlicht nach, und fühlt nicht, daß Ihr sinken
Und untergehen müßt, wenn Ihr Euch naht.
Ich aber sehe es und möcht Euch retten.
Flieht diesen Hof, auch ich will also thun,
Folgt mir nach Argyle auf mein Schloß.

Rizzio.

Mylady!

Argyle.

Reich bin ich und geehrt und viel vermag ich.
Seid Ihr bei mir, wagt man Euch nicht zu nahen.
Ihr seht, ich spreche offen, Rizzio,
Denn wahrlich, Ihr seid in Gefahr.

Rizzio.

Mylady,
Ich faß' nicht, was Ihr sagt, ich bin verwirrt.
Doch Eines fühl' ich klar: Hier ist mein Platz;
Ich weich' nicht von Marien.

Argyle.

Also doch!

Rizzio.

Wol weiß ich Einen, würdig Eurer Huld,
Lord Ruthven sagte mir —

Argyle.

Ist's möglich — Ruthven —
O Fieberwahn! — — Verschmäht Ihr meinen Vorschlag?
O thut es nicht, folgt mir, sagt ja.

Rizzio.

Nein! nein!

Argyle.

Nun denn —

(kommt unwillkürlich mit der Hand an den Brief).

Und wenn in meiner Hand Euer Urtheil
Ob Tod, ob Leben, dann sagt: ja.

Rizzio.

Nein! nein!
Und rief der Himmel ja, und nein die Hölle,
Ich riefe nein!
Mein Platz ist bei Maria, meiner Herrin.

Argyle (für sich).

So stirb!

Pagen (die Thüre öffnend, rufen)

Die Königin!

Rizzio.

Die Königin!

(Er eilt Marien entgegen, die ihr Gefolge an der Thüre verabschiedet. — Gräfin Argyle hat den Brief zerrissen und in den Kamin geworfen. Ein Stückchen davon fällt zur Erde. — So wie Maria Stuart eintritt, macht sie eine tiefe Verbeugung und geht ab. — Maria und Rizzio bleiben allein.)

Maria.

Rizzio!

Rizzio.

Maria! Königin! Bist Du es wirklich?
Mein nachtgewohntes Auge wird geblendet
Von Deinem Glanz und senkt sich scheu zur Erde,
Und wie ein Mensch, der stets im Thal gelebt,
Auf nie geahnter Höhe schwindelnd steht,
So steh ich auf der Höhe meines Glückes.

Maria.

Beruf' es nicht. Das Glück ist wankelmüthig.

Rizzio.

Ich glaub, ich habe dem Erdenleben,
Den Staub dem Staube zurückgegeben,
Und von dem irdischen Drange befreit
Geh' ich in den Weg der Unsterblichkeit.

Maria.

Du bist ein sinnend träumendes Gemüth
Vor dem die schöne Welt der Dichtung blüht.

(für sich)

Auch mir ist wonnig schauerlich zu Muthe.
Er betet so wie ich, denkt, fühlt wie ich.
Und nie liefr' ich ihn seinen Feinden aus.

(laut)

Tritt her zu mir. — Ich habe Dich erkannt.
Treu bist Du, ja ich weiß es — Du bist treu.
Drum wollen wir zusamm ein Bündniß schließen,
Uns immer beizusteh'n bis in den Tod.

Rizzio.

Bis in den Tod — noch länger.

Maria.

Rizzio!

Rizzio.

Bis in die Ewigkeit — ha! für und für!

Maria.

Wol — für und für.

Rizzio.

Laß uns erhaben sein
Ob all den Schwächen dieses Lebens, hocherhaben
Ob der gemeinen Welt. Ihr Treiben schwindet
Und wir sehn nicht so tief hinab; kaum dringt
Der wildverworrne Schall zu unserer Höhe,
Und hoch empor aus aller Nichtigkeit
Schwingt sich der Genius der ewigen Liebe,
Die maßlos wie der Raum, und endlos wie die Zeit.

Maria.

Nein, das ist sträflich, sprich nicht weiter so.

Rizzio.

O fürchte nicht, daß ich Dir jemals nahe
Mit irdischem Verlangen, Du bist heilig,
Und eine höhere als Schottlands Krone
Seh ich auf Deiner reinen Stirn erglänzen.
Wenn Gott die Neigung unserer Seelen stört,
So will er seine Schöpfung ganz vernichten,
Und das Gericht des jüngsten Tags bricht an.
Nein, fürchte nichts. Die Zukunft wird erglänzen
In immer hellerm Licht, die Nacht ist aus.
Aufwacht die Freude, die so lange schlief,
Und es wird Alles — Alles gut.

Maria.

Ich möcht es glauben.

Rizzio.

Wie ist so still jetzt Alles um uns her.
Im Schlummer liegt die finstre Stadt da drunten,
Und dieses Schloß. Der Mond scheint klar durch's Fenster,
Und durch die tiefe Schweigsamkeit der Nacht
Hör ich das Athemholen meines Glückes.

Maria.

Sprich weiter, Deine Stimme thut mir wohl.

Rizzio.

Hörst Du die Flammen im Kamine knistern?
Das sind die guten Geister dieses Hauses,
Sie freuen sich mit uns. Im Feuer leben
Die Salamander, feurig, kleine Wichte;
Sie hüpfen lustig, und mich dünkt, sie schauen
Mit Schelmenangesichtern auf uns her.
Und durch das Zimmer weht ein süßer Duft;
Es naht die Stunde, wo die Geister wachen
Und Alles sich belebt und sieht und athmet.
Du zuckst?

Maria.

Ich weiß nicht, was mich drängt,
Doch fühle ich plötzlich mein Herz beengt.
Wie ward's so spät? Geh eilends fort.
Man wird uns entdecken, Dich tödten!

Rizzio.

Wolan!
Es ist mein Glück so hoch gestiegen,
Daß es nicht fürder so bleiben kann.

Maria.

Nein! nein! Schilt mich nicht thöricht, Rizzio,
Und lass' Dir sagen:
Mich quälet seit drei Tagen
Derselbe schreckliche Traum.
Doch öffne ich die Augen kaum,
So sinkt er zurück in den Schoß der Nacht,
Und ich vergesse ihn, wenn ich erwacht.
Dumpf schwebt mir's jetzt vor meinem Innern,
Als würd' ich mich darauf erinnern.
O nimm die Laute und verbann' die' Angst,
Mir ward stets leichter, wenn Du sangst.

Rizzio.

Du willst es.

(Er nimmt die Laute.)

Ich singe Dir mein letztes Lied.

Maria.

Dein letztes —?

Rizzio.

Erschrickst Du?

(Zu ihren Füßen liegend.)

Ja — mein letztes — denn nach diesem
Kann ich kein Lied mehr singen — keines mehr.

(Er spielt und spricht dabei träumerisch.)

Zu Deinen Füßen, holde Herrin, sitz' ich da,
Und sing — mein letztes Lied — o hör' es an:
— — — — — — — — — — — — — —

Und schwäng' ich mich von Stern zu Stern
In alle Himmelsweiten,
Bis in die allerfernste Fern
Würd mich Dein Bild begleiten.

Und ging ich selbst zum Himmel ein
Und säß' zu Gottes Füßen,
Auch in des Himmels Glorienschein
Würd ich Dein Bild noch grüßen.

Und spräch' der Hergott auf dem Thron:
Du mußt vom Bild Dich trennen,
Sonst wirst Du als verlorner Sohn
Im Höllenpfuhle brennen —

Doch würd' ich lassen nicht vom Bild,
Ich würd' es glühend küssen,
Ich küßt' es — küßt' es —

Maria (schreit heftig auf).

Rizzio (erschreckt aufspringend).

Um Gott! Was ist? Du blickst erschreckt mich an?
Bei allen Heiligen! Sprich.

Maria.

So war's im Traum.
Nun wird mir Alles klar.

Rizzio.

Denk nicht daran.

Maria.

Nein, höre, höre, ich will Dir erzählen.
In dreien Nächten —

Rizzio,

Nein, es greift Dich an.

Maria.

Laß mich, solch eine Warnung ist nicht grundlos.
In dreien Nächten sah ich so Dich sitzen
Zu meinen Füßen und die Laute spielen,
Du sprachst ein Lied dazu wie jetzt, und plötzlich
Sind alle Seiten schrillend Dir zerrissen,
Wir hörten schwere Schritte, Waffenkliren,
Und eine namenlose Angst befiel mich.
Mit einem Male sah ich um uns her
Gespensterhafte Wesen, deren Antlitz
War leichenbleich mit hohlen stieren Augen.
Sie schienen mir bekannt und traten näher.
Da sprangst Du auf; es spritzte Blut hervor
An hundert Stellen Deines Körpers — Blut.
Du sankst zusammen — neben Dir am Boden
Sah ich ein Blatt Papier —

(aufkreischend).

Das liegt jetzt dort —

Rizzio.

O Du bist krank, Du bebst — zu Hilf!

Maria

(ihn wieder herabziehend, leise)

Schweig still,
Schweig still, man kann uns hören, nimm dies Blatt
Und lies.

Rizzio (thut es).

Es ist ein Stück von einem Briefe,

Maria.

Lies.

Rizzio.

Abgebrochen und undeutlich ist
Der Inhalt: „Hütet Euch, daß er nicht komme —
Nur heute nicht — und schickt ihn eilends fort.“

Maria (ängstlich.)

Wen? Wen?

Rizzio.

„Heut lockt sein Lied den grausen Mord“.

Maria.

Mord!

Rizzio.

Werfe er die Laute in die Flammen —
Der Sänger —

Maria.

Lied und Laute, sagst Du, Sänger!
O jetzt erkenn ich es, man will Dich tödten.

Rizzio.

Hier unten steht ein Wort noch, heißt „verloren.“

Maria.

O flieh hinweg, wirf Dich auf's Roß, jag' fort,
Sie mögen kühlen ihre Wuth an mir.

Rizzio.

Nein, ich verlass' Dich nicht, bist Du gefährdet,
Will leben und will sterben nur bei Dir.

Maria.

O flieh hinweg aus diesem Mörderschlosse,
Müßt ich Dich nimmer sehen auch; nur flieh!

Rizzio.

Wahnsinnig wär ich, wollt ich Dich verlassen
Da ich mit diesem Arm Dich kann umfassen.
(umschlingt sie.)

Maria.

Hinweg!

Rizzio.

Nein!

Maria.

Fort!

Rizzio.

Und wenn ich sterben muß!
Den Himmel ahn' ich schon in diesem Kuß!

(Eine geheime Thüre hat sich geräuschlos geöffnet und Darnley in horchender Stellung gezeigt. — Wie Rizzio Maria küßt, tritt er vor. Ruthven folgt ihm. Ueber eine Wendeltreppe kommen in Mäntel gehüllt Morton, Douglas Maitland, Lindsay und viele Cavaliere.)

Maria (heftig zitternd).

Weh' mir, die schweren Schritte!
(erblickt Ruthven.)
Das Gespenst
Aus meinem Traum! Es ist zu spät.

Darnley.

Ja, Weib,
Es ist zu spät, Dein Reich ist nun zu Ende.

Rizzio.

Entsetzen!

Darnley.

Rizzio muß fallen.

Alle.

Rizzio!

Maria (schreiend).

Nein, nein! Laßt ab von ihm! Berührt ihn nicht!

Darnley.

Du wirst ihn nicht erretten, Buhlerin!
Die Schande ist nun aufgedeckt, und ich
Erkläre Dich gefangen.

Die Cavaliere.

Ja, gefangen!

Rizzio.

O! ewige Gerechtigkeit!

Darnley.

Sie soll
Dir werden.

Die Cavaliere.

Auf ihn los!

Morton.

Bet' und dann stirb.

Die Cavaliere (ihre Dolche ziehend).

Stirb! stirb!

Maria.

Zurück! Wie könnt Ihr wagen, Frevler,
Hier einzudringen in mein Schlafgemach,
Mit blankem Dolch die Schwelle zu betreten?
Vergaßt Ihr, daß ich Eure Königin bin?

Darnley.

Vergebens, schweig'.

Maitland.

Du schreckst uns nicht.

Mehrere.

Der König —
Der König hat's befohlen.

Maria.

Darnley!

Darnley.

Schweig'.

Maria.

Gebiete dieser Horde, dießmal nur
Sei gütig, dießmal nur, ich bitte Dich!
Man hat Dich hintergangen.

Darnley.

Wie ich sehe.

Maria.

Erhöre meine Stimme, heiß' sie gehen,
Sei nicht zu rasch, o Gott! Nur diesmal nicht.
Es würde Dich gereuen.

Die Cavaliere (lauter).

Nieder! Nieder
Mit Rizzio!

Maria (vor ihn hinstürzend).

Nein, nein! Ich schütze ihn.
Zurück! Scheut Ihr den Mord nicht, Ihr Verruchten?
Ihr machet Euch des Hochverrathes schuldig
Und Eu're Häupter fallen auf dem Block.

Rizzio.

O Herrin, überlaß' mich meinem Schicksal,
Es wird mich rächen.

Maria (mit immer steigendem Affecte).

Ich vergeb' Euch Allen,
Doch geht hinweg. Ich will die That vergessen
Die Ihr verüben wollt, doch lasset ab;

Ich will so thun, als wär es nie gewesen,
Als hätt ich nimmer also Euch gesehen
Und Eure bloßen Klingen nie erblickt.
Frei sollt Ihr sein und ungekränkt, Ihr Alle,
Nur lasset ab und geht hinweg, ich bitt' Euch!

Die Cavaliere.

Nein, er ist unser und Du bist gefangen.

Maria.

O Gott, ich weiß nicht, was ich noch soll sagen.
O weicht zurück! Furchtbar ist Meuchelmord!
Vergießt kein Blut, denn es verdirbt Euch Alle.
Ich bin ja Eure Herrscherin, und bitte —
Ich bitte — bitte —

Ruthven (inzwischen).

Rizzio!

Rizzio (der niederkniete und betete).

Ha! Ruthven?
Du hast dich immer meinen Freund genannt
(an seine Brust stürzend)
Mein Leben geb ich hier in Deine Hand.

Ruthven (ihn erstechend).

Und ich — ich nehm es hin.

Rizzio.

O Jesus —!

Maria (schreit laut auf).

O!

Ruthven.

Nun ist's gethan.

Rizzio.

Gerechtigkeit!!

Maria.

Herbei!
Herbei! Herbei!

(Die Andern sind Alle lärmend über Rizzio hergefallen und haben ihn in den Hintergrund gedrängt, wo die Vorhänge über ihnen zufallen. Bei Mariens Rufe sind Argyle und Arabella herbeigeeilt und halten die Wankende. Der Tisch ist umgeworfen, die Lichter verlöscht. Von der andern Seite Waffengeklirr und der Ruf: „Der Königin zu Hilf!“ Die Thüre wird aufgestoßen. Es treten rasch ein Lord Dumbarton, Bothwell, Oliver, viele Diener, alle mit bloßen Klingen, viele Fackeln.)

Dumbarton.

Der Königin zu Hilf!

Bothwell.

Maria! Herrin!
Tod Deinen Feinden!

Die Diener.

Königin — hier sind wir —
Um dich zu schützen —

Bothwell.

Stellt Euch rund umher.

Maria (matt).

Ich dank Euch Bothwell — Dank Euch Dumbarton.

Dumbarton (finster).

Der letzte Dienst ist's, den ich Dir erweise.

Darnley (der wieder vortritt).

Was soll das?

Bothwell.

Herr, wir sind die Ueberzahl,
Und: Noth kennt kein Gebot, auch Rang und Stand nicht,
Und: Noth bricht Eisen, gold'ne Kronen auch.
Mit Leib und Leben schützen wir die Herrin.
Ja, mehr als das, Herr König, Ihr sollt schwören,
Daß frei die Königin Maria Stuart
Verbleibe immerdar. Wir sind bereit sonst
Zu blutigerer That, als Ihr verübtet.

Darnley (für sich).

Verdammniß, Höll und Tod, ich muß.

(Laut.)

Ich schwöre,
Daß frei die Königin Maria Stuart
Für immerdar.

Maria (in den Armen der Frauen halb zu Boden gesunken, matt).

O! — Wo ist Rizzio?

Darnley (reißt den Vorhang weg).

Hier, Königin! Für den ist es zu spät.

(Man erblickt Rizzio todt auf dem Boden hingestreckt. Allgemeine Bewegung.)

Maria.

Todt also, todt!

Argyle und Arabella.

Zu Hilf! Die Königin stirbt!

Maria weiset alle Hilfe fort, und bei dem Leichname auf einem Knie liegend, ringt sie nach Worten, und spricht endlich gewaltsam erregt).

Todt also, todt! — O pfui, Ihr feigen Mörder
Schmach über Euch und Schande Eurer That!
Ihr wählt die Nacht und schleicht im Dunkel — heimlich,
Und überfallt ihn meuchlings — Einen, Alle! —

Bebt zusammen!
Denn dies unschuldige Blut, das Ihr vergossen,
Schreit laut zum Himmel auf um heiße Rache,
Und müßt' ich sie dort von den Sternen holen,
Sie soll ihm werden, voll ungetheilt.
O wie Ihr dasteht! Triumphiret nicht,
Denn frei von Allen will ich's jetzt gestehen:
Den hier hab' ich geliebt —

(Allgemeiner Schrei und Bewegung)

Und Tag und Nacht
Will so ich auf den Knieen betend liegen
Um Sühne schreiend auf zu Gott dem Herrn,
Das Strafgericht ruf' ich auf Euch hernieder,
Es nahet stumm und ist Euch nicht mehr fern!

Der Vorhang fällt.





Lieder

von

Ambros del Monte.

Der Wunsch.

Könnt' ich ein Meer von Rosen
Zu Deinen Füßen streu'n,
Mit ihnen buhlen, kosen,
Um Deine Liebe frei'n!

Ich möcht' zu Deinen Füßen
Voll banger Reue knie'n,
Und meine Sünden büßen,
Bis Du sie mir verzieh'n,

Bis zu dem schönsten Lose
Mich Deine Gunst erhebt,
Gleichwie der Duft der Rose
Unsichtbar um Dich schwebt.

Drei Rosen.

Drei Rosen im goldenen Haar,
Die schimmern so herrlich und klar,
Sie deuten auf heimliche Triebe,
Auf Glaube und Hoffnung und Liebe.

Den Rosen im goldenen Haar
Vertrau' ich auf Glück und Gefahr,
Daß Du mir Dein Herz hast erschlossen,
Dem träumende Sehnsucht entsprossen.

O, lasse die Knospen erblüh'n,
Die göttlich im Herzen Dir glüh'n,
Laß' thaufrische Liebe mich finden,
Laß' Liebe uns selig verbinden!

Der Abschied.

Leb' wohl! geliebtes trautes Land,
Wo neu und kräftig ich geboren,
Wo ich geküßt die schönste Hand,
Bei sel'gem Kuß mich selbst verloren.

Leb' wohl! glutvolle Lebenslust,
Die mich wie Sonnenschein erfüllte,
Wenn ich an der Geliebten Brust
Mein Haupt in gold'ne Locken hüllte.

Lebt, Freunde, wohl! und fragt mich nicht,
Wo ich dies Zauberland gefunden;
Ich trank nur Liebe, Glück und Licht
Und konnt' an treuem Mund gesunden.





Gedichte

von

Andreas Verbič.

1.

Süße Rose! duftumflossen
Hast in wunderbarer Pracht
Deine Knospe du erschlossen,
Bist vom tiefen Traum erwacht.
Wie im lenzerweckten Haine
Ist in meiner Brust ein Prangen,
Sind mit sanfterglühten Wangen,
Tausend Blüten aufgegangen —
Neide nicht dem Frühling seine.
Und sie sollen dich umschwanken
Duftend, blühend, holde, reine,
Süße Rose, als Gedanken
Und als Lieder dich umranken
In der Liebe Frühlingsscheine.

2.

Oh holde Rosen, zarte Wangen,
Oh süße Sehnsucht, Seligkeit,
Wie seid ihr schnell vorbeigegangen,
Wie seid ihr schon so weit, so weit!

Und doch, wenn scheu ein Knöspleiu springt
Im ersten, warmen Sonnenblick,
Erwacht mein Herz auf's Neu' und bringt
Entschwund'ne Freuden neu zurück.

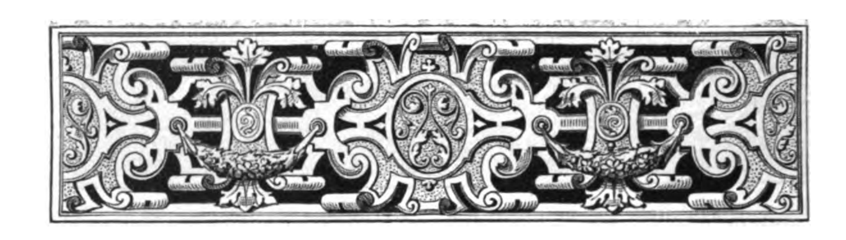
Oh holde Rosen, zarte Wangen,
Oh süße Sehnsucht, Seligkeit.
Beglücktes Geben und Verlangen,
Oh schöne, nievergessne Zeit!

3.

Wunsch.

Möchte in verschwiegnen Nächten
Klarer Thau des Himmels sein,
Möchte meine Liebe weinen
Dir ins Blumenherz hinein.
Schöner müßtest du und freier,
Rose meiner Liebe du,
In der Jugend zartem Feuer
Heben dich dem Lichte zu.





Romanesca.

Von

Bernhard Rothenstein.

Paris ist wohl die einzige Stadt des Continents, in welcher es Salons gibt, die von geistreichen Frauen geleitet und gehütet, während der Winterabende in kurzen Zeitintervallen die Elite der hervorragendsten einheimischen und fremden Persönlichkeiten in sich vereinigen. Man trifft dort neben althistorischen Namen eine Auswahl angehender, wie fertiger Berühmtheiten. Herzoge, Tänzerinnen, Generale, Schriftsteller, Männer der exacten Wissenschaften, Atheisten und Pantheisten, hohe Kirchenfürsten, autocratische Prinzen und unversöhnliche Nihilisten.

Alles wirbelt und bewegt sich dort mit jener ungezwungenen leichtlebigen Grazie und Heiterkeit, welche ein charakteristisches Merkmal des französischen Temperamentes ist und von dem auch der Nichtfranzose, wenn er in dessen Sphäre geräth, magnetisch angehaucht wird. Der Stoff des Amusements in diesen Salons ist wohl sehr mannigfaltig, doch beherrscht der geistreiche Dialog ausnahmslos jedes andere Gebiet; das macht der französische Esprit, der zu quecksilbern ist, um lange bei einer Sache zu verweilen, und auch die französische Delicatesse, die in ihrer feinfühligen Art alle Schroffheiten und Unebenheiten im persönlichen Verkehre abschleift und abrundet. Nach Paris ist's wohl die Stadt an der blauen Donau, die Hauptstadt des Phäakenlandes, welche in bunter Abwechslung das gesellschaftliche

Leben in einzelnen Brennpunkten zusammenfaßt. Freilich in einer andern Art wie Paris. Ursprünglicher aber auch vertiefter. Vor Allem gibt es hier keine eigentlichen Conversationszirkel. So wie man die exquisite Küche an den piquanten Saucen erkennt, so erkennt man in Wien den Duft der besseren Kreise an einer gewissen gemüthlichen Genügsamkeit, die sich gerne bescheidet mit allgemeiner naiver Fröhlichkeit, garnirt mit recht viel musikalischem Aspic. Mit Paris hat es die Eigenschaft gemein, daß es alles Fremde amalgamirt, aufsaugt und — ich möchte sagen — verwienert, individualisirt. Eigentliche Salons wie in Paris gab und gibt es hier nicht; das, was in früheren Perioden — ich gehe 50 Jahre zurück — noch salonmäßig auftrat, die musikalischen Abende bei Lobkowitz, den Grafen Trojer und Waldstein (dem sogenannten Beethoven-Waldstein) wie später bis zum Beginne der Siebziger-Jahre die Concertabende beim Fürsten Georg Adam v. Starhemberg und die Mayseder-Quartettabende beim Fürsten Czartoryski, hatten gewähltes und ständiges Publicum, waren auch gar nicht darauf angelegt, breitere Sphären der Gesellschaft in ihre Kreise zu ziehen. Es waren intime Zusammenkünfte ohne höheren Ausblick, welche absolut nur den schönen Zweck verfolgten, gemüthvolle und edle Anregungen zu vermitteln. Aber auch dieses Streben gehört schon der Vergangenheit an. In den höheren adeligen, wie erbgesessenen, finanziellen und kaufmännischen Kreisen hat man sich längst entwöhnt, den geistigen Regungen und Strebungen der Zeit ein gemüthliches gastfreies Heim zu bieten. Der Adel ist heutzutage, wenn er sich nicht der politischen oder militärischen Carrière zuwendet, vorzugsweise Sportsman oder — Großindustrieller, die Finanz- und kaufmännische Welt geradezu verknöchert in der Jagd nach Reichthümern, Orden und Adelsdiplomen. Die halb feierliche, halb ablehnende Art, wie man Gelehrte und Künstler heute in diesen Kreisen goutirt, zeigt zur Genüge, daß es lediglich nur noch Gefühle des Anstandes, ich möchte sagen: „Verschämte Gewissensregungen" sind, welche die guten Traditionen der Väter nicht ganz aussterben lassen möchten. Die neue Zeit hat eben eine einschneidende Veränderung hervorgebracht. Während der historische Adel, sich trotz Allem im Alleinbesitze des Seelenadels wähnend, ob der Verkümmerung seiner Vorrechte mißmuthig dem politischen Kampfe um Wiedererlangung der verlorenen Herrschaft hingibt und nach und nach den Epigonen aus neuen Geschlechtern das Feld räumt, hat sich der altstädtische Mittel- und Bürgerstand zu neuem kräftigen Leben entfaltet. Die guten Traditionen des Adels sind heute Gemeingut der Mittelclasse geworden, der Mittelclasse, die sich aus dem reicheren Kaufmannsstande und der höheren Beamtenhierarchie recrutirt. In diesen Kreisen findet sich heute die Liebe und das Verständniß für alle fortschrittlichen Factoren des Lebens aufgespeichert. Die Formen

des Verkehres sind hier freilich andere, wie in der großen Seinestadt. Hier haben nicht die intriguanten, geistreichen Frauen die Führung. Hier führen einzelne durch Geist, Kenntnisse und das Zusammentreffen günstiger Verhältnisse an die Spitze der socialen Gesellschaft gelangte Persönlichkeiten den Reigen an. Hier findet man keine Ueberlieferungen, (selbst die religiösen schweigen), sondern gesunden Menschenverstand, keine blasirten langweiligen Etiquettemenschen, sondern durch eigene Energie emporgewachsene Selfmademenschen, die nach einer Jugend voll geistiger Arbeit und auch physischer Entbehrungen mit bewundernswerthem Elan und häufig von einem winzigen Punkte aus, sich auf die höchsten Stufen der politischen und socialen Macht aufgeschwungen. Der Schwerpunkt des geselligen Lebens der Residenz beruht heute nicht mehr auf geselligem Klatsch und gedankenloser Theater- und Musikfexerei. Was sich heute für Theater und Musik interessirt, das interessirt sich auch für das Kunstgewerbe, für die Stadterweiterung, die Hebung des allgemeinen Verkehres, für Dampfpflüge, electrische Eisenbahnen und Edisonglühlichter. Mit den neuen Errungenschaften und Gesichtspunkten auf gewerblichen, technischen und physikalischen Gebieten gehen wir auch einer neuen Epoche auf dem Gebiete der schönen Künste entgegen. Alle diese berührten Gebiete schließen sich aber heute zu einem festgegliederten Ganzen und beherrschen das gesellschaftliche Leben, und zwar nicht nur das gesellschaftliche Leben der oberen Zehntausend, welche doch nur ein platonisches Interesse an der allgemeinen Weltströmung nehmen, sondern auch das gesellschaftliche Leben der intelligenten Mittelclasse, wie der halbkünstlerischen, halbhandwerklichen — cumulativ gesprochen — kunsthandwerklichen Kreise. Das Interesse für all das Angeführte ist heute kein gesuchtes, sondern ein tief empfundenes. Wir wollen nicht einer Langeweile entfliehen, um eine andere dafür einzutauschen, sondern wir suchen das Einerlei einer bestimmten geistigen Nahrung durch geistige Vervielfältigung zu ergänzen, hiedurch die intelectuelle Spannkraft zu heben, dem Geiste frische Lebensnahrung zuzuführen. Diese geistige Richtung nun, im Zusammenhalte mit der angeerbten Gemüthlichkeit und in Verbindung mit der Liebe zur Musik, die in jedem Wiener steckt und welche in allen besseren Familien eifrigst gepflegt wird, bestimmt „Ton und Farbe“ unserer Salons. Ich sage: Ton und Farbe; denn allerdings sind unsere „Jour fix, Musik-, Namens- und Gesellschaftsabende“ und wie sie sonst noch heißen, verschiedentlich gefärbt und in den Farben abgetönt, je nach der Mischung der Altersstufen; ich sage nicht der Stände und der socialen Stellung, denn diese Unterschiede haben sich in Folge des im Allgemeinen höheren Bildungsniveaus so ziemlich, wenigstens äußerlich, verwischt. Der Grad der Verve, wie die Schaffung der mannigfaltigsten geistvollen Situationen und Scenen hängt einzig und

allein von der Mischung der Altersgrade unter den Gesellschaftstheilnehmern, wie von der richtigen gesellschaftlichen Führung ab. Man trifft Zirkel, in welchen ein einzelner Poeticaster, der von den jungen Damen der Gesellschaft vergöttert wird, den Ton angibt, während die Älteren und Alten in wohlüberlegten Redensarten einander langweilen. Ich nenne diese Zirkel: „Cercles des dames naïves." In weiteren Abstufungen findet man allerlei Arten, die Zeit auf amusante, geistreiche, originelle, geschmackvolle und manchmal auch wenig geschmackvolle Weise zu Tode zu hetzen, oder auch zu verträumen, je nach der Zusammenstellung der Gesellschaftstheilnehmer und Theilnehmerinnen. Ich will es nun offen gestehen, daß mir, meinen Empfindungen gemäß, die halb ernsten, halb künstlerischen Zeittodtschlagegesellschaften die angenehmsten sind. Sie geben der süßen Zeitvergeudung einen idealen Hintergrund, während man anderseits sich im vollen Zusammenhange mit der Außenwelt, der unabweislichen Wirklichkeit erhält und dadurch der Gefahr entgeht, bei der Heimkehr von einer Soirée vom gesellschaftlichen Katzenjammer angefallen zu werden. Einer solchen Abendgesellschaft, bei welcher Stimmungen und Anschauungen im romanesquen Kleide theils fliehend, theils sich lockend, Fantasie und Wirklichkeit verbanden, gedenke ich noch mit wahrem Vergnügen und ich will es daher versuchen, das Bild derselben hier zu zeichnen; dieses Bild dürfte durch den Umstand, daß es ausnahmsweise eine von kundiger Damenhand geleitete Unterhaltung ist, um die es sich handelt, nicht nur an specifischem Reiz gewinnen, sondern auch insoferne keine Einbuße in der Wirkung erleiden, als die Dinge, die in Wien von geistvollen Damen patronisirt werden, schon aus ethischen Gründen erfolgversprechend sind.

„Lautlos horcht der Menschengeist nach einem Schimmer
der Lösung des ewigen Räthsels;
Traumverloren sinnen wir in das All' hinein.

Auf luftiger Höhe, in heiterer Stimmung saß ein Kreis geist- und gemüthvoller Menschen beieinander. Ein weiblicher Dioskurentheil feierte seinen Namenstag und die Freunde kamen, um zu erfreuen und Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen. Vertreter der Hauptkünste saßen in zwangsloser Runde und trieben geistreichen Sport. Jeder Schuster lobte seine Leisten und hielt sich verpflichtet, für sein Metier einen Speech loszulassen. Lange wogte der Streit, bis endlich die Festgeberin entschied: „Die Dichtkunst, die Malerei, die Musik haben, indem Eine die Andere, die Letzte aber die Gesellschaft apostrophirt, der Reihe nach in geordnetem Gedanken- und Satzgefüge die Höhe ihres geistigen Standpunktes klar auseinander zu setzen; die übrige Gesellschaft werde dann als Areopag ihr Verdict fällen."

Da es gegen diesen Machtspruch keinen vernünftigen Einwand gab, legten sich die Wogen der Erregtheit und der Poete begann dreist und in tiefsinniger Art von der Beschaffenheit und Macht des Gedankens zu sprechen.

Tausendfältig — docirte er — sprossen die Gedanken, aber obwohl der Gedanke an und für sich ein Innerliches ist, so wird er doch nur durch eine äußere Veranlassung zur inneren Gestaltung erweckt. Zuerst durch Nervenschwingungen als unbewußte Empfindungen auftretend, entsteht in dem Momente der bewußte Gedanke, in welchem die Schwingungen den Ausgangspunkt der Nervenstränge, den Centralpunkt der Gedanken, das Gehirn erreichen. Die Anregung bleibt stets die Hauptsache. Deßhalb sagen wir auch: Angeregt durch dieses oder jenes handeln wir so oder anders. Wie könnte ich, zum Beispiel Ihnen denn mein Fräulein — er wandte sich hier an die Malerin — sonst sagen, daß ich Ihnen, weil Sie (nehmen wir an) mich beleidigten, verzeihe. Begreifen Sie wohl die Verkettung, wie Auseinanderhaltung der Gedanken, die Sprache des Verstandes?! Und wie ist dieser Verstand entstanden? Durch eine rücksichtslose Reizung der Nerven; und wie ist die Verzeihung hinzugetreten? Durch Erwägungen des Verstandes, welche Erwägungen wieder das Mitleid erzeugt haben. Sie sehen also, daß die Wirkung wieder denselben elektrischen Weg zum Ausgangspunkte zurückgelegt und neuerlich eine neue gedankliche Empfindung: das Mitleid wachgerufen hat. Begreifen Sie also, meine Verehrteste, daß der Gedankenmensch, sagen wir: Der Dichter, die Quintessenz alles Denkens und Fühlens ist, daß das All' sich nur in seiner Seele wahrhaft wiederspiegeln kann?

Ein beifälliges Gemurmel, unterbrochen von einigen malitiösen Bemerkungen, durchlief den Kreis. Die Malerin, mit kluger Berechnung und feiner Distinction replicirend, bestritt durchaus nicht die Entstehung und die fortwirkende Macht des empfundenen Gedankens, aber sie bestritt die Macht des geschriebenen oder gesprochenen begrenzten Wortes, durch welches diese Gedanken ausgedrückt werden, wie sie auch hervorhob, daß der Dichter zuerst stets mit nebulosen Empfindungen zu ringen hat, bevor der Gedanke selbständig zu Tage tritt. Der Dichter schaffe aus dem Rohen, während die Gebilde des Malers aus der bereits fertigen Anschauung herauswachsen, also bereits ein höheres Stadium der künstlerischen Vollkommenheit in sich bergen. Die Malerei vereinigt in sich die Phantasie der Dichtkunst wie die Plastik der Tonkunst; bei aller poetischen Schwärmerei bleiben ihre Gestalten greifbar; und wenn Orpheus die Güte haben will, mich eines Besseren zu belehren, so schloß sie, so werde ich mit demüthiger Bescheidenheit auf seinen Spruch horchen. Wohlan denn, sprach der Vertreter — denn Orpheus selbst war leider verhindert, an der Gesellschaft theilzunehmen — wohlan denn,

ihr Verehrten! Die Dichtkunst hat wohl gesprochen, ihre eigenste Domäne ist die Phantasie, aber die Phantasie ist doppelöhrig, wankelmüthig, sie besitzt keine Consistenz und schon Eva wurde durch die Phantasie in's Verderben gerissen; dennoch treibt die Dichtkunst Blüthen, die nur auf einem göttlichen Baume wachsen können und wenn unser bester Dichter behauptet, daß der liebe Gott schon dafür sorge, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so hat er gewiß nicht den Baum der Dichtkunst gemeint, denn der ist in der That kein irdisches, sondern unzweifelhaft ein himmlisches Gewächs.

Doch auch die Kunst der Malerei steht im Zenithe der Weltordnung, denn sie verbindet die Realität mit dem Uebersinnlichen. Stoff und geistiger Inhalt decken sich gegenseitig; mit den Füßen steht sie auf der Erde, während ihr Haupt in den Himmel ragt, und der nicht existirende Goethe'sche Mythenbaum? Hier haben wir ihn! Mit den Wurzeln in der Erde ragt seine Krone in den Himmel.

Nun, meine Verehrten, werden Sie freilich fragen: Wenn die Dichtkunst und die Malerei so viele concrete und übersinnliche Qualitäten in sich vereinigen, was bleibt da noch für die Tonkunst übrig? Welche Rolle spielt diese Göttin unter ihren himmlischen Mitschwestern? Darauf antwortete ich, al mandatare des vorhin genannten Steineerweichers:

Musik an sich ist die Zauberlampe Aladin's, welche alle Schätze des inneren Menschen in die Erscheinung bringt. Musik hören ist die Fähigkeit, in instinctiver Weise, mit rein sinnlichen Kräften das Menschenräthsel, die Weltseele zu erfassen.

Musik machen ist die Schönheitsäußerung einer harmonisch-empfindenden, wenn auch manchmal in scheinbaren Gegensätzen sich bewegenden Seele; und so zeigt uns die Musik dreifach: Den Reichthum, die Natur und die harmonische, wie gegensätzliche Beschaffenheit der menschlichen Seele.

Die Musik schließt das Wesen der anderen Künste in sich.

Der Musiker ist Maler.

Seine musikalischen Bilder müssen Stimmung haben, müssen in den rhytmischen Linien gleichmäßig und in den Farben mannigfaltig sein.

Er ist Bildhauer, denn die Plastik und Lebendigkeit der Mache ist ein erstes Attribut seines Könnens.

Der Musiker muß Dichter sein, denn seine Phantasie muß unbegrenzt, sein Empfinden feinfühligst sein.

Und so zeigt uns der Musiker wieder dreifältig, daß seine Kunst eine universelle, eine weltumspannende ist.

Das ist die Musik an sich, d. h. in ihrer sinnlichen Erscheinung. Und welches ist die Wirkung dieser sinnlichen Erscheinung? Die Wirkung ist

eine allgemeine. Sie erhebt die Seele des Menschen, sie spannt ihre Kräfte durch gleichmäßige Erregung der Nerven; sie verscheucht den Kummer und setzt die Heiterkeit an dessen Stelle; sie bildet das Gemüth und bildet durch ihre rhytmische Ordnung den Ordnungssinn.

Sie ist also eine erhaltende Kunst.

Sie erfreut mit ihrem Wesen in gleicher Weise Arm wie Reich.

Sie ist also eine freiheitliche Kunst.

Sie ist in eminenter Weise eine samaritanische Kunst, denn sie trocknet die Thränen der Unglücklichen. Keine Kunst ist wie sie, so rein und keusch; an ihr haftet kein Makel. Es kann eine junge Seele durch ihre Harmonien nicht vergiftet werden.

Musik ist das stärkste gesellschaftliche Bindemittel. Sie zieht ihre Fäden durch das ganze Leben, vom ersten Schrei des neugeborenen Kindes bis zur letzten Todtenklage.

Jede Freude, jede Trauer wird durch sie veredelt, vergeistigt.

Sie ist der ideale Inhalt der Weltseele.

Eine Tochter der Natur, ist sie auch der Inbegriff derselben. Die lebendige Natur ist die vergeistigte Kunst der Musik. Daß sie keine verständlich begrenzte Sprache besitzt und dennoch alle Geschöpfe bewegt, oder mindestens von ihnen empfunden wird, ist eben ein Beweis ihrer unmittelbaren Abstammung von der Mutter Natur, und so glaube ich, daß die Musik an der Tête der Künste einherschreite, daß sie die ausgestaltete Harmonie der Schöpfung in sich fasse.

Gut gebrüllt! riefen die Dichtkunst und die Malerei unisono und nach der nicht allzu bescheidenen Schilderung des Wesens und der Wirkung der Musik, wäre es eigentlich das Vernünftigste, wenn wir anderen armseligen Künste uns demüthig zurückzögen und der alleinseligmachenden Dame Musik das Feld überließen.

Gemach, ihr Empfindlichen, ließ sich hier die Festgeberin vernehmen. Nehmt es der verwöhnten Dame nicht gar so übel, wenn sie im Gefühle ihrer gesicherten Herrschaft ein wenig über das Ziel schießt. Wohl schließt sie die meisten actuellen Formen des inneren und äußeren Lebens in sich; wohl ist sie die erste wie die letzte aller von Menschen geübten Künste, aber auch die anderen Künste sind jede für sich ein abgeschlossenes Ganzes, sind selbständig, stehen nicht im dienenden Verhältnisse zu ihr. Die wirkliche Vollkommenheit ruht nicht in einer Kunst, sondern in der Gesammtheit und deßhalb glaube ich, dem Gedanken aller hier Anwesenden Ausdruck zu geben, wenn ich es ausspreche, daß nur in der Vereinigung aller Künste das Ideal des Schönen zum vollkommenen Ausdrucke gelangen kann. Da aber unser sonst so einfacher und bescheidener Vice-Orpheus es verstanden, eine edle

Sache mit so beweglichen Worten und mit beinahe überzeugenden Gründen zu vertheidigen, so ernenne ich ihn, einer späteren Enunziation vorgreifend, hiemit zu meinem „wirklichen Kunstverständigen", mit dem Rechte und mit der Pflicht, uns hiefür noch am heutigen Abende, nach Kundgebung des Antrittes unserer Märchenherrschaft, eine Geistestaxe, in Form einer Künstlererzählung aus seinem eigenen Leben zum Besten zu geben, wofür ich ihm hinwieder noch weiters aus meinem Märchenvocabularium den sinnvollen Namen und Titel: Simpl, der Darmraßler, wirklicher Kunstverständiger Ihrer Majestät der Märchenkönigin — gnädigst verleihe.

Rauschende Zustimmung aller Anwesenden folgte dieser trefflichen Entscheidung und losgelöst von dem Kunststreite floß nun die Conversation in andere Bahnen, bis andere Momente und Stimmungen sich geltend machten; Momente, welche nicht allein bei hochcivilisirten Völkern, sondern auch weit hinten in der Türkei eine gewisse Bedeutung haben und Stimmungen, in die alle Welt hinein geräth, wenn eine längere geistige Excursion vorhergegangen ist; Momente und Stimmungen also, die ein Element der Verständigung des friedlichen Genießens bedeuten.

Java, Sumatra, Ceylon, was seid ihr doch für Sorgenbrecher? Der eingefleischteste Socialpolitiker, wie die verbissenste Klatschbase veredeln bei eurem Genusse ihre Gesinnungen, werden sanft und friedlich wie Lämmer, zuweilen aber auch heiter und manchmal sogar auch ein ganz klein wenig boshaft. Tausend Funken und Blitze sprühten und zischten bereits umher, daß es fast gefährlich wurde, lange dem Kreuzfeuer ungezügelten Humors die Stirne zu bieten.

Unter den tausend Scherzen konnte aber keiner den so plötzlich zu Stellung und Titel gelangten Simpl aus einer eigenthümlich melancholischen Stimmung reißen, in welche er durch die Aufforderung, eine Erzählung aus seinem Künstlerleben zum Besten zu geben, versetzt wurde. Eine seiner frühesten und liebsten Erinnerungen war eine Begegnung mit Felicien David, dem berühmten französischen Componisten, dessen „Wüste" zum erstenmale ein Ferment in die musikalische Literatur einführte, das seitdem durch Verdi, Rubinstein, Goldmark und Andere sich zu einer gewissen Picanterie herausgebildet hat, aber der arme Felicien war bereits todt. Diese Nachricht kam gerade heute und dieser Schatten trübte das Lichtbild der lebendigen Rückerinnerung in arger Weise, so daß Simpl sich beinahe versucht gefühlt hätte, Stellung und Titel wieder zu riskiren, um nur der Pflicht des Erzählens ledig zu werden. Düster, fast theilnahmslos, den Blick in weite Ferne sendend, horchte er den Witzraketen und heiteren Wortspielen. Bald saß er völlig in Gedanken verloren; die Bilder um ihn her verwischten sich immer mehr. Wie grauwallende Nebel aus morgenfeuchtem

Grunde erhoben sich aus den Tiefen seiner Seele frühe Erinnerungen. Manche versprühten wie Sternschnuppen, Ephemeriden gleich, andere verdichteten sich und ließen kometengleich traumhaftfeurige Schlangenbahnen hinter sich; die vorbeihuschenden Visionen blitzten ihm wie klingende Himmelsstrahlen in die Seele und machten sie erbeben. Memnon's Zauberklänge woben frühe Ideale ineinander und die trunkene Seele schwelgte weltverloren in fernen Sphärengefilden, wo Schmerz und Lust harmonisch verschlungen in sanften himmlischen Accorden verklangen. O Jugend! Zeit der naiven Kühnheit, der irrlichternden täuschenden Vorahnungen; deine Bilder ziehen in schwankenden Umrissen vor dem inneren Blicke des Darmraßlers vorüber.

Die Studienzeit, die Genossen seines freudigen künstlerischen Strebens, die großen Künstler, welche die erste Musikstadt Europa's aufsuchten, um sich hier Ruhm und Gold zu holen: Liszt, Molique, Schumann, Ernst, Moscheles, Vieuxtemps, Sivori, Ole Bull, Berlioz, David und viele andere glänzende Sterne am Kunsthimmel; dies Alles schwirrte unstät in seiner Phantasie, bis sich nach und nach ein lichter Punkt aus der chaotischen Erinnerung loslöste und wie der helle, freundliche Morgenstern alle anderen Sterne um ihn her verdunkelnd, in strahlender Schönheit seinen Geist umleuchtete; aber auch die Helligkeit dieses fixen Punktes nahm allmälig ab und auch er verschwand vom Firmamente, jedoch, um nie mehr wiederzukehren. Wir Menschen sind eben allesammt keine Fixsterne. — Und doch! Wie wunderbar spinnt die Phantasie ihre Fäden; wenn das Leibliche längst zerstoben, spinnen diese Fäden noch lange das geistige Bild fort, und wie bei jeder Rückerinnerung, so wächst auch in der Phantasie mit der größeren Entfernung der ideale Gehalt; der Schlagschatten fällt dann immer erst von Außen hinein, weil die äußere und innere Natur, wie das Ein- und Ausathmen, wenn auch gegensätzlich, doch nicht unabhängig von einander, im ewigen Kreislaufe auf einander einwirken.

Der wirre Knäuel seiner Gedanken hatte sich gelöst; es war nur mehr ein Gedanke, der ihn umstrickte: David!

Er träumte offenen Auges von David. Indem ihm die Phantasie einen glücklichen Moment seiner Jugend zurückrief, zertrat die unerbittliche Wirklichkeit die feingeäderten Täuschungen einer abgeblühten, ausgedufteten Erinnerung und nur ein schmerzlicher Bodensatz: Die absolute Vernichtung der Form — blieb zurück.

Und wie blitzten die Strahlen der Sonne durch das verzweigte Geäste der Bäume und wie wohlig lau strich ein Lüftchen herab vom Kahlenberge!

Sein Kopf glühte, während rings um ihn Natur und Menschen lebten und lachten. Die Menschen, ach! schweigen wir von ihnen. Schon der Gegensatz in ihrem Wesen entschuldigt sie in allen Fällen. — Aber die Natur?! Die verkörperte Harmonie der Schöpfung! — Oder statten wir dieselbe vielleicht mit Eigenschaften aus, die sie in Wirklichkeit gar nicht besitzt? — Sollten Mensch und Natur sich ausschließende Gegensätze bedeuten? — Es scheint fast so, denn wie könnte es sonst sein, daß die Natur uns oft so fremd und theilnahmslos gegenübersteht. Unsere Freude, wie Trauer rührt, bewegt sie nicht. Kalt blickt sie auf Kind und Greis, auf Kommen und Gehen. Sind wir denn nicht ein Theil dieser Schöpfung, aus ihr herausgewachsen? Stimmt uns ihr heiteres Antlitz nicht fröhlich, ihr Düsteres nicht grämlich? — Warum lohnt sie nicht Liebe mit Liebe? Warum ist ihr Wesen so spröde, so unnahbar? Warum nimmt sie nicht immer und immer Theil an unserem Lieben, unserem Hoffen, unserem Schmerze; warum, warum?! — Wie doch? — erforschen wir uns nur.

Haben wir denn in Wahrheit ein Recht der Klage? — Ist nicht vielmehr unsere Seele es, welche die Natur verschönt oder trübt? — Macht der rollende Donner, der eisig erstarrende Föhn immer einen bewältigenden Eindruck auf unser zufällig aufjauchzendes Herz? Stimmen Rosen- und Jasmindüfte, — der Zauber eines holden Sommerabends unsere bedrückte Seele immer heiter? Mit nichten!

Wenn eine logische, zwingende Wirkung eintreten soll, müssen die Vorbedingungen hiezu gegeben sein. Mensch und Natur, das heißt innere und äußere Natur, müssen sich gegenseitig durchdringen; ohne diese Vorbedingungen wirken die Gegensätze der „inneren und äußeren Natur“ in sehr geringem Grade, ja oft auch in ganz entgegengesetzter Richtung aufeinander.

Lautlos horcht der Menschengeist nach einem Schimmer der Lösung des ewigen Räthsels. —

Goldiger Sonnenglanz spielt in den Zweigen; fröhliche Menschen scherzen und necken einander; — Mozart's Ständchen tönt süß in den Lüften und drüben im weichen Wiesengrunde grüßen dankbare Zuhörer herauf nach der Luisenhöhe.

Welch' toller Spuck herrscht aber auch da droben! — Auf ihrem Märchenthrone sitzt die Königin, rings um sie ihre Tafelrunde: die Barden des Thales. Rolf, der Sänger, mit dem düsteren Doppelauge, dem Hängebarte und dem grollenden Basse; — Oger, der Poete, deſſ' süßem einschmeichelnden Gewimmer die Unwiderstehlichkeit eigen — und ach, Simpl, der

Darmraßler, der stets entweder über allen Himmeln oder in allen Untiefen der Hölle sein Unwesen treibt. — Und gereiht in der Runde: das Edelfräulein Jetitia und alle die Ritter und Barone des Thales, die in Ehrfurcht kamen, um das Fest der Märchenkönigin, ihrer Gebieterin, zu feiern.

Und voll Güte und Hoheit spricht die Königin; der Honig der Gnade fließt von ihren Lippen: „Ihr Edlen und Getreuen, die Ihr gekommen, die Träume meiner Märchenkindheit in mir wachzurufen, die Ihr kamt, um jeder in seiner Art meiner Märchenmajestät zu huldigen, seid mir gegrüßt! Wenn Helios mit seinem Sonnenwagen die Erde umkreist, scheucht die finstern Dämonen er aus ihren Höhlen; wenn mein gnädiges Auge auf Euch haftet, dann scheucht dieser Demantblick die Sorge aus Eurem Herzen. Ihr Barden seid gewürdigt, in meinem Dienste zu wirken. Mit kostbaren Gehältern, mit Titeln und Würden, beglänzt von dem Ruhme meiner Majestät, gestatte ich Euch mir die Zeit mit Poesei und Singsang zu kürzen, meine Gefühle zu erregen, zu steigern und in sanfte Raserei zu versetzen. Gnädig gestatte ich dieß; doch merket wohl: Ich, Luisabeth die Märchenkönigin, ich allein bin Eure Herrin. Mir allein gehört Eure Kunst, Eure Seele. Wehe Dem, der es wagt mir zu trotzen; einen Ton, ein Wort, *mir* gewidmet, auch einer *Anderen* zu verrathen. Vernichtung sei sein Los!

Und nun Ihr meinen Willen vernommen, soll jeder von Euch, zum Zeichen meiner Gnade, mit einer Rose aus meinem Märchenparadiese geschmückt werden. Jetitia wird den duftenden Schmuck Euch reichen. —

Und nun folgt mir in den Rittersaal!" —

Die Barden voran, das Edelfräulein sodann, ihr folgend die Königin mit strahlendem Antlitze und hinterher die Ritter und Barone in ungemessener Zahl, so in feierlich-ernstem Zuge bewegt sich dieser Märchenhofstaat über die mit Blumen bedeckte Treppe, hinab in den heute der Muse geweihten Rittersaal. — Rolf sang seine süßesten Schlager, Oger war, wie gewöhnlich, unwiderstehlich und nur der arme Simpl der war heute nicht so, wie er sonst zu sein pflegte. — Was mag wohl — frug man sich — seinen Sinn umdüstern, seine Schwungkraft lähmen? — Ist er mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, oder fühlt er sich in Wirklichkeit durch irgend eine Handlung der Malerin, wie er in seiner orpheischen Apostrophe an dieselbe andeutete, aigrirt? O doch nicht! Seinem Genius vertraut er gern und die Malerin konnte ja in ihrer unschuldigen Liebenswürdigkeit ihn gar nicht verletzen. — Was seinen Sinn umdüstert, seine Stimmung auf eine tiefe Stufe herabgedrückt, ist: eine Trauerbotschaft. — Eine Trauerbotschaft? — Ja, aus einem Märchenlande, von Frankreich kam die Kunde. Ein Ideal seiner Jugend, ein hehrer Meister der Musica sacra (im profanen Sinne) hatte der Natur das Opfer seines Lebens gebracht, ein Märchen war verrauscht, ein

Wassertropfen verdunstet, und die Seele des Darmraßlers war zu erschüttert, um sich den heiteren Thorheiten der Phantasie anpassen zu können.

Bald war der Grund der schmerzlichen Stimmung auch der Gesellschaft kein Geheimniß mehr und Simpl wurde bestürmt, seiner Pflicht nachzukommen und eine Skizze, wenn auch nur in Form einer Episode, von seinem geliebten Kunstgenossen zu geben. — Nach einiger Ueberlegung versprach er dieß nach dem Souper thun zu wollen. Und so geschah es auch. — Kaum war der letzte Toast verklungen, das letzte Prosit gerufen, wurde er unerbittlich an sein Versprechen gemahnt und so begann also der traurige Simpl seine Rede:

Meine Freunde! Ihr verlanget von mir ein Opfer, ein Opfer, das zwiefach mir widerstrebt; einmal, weil ich mit meiner Erzählung in die Gefahr gerathe Eure fröhliche Laune zu trüben, und dann, weil eine freundliche Erinnerung durch einen schmerzlichen Abschluß nur beeinträchtigt wird. Wenn ich den Sinn dieser Prosa in's Musikalische übersetzen soll, dann denken Sie sich freundlichst eine, in hellem Dur begonnene Phantasie, die in einen düsteren Moll-Accord ausklingt; aber, da ich auch die Neugierde aus den Gluthaugen unserer Märchenkönigin blitzen sehe, so will ich es versuchen mich zu bezwingen, die glücklichen Erinnerungen aus früherer Zeit zurückzurufen um an die traurige Gegenwart anzuknüpfen.

So höret denn!

„Frankreich hat einen seiner besten Söhne verloren. Felicien David, der Componist der „Wüste", ist am 29. August, Abends um 5 Uhr in St. Germain bei Paris einer Brustkrankheit erlegen. Schon längere Zeit war es für seine Freunde kein Geheimniß mehr, daß seine Gesundheit tief erschüttert sei und sein Tod kam daher nicht unerwartet; dennoch ist der Schmerz um seinen Verlust groß genug, um die Herzen seiner Freunde mit nachhaltiger Trauer zu erfüllen. Heiße Thränen rollen in's Grab ihm nach und unvergeßlich wird er der musikalischen Welt wie den ihm im Leben Nähergestandenen bleiben. — Er besaß ein heftiges südliches Temperament und war besonders seinen Freunden gegenüber stets kindlich, loyal und offen. — Er machte weite Reisen im südlichen Afrika zu dem Zwecke, um sich für ein großes Tongemälde „Die Wüste" an Ort und Stelle die Inspiration zu holen. — Künstlerische Aufregungen nun und die beschwerliche Reise untergruben seine ohnehin schwächliche Constitution und nun trauert die Muse der Tonkunst um einen ihrer begabtesten Interpreten. — Die tiefe Anlage einer geistigen Kraft steht stets im proportionalen Verhältnisse zu den allgemeinen Wirkungen auf die Gesellschaft und David beherrschte eine geraume Zeit, ohne alle Anwendung äußerer Zuthaten die musikalische Empfindungswelt mit seinem eigengearteten, breit und tief angelegten

Talente. — Aber nicht bloß der Künstler, auch der liebenswürdige Mensch, der sein Vaterland mit aller ihm eigenthümlichen hingebenden Begeisterung liebende Patriot ist es, der ihn seinen Landsleuten und allen jenen, welche so glücklich waren, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, so schätzens- und liebenswerth machte. — Es sei mir vergönnt, hier eine Episode zu erzählen, die ein helles Streiflicht auf den Künstler und Patrioten David zu werfen geeignet ist." — „Bitte, bitte!" drängte es von allen Seiten. „Es war" fuhr Simpl fort, „in den ersten Wintermonaten des Jahres — wenn ich nicht irre — 1845, als die musikalische Welt Wiens in fiebernder Erwartung dem Eintreffen des berühmten Felicien David, dessen „Wüste" damals ihren Triumphzug durch Deutschland machte, entgegensah. Er kam — sah — und siegte. Wien war begeistert. Alle Ehren des Genies heimste er in Fülle ein. Sein Name klang von allen Zungen, und sogar die Fiakerkutscher kannten den kleinen Mann mit dem schwarzen Vollbart und zogen mit höflich einladender Geberde den Hut, wenn er an ihren Standplätzen mit strahlenden Blicken und scharf eingezogenen Mundwinkeln vorüberschritt, und der wurde von den Kameraden beneidet, dessen Gefährte die Auszeichnung seiner Wahl genoß. Was war das aber auch dann für eine Piroutschade? Eine Schwalbe durchschneidet nicht flüchtiger die gewohnten Luftkreise, als unser glücklicher Rosselenker die winkeligen Gassen und Straßen Altwiens durchfegte.

David war damals in seinem schönsten und glücklichsten Mannesalter; er zählte kaum 35 Jahre. Wem in diesem Alter das Lorbeerreis die Schläfen ziert, den lieben die Götter. Er war aber auch der Liebling aller Welt, besonders der der aristokratischen Cirkel, und in einem solchen war es, in welchem ich an einem stürmischen Winterabende mit dem berühmten Componisten zusammentraf. — Es war beim Grafen W., einem kunstliebenden edlen magyarischen Magnaten. Bei meinem Eintritte in den Salon war die Gesellschaft schon ziemlich vollzählig versammelt. Man plauderte, lachte und bildete kleine Kreise, aus welchen man lebhaft geführte Conversationen in ungarischer, deutscher und französischer Sprache vernahm. Eine etwas größere Gruppe zog meine Aufmerksamkeit besonders an. Ich näherte mich derselben und erblickte im Kreise eine junonische Gestalt mit geöffneten Lippen, aus welchen zwei Reihen tadelloser Perlenzähne hervorblitzten; die Oberlippe war ein wenig in die Höhe gezogen, so daß ein kleiner runder Streifen des rothen Zahnfleisches in den Gesichtswinkel des Beschauers fiel; der Kopf, mit einem künstlich verschlungenen Berge von zahlreichen braunen Zöpfen, war ein wenig zurückgebeugt, die großen, mandelförmigen, tiefblauen Augen mit einem schwärmerischen Seherblick in die Höhe gerichtet; sie sprach, sie erzählte und immer dunkleres Roth bedeckte ihre Wangen und

immer höher hob sich die bezaubernde Büste. — Der Kreis um sie vergrößerte sich allmälig, bis es nur mehr einen Punkt gab, nach welchem alle Augen hinsahen, alle Ohren hinhorchten. — Der Fürst A., der als General in der Schlacht bei Waterloo sein rechtes Bein verloren, drang mit seinem Stelzfuße in den Kreis und blickte starr auf die bezaubernde, fascinirende Erscheinung vor ihm. — Und von was sprach die begeisterte Zunge, welche der Marquise v. C. gehörte? — Und von was und von wem konnte sie damals sprechen? — Von dem, was alle Herzen bewegte, was der allgemeine und alleinige Gesprächsstoff der Gesellschaft war: von David und seiner „Wüste.“ Sie hatte die großartige Tondichtung einen Abend vorher im Theater an der Wien gehört und war bisher noch unvermögend, den gewaltigen Eindruck des Werkes aus ihrer Seele zu bannen. Immer und immer wieder versuchte sie die wunderbaren Wirkungen der an ihrer entzückten Seele vorbeigerauschten Tongestalten zu schildern, und immer auf's Neue pries sie in enthusiastischem Pathos den Zauber der empfangenen Eindrücke. Athemlos lauschte die Menge. — Der Wind pfiff draußen sein eigen Lied und wirbelte den Schnee an die Fensterscheiben, daß sie leise klirrend wie Geistergetön erklangen. — Die Aufregung, welche die feurigen Worte und Geberden der Sprecherin hervorriefen, war eine tiefgehende. Athemlos hiengen die Zuhörer mit Aug' und Ohr an dem beredten Munde der Begeisterten. — In diesem Momente wurden die Flügelthüren mit Geräusch geöffnet und ein reich gallonirter Diener rief mit lauter Stimme in den Kreis der Anwesenden hinein: Monsieur David! Wie wenn der Blitz in den Kreis gefahren wäre, so stob Alles auseinander und drängte der Eingangsthüre zu. — Die liebenswürdige Hausfrau trat zuerst an den Künstler hinan und legte nach lebhafter Begrüßung ihren Arm freundlich in den seinigen. — Das Erscheinen David's war eine Ueberraschung, wohl nicht für den gastfreundlichen Magnaten und seine Gemalin, desto mehr aber für seine Gäste. Die Einladungskarten des Grafen W. lauteten einfach für eine „soirée musicale.“ — Das Wien von 1845 hatte damals, wie anfänglich geschildert, noch ein mehr internes Leben. Die ganze geistige Bewegung spiegelte sich in den öffentlichen Theatern, den Concerten und in den schöngeistigen Salons der altaristokratischen Familien ab. Die Musik wurde damals noch nicht wie heute mit Philosophie genossen, sondern war ein von den edelsten historischen Geschlechtern des Kaiserstaates theils als Sport, theils aus Liebe zu dieser hehren Kunst eifrig gepflegter Gegenstand des Genußes, bei welchem man edle Anregungen empfing und wiedergab. Die musikalischen Soiréen in diesen Cirkeln waren daher nicht nur nichts Auffallendes, sondern im Gegentheile fast zur Tagesordnung gehörend, wenn nicht ein Theaterbesuch oder eine Einladung zu Hofe in Aussicht stand. Graf W.

benützte nun die Anwesenheit des berühmten Franzosen in Wien, um seinen Gästen eine besondere Ueberraschung zu bereiten.

Nachdem die gegenseitigen Vorstellungen endlich vorüber waren, bildete sich ein Kreis von Verehrern, unter welchen neben dem Hausherrn, sich vor Allen die Marquise v. C. bemerkbar machte, um den Gefeierten, und ergötzte sich an seinen feinsinnigen Bemerkungen. Besonders fiel ein Vergleich auf, den er zwischen Berlin, Wien und Paris machte. „In Berlin" sagte er, lebt man mit Behagen, in Wien mit Vergnügen und in Paris mit Lust. — Die Berliner sind achtenswerth, die Wiener liebenswerth und Paris nimmt in gleicher Weise Verstand und Herz eines Jeglichen unweigerlich gefangen. — Wer in Paris ein Jahr gelebt, kann in Wien vielleicht zehn Wochen, in Berlin nicht acht Tage leben." — Und wenn er seine Heimat so lobte, dann wuchs seine Gestalt zusehends, aus seinen dunklen Augen schlugen Flammen und seine Rechte faßte dann auf's Gerathewohl einen neben ihm Stehenden. Einmal ergriff er auf diese Art den linken Arm der hart an seiner Seite horchenden Marquise v. C.; es mochte wohl ein krampfhafter Griff gewesen sein, denn die Marquise stieß einen nur halb unterdrückten Schmerzensruf aus. Er wurde verlegen, stammelte eine Entschuldigung und suchte sich aus dem Bannkreise seiner Bewunderer zu drängen.

Mittlerweile wurde das musikalische menu fixirt. Den Beginn sollte die Euryanthe-Ouverture von Weber, vierhändig vorgetragen von zwei reizenden jungen Damen aus der Gesellschaft, machen; darauffolgend sollte die Stöckl-Heinefetter eine Arie aus „Cosi fan tutte" von Mozart singen; nach diesem sollte ein Concertstück für die Harfe von dem unübertrefflichen Parish-Alvars vorgetragen werden und schließlich sollte meine Wenigkeit das damals noch wenig gespielte, unvergleichliche Violinconcert mit Streichquintettbegleitung von Beethoven, vortragen. Die persönliche Mitwirkung Davids wurde nicht in den Calcul des Arrangements mit einbezogen; man wollte keinen undelicaten Druck auf seinen freien Willen ausüben und überließ seine eventuelle Mitwirkung einer im Verlaufe des Abends sich etwa von selbst ergebenden spontanen Inspiration des Künstlers. Und wie richtig man calculirt, das bewies der interessante Verlauf der Soirée.

Es herrschte unter den Mitwirkenden eine gehobene ehrgeizige Stimmung. Jeder suchte dem Gaste sein Bestes und Schönstes zu bieten. — Die Heinefetter überfluthete die Zuhörer mit einem wahren Sprühregen der goldensten Töne. Niemand besaß, besitzt oder wird vielleicht je ein gesünderes und glänzenderes Stimmmaterial besitzen, als diese Sängerin, deren Geist in der Folge leider die Nacht des Wahnsinns umhüllte. — Die kalte statuenhafte Unbeweglichkeit Parish-Alvars' — in seiner persönlichen

Erscheinung das reinste Prototyp des sich in sich selbst verschließenden Engländers — brachte nichtsdestoweniger alle Gemüther in die heftigste Erregung. — Keiner seiner zeitgenössischen Kunstgenossen konnte, auf welch' musikalischem Instrumente immer, sich in Bezug auf die hinreißende Betonung der musikalischen Phrase mit ihm messen. Dabei war seine Technik unbegrenzt, seine physische Unbeweglichkeit — mit Ausnahme der Hände, welche wie Schatten verlorener Seelen geisterhaft über die Saiten glitten — unerklärlich. David umarmte ihn nach dem Vortrage seiner Piece mit Begeisterung, was sich komisch genug ausnahm, denn Parish maß ungefähr seine 6 Wiener Schuh, während David 4½ sein eigen nennen mochte. Nach dieser Piece wurde ein längeres Intervall beliebt, nach dessen Beendigung ich Beethoven's Wunderconcert spielte. — Ich war damals ein noch sehr junger Mann, hatte kaum noch 15 Sommer durchgeträumt, aber ich hatte Muth und spielte mit meinem Herzblute. Wie ich spielte? Ich weiß es nicht. David stand während meines Vortrages mir gegenüber; er horchte hoch auf. — Beethoven Du Himmlischer! Was mag die Seele dieses Franzosen durchstürmt haben bei den Klängen des von ihm zum ersten Male gehörten genialsten aller Concertstücke? Er schien erhoben und gleichzeitig vernichtet zu sein. Er stürzte, nachdem ich meinen Vortrag geendet, mit bleichen Wangen auf mich zu, faßte meinen struppigen Kopf in seine Hände und küßte ihn con amore wie ein Spielzeug, wie eine Puppe ab. Ich wurde verwirrt. Er sagte, daß er nie einen reineren Genuß von der Musik hatte, daß er nie ein von innen nach außen harmonisch vollendeteres Werk gehört und daß er als Musiker — sich vernichtet fühle. — Was er mir bezüglich meines Spieles sagte, das weiß ich nicht mehr, aber er faßte mich am Arme, nannte mich seinen theuren Freund und erging sich im Saale mit mir, plaudernd über die unvergleichlich tiefe Geistigkeit der deutschen Musik, über Beethoven, der die Spitze des Gebäudes der universellen Kunst der Musik bildet. Dann sprach er von sich selbst und skizzirte in knappen Umrissen sein künstlerisches Streben und Ringen. Nicht immer war sein Himmel so heiter wie zur Zeit; er mußte mit Opfermuth kämpfen, bis er die Anerkennung einer Welt errang.

Ich drang nun in ihn, nun auch der Gesellschaft die Freude zu machen und uns auf dem Piano eine seiner reizenden Compositionen zum Besten zu geben; aber er wollte durchaus nichts davon hören. Nach Beethoven sei die Wirkung jeder andern Musik nicht bloß nichtig, sondern geradezu peinlich, das ästhetische Empfinden verletzend. Das war sein Wort. Seine Bescheidenheit war eine ungeheuchelte. — Ich verzweifelte schon daran, ihn selbst spielen zu hören, da — horch! — Waren das nicht Klänge wie sie aus wildem Beduinenmunde in heißer Wüstenluft tönen? Jenes melancholisch-

resignirte, wilde Auf- und Abwogen der Gefühle unstäter Menschen, die in fremdartiger Weise den Schöpfer zu fragen scheinen: Warum gerade wir? — Warum wurden gerade wir in diese weltverlassene Gluthfläche geworfen? David's Augen füllten sich mit Thränen, ein Heer von Scenenbildern huschte phantastisch an ihm vorüber; sein Lieblingssang lud und lockte ihn mit unwiderstehlicher Zauberkraft. Er eilte, flog zum Piano. Ich konnte ihm nicht schnell genug folgen. — Die Partitur der „Wüste" lag offen auf dem Pulte. Leise glitten zuerst seine zitternden Finger über die Tasten, dann setzte er einen Moment aus — und nun begann er, zuerst wie im Traume, hingehaucht, verschwommen, das „Gebet" aus der Wüste. — Ich hatte meine Violine ergriffen und stand knapp hinter seinem Rücken. Immer breiter, immer mächtiger schwollen die Töne unter seinen magischen Fingern. Ueber die Schultern des Magiers hinweg, erfaßte ich mit Aug' und Fidelbogen die Noten und strich sie in wahrer Begeisterung auf die Saiten ihm zu, dem Meister, immer ihm zu. — Den Kopf und Oberkörper zurückgeworfen, das Auge mit einem sonderbaren Ausdrucke — wie in eine fremde Welt hineinstarrend — saß er da. — Krampfhaft zwangen die Finger die harten Tasten nieder, daß die Saiten bald wie vulkanische Eruptionen erklangen, bald wie Aeolsharfenklänge schmeichelnd in die Seele drangen, dabei immer wechselnd: bald den finstern Orkus malend, bald alle Wonnen des Paradieses offenbarend. Es war ein Lied der Liebe, des Hasses, der Sehnsucht und der Resignation, welches nach und nach, mit unmerklich abgestuften Klangfarben, wie ein rührend Klagelied, von der Welt Abschied nehmend, leiser und leiser verhauchend, allmälig in Gedankenfernen vertönte, wie der letzte Hauch eines Sterbenden verschwebt, wie ein zur Neige gehendes Lämpchen verlischt.

Die Gesellschaft war außer sich. In den Augen der Damen erzählten Thränen von unsagbaren Empfindungen, welche durch das wunderbare Spiel hervorgezaubert, alle Herzen ergriffen hatten. — Die Herren umringten den Spieler und zogen ihn mit sanfter Gewalt von seinem Sitze, auf welchem er, mit auf die Brust geneigtem Kopfe, traumverloren saß. Sie nahmen ihn in die Mitte, und suchten, indem sie ihn mit tausend Artigkeiten umschmeichelten, seinen aufgewühlten Geist zu besänftigen. Und die Marquise v. C.? Sie hatte keine Thränen. Ihr früher so nachttiefes Augenleuchten war verschwunden. Fahl war Aug' und Wange; aufrecht saß sie auf einer Causeuse; die Augen weit geöffnet, suchte ihr Blick nach einem Schimmer der Lösung des ewigen Räthsels. Ihr Körper zitterte. Leise und traurig schüttelte sie manchmal ihr Haupt. — Umsonst! Damals hatten eben gewisse ererbte Grundsätze noch einen mächtigeren Einfluß auf den Willen als heutzutage. — — — — — — — — — — — —
— —

Nacht war's. — Ich träumte auf meinem Lager. — Dunkle Schatten huschten an der Wand. — Schwarzbärtige Gestalten, von der Hölle ausgespieen, flogen auf feurigen Arabern über den Wüstenplan; Kameele trabten hochbeladen mälig durch den gelben feinen Sand; eintönige, traurige Lieder drangen wie aus weiter Ferne zu mir. — —

Eine phantastische Wüstenkarawane bewegte sich mir entgegen. Und ach! welch' Teufelstrug! Sehe ich recht? Dort! — Hoch auf milchweißem Rößlein wiegt die Märchenkönigin sich in gold'nem Sattel. Obwohl dicht verschleiert, erkenne ich sie an der stolzen und anmuthigen Haltung. — Schwarze Gesellen, rechts und links neben ihr hertrabend, fächeln mit riesigen Pfauenwedeln ihr kühlende Labung zu. — An ihrer Seite, unzertrennlich, reitet ihre Begleiterin Jetitia und hinter ihr, wahrhaftig sie sind's: Rolf, Oger und — treibt die Hölle ihr Spiel? Und doch; ich selbst bin auch darunter. O armer Simpl! In diesem Samum wirst du bald ein ausgebranntes Kohlenstückchen sein. — Und müder wird der Karawanenschritt; heiße Wasserströme fließen von allen Leibern.

Der Tag neigt seinem Ende entgegen und wie ein himmlischer Trost liegt die Oase vor ihren sehnsüchtigen brechenden Blicken.

Heil dir, ersehnte Quelle, Pforte des Glückes! — Leise dringt aus Aller Munde ein Gebet, das Gebet der „Wüste“ zum Himmel und in der hellen Wüstennacht schwebt David's Geist über unsern Geistern. — Ich höre ihn flüstern; ich höre seinen leisen Sang; — und traumverloren sinn' ich in das All' hinein.“





Im Gebirge.

Von

Eduard Mautner.

Seh' ich euch, ihr Berge, wieder
In der Morgenröthe Glut,
Euch, von deren Gipfel nieder
Ich geblickt voll Jugendmuth!

Weit die Brust, das Auge helle,
Schwindelfrei, mit sich'rem Fuß,
Stürmisch rasch des Blutes Welle,
Wie der klare Alpenfluß,

Klomm ich zu den höchsten Schneiden
Einstens Pfade schroff und schmal,
Heute muß ich mich bescheiden
Euch zu grüßen von dem Thal!

Stolze, sonnbeglänzte Zinken!
Ach! ich fühle still und leis
Auf mein Haupt herniedersinken
Eurer Gletscher Schnee und Eis.

Und ihr Seen, deren Wogen
Ich mit Schwimmerarm getheilt,
Die, ein Pfeil, geschnellt vom Bogen,
Einst mein rasches Boot durcheilt:

Ach! Das Ruder, das einst Funken
Sprühte, sank aus müder Hand;
In die Tiefe traumversunken
Starr' ich von des Dampfers Wand!

Jubelruf und Büchsenknallen,
Almerlied und Zitherklang
Fühl' ich durch die Seele wallen,
Wie ein Echo fern und bang. —

Von den Gratern Flammen sprühen
Zu dem Wand'rer tief im Thal;
Grüßt ihr mich im Alpenglühen
Ach! vielleicht zum letzten Mal?

Ob dem Auge trüb und trüber
Sich verhülle euer Glanz,
Nehm' ich einstens doch hinüber
Eure Schönheit voll und ganz!

Der an euch emporzuranken
Hat gelernt der Seele Flug,
Wird euch segnen, wird euch danken
Mit dem letzten Athemzug!

Spendet dann dem Ruhelosen,
Der geliebt euch tief und heiß,
Eine Hand voll Alpenrosen
Und ein Sträußlein Edelweiß.



Miramare.

Von

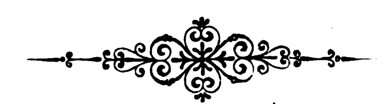
Karoline Murau.

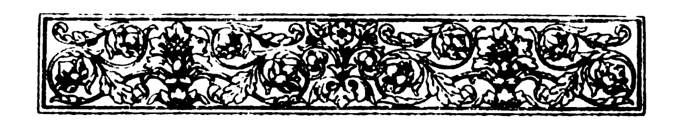
Du schönes Schloß, das stolz und hehr
Am Meeresufer steht,
In deinen Räumen klingt es leis,
Wie heiliges Gebet,
Wie Engelsflüstern fromm und lind,
So märchenhaft und süß,
Du bist mir wie ein Heiligthum,
Ein leuchtend' Paradies.

Du bist ein Eden, prächtig, groß,
Voll Glanz und Blüthenduft;
Wie Zephyr fächelt um die Stirn'
Die weiche Balsamluft,
Die sanft aus frischen Blumen bricht
In deinem Feenraum,
O ewig, ewig bleibst du mir
Ein unvergess'ner Traum!

Als ich von deinen Zinnen hoch,
Bespült von Meeresfluth,
Getaucht von gold'nem Sonnenschein
In dunkle Purpurgluth,
Blickt' sinnend in der Wogen Spiel
Und in der Wellen Blau,
Mit meinen Armen — weltentrückt —
Umschlang die schönste Frau,

Da zog ein Zauber durch die Brust
So mächtig mir und mild,
Daß ich jetzt nimmer bannen kann
Dein herrlich schönes Bild.
O Miramare, Zauberschloß,
Du holder Feenraum,
O ewig, ewig bleibst du mir
Ein unvergess'ner Traum!





Des Glückes Wandel.

Von

August Silberstein.

Das Glück war im Himmel
Gleich nach dem „Werde!“
Und sah ins Getümmel
Herab zur Erde.

Sah unten die Leute
Paradiesisch sich regen,
Sich gestern wie heute
Urfröhlich bewegen.

Da spürt's ein Erfassen
Von Langeweile,
Mag launisch verlassen
Den Himmel in Eile.

Geht vor die Schwelle,
Ohn' einen Zweifel,
Daß munt'rer die Hölle
Und munt'rer der Teufel.

Denn Geister der Tücke,
Die schmoren und rauchen,
Sie können vom Glücke
Ganz sicher was brauchen!

Doch kaum im Gehege
Vom feurigen Borne,
Vertreibt es vom Wege
Der Teufel im Zorne.

Das sollte sich lohnen
Der höllischen Bürden,
Wenn die Dämonen
Auch fröhlich noch würden!

Zum himmlischen Schimmer
Kehrt Glück die Straßen,
Doch wird es nimmer
Dort eingelassen.

Nun hat es kein Bleiben,
Nicht oben, noch unten,
Muß rastlos treiben
Auf Wegen, auf bunten.

Geht Pfade, die krümmsten,
Gleich taumelndem Schafe,
Kehrt ein bei Dümmsten,
Kommt Manchen im Schlafe.

Reicht Kränze den Schädeln
Der Schlechten und Narren,
Und läßt sich von Edeln
Vergeblich erharren.

Doch Glück, als geübet
In Launen, seit Werden —
Ward ungetrübet
Noch Keinem auf Erden!





Zur „Gnadenreichen“.

Aquarellen aus der Bergwelt Oesterreichs.

Von

Ernst Keiter.

Das langhingestreckte Thal, in dem das alte Neuberg liegt, thut sich unseren Blicken auf. Zur Rechten des Eisenweges sprudeln die Wasser der Mürz dem freundlichen Mürzzuschlag entgegen. Durchsichtighell, in sanftem milden Grün, in schneeigem Gischt aufschäumend und die übermüthig tänzelnden Wellen an dem Gestein des Flußbettes hundertfach brechend, ziehen sie rasch einher. Die Sonne wirft ihre flammenden Lichter in die Fluthen, es funkelt und sprüht, es ist, als ob jedes einzelne aufspritzende Wasserstäubchen Leben, Seele, Temperament gewänne, als ob die unsichtbaren Najaden und Nixenwesen aus all' den Bergquellen, welche die Mürz in ihrem Laufe von ihrer Geburtsstätte in den Waldhängen des Ameisbühel bis hieher aufgenommen, sich befehden, bekriegen und über einander die Herrschaft gewinnen wollten ... Drüben rechts steigen die tannengrünen Höhen der Vorberge hinan, hinter denen die vielfach zerklüfteten Steinwände der Schneealpe und die noch gewaltigeren der Rax, die sich beide bei jeder neuen Wendung der Bahnstraße in immer imposanteren Formen zeigen, in die reinblaue Sommerluft emporstreben.

Vereinzelt stehen unten auf den saftvollen Wiesengründen die dunklen Holzhäuser mit den schwarz herüberschauenden Fensterchen. Leichte Rauchwolken zittern zerrinnend in der klaren Luft über den Dächern und treiben in zerrissenen Schleiern gegen die Wälder.

Von den Spitzen der Steinriesen dringt ein erfrischender Hauch, eine wie neu belebende Brise herab, der Athem thalentrückter Regionen.

Links vom Train erheben sich, knapp vom Damme weg, Felsberge, welche das lachende, so heiter anmuthende Alpenbild wie eine Wand abschließen.

Da liegt nun zur rechten Hand das Dörfchen Kapellen, von dem aus die Wege nach der Rax, nach dem Knappenörtchen Altenberg, über den Naßkamp in den Naßwald, der Schneealpe zu und zu anderen Punkten dieser Bergzone führen. Still und friedlich, wie von einem weltfernen Geiste umweht, ruht die kleine Gemeinde da, ein rechtes Eden für den vom Lärm und Toben der Großstadt ermüdeten, nervenzerrütteten Culturmenschen. Klein und bescheiden blickt der nette Weiler herüber; man glaubt das Richtigste zu thun, wenn man rasch den Waggon verläßt und sich hier heimisch macht.

Ueber den Kuppen der Rax blitzen die Feuer der Morgensonne, das flüssige Gold scheint herabzurieseln und Alles, Stein und Wald und Wiesen und Hütten und Mensch und Thier außen auf Weg und Weide darein zu tauchen.

Bald zeigen sich die ersten Häuser von Neuberg, die mächtige alte Stiftskirche, der weitläufige Burgbau, der Calvarienberg drüben unseren Blicken und wie oft wir dieses herrliche Bild auch schauen, stets erfreut und erquickt es uns von Neuem wieder. Die Schneealpe hebt sich im hellen Glanze hoch in den Aether und beherrscht mit ihren kolossalen Dimensionen, mit ihren in's Riesengroße gehenden Contouren das ganze Thaltableau. Dort, weit unten in der Tiefe qualmen die hohen Schlote des Eisenwerks und verdunkeln nahezu den blauenden Himmel; ein dumpfes Dröhnen und Pusten, Surren und Summen dringt herwärts oder man glaubt wohl den durch die Lüfte getragenen Schall zu vernehmen, da das Auge über der bewegten Eisencolonie das Kämpfen der rußigen Rauchmassen sieht. Und doch liegt so viel sommerliches Glück über dem Thale, den Wäldern, die sich in Höhen hinanziehen, den hellschimmernden Häusern, den artigen Gärten, dem großen Dorfplatze, über dem Mühlwasser und der rauschenden Mürz . . . Von Zeit zu Zeit hallt ein Schuß herauf von den Schießständen; denn es ist Sonntag heute und die Uebung mit der Büchse hat der Steirer des Oberlandes, des Neuberger Reviers, noch nicht ganz vernachlässigt. Rascher folgen nun wohl die Schüsse; sicherlich sind nun die Kernschützen auf die Schießstätte gekommen.

Nach einem kleinen Mahle, das eilfertig in einer der zahlreichen Gastwirthschaften des oberen Neuberg eingenommen wurde, geht es nun frohgemuth hinein in den zauberisch-schönen Julitag, in die märchenhafte Einsamkeit und Wildniß der pittoresken Schluchten der Ortschaft Krampen und des romantischen „Tirol“. Da windet sich die breite Straße mit dem Fluß zur Seite durch die Engen und gewährt von Minute zu Minute immer

prächtigere Ausblicke und Veduten. An den kleinen Weilern Tebrin und Lanau geht es vorüber, die meist von Eisenarbeitern, Holzleuten, Waldhütern, armen Berglern und Bauern bewohnt sind. Die barhäuptigen barfüßigen Kinder betteln Einen etwas zudringlich um eine Gabe an und geben wohl eine Strecke Weges das Geleite, wenn man den müßigen Bettel etwa nicht sobald beachten will.

Tief unten zur Linken schäumt die tiefgrüne Mürz, aus deren brausenden Wellen zuweilen senkrecht, tannenbesäumt oder kahl, das Gestein aufsteigt. Dann sieht man wieder nackte Felstrümmer von gewaltigen Dimensionen, welche das Flußbett begrenzen, zerrissen, zerklüftet, ausgehöhlt, abbröckelnd, verwittert, von der vieltausendjährigen Arbeit des anschlagenden Wassers zerstört. Die Straße senkt sich tiefer herab zu den hellen Fluthen, das Thal wird enger und enger, Fluß und Fahrweg, und beiderseits die Wände der Berge, treten näher und näher zu einander. Dann weitet sich wohl wieder das farbenreiche lebendige Waldbild, die Mürz rauscht zur Rechten, man sieht ihr bis auf den kieselreichen Grund, jetzt reicht Weidengestrüpp hinab zum Wasser; ein schmaler Steg, hochgelegen, führt von der Straße weg über die tosende Mürz hinüber auf schmalen üppigen Wiesengrund, auf dem neben dem Waldsaum, gleichmäßig aufgeschichtet, frischgefälltes Scheiterholz aus den kaiserlichen Forsten steht und seinen harzreichen Duft herübersendet.

Da und dort lugt von einsamer Höhe aus dem gesättigten Grün des Baum- und Buschwerks die dunkelbraune wurmstichige Hütte eines Holzarbeiters herab; denn Bauerngründe mit stattlichen Bauernhäusern und dem ganzen regen Treiben einer Bauernwirthschaft gibt es da innen in diesen Hochgebirgsschluchten nicht.

Den Wanderer überkommt ein eigenartiges Gefühl, wenn er in diesen winzigen, primitiv zusammengefügten Holzhütten Familien hausen sieht. Sind es doch Menschen wie wir, mit allem Anrecht an die Welt, wie wir, rings umgeben von einer so gewaltigen, so großen, so erhebenden Naturscenerie, und doch verurtheilt von dem Geschick, das ganze Erdendasein mit allen seinen Freuden und Leiden in dem dumpfigen, raucherfüllten, düsteren Raum zu verbringen.

Aber diesen Waldmenschen selbst scheint ihr Leben ja nicht freudlos und ist es wohl auch nicht. Vielleicht sind sie zufriedener und glücklicher als jene Armen, die auf dem heißen Kampfplatze der Städte ringen, streiten, verderben, sterben . . . Sie lieben ja ihr Fleckchen Erde mit aller Inbrunst, deren ihr Herz fähig ist. Mit den Stürmen, dem Wüthen der Naturgewalten, haben sie zu kämpfen einen großen Theil des Jahres hindurch und Jahr um Jahr mühevoll. Zur Winterszeit verdienen sie oft mit Gefahr ihres

Lebens den kargen Lohn, der ihnen Brod, Milch, Kartoffel beschert. Aber sie hängen doch ebenso an ihren Wäldern, an ihren Felsenhöhen, an ihren dürftigen Hütten, wie wir an unseren mit allem Raffinement ausgestatteten Lebensstätten hängen.

Wohl ist es gerade diese gewaltige Natur, die ihnen ein Anderes, ein von Poesie durchdrungenes Etwas, ein Märchenhaftes, ein weniger nach dem Gelärm des Tages Drängendes einhaucht. Vielleicht erfüllt diese imposante erhebende Natur, in der sie aufleben und ihre Tage verbringen, so ganz und voll all' ihr Sehnen, Wünschen, Fordern, und läßt kein Atom ihres Denkens über den engbegrenzten Kreis dieser Bergschluchten und Thalengen hinausschweifen. Aus diesem Wesen heraus und aus dem Einflusse, den die Scenerie ringsum ausübt, mag sich wohl auch der reiche Schatz an Sagen erklären, der nirgends so gedeiht, wie im Alpenlande, und der selbst ein Stück dieser kernhaften, zuweilen großangelegten Menschen sein mag.

Ein enges Gebirgsthal öffnet sich uns nun, nachdem wir neuerlich an wildschönen Felsenpartien des Mürzflusses vorüber gewandert sind. Vor uns ruht ein ganz unbedeutendes Oertchen, das auf den ersten Blick sich noch unscheinbarer präsentirt, als es in Wirklichkeit ist. Ueber die wenigen gemauerten Häuser streben Kirche und Kirchthurm in die Lüfte. Alles sieht hier so filigran, so winzig klein aus, da drüben, riesengroß, gigantenhaft, die vielfach zerrissene, graue, von dunklen Schatten beherrschte Steinwand, ein massiger, das ganze Bild förmlich erdrückender Koloß, die nur in den Niederungen bewaldete Hohe Veitsch, aufsteigt. Wir sind in Mürzsteg.

Eine zierliche Eisenbrücke führt über den Fluß, über der Mürz grüne rauschende Wasser. In einem wohlgepflegten Gärtchen hinter dem alten Pfarrhof, das sich längs dem hellen Veitschbache hinzieht, steht das für anspruchsvolle Großstädter eingerichtete Gasthaus, drüben über der Straße das Postgebäude und einige andere Bauten, in denen sommersüber meist Wiener hausen.

Gegenüber der alten Kirche aber, in Parkanlagen, die man überall, wo sie sichtbar sind, ihrer mit minutiöser Sorgfalt vorgenommenen Pflege wegen sofort als kaiserliche Domäne erkennt, steht ein stattliches Gebäude, das Jagdschloß des Kaisers.

Eine Art Ziegelrohbau, ahmt dasselbe ein wenig den englischen Castlestyl nach, doch entbehrt das Schloß der Erker, Thürmchen und Zinnen, die eine specifische Eigenthümlichkeit jener Gattung sind. Einfache Risalite treten in symmetrischen Entfernungen auf, um so den Gesammteindruck ein wenig abwechslungsreicher zu gestalten. Der parallel zum Fluß, doch wenige hundert Schritte von diesem entfernt stehende Bau lehnt sich im Rücken an einen schwarzen Fichtenwald, der sich sanft die Berglehne hinanzieht.

Durch die kunstvoll gefertigten Eisengitter, welche den kaiserlichen Besitz gegen die Straße und gegen die Mürz zu abschließen, schauen die zierlichen Rabatten mit ihren farben- und blüthenreichen Blumenarabesken. Ein schmiedeisernes Gitterthor gewährt die Zufahrt zu dem zwei Stockwerke hohen Schloß, das einen ungemein gewinnenden Eindruck auf den Beschauer ausübt.

Zur Herbstzeit und in den Tagen des Hochwinters nimmt der kaiserliche Jäger in Gesellschaft zahlreicher Fürstlichkeiten und sonstiger geladener Hubertusjünger hier bekanntlich für eine Reihe erfolgreicher Jagdtage Standquartier. Von Mürzsteg aus geht es ja in die eminenten Wildreviere, in die Schluchten und Wälder der hohen Veitsch und auf die Höhen „Am Scheiterboden".

Den Burschen, Jägern und Aelplern weitum ist der kaiserliche Nimrod sozusagen ein alter „Bekannter". Alle kennen den stattlichen Jagdherrn aus unmittelbarem Verkehr, von diesem oder jenem „Anstand", von diesem oder jenem „Capitalschuß" her, bei dem sie in irgend einer Art assistirt haben oder Zuseher waren. Sie alle rings in den Revieren haben ihren Kaiser ja niemals in anderer Kleidung gesehen, als in „ihrem" nationalen „G'wandel", im Lodenspenser, der kurzen Lederhose, in den grünen Wollstrümpfen, den Bundschuhen, das Steirerhütel mit der „Gamsfeder" auf dem Haupte. Ihnen ist der Monarch der erste Jäger des Reiches und manche heitere Jagdepisode, mancher kräftige Jagdscherz und manches treffliche kernige Jagdwörtlein circulirt unter der dortigen Bevölkerung und erzählt von der Leutseligkeit und Herzlichkeit des hohen Herrn. Ein Stündlein und mehr verbringt man gerne unter den Treibern, Holzknechten und Waldleuten da am Fuße der Veitsch; wissen sie doch ein lebendiges Bild jener kaiserlichen Jagdtage dem geistigen Auge zu entwerfen ...

Und nun geht es den prächtigen, bald engeren, bald breiteren Alpenthälern zu, der Mürz entgegen. Die Höhen zu beiden Seiten kleidet bald junger Waldbestand oder das hellgefärbte Laubholz, bald das Dunkel der Nadelbäume, in den Tönen bis in's tiefste Ebenholz- und Blauschwarz reichend. Die Steinkuppen der Veitsch, der Schneealpe, der Rax, da jene des Naßköhr, Student, Seekopf zeigen sich in den Lüften.

Wieder rechts die Mürz, grüner sonniger Wald, Holzhäuser, eine Brücke über den Fluß, die breite grellweiße Straße. Knapp am Wege zur Linken thürmen sich hoch und senkrecht höhlenreiche Steinkolosse auf, ausgewaschen und zerrissen, welche drohen, jeden Augenblick herab- und zusammenzustürzen und den Wanderer unter den Trümmern zu begraben ...

An der üppigen Waldstraße in einem schattenreichen Waldhain weiden Rinder und das Geläute der „Leitkuh", die sich tiefer hinein „versteigt"

in's Baumreich, dringt mit seinen gleichförmigen trockenen Tönen in die Ferne. Auch das Geklingel der kleinen Ziegenglöcklein erfüllt die Luft dieser Waldgegend.

Ab und zu thun sich die reizendsten Blicke in's Weite uns auf. Eine Vedute, eine Perspective ist dann schöner als die andere; es sind berauschende Tableaux, zwischen denen wir dahinziehen. Oft entringt sich uns ein Ausruf der Bewunderung, des reinsten Entzückens, der echtesten Herzensfreude. Wir bleiben unwillkürlich stehen, gebannt wie von unsichtbaren Gewalten. Und in all' diesen Landschaftsstücken die zierlich und winzig erscheinenden Hütten und Häuschen, ein schaffender Bergler, Thiergruppen, ein fliegender Vogel in den Lüften . . .

Nun wieder eine große Holzbrücke, unter welcher die Mürz, die uns zeitweise verlassen hat, dahinrauscht.

Ein weites Alpenthal, beiderseits von mächtigen Almen weit drüben begrenzt, über denen kolossale Steinhöhen aufragen, hat uns nunmehr aufgenommen. Ganz drüben zur Rechten fließt jetzt wieder die Mürz und ihr starkes Rauschen erfüllt die tiefe Stille, die hier herrscht. An den linksseitigen Waldhöhen ruhen einige braune Hütten der kaiserlichen Holzfäller, sonst zeigt sich nirgends Leben.

Es ist ein großartiger Eindruck, den der einsame Wanderer hier „Am Scheiterboden" empfängt. Vielleicht durchschwirrt ein Geier über den Felsenkämmen die Lüfte — das ist Alles . . .

Wenn das langgestreckte Thal zu Ende, steigt der Pfad sachte bergan. Als ob es keinen Ausweg gäbe nach vorwärts, so vielfach stehen die Waldberge vor uns. Ueber ein kleines Brückchen führt der Weg in den Wald, in einen dämmerig-dunklen Waldgang, nachdem es zuvor „Am Scheiterboden" auf freier Halde dahinging . . . Kühle Lüfte wehen hier innen und ein eigenartiges Weben scheint da zu walten. Der Wald liegt nun hinter uns. Zur Rechten schäumt und brandet es, artige Cascaden bildend. Hier sind die Wasser der Mürz bald gelbgrün, bald tiefgrün. Wir schreiten auf schmalem Pfade, zwischen den hochaufstrebenden Steinwänden. Unten rieselt das Wasser, aus dem drüben die rechtsseitige Wand emporsteigt. Ein schmales Stück reinblauen Himmels lächelt herein in die düstere Kluft. In Schlangenwindungen läuft der Fußweg hin.* Wenn diese Felskolosse zu wanken begännen, in wenigen Secunden wären wohl Weg und Fluß und Kluft für immer verschwunden . . .

Ein mäandrisches Steinlabyrinth, aus dem es keine Rückkehr gibt. Arktische Kälte fast weht uns entgegen, da wir eine Felsenecke am Wege umschreiten. Das laute, lärmende, plätschernde Fallen der Wasser tönt an

* Der Fahrweg wurde erst 1884 eröffnet.

unser Ohr — jetzt ersteht unserem Blick ein bezwingend schönes, wildes, wirres, phantastisches Naturbild . . . Nichts als Steinwände und Felsberge, die hochaufstreben in den Aether. Und aus den Höhlen der ungestaltigen Felstrümmer oben stürzen die schneeigen Wasserfluthen, in Myriaden Perlen und Demanten während des Falles zerstiebend, hinwegspringend über Gestein und Klippen, hinab zur Tiefe, in's kühle, schaurige Bett der Mürz! . . .

Auf den Felsblöcken, welche die geologische Revolution hier durcheinander geworfen, hat man große Holzkreuze angebracht und kühn emporsteigende Holztreppen führen nach aufwärts zur Wiege dieser Wasserfälle.

Die ganze Düsterheit, welche in dieser schattenreichen Felsenschlucht den Wanderer erfaßt, hat der immer schaffende Volksgeist in der Sage vom „Todten Weib", wie der Wasserfall genannt wird, zu verkörpern verstanden . . .

Im untern Mürzthale trat einst der Fischer Paul von Wartberg als Burgschmied in die Dienste des „Falken", eines gefürchteten Raubritters, der unweit Neuberg auf dem Falkenstein hauste. Des Fischers schönes Weib gefiel dem sonst so rohen Gesellen und er schenkte ihr seine Gunst und ein Häuschen im Thalkessel der Mürz dazu. Während Paul mit den übrigen Knechten des Falkensteiners auf Raub ausgehen mußte, koste dieser mit dessen Weibe. Paul entdeckte diese Buhlschaft und führte sein Weib hinaus in die Felsschlucht an der Naßköhralpe, zur „kalten" und „stillen" Mürz und stürzte sie dort in die Tiefe. Die Frau rettete sich aber durch einen unterirdischen Gang und lebte noch jahrelang als Einsiedler verkleidet in einer kleinen Hütte. Eines Tages zogen zur Schlichtung eines Streites der „Falke" und Paul hinaus zum Eremiten. Sie fanden diesen jedoch todt in seiner Höhle und Paul erkannte in dem Entschlafenen sein Weib, das er in die Tiefe gestürzt hatte. Er erzählte dem Ritter nun von der vermeintlichen Mordthat und beschuldigte diesen, den Anlaß zu dem Verbrechen gegeben zu haben. Darüber geriethen die Beiden in Streit; Paul faßte seinen Gegner und stürzte sich und ihn über die senkrecht abfallende Wand . . . Eine andere Sage erzählt von einem armen Bauer, dessen schönes junges Weib von einem Holzknechte, der ihr eine glänzende Zukunft vorgegaukelt hatte, verführt wurde. Der betrogene Ehemann befahl seinem Weibe, mit dem Buhlen zu brechen; aber sie wollte dies nicht und verließ das Haus. Nach Tagen fand man den Leichnam des Weibes zerschmettert in der Schlucht . . .

Noch einige Zeit windet sich der schmale Steig knapp an den Felsmauern und Waldhöhen, der Mürz entgegen, bergauf und bergab dahin. Wenn der Wanderer die dämonisch-wilde Enge verlassen hat, dann weitet sich das sonnenbeglänzte Thal der „Frein" vor dem trunkenen Auge und die lichte Welt eines herrlichen Bergkessels baut sich auf . . .

Auf saftgrünem Wiesengrund, von dem sich's zu mäßigen Hügeln hinanzieht, liegt die bescheidene Herberge, rings umher, näher und ferner, die Häuschen und Holzhütten der Bewohner. Hier sammelt sich am Sonn- und Festtagsabend das junge Volk, die Forst- und Jagdleute, die strammen Holzarbeiter, um den sicheren Blick und den kräftigen Arm im Kegelspiel zu erproben. In solch' abgeschlossenem Thalkessel, der nur einige Monate des Jahres wandernde Fremdlinge sieht, erhält sich noch die charakteristische Eigenart des steierischen Aelplers. Hier trifft man noch die kernhaften Gestalten, die aus dem gesunden Holze der nahen Wälder geschnitzt scheinen. Draußen vor dem kleinen Schenkhause sitzen die Bursche und singen in den Abend, in die sternhelle Nacht hinein ihre kräftigen Lieder. Mit wohlklingender, wenn auch ungeschulter Stimme hebt Einer an. Ein Zweiter und Dritter läßt es anfänglich leise mittönen, stärker und kraftvoller werden, bis nun in schöner Harmonie der Sang ineinander fließt. Meist ist einer der lustigen Gesellen der Tonangeber, der Führer und in manchem solchen „Buben“ schlummern geradezu dichterische Anlagen. In unzähligen „G'setz'ln“ kündet er dann improvisatorisch seinem Dirndl die glühende Liebe seines Herzens und oft erst in den Morgenstunden endet das originelle Concert . . .

Die Nacht ist dahin. Dampfender Rauch schwebt über dem Thale, hüllt die Wälder, die Berge ein. Die zitternden Schleier steigen gemach höher und höher und verrinnen späterhin in der frischen Frühluft. Die Baumspitzen der hochliegenden Forste glühen, flammen und das Goldleuchten dringt immer tiefer herab. Aus den winzigen halb versteckten Holzhütten steigen blaugraue Ringelwölkchen auf. Der Weg geht bergan. Bald tief drinnen im dichten Walde, bald außen am Saume und dann liegt das enge Seitenthal links und drüben streben die tannengrünen Höhen empor . . . Eine Quelle sprudelt aus dem Gestein, in den stämmigen Fichten raschelt's und knistert's, aus den Wipfeln herab dringt der Sang einer Meise, die Antwort gibt einem minneseligen Männchen. Auf der Waldstraße rollt ein Wägelchen uns entgegen, und der junge Tag spiegelt sich im heitern Gesicht des jungen Berglers . . .

Zur Linken unten liegt das zerbröckelnde Gemäuer einer aufgelassenen Waldmühle. Es ist so recht eine Illustration des schönen Volksliedes vom Mühlenrad, das im stillen Grunde geht. Eine Schleuse hemmt den Fall des krystallhellen Elementes . . .

Nach einiger Zeit zweigt der Waldpfad nach rechts ab, steigt sachte empor im Bergwalde und führt zum „Frein“-Sattel, einem Paß, mitten d'rin in der reichen Höhenwelt, welche die Ausläufer des Student, der Hallthaler Kogel und die Vorberge des Göller umschließen.

Oben auf der Höhe zeigt sich gegen Norden ein berückender Ausblick. Die grauen zerrissenen Steinmassen des majestätischen Göller schneiden ihre scharfen Linien in dem Aether und schauen über vielfache Bergreihen herüber. Keine Seele lebt neben dir, nur Felsenmauern ringsum, Wald und Wald ... vielleicht kreischt ein Geier in den Lüften ... sonst nur todtstilles Schweigen in der Natur ... versunken in seliges Träumen steht hier der Wanderer; dann geht es hinab den geröllreichen Pfad ins Hallthal.

Eine Fülle zauberischer Punkte birgt diese Partie. Weißschäumend springt der Waldbach mit uns abwärts und im dämmerigen Schatten des dichtbestandenen Forstes blüht die duftigste Alpenflora. Gelbe Rosen, denen die demantenen Thautropfen an den Blätterspitzen hängen, lächeln da einem buntgestickten Teppich gleich. Eine gütige Waldfee hat sie erstehen lassen ...

Das Hallthal, das üppiggrüne, weithingestreckte, nimmt uns auf. Die grüne Salza gibt uns nach Maria-Zell das Geleite.

Theils zu Zweien, Dreien, in kleinen Gruppen, in Processionen begegnen uns nun auf der steinigen Landstraße ländliche Waller, die heimwärts ziehen. Um den Hals hängen ihnen geweihte Amulette, Kreuze, Gedenkmünzen mit dem Bilde der Gottesmutter, die so viel Leiden auf Erden heilt. In den Händen halten sie meist den bekannten Kreuzesstab, den am oberen Ende ein Bouquet aus Alpenblumen schmückt. Auch die geweihte Kerze, die ihnen in der letzten Lebensstunde angezündet wird, tragen sie. Auf den Gesichtern der frommen Schaaren scheint noch ein Abglanz jenes strahlenden Heiligenscheines zu ruhen, der die gnadenreiche Madonna auf dem Mirakelbilde verklärt.

Nach langem ermüdenden Wandern hebt sich endlich die Thalstraße ziemlich jäh und führt in Schlangenwindungen auf das Hochplateau, das eine wunderbare Aussicht auf eine vielfach gegliederte Bergreihe, auf ein Gebirgspanorama gewährt, dessen Schönheit und Erhabenheit ja längst gerühmt ist.

In immer packenderen Formen treten die einzelnen Riesen der steierischen und österreichischen Alpenwelt hervor, Giganten im Reiche der Berge ... Im äußersten Westen drüben, über coulissenartig in einander geschachtelte Reihen zeigt sich in blauer Ferne die majestätische Kuppe des Königsberges, näher zur Linken das graue Haupt des mächtigen Dürrenstein, des Wächters an der Grenze der Mark Steier, weiter gegen Osten, doch entlegener dem Blicke, zeichnen sich frei und scharf die schneebedeckten Spitzen des Oetscher ab ... Bis herab in's Thal von Maria-Zell ziehen sich die steinernen und waldreichen Kolosse.

Da heben sich nun die zwei bauchigen Thurmdächer und der zwischen diesen emporragende feine, zierlich gemeißelte Spitzthurm der herrlich-

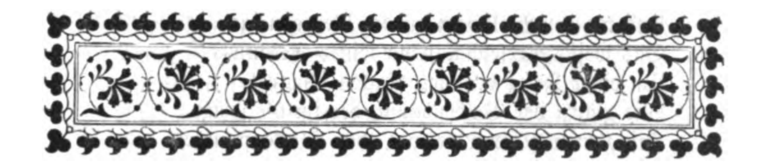
schönen Gnadenkirche in die blauen Lüfte, wie ein andachtsreiches Gedicht, wie ein versteinerter Hymnus ... hinter dem berühmten Gotteshause liegt das große Stiftsgebäude, vornehin die Häuser des Marktes mit den silberschimmernden Schindeldächern. Rechts grünt uns die Bürgeralm entgegen ...

Tausende und Tausende pilgern alljährlich zu dem wunderthätigen, aus Lindenholz geschnitzten Bilde, zur Muttergottes von Maria-Zell, zur „Gnadenreichen“ und suchen dort Heil für ihre kranke Seele, für ihren siechen Leib. Jedes Leid schwindet ihnen, wenn sie vor dem Silberaltar der Mariencapelle in ersterbender Demuth auf dem Marmor liegen, flehen und bitten um die unerschöpfliche Huld und Güte der Einzigen, der Himmelskönigin, ihr Leben ihr weihen, ihr Gut, ihr Sein und Werden für immer und ewig ... Wie sie da rutschen auf den Knieen zum Hauptaltar, zur Madonnensäule, verzückt, verklärt fast im Strahle und Schimmer, der ihnen von der Verklärten auszugehen scheint ... Und wie sie hier wieder wächserne Füße und Hände opfern zum Dank für die geheilten kranken Glieder ...

Und wen es nicht da innen machtvoll erfaßt, der lasse seinen Blick vom Thurmfenster weg schweifen in die Runde und die Wunderkraft des Landschaftsbildes auf sich wirken. Sie wird ihn beglücken ...

Die Sage erzählt über den Ursprung des Hauses der „Gnadenreichen“, daß beiläufig um das Jahr 1157 ein Priester, ein Marienbild im Arm, vom Abte des Stiftes St. Lambrecht, Otto VII., ausgesendet, das Christenthum zu verbreiten, sich dieser Wildniß näherte. Bis zum Tode ermattet, sank der fromme Bruder, da es schon zu dunkeln begann, kraftlos zu Boden. Er setzte sein volles Vertrauen, gerettet zu werden, auf die Gottesmutter, deren aus Holz geschnitztes Abbild er mit sich trug. Noch einmal raffte er sich auf, um gegen Norden weiter zu wandern, wo er den Forst lichter zu sehen meinte. Doch bald schwand ihm jede Hoffnung auf Rettung, denn ein mächtiger Fels hinderte sein Vorwärtskommen. Da flehte er inbrünstig zu dem Madonnenbilde um Hilfe, und alsbald theilte sich die Steinwand und zeigte den Zugang in das Thal, in dem er, seinem Gelübde treu, der „Gnadenreichen“ eine Zelle erbaute. Um 1200 errichtete Heinrich, Markgraf in Mähren, die erste Kirche, welche Ludwig I., König der Hungarn, anno 1362, „nach dem großen Sieg über des Feindes Uebermacht“, bedeutend vergrößerte.





Aus meinen Sommertagen.

Gedichte

von

Th. Ringast.

Erster Frühlingsgang.

Du laues Lüftchen kommst um mich zu streicheln,
Zu fabeln mir vom Knospendrang der Wälder
Und von der sammt'nen jungbegrünten Flur;
Zudringlich holder Hauch, ich kenn' dein Schmeicheln,
Du lockest mich hinaus zum Saum der Felder,
Zur alten, waldesfrischen Wanderspur.

O Waller zwischen dem entzückend blauen
Gestirnten Himmel und dem Erdensterne,
Der in den Lenz die grüne Seele haucht,
Mit Herz und Auge will ich's jauchzend schauen,
Wie rings aus Waldesnäh' und Bergesferne
Des Frühlings sonnig heit'res Antlitz taucht.

Noch dehnt am Berge sich ein grauer Streifen
Ein blätterloser Wald, ein Traumgeselle,
Der noch die grünen Wimpern nicht erschloß;
Doch wenn zu Thale meine Blicke schweifen,
Da seh' ich, wie die grüne Gräserwelle
Thaublitzend scheu aus dunklem Grunde schoß.

Sie schwillt, sie wogt im Winde, nimmer rastend,
Und trägt wie Schaum die Blüthenperlenfülle,
Die sonnig auf der Halmenwoge flirrt;
Gleich Werbern um den Lenzpreis brechen hastend
Die tausend, tausend Blüthen aus der Hülle,
Vom eig'nen Schönheitszauber hold verwirrt.

Und wo der Waldbach an der Bergesneige
Das weiße Perlenhalsband seines Schaumes
Um einer Insel braunen Nacken schmiegt,
Wie glänzt der Buchenbaum, der im Gezweige
Fast zart wie Spur verweh'nden Flockenflaumes
Die ersten lenzgebornen Knospen wiegt.

Du grünes Licht, aus dunklem Stamm geflossen,
Vom hohen Wipfel durch die Zweige sprießend,
Du lieblich keimendes Rothbuchengrün,
Wie hat sich prächtig über dich ergossen,
Vom rothen Sonnenballe niederfließend
Der gold'nen Strahlen wunderbares Glüh'n!

Das ist ein Leuchten, Glänzen, Flirren, Flimmern,
Die Buche scheint umweht von grüner Lohe,
Von einem Heil'genschein von Gold und Grün:
So steht sie da mit zauberhaftem Schimmern
So ganz die himmelshehre, himmelshohe,
Gebieterische Waldeskönigin!

Und auf der Höhe, Eines Blickes Beute,
Dehnt sich ein ganzes Land im Sonnenlichte
Vor meiner schönheitstrunk'nen Seele aus;
Wie tritt der Gletscher mir so nahe heute,
Wo noch kein Vorhang grüner Waldesdichte
Verengt die Grenzen dieses Schönheitsbau's!

Du Gletscher, ewigjunger, ewiggreiser,
Der du der Silberlocken stille Ehren
Seit Deiner Kindheit fernen Tagen trägst,
Du von Jahrtausenden erprobter Weiser,
Der du des Dauerns Bild, mich Kraft zu lehren,
Mir formenprächtig in die Seele prägst;

Du, dem die Sonne ihre gelbe, heiße
Gluthstirne, wie um innern Brand zu kühlen,
Auf seine eisgekrönten Scheitel preßt,
Und der doch ungerührt, der schneeigweiße,
Die Feuergöttin mit dem Flammenfühlen
Gleichgiltig Abends wieder ziehen läßt:

Ich schaue dich mit quellendem Entzücken
In Frühlingsluft, in schleierloser, lichter,
Die deine Kanten scharf und klar umgrenzt;
Und dennoch will's mich inniger beglücken,
Wenn dich der grüne Hochwald dicht und dichter
Mit seiner Blätterfülle überglänzt.

Dann kann ich nicht mehr dich weißschimmernd schauen,
Dann ist zu dir der Ausblick waldverwachsen,
Fortspült ein Meer von Grün mir deine Spur;
Doch seh' ich dann in Vollpracht steh'n die Auen,
Die Wälder grün, die Saatenfelder flachsen
Im üpp'gen Vollglanz leuchtend die Natur!

Versink'! Versink'! Mich faßt es sehnsuchtsmächtig,
Dich ew'gen Riesenstein hinwegzutauschen
Für grünes Laub, das einst der Herbst verstreut;
Wohl ist dein Ewigdauern stolz und prächtig,
Doch herrlicher ist noch der Blätter Rauschen,
Das grüne Leben, das der Lenz erneut.

Schon wird es mir, als müßt' ich sinnend lauschen,
Als wüchse hörbar in die Sonnengluthen
Hinein das Grün, das Alles überblinkt:
Durch meine Seele geht ein Wehen, Rauschen,
Als wiegte sie schon all' die grünen Fluthen,
In die die Herrlichkeit von Stein versinkt!

Der Wienerwald.

So weit die Blicke ihre Strahlen senden,
Ist rings das Land mit grünem Wald geschmückt,
Es rauschen Wipfel auf den Bergeswänden,
Mit hehrer Waldnacht ist das Thal beglückt;
Es wallt, als ob ein Meer sich fluthverschwendend
Zu grünen Wogen hier gethürmt, geballt —
Wie bist du schön in stolzer Fülle blendend
Du grüner, zauberreicher Wienerwald!

Die Sonne gießt ihr flammendes Entzücken
Auf deiner Bäume Pracht, dein Blättergrün,
Mit ihrem eig'nen Purpur dich zu schmücken
Läßt sie auf dich ihr Abendroth verglüh'n.
Und ein Erröthen, überströmend, brennend,
Hat jeden deiner Wipfel überstrahlt —
Wie bist du schön, des Himmels Huld bekennend
Du grüner, sonnbeglänzter Wienerwald!

Auf jedem Blatt verglüht ein Tropfen Sonne
Wie ein verzitternd grünes Ampellicht,
Daß dir kein Strahl in die geheimste Wonne
In deine ewigkühlen Schatten bricht.
Wenn so das süße goldige Gefunkel
Auf deine Laubnacht seinen Goldton malt —
Wie bist du schön, umwölbt vom Blätterdunkel,
Du grüner, schattenkühler Wienerwald!

Zum blauen Himmel läßt du mächtig steigen
Die finst'ren Föhren, Stamm an Stamm gedrängt,
So schwarz und wirr, als hätt' in ihren Zweigen
Die Nacht ihr dunkles Lockenhaar verhängt,
So groß, so wild, als sei zu Föhrenbüschen
Die ganze Finsterniß der Nacht geballt —
Wie lockst du uns mit quellendem Erfrischen
Du grüner, föhrendunkler Wienerwald!

Und zu der Föhrennacht, der wildverworr'nen,
Hast du auch heit'res Waldesgrün gesellt,
Hast dir mit Buchen, Licht- und Prachtgebornen,
Die eig'ne düst're Finsterniß erhellt.
Es ist, als wenn ein leises Freudenlächeln
Ein männlich ernstes Antlitz überstrahlt —
Wie blickst du mild im Abendwindesfächeln
Du grüner, buchenreicher Wienerwald!

Und ach, aus deinen Räumen welches Klingen!
Es tönet Amselschlag und Drosselsang,
Als wollte deiner eig'nen Brust entringen
Sich jauchzenden Entzückens üpp'ger Klang,
Als wär's am eig'nen Sein die süße Freude,
Was rings aus deinen Zweigen wonnig schallt —
Wie singt und klingt dein ganzes Laubgeschmeide
Du grüner, liederreicher Wienerwald!





Prosa und Verse

von

G. Kohn.

Kajetan Kosmian,

der letzte Vorkämpfer des Classicismus in der polnischen Literatur.

Kajetan Kosmian, einer der eingefleischtesten Gegner des Romanticismus in Polen, wurde am 31. December des Jahres 1771 geboren und starb am 17. März des Jahres 1856 in Preußisch-Polen.

Sein Leben, so wie er es selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" schildert, ist ein äußerst bewegtes. Der Jüngling, der schon frühzeitig bedeutende Anlagen für die Poesie verrieth, erhielt seine erste Erziehung in einem clericalen Institute, dem jedoch einige Lehrer von nicht geringer Begabung, insbesondere für Poesie, vorstanden. Diese weckten den schlummernden Geist des Dichters, prägten ihm aber zugleich Grundsätze ein, die verderblich auf seinen späteren Gedankengang einwirken mußten. Sie hießen ihn in den römischen Dichtern, in Horaz und Virgil, die Muster aller Vollkommenheit suchen, ihre Redewendungen und ihren Stil getreulich copiren, mit einem Worte, alle Selbstständigkeit in Gedanken und Meinungen abstreifen und zum Nachahmer einer fremden Autorität herabsinken. Das wurde damals classischer Styl genannt und auf Krasicki, Rumszewicz, Trembecki, Kniaźnin und andere Dichter der Stanislai'schen Periode hingewiesen, die dieses Stiles Meister gewesen waren; aber diese Alle hatten am Hofe gelebt, wo nicht das Gefühl, sondern ein verdorbener Geschmack den Maßstab zur Beurtheilung des Wahrhaftschönen bot. Ihrem Beispiele folgen, hieß sich dem Erkenntnisse des

Fortschrittes verschließen und mit seinen Gedanken und Anschauungen sich in eine Periode zurückziehen wollen, die unwiderruflich vorübergegangen war.

Kosmian schildert uns mit lebhaften Farben in seinen „Denkwürdigkeiten" die Ereignisse, deren Augenzeuge er gewesen und die ihn seinen friedlichen Studien entrissen, die dritte Theilung Polens, den Aufstand Kosciuszko's, die Wirren, die anläßlich desselben stattfanden, die Siege Napoleon's, die Bildung des Herzogthums Warschau.

Kosmian war ein warmer Patriot. Wen möchte es Wunder nehmen, daß er sich von den Erfolgen Napoleon's berauschen ließ und die Macht des Despoten und Usurpators, dem er die Aufgabe, ein einiges Polen wiederherzustellen, zumuthete, in begeisterten Lobgesängen feierte? Den kühnen Hoffnungen folgte jedoch nur zu bald die grimmigste Enttäuschung. Der Koloß Napoleon wurde im Kampfe mit Rußland von dem Piedestale seiner Größe gestürzt, er fiel

„Gleich der Ceder auf den Höh'n
Libanons, der stolzen, hehren,
Stürzt' er nieder mit Gedröhn,
Und sein Sturz erschüttert Sphären" —

so singt der Dichter in seiner „Ode auf den Sturz eines Gewaltigen".

Gebeugt durch diese Ereignisse zog sich Kosmian, der sich inzwischen verheiratet hatte, nach Preußen zurück. Er ließ sich auf einem Landgute, welches er dort besaß, nieder. Seine Mußestunden füllte er allda mit Poesie, mit der Erziehung seines Sohnes und mit häuslichen Beschäftigungen aus.

In jener Zeit des Friedens und mitunter des Rückschrittes, der so lange dauerte, in jener Zeit des moralischen Stillstandes, tauchte mit einem Male ein neues Gestirn am poetischen Horizonte auf, das alle anderen zu verdunkeln versprach. Dieses Gestirn war Adam Mickiewicz. Mit unerbittlicher Schärfe griff er, sowie seinerzeit in Deutschland Lessing, die Regeln des falschen Classicismus an. Er fand zahlreiche Bewunderer und Nachahmer, und die Namen Czeczot, Korsak, Odynice, Witriski, Zaleski, Zan sind in der polnischen Literatur noch heutzutage allgemein geschätzt.

Die Classiker erhoben ein Zetergeschrei gegen den Reformator, sie schaarten sich zusammen unter dem Banner Ludwig Osinski's, Professor an der Warschauer Universität, warfen Mickiewicz' Anhängern seichte Ueberproduction, dem Meister selber Barbarismen, Neologismen, Entweihung der Poesie durch Banalitäten und gemeine (d. h. nicht nach Horaz' poetischem Trichter künstlich geschraubte) Ausdrücke vor. Sie wollten, sowie einst Josua, der aufgehenden Sonne des Romanticismus ihr: „Sta sot!" zurufen; aber die Sonne ließ sich nicht aufhalten, der Fortschritt ließ sich nicht eindämmen.

Die Romantiker warfen, und zwar mit größerem Rechte, den Classikern vor, daß sie selber Ursache am Verfalle der Poesie seien, welche sich nicht nach bestimmten Schablonen abgrenzen lasse. Wahre Poesie müsse sich frei bewegen; selbstständig schaffen habe einen größeren Werth, als übersetzen. Das hieß die schwache Seite der Classiker treffen, denn sie hatten bisnun fast nichts als glattgefeilte Uebersetzungen geliefert.

Osiński und Morawski drangen in Kosmian, den kühnen Neuerer Mickiewicz durch ein Originalwerk zu verdunkeln, und Kosmian wagte den mehr als kühnen Versuch, den Sänger der „Ahnen", der „Grażyna", des „Wallenrod" durch sein zwölf Jahre lang sorgfältig gefeiltes Gedicht „von den Vorzügen des Landbaues" in Schatten zu stellen. Ein Versuch, der schmählich mißlang! Der angegriffene Meister fühlte sich so wenig aus der Fassung gebracht durch diesen Angriff mit stumpfen Waffen, als ein Löwe durch das Summen einer Mücke.

Das Jahr 1831 entriß Kosmian seinen poetischen Beschäftigungen. Von der Warschauer Nationalregierung dorthin berufen, nahm er neben Morawski und Wyzyk eine leitende Stelle in ihr ein. Nach Warschau's Falle zog er sich von Neuem in seine stille Einsamkeit zurück, vollendete 1849 das ungeheuere Nationalepos „Stefan Czarneski", an dem er 16 Jahre mit erstaunlichem Fleiße und bewundernswerther Geduld gearbeitet hatte — mit bewundernswerther Geduld, wenn man bedenkt, daß er bereits 78 Jahre zählte, als er es vollendete.

Die Zeit hatte sich geändert, aber Kosmian's falsche Anschauungen über Poesie änderten sich nicht, trotz seiner Freundschaft mit dem Neoromantiker Sigismund Masiński und trotz aller schönfärberischen Behauptungen seines Biographen Lucian Siemieński.

Kosmian schrieb in seinem 81. Lebensjahre seine „Denkwürdigkeiten", die von ungerechtfertigten Angriffen gegen Mickiewicz und die Romantiker strotzen. Kosmian behauptet, junge Menschen, welche kaum erst die Schulbänke verlassen hätten, dürften nicht zur Feder greifen und sollten die Poesie ausschließlich alten und erfahrenen Leuten überlassen. Als ob wahre Poesie, welche ewig jung ist, sich an Rang und Alter binden würde!

Der greise Dichter, der in Schriften und Charakter einige Aehnlichkeit mit unserem Pyrker hat, starb nach vollendetem 85. Lebensjahre, gleich Pyrker gefeierter durch seine Bürgertugenden, als durch seine Gedichte.

Die Ausflucht.

(Aus dem Serbischen.)

Das Morgenroth glänzt, und es kräh'n die Hähne,
Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
Nicht Morgenroth, der Mond nur strahlet, der schöne,
Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Die Kühe brüll'n, ich könnt' mich noch verspäten,
Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
Nicht Kühe brüll'n, Muezzin ruft zum Beten,
Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Hörst du in die Moschee die Türken eilen?
Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
Nicht Türken sind's, nur Wölfe, die so heulen,
Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Mich ruft ein Kind, lass' mich nach Hause gehen,
Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
Kein Kind ruft dich, es ist kein Kind zu sehen,
Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Die Mutter ruft, sie stehet an der Schwelle,
Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
Die Mutter ruft nicht, Niemand ist zur Stelle,
Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.





Christus.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiß.

Von

Ladislaus Neugebauer.

Am Fuße des heil'gen Calvarienmals,
Im Grunde des Thals,
Ein friedliches Strohdach, weit ab vom Gewühl,
Ist jetzt mein Asyl.
Tritt, rosig umschleiert, die Dämmerung ein,
Grüßt, leuchtend aus strahlendem Glorienschein,
Mich unser Herr, Jesus Christus.

Ein Dorfmaler hat hier vor uralter Zeit,
In Einfältigkeit
Gemalt voller Inbrunst, mit stümpernder Hand
Dies Bild an die Wand.
Ob Reif auch und Regen die Farben vertrug,
Das Auge, es lebt, und mit gütigem Zug
Blickt unser Herr, Jesus Christus.

Du Qualenbefreiter am Martergerüst,
Wie selig Du bist!
Zu Dir von des Lebens wildbrausendem Drang
Dringt Duft nur und Sang;
Die wogende Fluth zieht hieher nicht den Pfad,
Und der Wehruf erstirbt, eh' dem Kreuze er naht . . .
O, unser Herr, Jesus Christus!

Wo ich hergekommen, wie anders doch sah
Dort aus es, wie da!
Doch was auch Dir schildern, wie's draußen bestellt?
Du kennst ja die Welt.
Wie einst gibt's auch heut' Pharisäer im Land,
Das Volk heult ... Pilatus, er wäscht sich die Hand ...
Ach, unser Herr, Jesus Christus!

Und die Dich getrieben in Qualen und Tod:
Die irdische Noth —
Ihr ewiges Lied erklinget noch heut'!
Kein Sturmwind erneut
Der Menschheit entnervte, verkommene Rass' ...
Wann nehmen ein Ende doch Elend und Haß?
O, unser Herr, Jesus Christus!





Edelweiß.

Ein Blumenmärchen

von

Alfred v. Zett.

An einem schönen Maientag kroch aus dem weichen Moosteppich am Waldesrand ein Blümchen fein hervor.

Es war das Blümchen Johanniskraut, das da zu neuem Leben erwachte.

Neugierig sah es sich in der lichten Welt um und ergötzte sich an der Schönheit derselben.

Aber nicht gar lange blieb es allein.

Einige Tage nachher, als es des Morgens wieder erwachte und sich soeben den Thau vom Knospenhaupte schüttelte, bemerkte es zu seiner großen Verwunderung und Freude, dicht an seiner Seite, eine holde Gefährtin emporsprossen. Es war das Frühlingskind der Blumen, Herzlieb genannt.

Auch Herzlieb sah sich nach seinem Erwachen verwundert und freudig um, und als es Johanniskraut so nahe bei sich bemerkte, winkte es ihm holdselig freundlichen Gruß zu.

Das war nun ein süße Lust und Wonne, die Maienluft zu athmen, und dem Gesange der Vögel zu lauschen. Und ach, nach so langem Winterschlafe wieder einmal warmen Sonnenschein zu empfinden! Fast machte das Uebermaß von Wohlbehagen und Seligkeit die Blumenbrust der Beiden zerspringen. Doch dies geschah nicht, sondern Herzliebchen und Johanniskraut rafften sich empor, kräftigten sich und trugen bald darauf schöne Knospen.

Das war eine eigenthümliche Geschichte.

Die beiden Blümchen standen so nahe nebeneinander... Ist es wohl zu verwundern, daß sie mit der Zeit gute Bekannte, und noch mehr als dies wurden?

Des Tags über ergötzten sie sich an der Schönheit und Frische der Natur. Beide verstanden sie die Sprache der Vögelein und da erlauschten sie denn so manches süße Liebeslied derselben. In der Waldesstille hörten sie außerdem so manches andere noch: wie, zum Beispiel, die Tannen und Fichten liebeflüsternd mit den gefederten Zweigen rauschten; wie die drolligen Eichkätzchen mit einander kosten; wie selbst die Mücken, Käfer und tausend andere Insecten sich in neckischem Reigen ergötzten. Sahen sie nun gar hinaus auf die buntfärbige, blumendurchwirkte Flur, so konnten sie dort an dem lustigen Treiben der einander sich haschenden Schmetterlinge leicht bemerken, wie es auch dort nicht anders war, als im Walde drinnen, wo sich so viele Creaturen in Liebe umschlangen.

Was aber das unschuldig reine Gemüth Herzliebs zumeist berührte, und ihm zu denken gab, war ein schönes Menschenpaar, ein jungfräulich schüchternes Mädchen und ein starker Jüngling, die alltäglich an den Waldesrand kamen, und oft, sehr oft in ihrer Nähe sich niederließen.

Ach wie wunderseltsam schön sie war, die herrliche Maid! Herzlieb konnte dieselbe nicht genug schauen, und selbst in der Nacht, wenn es schlief, mußte es oft von ihr träumen. Das war aber auch das Schönste, was es je gesehen. So schön, zart und hold die Blumen selbst sein mochten, keine war, wie dieses Mädchen. Ihr Haar schien aus Sonnengold geflochten zu sein; ihr Augenpaar war ein göttlicher Wiederschein des blauen Himmels, so tief, so tief und geheimnißvoll entzückend wie jener; ihre Wangen und Lippen Rosenblätter, und ihrer schönen Zähne Schmelz wie Perlenglanz frischgefallenen Morgenthaues. Ach, und wenn die Maid dann sprach, und, wie sie es manchesmal that, ein Lied sang! So lange Herzlieb die Stimme dieses Mädchens noch nicht gehört, glaubte es, das Schönste müssen die Lieder der befiederten Sänger sein. Doch dann, dann, als es diese Maid vernahm, war ihr selbst der Nachtigallen Sang nicht vergleichbar, mit demjenigen, dieser.

Nicht so sehr gefiel Herzlieb der Mann. Dieser war so ernst und finster. Nur selten lachte er und da schimmerte es so unheimlich aus der unergründlichen Tiefe seiner dunklen Augen. Doch Herzlieb verstand es nicht, die Schönheit des Mannes zu würdigen. Die Maid stand dem Gemüthe der Blume näher, und deßhalb konnte diese so viel Zuneigung zu derselben fassen.

Was mochte es doch nur sein, was sie einander so zärtlich sagten? dachte sich Herzlieb, wenn es das Gespräch der Beiden anhörte. — Das Blümchen vernahm wohl die Worte, doch konnte es dieselben nicht deuten.

Ach, es waren so süße, schöne, innige Worte! Mit wunderlichen Empfindungen erfüllten diese das Herz der holden Blume. Das war wie Sehnsucht, Wonne und süßes, süßes Weh.

Herzlieb blieb aber nicht immer auf demselben Standpunkte der Entfaltung. Es wuchs immer mehr empor, wurde immer größer und eines schönen Sonnentages stand es in Blüthe da. Es trug ein duftig weißes Kleid, doch auch noch etwas anderes — im Herzen.

Johanniskraut, das älter war, als Herzliebchen, hatte schon lange den Vögelein, Tannen und Fichten, Eichkätzchen, Mücken und Käfern und den Schmetterlingen es abgelauscht, was sie miteinander trieben. Auch verstand es, was die Maid und der Jüngling einander sagten. Da begann es den auch nach Art der andern Herzliebchen süße, schöne, innige Worte zuzuflüstern, ja, selbst einige Zweiglein und Ranken streckte es weiter aus, und umschlang mit diesen seine Gefährtin, die so wunderschön, hold und rein war. Herzliebchen konnte nicht widerstehen, und eines Tages, da ihrem zarten Kelche zum erstenmale süßer Duft entstieg, durchrieselte ein wonniges Empfinden ihr Herz. Huld und Liebe waren in dasselbe gezogen; sie neigte sich hin zu Johanniskraut und ward dessen Herzgeliebte.

Nun wußte auch Herzliebchen, was die Vögelein, Tannen und Fichten, die Eichkätzchen, Mücken und Käfer und die Schmetterlinge mit einander trieben. Auch verstand es nun, was die zarte Maid und der starke Jüngling einander sagten.

* * *

Oh, wie süß waren nun die Tage der beiden Liebenden! Es waren echte Maien- vielmehr Wonnetage, die sie zusammen verlebten. Vom frühen Morgen, wenn sie erwachten und den Thau in sich sogen, bis auf den Abend konnten sie sich nimmer genug erzählen, nimmer genug Liebesworte zuflüstern, nimmer genug mit einander kosen und scherzen.

Es war gerade so wie bei dem Menschenpaare, das sich küßte und liebkoste, als wollte es nimmer ein Ende nehmen.

So verrann der schöne Mai, es kam der Sommer und auch dieser wollte nicht ewig währen.

Eines Tages, — der Himmel war so düster, graue Regenwolken hingen auf demselben; allenthalben zuckte ein auffl ackernder Blitzstrahl, und der Donner grollte so entsetzlich, — also, eines solchen Tages kam wieder die Maid mit dem Jüngling an den Waldesrand.

Aber was war das nur heute? Der Jüngling trug diesmal ein buntes Gewand mit glänzenden Knöpfen daran, auf dem Kopfe hatte er einen schimmernden Helm, und auf den Absätzen seiner hohen Stiefel klirrende

Sporen — fast hätte er Herzliebchen und Johanneskraut die Köpfe abgetreten. Auch war er heute nicht wie sonst schweigsam und ernst, sondern schier fröhlich und heiter. Die holde, liebreizend schöne Maid hingegen war traurig und voll Weh. Sie weinte so bittere Thränen aus den schönen Augen, daß sie diese nicht genugsam trocknen konnte. Dann umschlang sie den Jüngling mit beiden Armen, lehnte ihr trauriges Köpfchen auf dessen Brust und schluchzte, schluchzte. Beinahe wollte der Junge auch weinen, doch da wäre sein bunter Rock vielleicht fleckig geworden und so tröstete er nur die Maid. Dann ging er von dannen und das weinende Mädchen schaute ihm lange nach. Lange, lange noch hatte sie ihm nachgeschaut; schon längst war er im Walde verschwunden und noch immer stand sie da, bis es dann spät wurde und sie heimging.

Was mochte doch nur geschehen sein?

Noch viele, viele Tage kam die Maid an den Waldesrand, doch immer allein.

Ihr Geliebter war Soldat geworden, nach der Stadt gezogen und dort hatte er ihrer vergessen. Treulos verliebte er sich dann in eine Andere und überließ die arme Maid ihrem Schmerze. So oft diese an den Waldesrand kam, weinte und seufzte sie daher immer. Mit der Zeit kam sie dann seltener, endlich blieb sie ganz aus. Eines Tages trug man sie in einem weißen Sarge, dem ein langer Zug schwarzgekleideter Menschen folgte, hinaus, hinaus, dorthin, wo es so stille ist und nur die Winde schmerzlich geisterhaft stöhnen.

* *
*

Herzliebchen und Johanniskraut wuchsen mittlerweile noch immer zusammen weiter und die Liebe beider war ebensogroß als sie selbst. Dies blieb aber nicht immer so.

Gegen die Mitte des Sommers begann Johanniskraut schneller emporzuschießen und als der Sommer bereits seinem Ende nahte, fing es an, sich in Blüthe zu entfalten, bis es eines Tages mit gelber Blumenkrone prächtig dastand. Johanniskraut konnte wohl einigermaßen stolz sein, denn es stand nun hoch über alle anderen Blumengefährten in schönster Blüthe, während jene bereits dahinzuwelken begannen.

Aber, was mochte nur geschehen sein?

Herzlieb war wohl neben Johanniskraut klein geblieben, aber deßhalb brauchte es sich nicht zu grämen, denn Johanniskraut liebte es ja noch immer; nur war es jetzt zu viel in Anspruch genommen; alle Schmetterlinge, Käfer und Bienen, hauptsächlich jedoch letztere, huldigten ihm so viel. Herzlieb wußte dies nicht und glaubte sich von Johanniskraut verabscheut und

vergessen. Wie war dies aber auch anders möglich? Stand doch nun Johanniskraut so hoch und erhaben über das kleine Herzliebchen, daß dieses nur scheu zum früher in der Liebe gleich großen Gefährten emporblicken konnte. Herzlieb dachte an die Maid; ach und es zog die Trauer ein in ihrem Blumenherzen!

Nicht lange währte dies.

Als die Blumenkönigin auf ihrem Wege, den sie alljährlich vor Eintritt der kalten Jahreszeit zu ihren Unterthanen macht, um diese für die Wintertage in Schlaf zu zaubern, auch bei Herzlieb vorbeikam, klagte dieses derselben ihr Leid. Die Blumenkönigin, deren Liebling Herzliebchen gewesen, war davon ergriffen und versprach dem Blümchen die Erlösung.

In einer Mondennacht war es. Die Blumenkönigin hatte ihren Boten, ein leuchtendes Käferlein, zu Herzlieb gesandt. Das Käferlein berührte mit seinem Zauber Herzliebchen und dieses ergriff hierauf ein Todesschauer. Bald war's vorbei! Herzlieb neigte vor Weh das Blumenhaupt zur Erde nieder und starb — ein Opfer seiner Liebe und Trauer.

* * *

Es kam der Herbst. Graue Wolken jagten am düsteren Himmel dahin, rauhe Stürme fegten über die Erde und schüttelten das entfärbte Laub von Baum und Strauch. Die Vögelein im herbstlich durchschauerten Walde verstummten. Auf Wiesen und Matten nickten die Blumen ein und neigten sich zum Winterschlafe hin.

Johanniskraut verlor im Sturme seine gelbglühende Krone, die, verdorrt und zerknittert, ihm vom Haupte gerissen wurde. Doch es machte sich nichts daraus, denn es wußte gut, daß nun der Winter komme und mit ihm die Zeit des Schlafes und Traumes. So schlief denn auch Johanniskraut als eines der letzten im Reiche der Blumen ein und diesesmal mit Freuden, denn es erinnerte sich an Herzlieb und dachte sich, daß dieses am nächsten Frühlingstag mit ihm erwachen werde. Oh, welch süßer Gedanke, Herzlieb, Herzlieb, das zarte Frühlingskind wiedersehen zu können, der Vögelein Lieder zu hören und am Sonnenschein sich zu entzücken! Das war aber nicht so. — Wohl kam der Frühling wieder, und mit ihm erwachten die Vögelein und Blumen, aber unter letzteren war Herzliebchen nicht.

Was mochte doch geschehen sein?

Johanniskraut wartete, wartete, doch vergebens. Es spähte ringsum nach Herzlieb aus, dieses war aber nirgends zu finden. Johanniskraut nahm sich dies sehr zu Herzen und als dann die Blumenkönigin, wie alljährlich auf ihrem Wege, um die Blumen in ihrem Reiche zu begrüßen, auch bei ihm

vorbei kam, trug es dieser sein Leid vor. Doch die Blumenkönigin wendete sich von Johanniskraut ab und erhörte sein Flehen nicht. „Du warst Herzliebchens nicht werth," sagte sie, „denn Deine Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, mit der Du es neben Dir beinahe vergessen, gab es dem Kummer preis. Das verdient Strafe und deßhalb sollst Du Herzlieb nimmer sehen!" Sprach's, und überließ Johanniskraut seinem Schmerze und der brennenden Sehnsucht nach seiner Gefährtin.

Seitdem weint Johanniskraut immerfort blutige Thränen, was man leicht beobachten kann, wenn man es pflückt und die Blüthe zwischen den Fingern drückt.

* * *

Nun will ich noch erzählen, was mit Herzlieb geschah.

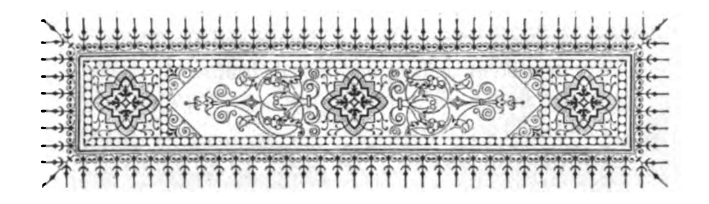
Nachdem dieses seinem Kummer erlegen, nahm es das leuchtende Käferlein mit sich und brachte es der Blumenkönigin in den Schoß. Diese erklomm nun mit dem Blümchen einen hohen, hohen Berg, etwa den Triglav, oder einen anderen, und als sie auf der höchsten Spitze desselben angekommen war, pflanzte sie Herzliebchen dort in die Erde.

Nun rief die Blumenkönigin Herzlieb wieder in's Leben zurück. Süß duftend schlug es seinen weißen, zarten Blumenkelch auf, doch alsbald erinnerte es sich an Johanniskraut und wieder zog die Trauer in sein Herz. Kalt war es auf der Höhe, die ringsum Schnee bedeckte, und ein frostiger Windhauch traf das Blumenkind. Zitternd schloß es seinen Kelch und versank in dumpfen trauernden Trübsinn.

Die Blumenkönigin bemerkte dies und sah ein, Herzlieb werde nimmer genesen, so lange das Weh in dessen Herzen verbleibe. Schnell beugte es sich zu dem Blümchen hinab und mit einer Zauberbewegung nahm es ihm das Herz weg. Sofort hörte das Blümlein auf zu duften, doch zitterte es noch vor Kälte. Da riß die Blumenkönigin von ihrer weißen Sammtschleppe ein Stückchen ab und hing es dem Herzlieb als schützendes Mäntelchen um. O, wie schön wieder Herzliebchen war! Es hatte nun all' sein Leid vergessen, und stand an süßem Reiz beinahe gleich der Blumenkönigin so herzentzückend lieb und hold da, daß diese selbst voll Bewunderung es betrachtete.

„Sollst von nun an meine Schwester sein!", sagte die Blumenkönigin und küßte innig das Blümchen. „Erhaben sollst Du über alle anderen Blumen sein und selten wie die Auserwählten der Welt, die dieselbe beherrschen! Edel bist Du als meine Schwester, als solche sollst Du, wie ich, den weißen Königsmantel tragen und darum heiße von nun an: Edelweiß!"





Frühlingserwachen.

Von

Fritz Graf Messey-Bielle.

Noch schläft an ihrem Winterschlaf die Welt,
Holdlausch'ges Träumen ruht auf Wald und Feld;
Kein Windhauch, keines Blättchens Fall —
  Auf Halm und Zweigen
  Ein banges Schweigen
  Allüberall.

Da naht der Lenz sich leise, leichtbeschwingt,
Und wie wenn fernher süß ein Lied erklingt,
Horcht Alles nun auf Erden auch;
  Ein frohes Regen
  Schwillt allerwegen
  Im Frühlingshauch!

Da quillt aus jedem Zweiglein frisches Grün
Und Wald und Busch erfaßt ein stürmisch' Blüh'n;
Vom Thal erschallt bis nach den Höh'n
  Das mächt'ge: Werde!
  Und auf der Erde
  Wird's, ach, so schön!

Vom Vogelsang, der hell frohlockend hallt,
Vom Blüthenduft, der sinnberauschend wallt,
Wem schlüg' nicht heißer da die Brust?
  Der krankt an Wunden,
  Der nie empfunden
  Solch' eine Lust!

Wenn, seiner Kindheit Unschuldsbann entschwebt,
Das junge Menschenherz verlangend bebt
In nie geahntem Sehnens Drang.
Dann steht's geschrieben,
Daß für sein Lieben
Die Stunde klang.

Und unaufhaltsam stürmt es jetzt im Blut,
Bricht da aus zweier Augen Zauberglut
Der Liebe gold'ner Sonnenschein;
Und reich beladen
Mit tausend Gnaden
Der Lenz zieht ein.

O, Du mein holdes Lieb', Dir sei geweiht
In dieser wonn'gen Herzens-Maienzeit
All' meiner Jugend Sehnsucht mild und wild;
Durch all' mein Leben
Soll mich umschweben
Dein Engelsbild!

*

Ich sang es einen Wonnemond
Im wunderholden Maien —
Kein Hexensprüchlein kann uns da
Gen Liebeszauber feien!
Der Vogel singt sein Herzelied,
Die Blüthen träumen trunken —
Da glüht auch in der Menschenbrust
Der schöne Götterfunken!





Soldatensprüche.

Von

Julius Lothar.

Der Fahne mein Auge, dem Führer mein Ohr,
Dem Feind meine Stirne, wie ich es beschwor.

Meinem Kaiser treue Liebe,
Seinen Feinden Schwerterhiebe.

Der Feldherr wie der gemeine Soldat,
Die tapfer für ihr Banner gefallen,
Sie wallen denselben ruhmvollen Pfad,
Empor zu Walhallas glänzenden Hallen.

Mein Schwert, mein Muth, die Kameraden,
Sie sind mein Gut von Gottes Gnaden;
Durch diese Leh'n Vasall der Ehre,
Wollt' ich vergeh'n, wenn's anders wäre.

Der Gefahr die Brust, der Furcht den Rücken,
So allein kann man sich Lorbeer'n pflücken.

Bei Entschlüssen niemals schwank,
Tapfer wie ein Löwe,
Pfeilschnell wie die Möve,
Herz und Ehre spiegelblank;
Seinen Höhern fügsam,
Doch kein feiler Knecht,
Nüchtern und genügsam,
Zaglos und gerecht,
Und ein treuer Kamerad,
So bewähr' sich der Soldat.

Selbstverleugnend Mühsal, Noth
Unerschrocken tragend,
Sich am liebsten schlagend,
Wo zunächst Gefahr und Tod;
Nie belohnungssüchtig,
Doch stets lobenswerth;
Und als brav und tüchtig
Allerseits geehrt
Bis sein Sterbestündlein naht,
So bewähr' sich der Soldat.

Ein rühmliches Leben, den Tod in der Schlacht,
Wenn das mir gegeben, ward reich ich bedacht.

Es ist die Liebe zum Landesherrn
In's Herz gleich dem Glauben an Gott uns gelegt
Und uns sein Name der leuchtende Stern,
Dem freudig man folgt und unentwegt.
Und ob ihn Mancher dem Bild nach nur kennt,
Er theilt mit ihm Gefahren und Noth
Und Vaterland und Landesherrn nennt
Begeistert er Eins bis in den Tod.

Ruft auf's Schlachtfeld euch die Pflicht,
Denket nicht der fernen Lieben,
Die daheim zurückgeblieben,
Denkt auch eurer selber nicht;
Denkt nur einzig eurer Fahn',
Und mit Gott dann d'rauf und d'ran.

Der Erste voran und der Letzte zurück,
D'rauf baue der Krieger im Felde sein Glück.

Wie das Beil in Bergesschacht
Weckt das Gold, das schlummernd ruht,
Weckt der Donnerruf der Schlacht
Des Soldaten Heldenmuth.

Eh sterben als weichen auf blutiger Bahn,
Das führt über Leichen zum Lorbeer hinan.



Zu spät.

Eine Erzählung

von

Gabriele Adler.

Athemlos stürmte ein Livréediener um die Ecke des Karlsplatzes nach der Behrendstraße, bei dem flackernden Lichte der schon zur Hälfte verlöschten Laterne nach den Hausnummern spähend.

Vor einem Gebäude von, wenn auch nicht stattlichem, so doch anständigem Aussehen, hielt er still, mit wuchtiger Hand die Klingel ziehend, daß ihr greller Schall weit durch die verödete Gasse drang. Alsbald ließ sich Schlüsselgeklirr vernehmen und der Hauswart, in dessen verschlafenem Gesicht sich Neugierde, Zorn und Schreck über diesen ungestümen Appell malte, öffnete den schweren Thorflügel.

— Um Gotteswillen, ist der Arzt zu Hause? Doctor Wörner? — fragte der Diener rasch durch den Spalt über die Schwelle schlüpfend.

— Nun, wo soll er denn sonst sein, der solide Herr, bei so nachtschlafender Zeit? — antwortete der Cerberus in entrüstetem Erstaunen, fand jedoch nicht Zeit zu weiteren Bemerkungen, denn der Diener hatte rasch einen Wachsstock an seiner dumpfigen Talgkerze entzündet und eilte nun mit der Frage — wie viele Treppen hoch? — durch den Hausflur. — Drei Treppen hoch, gleich links die Thür — konnte er ihm nur mehr nachrufen.

Auch hier zog der Diener die Klingel in gleich ungestümer Weise, doch mit schlechterem Erfolge. Niemand schien zu hören. Zum zweiten und

dritten Male riß er heftig an, gleich vergeblich; endlich als zum vierten Male beinahe der Griff in seiner Hand blieb, antwortete ein leises Geräusch, und als er ganz aufgebracht nochmals anzog, antwortete eine kräftige Männerstimme: — Ja, ja, sogleich!

Der Besitzer dieser Stimme war Doctor Wörner selbst, der sich zu dem Luxus, einen Diener zu halten, noch nicht aufgeschwungen hatte. In den zwei Jahren, die verflossen, seit er sich als praktischer Arzt etablirt, hatte er so oft wachend und schlafend von einem nächtlichen Glockenruf geträumt, der ihm eine ärztliche Carrière feierlich einläuten sollte, daß er ihn, als er jetzt endlich doch erschallte, als ein Traumgebilde betrachtete und sich ruhig nach der anderen Seite wandte, bis ihn endlich die Vehemenz des Geklingels eines Besseren belehrte, so daß er mit einem mächtigen Satze aus dem Bette sprang und sich hastig in die Kleider warf.

Wörner war ein höchst intelligenter junger Arzt, der von seinen Collegen, wie ehemaligen Professoren als eine ungemein vielversprechende Kraft erkannt und geschätzt ward, dem es aber bei gänzlichem Mangel an Verbindungen sehr schwer wurde, in der Praxis Fuß zu fassen.

Aus der Provinz nach der Residenz gewandert, hatte er so eifrig seinen Studien obgelegen, daß er weder Zeit noch Gelegenheit gefunden, gesellige Beziehungen anzuknüpfen. Auch als graduirter Doctor hätte er diesen Mangel nicht allzu schwer empfunden, da sein auf universelle wie specielle Ausbildung gerichteter Sinn ihn stets in Thätigkeit erhielt, wenn er nicht auch den weit schlimmeren, den Mangel an Patienten in sich gefaßt hätte. Zwar mangelte es ihm nicht an Patienten überhaupt, allein seine Clientel recrutirte sich aus Kreisen, in denen, wie einer seiner Collegen sich zart ausdrückte, „das Behandeln verlorene Liebesmüh'!“ Nicht allein, daß für die schönsten Curen ein „Vergelt's Gott!“ sein einziger Lohn, der gutherzige junge Arzt schaffte nicht blos den Rath, sondern oft auch die Mittel zu seiner Ausführung. Medicamente und Lebensmittel, herbei, so daß sein kleines elterliches Erbtheil schon bedenklich zusammenschmolz, ohne daß sich noch Aussicht auf eine pecuniär fruchtbringendere Wirksamkeit bot. Eugen Wörner war unfähig, für sich selbst Reclame zu machen und sein ruhiges, in sich gekehrtes, ja etwas schüchternes Wesen zog nicht die Aufmerksamkeit auf sich. Gemeinhin nimmt die Menge die Leute für das, was sie selbst aus sich machen, eine plumpe Naivität, welche die Charlatane über dem Wasser und eine Anzahl verdienstvolle Leute im Verborgenen hält. Wörner's „unpraktisches Wesen“, wie es einige seiner praktischer begabten Collegen nannten, reihte ihn zu den letzteren. Er behauptete oft lachend, irgend Jemand müsse ihn mit dem bösen Blick behext haben, und dieser Zauber halte alle bemittelten Leidenden von ihm fern; der betreßte Diener, der — sprichwörtlich — mit einem Nachtruf die ärztliche

Carrière in höheren Kreisen inaugurire, gehe, dadurch abgehalten, stets an seiner Thür vorüber, zu einem glücklicheren Collegen.

Auch als er jetzt dem Ruf der Klingel folgte und die Thür öffnete, war er gewärtig entweder die Waschfrau zu sehen, deren Kind am Scharlach erkrankt, oder die Frau des armen Holzknechtes, der schon im letzten Stadium einer Lungenkrankheit darnieder lag.

Als er weder der Einen noch der Anderen, sondern der Verkörperung seiner Träume und Wünsche, des Livréedieners, ansichtig wurde, konnte er ein lautes, lustiges Lachen um keinen Preis unterdrücken.

Der Gegenstand, der es hervorgerufen, blickte ihn ganz verblüfft an und rief:

— Um Himmelswillen! ist das zum Lachen, wenn unser Fräulein sich den Arm verbrannt hat? — Und sich zur vollen Würde einer sechs Schuh drei Zoll hohen Vorzimmer-Karyatide aufrichtend, erklärte er: — Commerzienrath Schröder lasse den Herrn Doctor bitten, unverweilt in sein Haus zu kommen, der Beschädigten ärztlichen Beistand zu leisten.

Wörner hatte augenblicklich den der Sachlage entsprechenden Ernst wiedergefunden und folgte dem Diener eilig nach einem jener prachtvollen Häuser, welche den Karlsplatz zieren.

Der Portier stand am Thore und ließ die sehnlich Erwarteten ein. Auf der Treppe kam ihnen eine Dienerin entgegen mit der Bitte: — Nur schnell, nur schnell, Herr Doctor, das Fräulein ist einer Ohnmacht nahe!

Von ihr geleitet, trat der junge Arzt in ein großes, hohes Gemach, dessen dunkle Tapeten und schwere Sammtvorhänge das Licht, das von einer Lampe auf dem Kamin und einigen Kerzen am offenen Clavier ausging, zu verschlingen schienen, so daß er einen Augenblick stille stand, um sich zu orientiren. Ein alter Herr, der heftig im Zimmer auf und nieder ging, kam sogleich auf ihn zu und führte ihn zu einer Causeuse, auf der ein junges Mädchen in leichter weißer Gewandung lag.

— Da sehen Sie das Unglückskind, das noch auf den Einfall kommen muß zu musiciren, wenn alle vernünftigen Leute schon lange schlafen — sagte er mit halb vor Angst, halb vor Zorn bebender Stimme. Beim Notenumblättern hat der weite Aermel ihres Nachtgewandes Feuer gefangen und der Arm — — sehen Sie nur selbst.

Die über die Leidende gebeugte Mutter hob die Compressen von dem verletzten Glied und Wörner sah, daß der rechte Vorderarm arg gesengt war, und daß sich über das Handgelenk eine starke reifartige Brandwunde zog.

— Paula hatte ein Armband, einen Goldreif am Arm — erläuterte die Mutter — sie vermochte in ihrem Schreck nicht es sogleich aufzubringen.

Es war beinahe glühend, als sie es löste. Ach, das arme Kind muß fürchterlich leiden.

Wörner betrachtete die Wunde sorgsam und traf ruhig und umsichtig seine Anordnungen.

Während die Baumwolle und verschiedene andere Gegenstände, welche er zu einem zweckmäßigen Verband bedurfte, herbeigebracht wurden, gewann er erst Zeit, die Beschädigte, über deren Lippen noch kein Laut gekommen, zu betrachten.

Eine schlanke Mädchengestalt, die nicht viel über das Mittelmaß ragen mochte, zeigte sich seinen Blicken. Der Kopf, von einem dichten, dunkeln Lockengewirre umrahmt, wurde von dem stark aufgebauten Nacken stolz getragen. Die Gesichtszüge waren regelmäßig, aber ein wenig hart, und die schmalen Lippen preßten sich — im unterdrückten Schmerzgefühle — herb zusammen. Große dunkle Augen starrten geradeaus vor sich hin und contrastirten mit der gelblich bleichen Hautfarbe. Das Mädchen litt offenbar heftige Schmerzen und that sich Gewalt an, keinen Klagelaut zu äußern. Ein paar rothe Flecken auf den Wangen bezeugten, daß das Wundfieber sich einzustellen beginne.

Mit geschickter Hand legte Wörner einen lindernden Verband an, welcher der Leidenden wohlzuthun schien, denn sie athmete wie erleichtert auf und sagte mit einer wunderbar klangreichen Stimme: — Ich danke Ihnen!

Nun ordnete Wörner an, daß man die Patientin zu Bett bringe und wollte sich empfehlen mit der Bemerkung, das Weitere dem Hausarzte überlassen zu wollen.

— Nicht doch, nicht doch, — antwortete der alte Herr, ihn in ein Nebengemach ziehend. — Sie müssen noch bleiben und Ihre Meinung über den Unglücksfall aussprechen. Ist die Beschädigung schwer, bedenklich? Sprechen Sie ungescheut.

— Die Verletzung ist sehr schmerzhaft, da eben innen am Handgelenk die Nervenbündel zusammenlaufen, doch glaube ich, ist keine der Sehnen so arg beschädigt, daß man ein Steifbleiben des Gelenkes befürchten müßte. Allerdings hängt dies vom Grade und weiteren Verlauf der Entzündung ab. Sicher wird sich ein ziemlich heftiges Wundfieber einstellen — —

— Fürchten Sie in dieser Beziehung? — fragte der Commerzienrath angstvoll.

— Durchaus nicht. Das ist ein Fall, der, wie stürmisch er auch auftreten mag, einem so jugendkräftigen Organismus nichts Ernstes anzuhaben vermag. Wie gesagt, ein Steifbleiben der Beugmuskel ist das Schlimmste, das zu befürchten wäre, und auch das scheint mir nur eine Möglichkeit, keine Wahrscheinlichkeit.

— Nun, wenn es weiter nichts ist! — athmete der alte Herr auf und fuhr in seltsam heiterem Tone fort — dies wäre vielleicht so gar übel nicht, es könnte selbst sein Gutes haben. Ein Eingriff des Himmels wäre es zu nennen. Sie müßte es erkennen und damit hätte aller Unsinn ein Ende! — Der Commerzienrath, der vor wenig Augenblicken noch so angstbeklommen ausgesehen, rieb sich die Hände wie ein Mann, dem erwünschte Botschaft zugekommen.

Wörner sah ihn verwundert an und wollte abermals seinen Rückzug antreten, doch Schröder widersetzte sich dem und erklärte, da sein Hausarzt kürzlich gestorben sei, bäte er ihn, die Behandlung seiner Tochter zu übernehmen.

Eugen erklärte sich durch eine leichte Verbeugung dazu willig und verschrieb einen beruhigenden Trank. Währenddem kam die Mutter herzu und meldete mit beängstigter Miene, daß die Patientin zu Bett gebracht worden, sich aber unablässig auf dem Kissen herumwerfe und keine Ruhe zu finden vermöge.

Dieser Zustand verschlimmerte sich noch wesentlich im Laufe der Nacht; das Fieber steigerte sich außerordentlich, die Kranke lag mit brennenden Wangen und wildstarrenden, weitaufgerissenen Augen da und sprach irre. Die Mutter saß weinend am Bette und der Commerzienrath ging, auf den weichen Teppichen unhörbar, auf und nieder, immer wieder vor dem Krankenlager seines einzigen Kindes stehen bleibend und den angstforschenden Blick auf den Arzt richtend. Wörner's ruhige, zuversichtliche Weise war den Eltern eine große Beruhigung während dieser schweren Nachtwache; auch bemerkten sie dankbar, daß er die Leidende nicht allein unablässig sorgsam beobachte, sondern auch öfter durch eine Anordnung, ja auch durch kleine Handreichungen ihren Zustand zu erleichtern suchte. Wie sorgsam er den verletzten Arm bettete und das nasse Tuch an den Schläfen der Fiebernden festdrückte! Doch weder die kalten Ueberschläge, noch die kühlenden Tränke schienen die Fiebergluth zu lindern, die Irr-Reden der Kranken wurden immer häufiger und leidenschaftlicher. Der Vater legte die Hand schwer auf die Schulter des Arztes und fragte mit bebender Simme:

— Ist sie in Gefahr?

— Nein, — erwiderte Wörner — das Fieber ist zwar weit heftiger, als ich es erwartet hatte — das Fräulein scheint ungewöhnlich erregbar, — da es jedoch im Uebrigen vollkommen gesund ist, hat es keine Gefahr damit.

— Gott sei Dank! — murmelte der alte Herr und setzte seine Zimmerpromenade fort.

Paula aber wurde immer unruhiger; plötzlich setzte sie sich auf, riß das nasse Tuch von der Stirne und schleuderte es weit von sich. Einen

Augenblick schien sie zu horchen, dann hob sie mit mächtiger Altstimme den Beginn jener wundervollen Arie an, in der Orpheus sich vermißt, Eurydice aus dem Hades zu befreien. Mit dem wilden Aufschrei: „Ich laß' Dich nicht!" verstummte sie nach mehreren Tacten, um in ein leises Schluchzen zu verfallen.

Wörner war von den ergreifenden Tönen tief betroffen und starrte nach dem seltsamen Mädchen hin, bis die grollende Stimme des Vaters seine Aufmerksamkeit auf diesen lenkte. Der alte Herr stand mit verschränkten Armen am Bette seiner Tochter, die Zornesader an der Stirne hoch aufgeschwollen, und rief:

— Verwünscht sei das Singen! Wäre sie lieber stumm geboren. — Die Mutter legte abwehrend die Hand auf seine Schulter und sagte in leisen, versöhnendem Tone:

— Versündige Dich nicht an unserem Kinde! Grolle ihm nicht! —

— Grollen? Verstoßen, ausgestrichen aus meinem Herzen ist sie, wenn sie in ihrem Starrsinn beharrt. Was liegt ihr an alledem, wenn sie nur singen kann. Diese Fieberphantasien verrathen ihr Herz; sie denkt nicht an den alten Vater und sein gerechtes Zürnen, nicht an Gehorsam und Versöhnung, sondern nur an das Bühnenvolk, mit dem selbst nur zu sprechen sich zu meiner Zeit ein ehrbares Mädchen geschämt hätte. Und daran trägst Du die Schuld, die Du dem Kinde nichts wehren konntest und es in sein Verderben rennen ließest. Ja wohl, tausendmal, tausendmal besser wäre es gewesen, wenn Du sie stumm geboren hättest.

Schmerzhaftes Wimmern der Kranken unterbrach ihn. Die heftigen Bewegungen beim Aufsitzen, hatten den leidenden Arm aus der günstigen Lage gebracht und das Mädchen schrie in Schmerz auf, ohne jedoch zum Bewußtsein zu kommen. Eugen war ängstlich bemüht, wieder Linderung zu schaffen; die Mutter weinte still, und der Vater beugte sich über die Kranke und flüsterte halb unbewußt Schmeichelnamen, die er wohl ehdem dem einzigen Kinde oft gegeben haben mochte.

Die Nacht verlief in Irr-Reden, Schmerzgewimmer und angstvollem Lauschen; erst gegen Morgen verfiel die Leidende in unruhigen Schlummer.

Eh' Wörner das Haus verließ, zog er den Commerzienrath zur Seite und sagte eindringlichen Tones zu ihm:

— An sich ist der Zustand Ihrer Tochter nicht bedenklich; doch muß ich ernstlich bitten, jede Gemüthsbewegung zu vermeiden. Die außerordentliche Intensität des Fiebers ist durch die Brandwunde nicht bedingt; es scheint moralische Erregung dazu mitzuwirken und diese nicht zu steigern, ist zum Mindesten ebenso wichtig, wie der Gebrauch der Medicamente. Gemüthsbewegung während des Wundfiebers könnte leicht eine Krankheit herbeiführen, ungleich gefährlicher als dieses selbst.

Der alte Herr schien heftig erwidern zu wollen, bezwang sich jedoch, und drückte dem jungen Arzte dankbar die Hand.

Der Zustand Paula's war einige Tage lang Besorgniß erregend; sie lag entweder in dumpfem Schlafe hin, oder sprach irre. Die Eltern wichen nicht von ihrem Bette und der Vater verrieth, mehr noch als die Mutter, durch sichtbare Zeichen seine tiefe Herzensangst. Umsomehr mußte es Eugen befremdem, als seine Patientin in die Reconvalescenz trat, eine auffallende Kälte und Herbheit im Verkehr zwischen Vater und Tochter zu gewahren. Vergeblich suchte die Mutter zu vermitteln; ein Unausgesprochenes schien jeden gesprochenem Worte eine giftige Spitze zu verleihen.

Einstweilen verkehrte Wörner viel mit der Familie. Anfangs veranlaßte ihn die Angst der Eltern, seine Besuche häufiger zu wiederholen als nöthig war, und später führte ihn gegenseitige Werthschätzung oft in das Haus. Seine ruhige Bestimmtheit, die Sorgfalt ohne Aengstlichkeit, mit der er jedes Symptom erwog, sein klares, Vertrauen erweckendes Wesen hatten der Eltern Herz, wie ihre Achtung gewonnen. Ueberdies noch schätzte der Commerzienrath den weiten und geschärften Blick des jungen Mannes, der für Alles warmes Interesse empfand und in vielen Richtungen tüchtige Kenntnisse besaß, der nicht nur gut zu sprechen, sondern auch gut zu hören verstand und so jene echte Toleranz bewies, die nicht minder von Herzens- als von Geistesbildung zeigt. Es war ein Steckenpferd des alten Herrn, den Handel in seiner weitesten Ausdehnung, als das Alpha und Omega im Völkerleben, darzustellen. Alles Andere sei nebensächlich, von untergeordneter Wichtigkeit, ja nicht selten vom Uebel. So die Künste, die eine Spielerei seien, welche die Menschen von Ernsterem und Edlerem zerstreuen und dem Geiste eine frivole Richtung geben, indem sie die Phantasie auf Kosten des Verstandes nähren. Das Abstracte schien ihm nicht minder nutzlos und verderblich; dagegen erklärte er seine Achtung vor der Naturwissenschaft, die Wechselwirkung derselben mit dem Handel betonend, den er als den eigentlichen Culturträger pries, der die Bahn nach allen Punkten der Erde eröffne, das Bindeglied zwischen allen Völkern bilde. Der Kaufmann habe dem Forscher die Wege gebahnt, durch ihn wieder wurde sein Wirken über den Erdball verbreitet, und der Handel sei der Keim, wie die Blüthe aller Völkerwohlfahrt. Das war das Thema, das er fortwährend, jedoch mit Scharfsinn und mit dem Ernste der innigsten Ueberzeugung, variirte.

Wenn auch Wörner in diesen Ideengang nicht einzustimmen vermochte, so war er doch himmelweit von jedem ähnlichen Fachfanatismus entfernt. Ihm war der ausschließliche Specialismus eine Einseitigkeit, die nicht nur im Allgemeinen gefährlich sei, sondern sogar im Besonderen verderblich zurückwirke. Der Zusammenhang im organischen Leben galt ihm im socialen

Körper, wie im menschlichen, als das Wesentliche; nur am Leichnam, meinte er, sei der einzelne Theil ein gewissermaßen als selbstständig zu Betrachtendes. Mit ganzer Seele seinem Berufe hingegeben, besaß er doch die volle Würdigung für jede andersgeartete Thätigkeit. Von diesem Standpunkte aus waren ihm die Erläuterungen des enthusiastischen Handelsherrn von wahrhaftem Interesse. Die Einflußnahme und Wechselwirkung zwischen dem mercantilen und politischen, wie civilisatorischen Aufschwung war ihm — der bisher dem Handelskreise fern gestanden — noch nie so lebhaft vor Augen getreten. Seine eingehenden Fragen zeugten von so viel Verständniß, als Interesse, und wenn er dem Commerzienrathe in manchem Punkte auch noch so entschieden entgegentrat, so lag doch eine so aufrichtige Hochachtung für die Ziele und Bestrebungen desselben in der Ablehnung ihrer alleinseligmachenden Bedeutung, daß der kriegslustige alte Herr nicht, wie sonst bei jedem Widerspruche, aufzubrausen vermochte. Gewöhnlich endete die Controverse damit, daß der alte Mann den jungen Arzt auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Schade, Sie hätten verdient ein Kaufmann zu werden!" Der Jünger Aesculap's nahm dies Bedauern mit gutmüthigem Lächeln hin, was ihm vor Allem das Herz der Frau Schröder gewann.

Als Paula's Zustand sich gebessert hatte, wurden diese Gespräche nicht selten in ihrem Zimmer geführt. Sie nahm nie Theil daran, ja Anfangs schienen sie ihr entschieden unangenehm zu sein. Den Auslassungen des Vaters gegenüber, die ihr wohl auch schon viel bekannt sein mochten, verriethen kleine nervöse Handbewegungen eine gewisse Ungeduld, wo nicht Unduldsamkeit; den Erwiderungen Wörner's bot sie zuerst eine enttäuschte und etwas verächtliche Miene, allmälig jedoch schien sie seinen weiteren Gesichtspunkt zu erfassen und den Schwung seiner Anschauung gewahr zu werden. Mochte sie auch vom entgegengesetzten Standpunkte so wenig wie ihr Vater das Zusammentreffen der idealen und realen Strebungen in einen Brennpunkt möglich halten, so sah sie doch ein ungeahntes Gleichgewicht derselben in dem jungen Manne, der so fest und klar Interessen verfocht, die ihr unverrückbar schienen. Mit immer steigender Aufmerksamkeit lauschte sie den Gesprächen der Männer und gar manchmal verrieth eine Bewegung, daß es sie dränge, sich daran zu betheiligen; aber ein Blick auf den Vater genügte, sie wieder in ihre scheinbare Apathie zu bannen.

Paula's herrliche Stimmmittel, ihre ungewöhnliche musikalische Begabung hatten ihr eine, wenn auch entgegengesetzte, so doch nicht minder ausschließende Richtung gegeben, als jene des Vaters war. Ihr galt nur eine ideale Welt; die reale meinte sie, als von Gemeinheit angekränkelt, verachten zu müssen. Im natürlichen Rückschlag steigerte der Fanatismus des Vaters den ihrigen, immer schroffer standen sich ihre Anschauungen und

Bestrebungen gegenüber. Der alte Herr gehörte zu jenen, denen ihre Kinder „Kinder“ bleiben bis an's Lebensende. Die selbstständige Gestaltung im Charakter seiner Tochter verletzte ihn auf's Tiefste in seiner, wie er meinte, von der Natur geheiligten Autorität, während anderseits das Mädchen sich durch die individuelle Rechtlosigkeit, die ihm der Vater vindiciren wollte, auf's Tiefste empört fühlte. So riß eine Kluft zwischen den Beiden ein, welche die Mutter vergeblich durch ihr vermittelndes Wesen auszufüllen suchte und hüben und drüben griff Erbitterung Platz. Der alte Herr, der im Grunde seines Herzens mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seinem Kinde hing, hielt es unter seiner Würde, etwas davon zu verrathen und Paula's Liebe zu ihm trat immer mehr und mehr in den Hintergrund, wenn sie nicht gar verebbte; denn sehr junge Menschen sind von schroffer Gefühlsintoleranz und einer Heftigkeit in Anschauung und Empfindung, die kein Mittelmaß kennt.

Wörner's, durch Beobachtung geschärftem Blick konnte die Sachlage nicht entgehen und er muthmaßte, daß der Conflict zwischen Vater und Tochter wohl unmittelbar vor dem Brandunfall einen acuten Charakter angenommen habe.

Das eigenartige Wesen des Mädchens hatte sein Interesse, seine Phantasie gewaltig angeregt und er betraf sich unzählige Male im Tage darauf, an Paula zu denken. Sie sprach wenig, aber prägnant, und die fast vehemente Lebhaftigkeit ihres Tones contrastirte mit der Seltenheit ihrer Aeußerungen, die Eugen stets wieder und wieder erwog, wie ein wissenschaftliches Problem. Er erschrak beinahe, als er gewahrte, wie sehr das Mädchen, das er jedoch zu seiner Beruhigung weit mehr interessant als liebenswürdig fand, ihn beschäftige.

Allein dieser Trost sollte ihm nicht lange bleiben. Eines Tages hatte er sich bei einigen Krankenbesuchen verspätet, denn wirklich hatte der Livréebediente einen Aufschwung seiner Praxis eingeläutet; mehrere Familien aus dem Schröder'schen Bekanntenkreise consultirten den jungen Arzt, aus dem der so lobkarge Commerzienrath ein wahres Wunder machte, und er kam erst, als Schröder bereits auf dem Comptoir war. Schon im Vorgemach flutheten herrliche Tonwellen an sein Ohr, und als er in Paula's Wohnzimmer trat, fand er sie am Clavier; den rechten Arm nach Vorschrift noch in der Schlinge, begleitete sie mit der Linken in leisen Accorden die tiefergreifende Arie, in der Fidelio das Geschick Florestan's beklagt. Ihr ganzes Wesen schien verwandelt; die großen, dunkeln Augen leuchteten auf in Begeisterung, und die sonst starren Züge belebten sich zu hoher Schönheit. Wörner lauschte festgebannt, und mit einemmale flammte es ihm vor die Seele, daß dieses Mädchen nicht allein liebens-, sondern geradezu anbetungswürdig sei, und daß er ihm seinen vollen Tribut zolle.

Als Paula geendet hatte, wandte sie sich um und gewahrte Eugen in seiner Verzückung. Eine an Triumph grenzende Befriedigung malte sich auf ihrem Gesichte und sie nahm die wenigen, aber tief gefühlten Worte der Bewunderung, die er beinahe mit Anstrengung äußerte, freudig auf.

— Ja — erwiderte sie auf seinen Glückwunsch zu ihrer herrlichen Begabung — nächst dem Schaffen eines so wunderbaren Kunstwerkes ist wohl das Interpretiren desselben das höchste Glück auf Erden, dem kein anderes gleich kommt, für das kein anderes zu entschädigen vermag.

Es mischte sich ein Ton der Herausforderung in diese Entgegnung, der Wörner eine passende Erwiderung erschwert hätte, wäre er nicht durch den Eintritt Frau Schröder's derselben überhoben worden. Die Mutter freute sich des Eindruckes, den das Talent der Tochter hervorgebracht und forderte sie auf, dem Doctor mehr noch vorzusingen; er habe es durch seine sorgsame Pflege schon um sie verdient.

Paula war ohne jegliche Ziererei dazu bereit, wenn er nämlich mit dem verstümmelten einhändigen Accompagnement vorlieb nehmen wolle. Sie sang eine Arie der Azucena aus dem „Trovatore", und Wörner war nun von ihrem leidenschaftlichen Feuer hingerissen, wie vordem von ihrer weihevollen Innigkeit ergriffen. Sie sang das effectvolle Tonstück mit glänzender Bravour und schien der italienischen Gesangsweise ebenso vollkommen Meisterin, wie im stylvollen Vortrag classischer Musik.

Wörner besaß nicht die Gabe viel sprechen zu können, wo er tief empfand. Kurz nur dankte er der Sängerin, die jedoch feinfühlig genug war, seine warme Bewunderung aus den kargen Worten heraus zu empfinden und ihn freundlich bat, selbst zu wählen, was er noch hören wolle. Ein Blick voll tiefer Dankbarkeit lohnte ihr, und Wörner erbat sich ein Lied, ein Mendelssohn'sches Lied.

— Ein Lied? Ja, wenn Sie wollen, — sagte Paula, die dunkeln Locken lebhaft zurückschüttelnd — aber keines von Mendelssohn; ich singe seine Lieder nicht gerne und nicht gut. Ich bin keine lyrische Natur. Zartes Empfinden läßt mich ungerührt, es bedarf gesteigerter Affecte, dramatischen Lebens, um mein ganzes Ich in Mitleidenschaft zu ziehen. Wollen Sie Schubert'sche Lieder? Den „Erlkönig", den „Wanderer"? Das sind Dichtungen, welche die ganze Seele in Bewegung setzen.

Und sie sang diese beiden Lieder. Wörner war auf's Tiefste erschüttert, so lebhaft zauberte sie ihm die Scene vor den Sinn. Er meinte das Säuseln des Windes in den dürren Blättern zu vernehmen, den bleichen Knaben zu sehen, gebettet in des Vaters Arm. Jetzt ertönte seine Klage, und des Erlkönigs lockende Stimme, des Vaters beruhigendes Trosteswort und nun der bange, gelle Weheruf, und dann die Schlußstrophe kalt und düster wie ein

Leichenstein. Kaum minder dramatisch gestaltete ihr Vortrag die Seelenpein des glücksuchenden Wanderers.

Paula schloß das Clavier und ihre Mutter wendete sich gegen den jungen Arzt, der stumm, das Haupt auf die Hand gestützt, in einem Fauteuil saß. Die gute Frau schien ein wenig enttäuscht durch seine vermeintliche Gleichgiltigkeit; sie ahnte nicht, welch' mächtiger Sturm in seinem Inneren tobte. Das junge Mädchen aber mochte etwas davon wahrnehmen, denn warmer Schein trat in seine Augen, eine leichte Röthe in seine Wangen. Es machte sich mit dem Ordnen der Noten zu schaffen und suchte die Mutter dabei in's Gespräch zu ziehen.

Eine Weile nützte Eugen die ihm so gewährte Freiheit; dann raffte er sich auf und — ohne weiter mit einem Worte des Gesanges zu erwähnen — erkundigte er sich in formellerem Tone als seit langem nach dem Befinden der Reconvalescentin. Er untersuchte mit ärztlicher Trockenheit den beschädigten Arm, erklärte die Besserung so weit vorgeschritten, daß die Schlinge bald entbehrlich und die Beweglichkeit wieder hergestellt sein würde, und empfahl sich. Vergeblich suchte Frau Schröder ihn zurück zu halten. Als er das Zimmer verlassen hatte, bemerkte sie etwas ärgerlich:

— Der Doctor scheint doch gar nichts von Musik zu verstehen, und was noch schlimmer ist, keine Freude daran zu haben. Ich verstehe auch nichts davon, fühle aber doch, was schön ist. Der junge Mann ist sonst so geweckt; wer hätte es gedacht, daß er gerade für Musik so stumpf sei?

— Meinst Du, Mutter? — entgegnete Paula mit leuchtenden Augen und einem seltsamen Lächeln. — Nun, ich für meinen Theil verlange mir nie bessere Hörer.

Wie sehnsüchtig auch Wörner das Bedürfniß nach Alleinsein empfand, es sollte ihm jetzt nicht so gut werden; denn als er die Straße hinunterging, stieß er auf den Commerzienrath, der ihn sogleich über die Tochter befragte. Der Arzt sprach seine Befriedigung über die fortschreitende Besserung aus und versicherte, daß nun jede Sorge über das Steifbleiben des Gelenkes behoben sei. Damit meinte er sich frei zu machen; aber ganz im Gegentheil. Der Commerzienrath legte mit plötzlich verdüsterter Miene den Arm in den seinen und führte ihn, mit der Bemerkung, er habe nothwendig mit ihm zu sprechen, nach dem Hause zurück. In seinem Zimmer angelangt schritt er mehrmals heftig, wie im Kampfe mit sich selbst, auf und nieder und hub dann an:

— Wie sehr ich mich auch in mich selbst abgeschlossen glaubte, es ist mir doch Bedürfniß mich auszusprechen, und zu Ihnen, junger Freund, zieht mich das Vertrauen mächtiger, als zu manchem alten Lebensgenossen, vor

dem ich mich auch wohl schämen müßte. Sie dachten jetzt wohl, dem alten Vater eine rechte Herzensfreude zu bereiten mit der Versicherung, daß sein Kind nicht strupirt sei? Wenn Sie mir die Nachricht gebracht hätten, es sei verkrüppelt, dann hätten Sie mir eine Last vom Herzen genommen! Denn dann wäre das Mädchen vom Verderben gerettet. — Er schöpfte mühsam Athem um fortzufahren. — Zur Vereinfachung des Geschäftsganges habe ich meine Tochter, um eine Erbschaft anzutreten, vor zwei Jahren mündig sprechen lassen. Das benützt sie jetzt, um mich, mein Haus zu verlassen und um sich, wie sie sagt: „der Kunst zu widmen", — das heißt Comödiantin zu werden!

Der alte Herr stöhnte laut auf, während Wörner sich wie von einem Schlag getroffen fühlte.

— Sie erschrecken? nicht wahr? — fuhr der Commerzienrath fort — ein Mädchen aus gutem Hause, dem jeder Wunsch erfüllt wird, verläßt die Eltern, um sich unter eine leichtsinnige Bande zu mischen und zur Belustigung einer fremden, frechschaulustigen Menge zu gaukeln! Als ich ein Kind war, begrub man diese Leute nur in einem abgelegenen Winkel auf dem Friedhof und nun soll mein eigen Fleisch und Blut zu diesem Gelichter zählen.

— Oh, nicht doch, — fiel Wörner schmerzlich ein — nicht so; unter allen Verhältnissen wird Fräulein Paula sich edel bewähren. Sie gehen zu weit gegen den Stand. Wie oft schon habe ich Ihnen in diesem Punkte entgegengestellt, daß dies Vorurtheil einer vergangenen Zeit längst überwunden, daß echte Kunstjünger auch social — —

— Möchten Sie eine Tochter, eine Gattin, eine Geliebte haben, die sich auf die Bretter stellt, um dort vor aller Welt zu tragiren und sich dem ersten Besten, weil er ein Tenor ist, in pleno publico an den Hals zu werfen? Sehen Sie, selbst der Fremde zuckt zusammen bei dem Gedanken; was soll nun erst der Vater sagen, an dessen Haus und Namen nie noch ein Makel geklebt hat? Ach, es ist um toll zu werden! — und der heftige alte Mann schlug sich an die Stirne, daß es dröhnte.

— So gedenken Sie — — es Paula endgiltig zu verbieten? — fragte Eugen mit bebender Stimme.

— Das ist es ja eben, was mir die Schamröthe in die Stirn treibt und das Herz mit Entrüstung erfüllt; mein Verbot ist dem Kinde, das ich in Sorge und Liebe gehegt und gepflegt, wie der Hauch des Windes. Was ist ihm das gebrochene Herz, die gekränkte Ehre des alten Vaters gegen den schmeichelnden Applaus eines fremden Haufens? Sprechen Sie mir nicht von Kunstsinn und Begabung! Kann sie nicht singen daheim nach Herzenslust, muß sie die Eltern verlassen? Der Teufel der Eitelkeit ist's, der sich in ihrem

Herzen festgewurzelt; und Du — zu seiner Frau gewendet, die leise eingetreten war und mit gefaltet niederhängenden Händen an seiner Seite stand — Du hast ihn genährt und groß gezogen, bis er jetzt Dich wie mich daraus verdrängt. Wie oft sagt' ich Dir: dies und jenes ist nicht nothwendig, nicht gut für ein Weib! Aber das Mädchen mußte Alles lernen, um nicht von den anderen Modepuppen verdunkelt zu werden. Du warst eines reichen Handelsherrn Tochter; ich habe Dich vom Spinnrädchen zum Altar geholt und Du hast nicht mehr gewußt, als für eine gute Hausfrau nöthig ist, bist mir aber ein braves, beglückendes Weib gewesen allezeit. Allein nicht genug mit dem vielen Lernen; es mußte die Paula sich auch produciren vor aller Welt, und das war eine helle Freude, wenn ihre Stimme von Krethi und Plethi bewundert wurde. Damit stieg ihr der Hochmuth zu Kopf; die braven Männer, die um sie warben, waren ihr zu nüchtern, zu prosaisch, zu gemein und nun wird sie statt einer ehrbaren Hausfrau eine — Comödiantin.

— Geh', Vater, sprich nicht so — schluchzte die alte Frau. — Weil unser Kind anders geartet ist als wir, muß es ja nicht schlecht sein. Die Sonne ist darum auch nicht schlecht, weil sie mehr als Einen bescheint, und wenn Gott der Paula die wunderbare Stimme gegeben hat, so ist es gewiß nicht gegen seinen Willen, wenn Viele Freude daran haben. Du willst ja doch nur, daß das Kind glücklich werde, so laß' es seinem inneren Zuge folgen, wie wir ihm gefolgt sind, als wir für's Leben die Hände ineinander legten. Und dann sieh', jetzt werden sie nicht mehr als Comödianten gescholten, sondern als Künstler gefeiert und Grafen und Fürsten sind stolz, wenn sie die Hand einer echten Künstlerin gewinnen.

— Was Fürsten und Grafen, — brauste der alte Mann jähzornig auf — und ihr Ehrbegriff! Der alte Paul Schröder hat den seinen, und wenn sein Kind über die Schwelle seines Hauses schreitet, um den Pranger — ja, so nenne ich die Bühne — um den Pranger zu betreten, dann ist es ihm auch fürder verschlossen und der alte Mann hat kein Kind mehr und will — so wahr mir Gott helfe — seinen Namen nimmer hören, geschweige denn es jemals wieder sehen. Sie weiß es und soll wählen.

Frau Schröder rang die Hände und wandte sich an Wörner:

— So helfen Sie mir doch, bitten Sie für das unglückliche Kind, das seine Härte zur Verzweiflung treibt.

Eugen öffnete den Mund, allein es kam kein Ton aus seiner Kehle; der Empfindungssturm, der ihn seit einer Stunde durchwühlte, überwältigte ihn und er barg stöhnend das bleiche Antlitz in den Händen.

Eigener Schmerz macht scharfsichtig für fremden. Schröder machte in seinem ruhelosen Auf- und Niederwandeln einen Augenblick Halt vor dem jungen Arzte, und sagte im Tone warmer Theilnahme:

— Armer, junger Freund! Hüten Sie sich, Ihr Herz an das Mädchen zu hängen; es versteht es nicht, Sie oder irgend einen ehrenwerthen Mann zu würdigen. Das Weib, das so weit der Gefallsucht verfallen, um der Sitte selbst zu trotzen, das ist auch dem Teufel verfallen. Was ist Liebe und Leben eines Einzelnen, sei er noch so trefflich, gegen den berauschenden Beifall der wüsten Menge? Nein, wie Paula selbst sagte, sie taugt nicht für ein „zahmes Glück". Was nützen Ihnen meine Wünsche? Sie sehen ja den bis in den Staub gedemüthigten Vater, der gestehen muß, daß er vor seinem Kinde machtlos sei.

— Nicht doch, Vater, — suchte Frau Schröder mit schüchterner Stimme einzuwenden — Deine Härte, Deine Strenge allein wollt' ich sagen, weckt ihren Trotz. Sieh', das Kind ist Dir nachgerathen, so recht von Deiner Art; es hat seinen festen Sinn, der sich aufbäumt, wenn man ihm schroff entgegentritt. Versuch' es doch mit Liebe, mit einem guten Wort. —

— Ho, Ho, soll ich da bitten, wo mir zu befehlen ziemt? — flammte der alte Herr wieder auf. — Soll ich schmeichelnd flehen, daß mein Kind nicht abweichen möge von des Hauses Zucht und Sitte? Wenn das so üblich in Eurer modernen Welt, dann taugt der alte Schröder nichts mehr darein.

— Und dennoch um Ihrer selbst, wie Paula's willen — bat Wörner — thun Sie keinen Machtspruch, der eine Rückkehr unmöglich machen würde.

— Wenn Paula einmal die Bühne betreten, dann gibt es für sie keine Rückkehr mehr in's Vaterhaus. Sie hat die Wahl. — Damit verließ der Commerzienrath das Zimmer.

— Ach, lieber Doctor, — hob die Commerzienräthin zu jammern an — versuchen doch Sie Ihren Einfluß auf das Mädchen. Ich weiß, es ist Ihnen gewogener, als irgend Einem; hat es doch gerade jetzt, obwohl Sie kaum den Mund aufgethan, erklärt, es verlange sich nie einen besseren Hörer. Unsere besten Wünsche sind mit Ihnen.

Wörner rauschte das Blut in die Schläfen.

— Wie soll ich es vermögen, Paula von einem Entschluß abzubringen, den Sie vergeblich bekämpfen? Ja, wenn es mir mit der Zeit gelänge —

— Ach, Zeit hat es ja eben nicht mehr. Gerade vor dem Brandunfall hat ja das unglückliche Kind durch Vermittlung seines Gesangslehrers ein Gastspielengagement in Berlin eingegangen, und sobald es hergestellt ist, wird es dasselbe antreten und uns verlassen für immer und immer. Ach Gott! Ich werde mein Kind dann niemals wieder sehen, denn der Vater geht nie von seinem Wort zurück.

— Sie werden die Tochter doch begleiten? Das junge Mädchen nicht schutzlos in die Welt hinaustreten lassen? — fragte Wörner angstvoll.

— Schutzlos, nein, lasse ich mein Kind nicht ziehen, aber ebenso wenig laß' ich den Mann im Alter allein, der mich in der Jugend gefreit. Eine ehemalige Erzieherin, eine brave ältere Französin, wird Paula begleiten. Nein, ich könnt' den Vater nicht verlassen in seinem tiefen Unglück, denn, wenn er auch hart und streng und vielleicht sogar ungerecht ist, er hängt doch mit ganzer Seele an dem Kinde. Als es uns nach zehnjähriger Ehe geboren wurde, da weinte er vor Freude und wie seinen Augapfel hat er es seither gehalten.

— Oh, dann muß er sich auch zu milderen Maßnahmen bewegen lassen.

— Da kennen Sie ihn schlecht. Er ist in seiner Liebe gekränkt, das verzeiht er nie. Nein, meine letzte, einzige Hoffnung ist auf Sie gerichtet, daß Sie das Mädchen bewegen können, von seinem Vorhaben abzustehen.

Schwer vermochte Wörner sich von der jammernden Mutter loszumachen und nur, nachdem er ihr gelobt hatte, mit Paula zu sprechen.

Endlich fand er sich in seiner Stube allein. Wirr wogten Gedanken und Empfindungen in ihm auf und nieder. Wie sehr hatte sich die Welt in ihm binnen wenigen Stunden verändert. Er, der immer in vollkommenem Gleichmaß jede Regung erwogen, beherrscht, fühlte sich nun wie von einer Sturmwoge überfluthet, von Leidenschaft überwältigt.

Wochenlang war er neben dem Mädchen hergegangen und hatte vermeint, in ihm nur eine interessante Studie zu gewahren, bis mit einemmale der Zauber ihrer Stimme ihm offenbarte, daß es sein ganzes Sein beherrsche.

Und wie ganz verschieden war das abgeschlossene, störrige, dunkeläugige Wesen von dem sanften, blonden Mädchenideale, das er in mancher schönen Stunde sich erträumt! Beinahe mußte er lächeln, als ihm dies bloße Traumgebild in Erinnerung trat. Wie reizlos und schablonenhaft erschienen ihm nun alle Frauengestalten, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet, neben der mächtigen Willenskraft in Paula's Charakter im Vergleich zu ihrem genialen Schwunge! Ach ja, das war das Weib, das ihn mit magischer Gewalt für immer an sich gefesselt, nach dem er mit ganzer Seele und ach! Vergeblich verlangte.

Der Mutter verheißungsvolle Andeutungen klangen ihm leer. Er hatte Paula's hochfahrendes Wesen gegen andere Männer nie gesehen und ihre Zurückhaltung — die doch hauptsächlich durch ihre Stellung zum Vater hervorgerufen war — persönlich gegen sich gemünzt erachtet. Und wie konnte er sie gewinnen, jetzt, da sie so ganz erfüllt war von ihrem

Vorhaben? Aber, über kurz oder lang, gewinnen **mußte** er sie; das stand in seinem Inneren fest.

Nach langem Sinnen faßte er den Vorsatz, zwar sein Frau Schröder gegebenes Wort einzulösen, aber dabei von seinen persönlichen Gefühlen nichts zu verrathen. Er hatte nur wenig Hoffnung, Paula's Entschluß zu erschüttern, doch wollte er es um ihret- wie seiner selbst willen versuchen, denn wenn er auch weit davon entfernt war, des Commerzienraths Vorurtheil zu theilen, so widerstrebte es doch auch ihm, das Idol seines Herzens in gewissem Sinne der Oeffentlichkeit und den tausend Fährlichkeiten und Chicanen des Bühnenlebens preisgegeben zu sehen.

Obwohl Frau Schröder in scheinbar ungesuchter Weise die jungen Leute nun öfter allein ließ, fand Wörner doch mehrere Tage lang keine ihm passende Gelegenheit, mit Paula zu sprechen. Das Mädchen war ganz unbefangen und sprach mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Prägnanz über Alles, das er anregen mochte, so daß Eugen von der Spannkraft ihres Geistes und der Vehemenz ihrer Empfindungen, wie der Selbstständigkeit ihrer Anschauungen oftmals betroffen ward. Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß sie jener eigenthümlichen Weichheit und Herzensanmuth entbehre, die dem Weibe so hohen Reiz verleiht; allein die durch Idealismus geadelte Energie ihrer Fühl- und Denkweise übte einen Zauber auf ihn, der ihn über diesen Mangel hinweghob.

Endlich fand sich die theils gewünschte, theils gefürchtete Gelegenheit. Paula musicirte nur, wenn der Vater vom Hause abwesend war; nach längerer Pause traf Wörner sie zum ersten Male wieder am Clavier. Nachdem sie ihm Mehreres vorgesungen, sagte er plötzlich:

— Fräulein Paula, dem Wunsche Ihrer Mutter, wie dem Drange meiner innigen Theilnahme gehorchend, muß ich mir die Erlaubniß erbitten, mit Ihnen sprechen zu dürfen über Ihr Vorhaben, sich auf der Bühne der Kunst zu widmen.

Das Mädchen, dessen schlanke Finger über die Tasten irrten, erröthete bis in die Stirne und trotzig den Kopf zurückwerfend fragte es:

— Hat auch mein Vater mit Ihnen darüber gesprochen?

— Auch Ihr Vater hat dem Schmerze über Ihr Vorhaben Ausdruck gegeben.

— Nun, das ist wieder ein Pröbchen von Eltern- und Kindesrecht, — rief Paula heftig; — mir haben sie das Wort abgenommen, eh' ich den letzten entscheidenden Schritt thue, Niemandem von meinen Zukunftsplänen zu sprechen, wohl in der Hoffnung, daß er nie zur Ausführung kommen werde; allein sie halten sich durch das schwere Opfer des Heimlichthuns, das sie mir aufgeladen, nicht gebunden. Daran erkenne ich den Vater; die

Eltern haben nach ihm nur Rechte und keine Pflichten, die eine ausgenommen, ihre Kinder groß zu füttern und die Kinder wieder haben nur Pflichten und keine Rechte.

— Sie sind wohl zu herb, — warf Wörner ernst ein. — Hat Ihr Vater davon Erwähnung gethan, so war das der Schmerzensschrei eines gepreßten Herzens, das zu springen drohte, wenn er ihm nicht Luft mache. Er kann es eben nicht ertragen, Sie verlieren zu sollen.

— Und doch — rief das Mädchen störrig — hat er vor kaum einem halben Jahre noch einem Freier aus New-York, einem außerordentlich reichen Handelsherrn, warm das Wort geredet. Da hätte es das gepreßte Vaterherz verschmerzt, wenn auch der Ocean zwischen uns gelegen wäre; weil ich aber das Glück in meiner Weise suche, droht es zu brechen. Wenn sich dieser Widerspruch mit Ihrer Logik vereint, gut! Die meine vermag es nicht, ihn zu bewältigen.

— Und doch löst er sich so leicht. In dem einen Falle hätte Ihr Vater nach seinem besten Wissen und Gewissen Ihr Glück gesichert gesehen, und darum das Opfer — wenn auch mit schwerem Herzen — zu bringen vermocht; im andern sind Sie seiner besten Ueberzeugung nach dem Unglück, oder doch mindestens der Unbefriedigung geweiht, und d a s kann er nicht verschmerzen.

— Das klingt recht schön, in Wahrheit aber ist es doch ein wenig anders. Weil in der Bibel steht: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, um Deinem Manne zu folgen", haben die Leute sich gewöhnt, diese Trennung ohne jegliche falsche Sentimentalität, ja mit wunderbarem Leichtsinn über sich ergehen zu lassen. Wehe aber, wenn ein Mädchen nicht geneigt ist, aus einem Joch in's andere zu schlüpfen, wenn es seine eigene Bahn gehen will, um das Glück zu finden, das allein es lockt; dann ist es nicht nur unweiblich, sondern auch ein unentschuldbarer Frevler am Elternherzen. Es wird einzig als eine Art Hausthier betrachtet, dessen Freiheit so weit reicht als der Strick, den man beliebig länger oder kürzer knüpft, und wenn es in wildem, verzweifelten Drange, nach schweren Kämpfen sich losreißt, dann ist Jeder bereit, ihm einen Stein nachzuwerfen. Nun, da auch Sie diese hübsche Mission übernommen haben, erfüllen Sie dieselbe in Gottes Namen und lassen Sie mich hören, daß das Vorhaben, mich der edelsten Kunst zu weihen, gegen alle Gesetze Gottes und der Natur widerstreitet und mich zu den Verworfenen gesellt.

Paula sprach mit einer Bitterkeit, welche Wörner tief schmerzte; durch äußerste Ruhe in seiner Haltung suchte er ihren Groll zu dämpfen.

— Sie fühlen wohl selbst, — lautete seine Entgegnung — wie sehr Sie übertreiben, und Sie kennen meine Anschauungen nun genügsam um zu

wissen, daß ich weder im Vorurtheil befangen bin, noch dem Rechte des Weibes oder Individuums überhaupt entgegentreten möchte. Und dennoch erscheint mir Ihr Beginnen ein Wagniß, das so Hohes auf's Spiel setzt, daß die Frage entsteht, ob der Gewinn den Einsatz lohnt. Auch in anderer Weise noch erscheint mir Ihr Schritt nicht ganz gerechtfertigt. Ihre Eltern verlangen nicht von Ihnen, daß Sie Ihr herrliches Talent brach legen und dem hohen Genusse, den es Ihnen bereitet, entsagen sollen; es ist ja nur eine Beschränkung in seiner Ausübung, die sie wünschen. Und wird der enthusiastische Beifall der Menge, denn dieser muß Ihnen werden, Sie für die Zärtlichkeit Jener entschädigen, die bisnun mit jeder Faser Ihres Seins verwebt waren?

— Das ist, weil man's nicht glaubt, daß das Weib eines idealen Berufes fähig sei. Sie erzählten uns neulich, daß Ihr Vater Sie dem Rechtsstudium bestimmt habe, Ihre Mutter Sie dagegen der Kirche weihen wollte, daß es Ihnen jedoch unmöglich gewesen wäre, sich dem einen oder anderen Berufe zu widmen; die Naturwissenschaft sei Ihr Beruf, das hätten Sie schon als Knabe empfunden und ihm seien Sie gefolgt. Mein Vater rief „Bravo!“ und Sie schienen keine Gewissensbisse zu empfinden. Ich aber, weil ich ein Weib bin, soll keinen inneren Ruf vernehmen, ihm nicht folgen!

— Habe ich nicht eben betont, daß Sie ja Ihre Kunst im Elternhause nach Herzenslust und zur hohen Freude der Ihren pflegen können, und daß ich eben darum Ihren Entschluß nicht zu begreifen vermag?

— Sollten Sie, ein geübter Diagnostiker, noch nicht bemerkt haben, daß mein Talent nach plastischer Gestaltung ringt und in ihr gipfelt? Hab' ich es doch an Ihnen selbst erprobt! Glauben Sie, ich habe es nicht gewahrt, daß das einfache Lied, das ich endlich auf Ihr Andringen gesungen, Sie kalt gelassen; ich ehre Sie für dieses richtige musikalische Empfinden, während ich Sie mit anderen Tonstücken ergriffen habe? Ich brauche Raum zu dramatischer Gestaltung, in ihr finde ich Beseeligung; das heißt nicht allein interpretiren, sondern auch schaffen, also das Höchste leisten, und darnach verlangt mein ganzer Sinn. Warum können sich die Meinen nicht mit mir daran freuen? Sie sprechen geringschätzig vom Beifall der Menge! Als ob nicht jede Bethätigung des Erfolges bedürfte, um nicht zu erlahmen, als ob nicht jedes Machtgefühl süße Befriedigung gewährte! Es ist ein Hochgefühl zu wissen, zu sehen, daß meine Stimme die Herzen höher schlagen macht, die Affecte, die sie malt, auf den Gesichtern der Hörer widergespiegelt zu finden und diese über sich selbst hinaus, einem Höheren entgegen zu heben. Es ist das auch eine Mission und wahrlich keine unedle, wie es eine Freude ist, eine reine Freude, fern der kleinlichen Eitelkeit, die mein Vater darin zu sehen meint.

— So glauben Sie denn fest im Berufe der Sängerin Ihr Glück zu finden und dadurch für jedes andere vollgiltig entschädigt zu werden?

— Ja, das fühle ich.

— Nun so sei Gott mit Ihnen; ich will nicht mehr dagegen sprechen! — rief Wörner schmerzlich.

In Paula's Augen leuchtete es eigenthümlich auf und sie reichte ihm — zum ersten Male — die Hand. Die Mutter, die eben in's Zimmer trat, knüpfte an diesen Anblick Hoffnung, ward jedoch rasch enttäuscht. Paula aber war von diesem Tage an verändert gegen Wörner; ihr Ton gegen ihn war wärmer, vertrauensvoller als gegen irgend jemand Andern, und in der halben Stadt erzählte man sich's, die stolze, reiche Paula Schröder würde sich dem jungen Doctor Wörner verloben. Dieser hatte nun Mühe den Anforderungen, die an seine ärztliche Kunst gestellt wurden, zu genügen, und dennoch ein paar Stunden für das Schröder'sche Haus übrig zu behalten.

Nicht allein sein eigenes Verlangen, auch der Commerzienrath drängte ihn dazu. Mochte der alte Herr in der unleidlichen Spannung der Situation, im Gespräch mit dem jungen Manne, der trotz mannigfacher Verschiedenheit der Anschauung sein Liebling geworden war, wohlthätige Zerstreuung finden, oder hoffte er von dessen Besuchen noch mehr, genug, er forderte ihn stets dringend zu neuen auf.

Schwüle Atmosphäre lastete auf dem ganzen Hause. Vorbereitungen zu Paula's Abreise wurden getroffen; sie machte Abschiedsbesuche, doch, dem Gebote des Vaters getreu, ohne des Reisezweckes Erwähnung zu thun. Die Französin, die sie begleiten sollte, kam nun oft zu nothwendigen Besprechungen, und Wörner lernte in ihr eine liebenswürdige weltgewandte Dame kennen. Schröder wurde immer düsterer, als er die Vorkehrungen vorschreiten sah, und litt sichtlich; er sprach mit Niemandem darüber, allein sein Ton gegen die Tochter war von einer Rauhheit und Härte, die das Mädchen immer mehr in Trotz verstocken ließ. Die Mutter war am ärgsten gequält, denn sie litt mit beiden Theilen und suchte durch Liebesbezeugungen hüben und drüben zu entschädigen, zu lindern, versöhnlicher zu stimmen Namentlich gegen den Vater war sie unerschöpflich in liebevollen Aufmerksamkeiten, die er, als gebührend, ohne jegliche Bemerkung hinnahm.

Zeugin solch' einer kleinen Scene bemerkte Paula einst zu Wörner:

— Sehen Sie, meine Mutter selbst ist's, die mich zurückschreckt vor dem, was sie so sehr für mich wünscht. Die bewundernswerthe Selbstentäußerung, die sie zur trefflichsten Gattin stempelt, wäre mir unmöglich. Sie vermag Alles, nur nicht ihm weh' zu thun; darum nimmt sie ihn als Medium, durch das sie Gott und die Welt betrachtet. Sie kann nicht, wie er, empfinden, daß mein Vorhaben eine Todsünde sei, und dennoch hätte

sie nie den Muth, meine Partei zu ergreifen. Arme Mutter! Sie hofft ihn durch ihre Ergebenheit allgemach zu versöhnen, und ahnt nicht, daß ihre Unterwürfigkeit ihn nur noch bestärkt. O, wie sehne ich mich aus dieser schemenhaften Existenz heraus, in's kräftig pulsirende Leben! Mit jeder neuen Rolle, die ich studire, vervielfältigt sich mein Dasein. Fidelio, Orpheus, Azucena und andere habe ich in ihrer Mannigfaltigkeit in mich aufgenommen; sie werden Fleisch von meinem Fleische, Blut von meinem Blute und ich fühle mit ihren Empfindungen. Welche Entschädigung für diese Wonne vermöchte mir das zahme Glück eines Haushaltes zu bieten?

Beinahe schien es, als ob Paula eine Entgegnung erwarte, allein sie ward ihr nicht; Wörner preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

Mit dem den Frauen eigenthümlichen Instinkte hatte Paula die Leidenschaft Eugens längst bemerkt. Die Willensstärke, mit der er sich beherrschte, so daß kein sichtbares Zeichen sie verrieth, imponirte ihr, interessirte, reizte sie. Immer mehr wuchs ihr Antheil, der, ihr unbewußt, innigere Gestaltung annahm. Oft ertappte sie sich auf dem Gedanken, daß er wohl glücklich machen könnte, allein der Zauber der Bühnenwirksamkeit drängte jede andere Vorstellung in den Hintergrund. Sie verbrachte den größten Theil der Zeit mit dem Einstudiren ihrer Rollen und überließ die Reisevorbereitungen beinahe ausschließlich der Mutter und Madame Quinault. Nicht selten kam sie dann in einem Zustand an Exaltation grenzender Erregung zu den Mahlzeiten. Der Vater bemerkte dies wohl und war dann umso herber und kälter.

In dieser Weise war der letzte Tag im Elternhause herangekommen. Wörner war am Morgen im Hause gewesen und hatte allen Familienmitgliedern versprochen, zum Abende wiederzukommen. Doch schon Nachmittag, als Paula allein in ihrem Zimmer saß, trat er bei ihr ein. Feste Entschlossenheit prägte sich auf seinen Zügen aus, er faßte des Mädchens Hände in die seinen, preßte sie heftig zusammen und begann ohne jegliche Vorbereitung:

— Paula, ich muß es Dir sagen, ich liebe Dich, als das höchste und einzige Gut. Laß' Dich nicht verlocken von Glanz und Ruhm; ich biete Dir höheres Glück in meiner Liebe. Sprich nicht, weise es nicht von Dir in thörichter Verblendung, denn ich weiß, ich fühle es, Du kannst nicht gleichgiltig sein.

— Ach nein, ich bin es nicht! — schluchzte Paula überwältigt und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

— Oh, so gehörst Du mir! — rief Wörner im Tone stolzen Triumphes und suchte sie an sich zu ziehen.

Doch das Mädchen widerstrebte und murmelte bittend:

— Nicht jetzt, nicht jetzt, Eugen, später! Sieh', es zieht mich mit magischer Gewalt; ich muß meiner Bestimmung folgen, — und ihr Auge haftete an der Partitur des Orpheus, die auf dem Claviere lag — — Du

sollst mir verzeihen, mich begreifen. Wohne meinem ersten Auftreten bei, und dann entscheide selbst, ob ich kann.

— Du ließest mich verstehen, daß Du mich liebst?

— Ja, ja, Eugen, — sagte das Mädchen zögernd und doch leidenschaftlich — ich liebe Dich.

— Und Du kannst mir das Opfer nicht bringen? Meine Liebe vermag Dich nicht zu entschädigen?

— Später, oh später, Eugen! Es zieht mich mit Zaubergewalt; ich kann nicht anders. Sieh', und entscheide selbst.

— Gut — erwiderte Wörner düster und verließ das Mädchen, ohne nur Ein Wort mehr.

Als Madame Quinault später in's Zimmer trat, fand sie Paula in Thränen gebadet über dem „Orpheus" liegen. „Sollte im letzten Augenblicke noch eine günstige Wendung eintreten?" dachte die wackere Frau; allein nur zu bald gewahrte sie, daß sie sich in dieser Erwartung getäuscht, denn als Paula des Abends im Wohnzimmer erschien, trug ihr Gesicht den gewohnten Ausdruck trotziger Verschlossenheit. Auch Wörner fand sich ein und nur sein erhöhter Ernst zeigte von dem Sturm, den er durchgekämpft.

Das „später" aus Paula's Munde hatte ihm weher gethan, als die schrofffste Abweisung. Daß sie, die er über Alles stellte, ihn lieben und doch etwas Anderes besser lieben könne, verletzte sein Selbstgefühl beinahe mehr, als es Abneigung vermocht hätte. Wie Hohn klang dieses „später", und dennoch klammerte er sich daran. Er konnte das Mädchen nicht aufgeben.

Schweigsam saß die kleine Gruppe beisammen, Niemand wollte sprechen von dem, was sie Alle allein erfüllte, und Niemand vermochte anderes zu denken. Nur Madame Quinault fand, als echte Französin, hie und da eine Phrase, die das Stillschweigen brach, ohne geradezu zu verletzen. Bleiern flossen die Minuten hin, und doch, wenn die Uhr wieder den Ablauf einer Viertelstunde meldete, kam ein Gefühl des Schreckens über jedes Einzelne. Das Abendessen verlief in gleicher Weise, es wurde nur formell durchgemacht, denn Niemand vermochte zu essen. Der Mutter rollten die Thränen auf den Teller. Nur der Commerzienrath, der alten Portwein hatte heraufbringen lassen, trank mehr als gewöhnlich; beinahe schien es, er wolle sich zu einer schwierigen Aufgabe stählen.

Die Diener hatten das Zimmer verlassen; nun mußte gesprochen werden, das fühlte Jeder, und dennoch blieb es stille. Da endlich, nachdem er nochmal sein Glas geleert, schob der Commerzienrath den Stuhl zurück und erhob sich. Die Hand auf die Stuhllehne gestützt blieb er stehen und rief: — Paula!

Ein leichtes Zittern durchfuhr den Körper des Mädchens, und feuchter Glanz trat in seine Augen. Es ging dem Vater einige Schritte näher, an der laut schluchzenden Mutter vorüber.

Einen Augenblick schien es, als wolle Schröder der Tochter die Arme öffnen, doch diese Regung erstickte im Keime und er winkte ihr mit der Hand zurück.

— Paula, beharrst Du in Deinem Ungehorsam? Besinne dich wohl, eh' es zu spät ist, — rief er mit rauher Stimme. — Wenn Du morgen mein Haus verläßt, so geschieht es für immer. Wir sind dann für einander gestorben und lebten wir tausend Jahre noch; denn nie, merke wohl, nie werde ich Dir den Ungehorsam, die Schande, die Du über meinen Namen bringst, verzeihen. Wähle!

Das Mädchen schien bei dieser herben Anrede in Trotz zu erstarren; nur seine Augen blitzten wild und es rief ungestüm:

— Ich habe gewählt, wenn es noch eine Wahl gibt zwischen erniedrigender Sklaverei und künstlerischem Schaffen. Morgen verlasse ich Dein Haus und schüttle den Staub von meinen Füßen, wie Du mich von Dir schüttelst. Du verschließest mir fürder Deine Thür? wohlan denn, es ist Deine Thür und ich habe nichts dawider, denn viele sind's der bittern Stunden, die ich hier verlebt. Du hast gemeint, mich nach Deinem Willen kneten zu müssen, und daß ich eine Kraft besitze, die der Deinen widersteht, reizt Deinen Zorn. Sprich das Wort Schande nicht; es hat keine Gemeinschaft mit mir, wie fürder auch keine Gemeinschaft mehr ist zwischen uns.

Der Commerzienrath war entsetzlich bleich geworden; seine Frau hing sich weinend an seinen Arm und bat:

— Ach verzeih' dem unglücklichen Kinde, es weiß nicht was es spricht.

— Ruhig! — herrschte Schröder seine Gattin an. Er zog einen Pack Papiere aus seiner Brusttasche und reichte es der Tochter mit den Worten: — Du hast entschieden und so soll es bleiben. Du bist uns zum Schmerze, ich wiederhole es, zur Schande geboren worden, und ich wende mich von Dir für immer. Hier hast Du das Vermögen, das Dir als Pflichttheil entfällt; ich will weiter nichts mehr damit zu schaffen haben. Wenn die Reue kommt — und sie wird kommen, denn der Ungehorsam und die Unweiblichkeit Deines Beginnens wird sich rächen, und Du wirst Dich einsam fühlen, nach einem liebenden Herzen Dich sehnen, und keines finden — wenn dann die Reue kommt, glaube nicht, mich versöhnen zu können. Du hast das Band zerrissen und keine Macht vermag es wieder zu knüpfen. Zum letzten Mal im Leben hörst Du meine Stimme und hörst sie grollen, aber Dein Herz ist dagegen verhärtet. So fahr' denn hin!

Festen Schrittes ging der Commerzienrath zur Saalthür; an der Schwelle wandte er sich noch einen Moment um und sah sein Kind mit einem langen Blicke an, als wollt' er sich sein Aussehen einprägen.

Paula stand betäubt, regungs-, wortlos. Frau Schröder, einer Ohnmacht nahe, mußte auf ihre Stube gebracht werden. Eh' Paula das Zimmer verließ, wandte sie sich noch an Wörner mit den Worten:

— Geleiten Sie mich morgen an den Bahnhof! Ich möchte die Vaterstadt doch nicht ganz ungeleitet verlassen.

Noch lange saß Eugen in Gedanken versunken. Ihn schmerzte die Härte, welche der Geliebten widerfuhr, und mehr noch ihre eigene Herbheit. Sie verletzte ihn, und dennoch mußte er sie über Alles lieben.

Als er die Treppe hinabschritt, kam ihm Frau Schröder nachgeschlichen. Ihr Mann habe sich, was er noch nie gethan, in seiner Schreibstube eingeschlossen, es sei ihr so entsetzlich bange, Wörner möge doch ein wenig an der Thüre horchen, ob er den Vater athmen höre. Eugen beruhigte die gequälte Frau und blieb einen Augenblick an der Schreibstube stehen; er glaubte, ein leises Schluchzen zu vernehmen.

Am nächsten Morgen kam er, Paula zu holen. Die Mutter küßte und herzte sie unter tausend Thränen, klammerte sich an sie noch an der letzten Treppenstufe, begleitete sie jedoch nicht zur Bahn. Als der Wagen vom Hause wegfuhr, sah Wörner zufällig in die Höhe und er meinte, die Gardinen am Fenster der Schreibstube sich bewegen zu sehen. Paula war still und bleich, nur ihre Augen waren geröthet. Bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe war es schon hohe Zeit, alles Nöthige zu besorgen. Es schien dies Beiden eine Wohlthat. Das Abfahrtszeichen erschallte, Paula reichte Wörner vom Wagen aus die Hand. Sie hielt sie an der seinen, als wollte sie nicht davon lassen; da, ein leiser Ruck der Wagenreihe und sie riß sich los. Der Zug setzte sich in Bewegung und sie barg ihr Antlitz in's Tuch. „Später!“ schien es daraus hervor zu klingen.

Einige Wochen waren seit Paula's Abreise verflossen, als Wörner ein Telegramm erhielt mit bündiger Meldung: „Uebermorgen 17. Orpheus.“

Da war kein Augenblick zu verlieren. Sogleich setzte er bei seinen nun sehr zahlreichen Patienten einen Collegen zum Stellvertreter ein. Auch zu Schröder, den er täglich besuchte, ging er. Es lag etwas im Wesen des alten Herrn, das ein Nennen Paula's unmöglich machte; so theilte Wörner ihm nur kurz mit, daß er auf etliche Tage nach Berlin reise. Der Commerzienrath mochte ahnen, zu welchem Zwecke, denn er wandte das Gesicht ab und that der Reise, auch beim Abschiede, mit keinem Worte Erwähnung.

Am Morgen des entscheidenden Tages traf Wörner in Berlin ein. Er besann sich, ob er Paula vor der Aufführung besuchen solle; doch drängte es

ihn dazu. Er fand sie in gehobenster Stimmung und ward eines freudigen Empfanges theilhaft. Sie sprach von den musikalischen Bühnenverhältnissen, lobte den Chor, klagte über das Phlegma ihrer Eurydice und freute sich der stylvollen Ausstattung der Oper.

Wörner war von dem gänzlich Unpersönlichen in ihrem Gespräch verletzt. Da war kein Anklang an die Heimat, die Eltern, ihr Verhältniß zu ihm. Wohl mußte sie sich an diesem wichtigen Tage jeden Affect fernhalten; so suchte er sie zu entschuldigen und sich zu trösten, allein offenbar fiel ihr dies nicht schwer; sie war so sehr erfüllt von dem Einen nur.

Eugen sprach seine Verwunderung darüber aus, daß sie eben den „Orpheus" zu ihrem Debut gewählt, eine Oper, die, trotz ihrer hohen Schönheit, durch ihre strenge Classicität sich nur ein kleines Publikum gewinne. Paula's Augen leuchteten auf, und sie erwiderte:

— Weil die Oper nur Eine Rolle hat: die meine. Sie sollen sehen, wie classische Musik auch auf die Menge zu wirken vermag, wenn sie nur mit Wärme gesungen wird. Sollt' ich eine sogenannte populäre Figur wählen, um dann zu hören, ich hätte einer dankbaren Rolle zu Dank gesungen? Nun, ich will den Leuten eine neue, „dankbare Rolle" lehren. Es liegt im „Orpheus" eine Buonarotti'sche Plastik, die nur der Verwerthung bedarf, um großartig zu wirken. Das Gewaltige im Ebenmaß der Schönheit muß erschüttern, wo es nicht in der Darstellung vergriffen wird. Zum Glück ist das Orchester ausgezeichnet und bringt die wunderbare Schönheit der Instrumentirung in vollster Nuancirung zur Geltung. O welche Seligkeit, dieses herrliche Werk nicht allein zu hören, sondern auch darin mitzuwirken!

Ihre Augen blickten im Begeisterungsglanze ziellos vor sich hin, während ihre Hände über die Tasten glitten, und sie mit halber Stimme des Orpheus' Worte sang: „Alles athmet Glück und Wonne!"

In dieser Erregung erschien das Mädchen Wörner zauberhafter als je; Entzücken und der Zorn der Hoffnungslosigkeit mischten sich in seinem Innern. Paula schien von seiner Bewegung nichts zu ahnen; sie sprach zu Madame Quinault, welche mit einigen Meldungen eingetreten war, über Costüme und andere Vorbereitungen, und kam Dank der einer Bühnenkünstlerin eigenen Elasticität bald wieder in gewöhnlicheres Fahrwasser. Eugen mußte mit den Damen speisen und die junge Sängerin war voll Freundschaftsbezeugungen gegen ihn, wie von übersprudelnder, an Uebermuth grenzender Laune. Nach Tisch wurde sie plötzlich ernster und sagte: „Nun sei Paula Schröder für heute todt, und Orpheus an ihrer Stelle müsse jetzt allein sein, um sich in seinen verzweiflungsvollen Liebesschmerz hineinzufinden." Als Eugen sich verabschiedete, reichte sie ihm die Hand mit den Worten:

— Auf Wiedersehen im stolzesten Augenblick meines Lebens. Nach der Vorstellung kommen Sie; dann — — Sie brach hier halb verlegen ab.

Frühzeitig schon fand sich Wörner auf seinem Platz im Theater ein. Eine unbeschreibliche Unruhe peinigte ihn. Er war sich wohl bewußt, daß, je glänzender der jungen Sängerin Debut sich gestalte, seine Wünsche umso aussichtsloser wurden, und doch ist das Bedürfniß, auf Diejenigen, die wir lieben, stolz zu sein, ihnen jede Demüthigung, jeden Schmerz fern zu halten, so mächtig, daß ihn bange Sorge beschlich.

Eine gewisse Schüchternheit bildete, wie schon erwähnt, einen Grundton seines Wesens, und als er nun die Menge fremder, kaltneugieriger Gesichter gewahrte, die sich zu einem stattlichen Areopag zusammenfanden, überkam ihn eine unsägliche Angst. Er hätte aufspringen, seinen Liebling in die Arme nehmen und weit, weit forttragen mögen vor dieser fremden mäkelnden Menge. Da, neben ihm sprachen sie von ihr; seine Faust ballte sich und er meinte im Zorn und — Angst vergehen zu müssen.

— Ist Etwas an ihr? — näselte ein junger Elegant, sein Opernglas zurechtschraubend.

— Prachtvolle Stimme, — erwiderte sein Nachbar in gleicher Tonart; — aber wenig Esprit, versichert von Glendow. Der Glückshund findet immer einen Weg hinter die Coulissen und weiß Alles, was dahinter vorgeht. Sie soll verteufelt hochmüthig und unmanierlich sein; als er ihr in der Garderobe Aufwartung machen wollte, fragte ihn die Kleine, ob er der Theaterschneider sei? Glendow mit seiner Tournure! Und als er sich vorstellte, sagte sie: Wenn nicht Schneider, habe sie nichts mit ihm zu thun. Zu arg! Dumm oder boshaft? Beides! Denn sich den Glendow zum Feind machen, ist schlechter Spaß für eine Theaterprinzessin.

— So schnippisch? Also verteufelt hübsch?

— Sie nie in der Theaterloge gesehen? Nichts Besonderes; und doch schwört der Glendow, sonst ein feiner Kenner, auf ihre Schönheit. Muß voll Marotten stecken; warum in einer langweiligen Oper debutiren, die schon unsere Urgroßmütter gesehen?

— Eine alte Scharteke, die man verbrennen sollte. Die „Traviata“, das ist meine Oper.

— Und die meine. Wenn sie nicht himmlisch singt, oder schändlich durchfällt, wird es zum Sterben langweilig werden. —

Die Ouverture erklang und allmälig verstummte das Gesurre in den weiten Räumen des Hauses; der Vorhang begann zu schwanken; Aller Augen und Gläser waren, wie Wörner bei raschem Umblick gewahrte, nach der Bühne gerichtet. Der Athem stockte ihm. Der Vorhang hatte sich

gehoben und am Grabmal der Eurydice, um das sich der Chor gruppirt, stand Orpheus, die Arme niederhängend, den Kopf leicht vorgebeugt, den Mund wie im tiefen Schmerze halb geöffnet, in jeder Linie edel und schön, eine antike Statue des Grams. Der Chor beschwört Eurydicen wiederzukehren aus dem Reiche der Schatten, des Gatten Jammer sich zu erbarmen, eh' sein Herz bricht. Da klingt es durch seine Klagen, im wunderbaren Klange verzehrender Sehnsucht, aus des Orpheus' Munde: „Eurydice!“

Das ganze Haus erbebte unter diesem Zauberton. Ein langgezogenes Ah! das hundertmal mehr bedeutet, als der dröhnendste Applaus, pflanzte sich fort von Mund zu Mund.

Und nun kam das herzbewegende Recitative, in dem Orpheus seinen Schmerz klagt, Eurydicens Schatten beschwört, des Amors Hilfe erfleht und in Trostlosigkeit versinkt. Trotz aller hohen Schönheit eine gewaltige Klippe, einen halben Act allein auf der Bühne zu sein und immer demselben Affecte Ausdruck zu geben. Welche Macht des Gefühls, welch' gestaltende Kraft offenbarte sich in Paula's Wesen! Da war Niemand unter den tausend und mehr Zuhörern, der nicht mit tiefster Erregung den Schmerzäußerungen des beraubten Gatten folgte. Mitunter brach lawinenartig stürmischer Beifall los, doch in wenigen Momenten wieder verstummend, um die Menge athemlos lauschen zu lassen, damit sie keinen Ton verliere. Die Erscheinung Amors, seine Verheißung, die Hoffnung, die er in Orpheus weckt und die wie ein langverheißender Sonnenstrahl seine Verzweiflung erhellt, hielt sich auf gleicher Höhe, und als der Vorhang am Actschluß fiel, ertönte ein Applaus, wie ihn diese Räume noch niemals vernommen haben mochten.

— Das ist stutzend! Colossal! — rief Wörner's Nachbar — brava! brava! Heraus! Heraus!

— Sie ist gottvoll! Eine glänzende Schönheit! — secundirte dessen Genosse. — Jede ihrer Bewegungen würde einen Bildhauer entzücken; wie jeder Ton aus ihrer Kehle die Herzen schmilzt; heraus! Die Diva heraus!

Aber sie erschien nicht, wie sehr sich auch die Rufe mehrten. Endlich, den wildwogenden Enthusiasmus ein wenig zu beruhigen, trat ein Regisseur vor die Rampe und dankte im Namen der Künstlerin.

— Beim Himmel, sie hat ein Recht, hochfahrend zu sein! — rief abermals der Elegant in der Nebenloge.

Wörner saß, das Gesicht in die Hände gebeugt, überwältigt von Entzücken und Hoffnungslosigkeit. Nun erst hatte er des Mädchens Genialität in ihrer vollen Ausdehnung erfaßt, und zugleich überkam ihn die Empfindung, daß Nichts seine Laufbahn zu hemmen vermöge.

Erst der wilde Chor der Furien im Tartarus weckte ihn aus seinen Träumen. Des Orpheus' Klage, war sie nicht die seine? Klang

nicht das herb versagende „Nein, nein“ der Harpien wie sein eigenes Verdict?

Doch immer schmelzender ertönt Orpheus' Flehen, die Wuth der Ungeheuerlichen beginnt zu erlahmen. Cerberus verstummt und der Sänger erringt den Eintritt in die Unterwelt, in das Elysium. Süß und sanft erklingt der Gesang der Verklärten. Doch sehnsuchtsvoll tönt daraus hervor der Ruf der verlorenen Gattin! All' die Wonne Elysiums vermag nicht, sie fest zu halten und die Seligen geleiten sie dem Flehenden zu.

In das Uebermaß seines Glückes aber mischt sich herber Schmerz; mit keinem Blick soll er die Geliebte schauen, bis sie an die Oberwelt getreten. Angstvoll ermahnend fleht er sie an, ihm zu folgen, doch sie zögert; warum wendet er sich von ihr? Nur einen, einen Blick erfleht sie, sonst muß sie an seiner Liebe zweifeln und das neuerwachte Leben ist ihr Qual. Er darf ihr Amors Gebot nicht enthüllen, verzweifelt ringt er mit sich selbst, doch vermag er der Gattin Bitten nicht zu widerstehen und blickt zurück, um sie von Neuem sterben zu sehen.

Bei dem Aufschrei namenlosen Jammers von Orpheus' Lippen, der nun das Haus durchzitterte und jedes Herz erbeben machte, sprang Wörner auf und verließ das Theater. Es war *seine* Qual, der sie Ausdruck verliehen, und er mochte nichts mehr hören von dem neuhereinbrechenden Liebesglück, das ihm wie bitterer Hohn geklungen hätte.

Für ihn war die Entscheidung gefallen. „Wohnen Sie meinem ersten Auftreten bei, und dann entscheiden Sie, ob ich der Kunst entsagen kann,“ hatte sie ihm gesagt. Und nun begriff er, daß sie nicht entsagen könne; aber eben so entschieden fühlte er, daß die Schattenempfindung, die neben ihrer glühenden Kunstliebe Platz fand, seiner verzehrenden Leidenschaft nicht genügen könne. Die Vorstellung war geendet, fanatischer Beifall lohnte die Künstlerin, die endlich dem immer und immer wiederkehrenden Rufe folgte. Die Glückwünsche hinter den Coulissen waren, wenn auch vielleicht weniger aufrichtig, so doch nicht minder warm, und vor dem Theater harrte noch eine begeisterte Menge, der Sängerin abermals eine Ovation zu bringen.

So hatte sich Paula's Heimkunft verzögert und Madame Quinault war vorausgeeilt, um zu ihrem Empfang und dem beabsichtigten kleinen Feste Alles vorzubereiten. Endlich betrat die junge Sängerin mit triumphstrahlender Miene ihr überreich mit Blumen geschmücktes Wohnzimmer. Ihre Blicke streiften umher und trafen nur auf die Französin.

— Wo ist Wörner? — drängte es sich rasch über ihre Lippen.

Madame Quinault reichte ihr ein Billet, das soeben ein Hoteldiener gebracht. Hastig zerriß das Mädchen den Umschlag und las folgende Worte:

„Paula, ich fühle, daß Sie nicht entsagen können und daß ich entsagen muß."

Der helle Glanz war von Paula's Antlitz gewichen; sie schien einen Augenblick fassungslos, dann flammte es wie Zorn in ihr auf und sie murmelte vor sich hin:

— So sind sie doch Alle; sie wollen der alleinige Gott sein, um den sich all' unser Sinnen und Fühlen dreht. Eifersucht, Eifersucht, selbst auf die Kunst! Er kann sein Selbstgefühl nicht opfern, welch' kalte Liebe! So ist denn mein Traum hin! Doch — trotzig den Kopf zurückwerfend — vielleicht ist es besser so; ja gewiß! Nichts wird meine Laufbahn hemmen, Schöpfung sich an Schöpfung, Triumph an Triumph reihen. Oh! der Abend war herrlich, Quinault — und mit einem Lächeln, beinahe so strahlend wie jenes, das sie mit in's Zimmer gebracht, wandte sie sich der alten Dame zu.

In einem Coupé des Eisenbahnzuges, der in selber Nacht von der Residenz nach der großen Handelsstadt brauste, saß düster in sich versunken Wörner. In seiner Lebenshoffnung vernichtet kehrte er heim. In seinem Trostbedürfnisse aber flüsterte er hie und da das Wort, das ihm erst so weh' gethan und das nun sein Hoffnungsanker war, das Wort „später".

Seit jenem Abende waren fünfzehn Jahre vergangen. In dieser Zeit war Dr. Wörner zum angesehensten und gesuchtesten Arzt der großen Handelsstadt geworden, als Mensch nicht minder beliebt, denn als Arzt. Sein ehrenhafter Charakter hatte ihm die Achtung der Männer, seine geistreiche Unterhaltung den Beifall der Frauen, sein männliches Wesen, das trotz seiner dreiundvierzig Jahre immer noch eine Art idealen Anhauch trug, die zwar unausgesprochene, aber umso wärmere Sympathie der Mädchen gewonnen.

Sich so großer Popularität zu erfreuen, mußte Wörner manche Wandlung durchgemacht haben. In der That hatte er seine Schüchternheit abgestreift und gelernt, seine Gedanken den Anforderungen des Verkehres entsprechend in kleine Münze auszuprägen. Unmerklich war er geworden, was jeder Mann von Geist in der ärztlichen Praxis nebstbei wird, ein interessanter Causeur, und ebenso unmerklich hatte er anerkennen gelernt, daß eigentlich die kleinen Ziffern und nicht die großen maßgebend sind in der Welt, da die letzteren minütlich, die ersteren nur selten in's Spiel geführt werden. Er hatte sich im Laufe der Zeit geistig und gemüthlich, mehr in die Breite als in die Tiefe entwickelt, und das hatte ihm gar viele Freunde gewonnen; die Damen schwärmten für den interessanten Doctor und überhäuften ihn mit Blumenspenden und Handarbeiten mannigfachster Art, so

daß seine Wohnung wie ein kleiner Bazar aussah. Und der „interessante" Doctor zeigte auch darin Gemüth; er konnte sich nicht entschließen, das Abgebrauchte unter diesen zarten Gaben auszumustern; das welke Kissen lag neben dem neuen, zeigte doch Eines und das Andere von der Verehrung, mit der ihn das schöne Geschlecht umgab, von der stattlichen Frau Oberbürgermeisterin an bis zu der naiven kleinen Lilli Brand, die er vor sechzehn Jahren geimpft und die nun dafür des Dankes kein Ende fand.

Trotz allem Enthusiasmus entdeckten die Damen der großen Handelsstadt doch einen gewaltigen Fehler an ihrem liebenswürdigen Aeskulap; er war immer noch ein Junggeselle. Vielleicht, hätten die Damen bei genauer Selbsteinkehr gestehen müssen, daß eben dies das Interesse an ihrem Protégé noch erhöhe, nichtsdestoweniger nahmen sie es ihm ein wenig übel. Ein Mann in so schöner Stellung, bei so prächtigem Einkommen! Es sei Sünd' und Schade! Der Verwunderung der Mütter darüber gesellte sich ein Partikelchen Groll, das sie jedoch nicht hinderte, in ihren zarten Aufmerksamkeiten auszuharren. Die verschämten Töchterlein beschlich tiefes Mitleid mit dem einsamen Mann und flammende Entrüstung gegen eine große Sängerin, die in der Welt herumfahre, glänzende Triumphe feiere und Schuld daran tragen sollte, daß der edle Mann den Glauben an alle ihre Mitschwestern verloren.

Wörner's Aeußeres hatte sich in dem Zwischenraum von fünfzehn Jahren zumeist vortheilhaft verändert, seine schmächtige Gestalt hatte sich zu stolzer Stattlichkeit gefestigt, seine Haltung wies eine anmuthende Mischung von Würde und Eleganz auf, seine Züge waren ausgeprägter, männlicher, und hatte sich seine Stirne auch auf Kosten der Haare etwas ungebührlich erhöht, so hatte doch der Bart dafür an Fülle und Glanz gewonnen.

So finden wir den Arzt eines Morgens am Schreibtisch in seiner Studirstube, passender Bibliothek, wieder. Er ruhte auf einem Fauteuil, den die schöne Hand einer Patientin gestickt, und setzte die Füße auf einen Teppich, den eine andere nicht minder dankbare gefertigt; ein Käppchen aus gleicher Quelle zierte sein Haupt und seine Füße steckten in Pantoffeln, die Lilli Brand's niedliche Finger mit Vergißmeinnicht und Rosen übersäet. Auch der Schreibtisch zeigte von ähnlichen Huldigungen und war mit Nippesachen überhäuft, über ihm aber, auf einer Etagère, umgeben von Blumen, prangte Paula's Bildniß. Die Photographie mochte ein paar Jahre nach ihrer Entfernung aus dem Elternhause aufgenommen worden sein und zeigte sie in der vollen Pracht üppiger Entfaltung, verklärt vom Schimmer der Jugend. Stets war das Porträt von blühenden Gewächsen umgeben und dieser Cult, den die Vertrauten, welche Wörner in sein Allerheiligstes ließ, wahrgenommen, hatte den Haß der jungen Mädchen gegen die berühmte Primadonna erweckt.

Wörner blätterte behaglich ein paar Zeitungen durch, während er seinen Kaffee schlürfte und blaue Rauchwirbel in die Luft blies. Bald naschte er aus dieser, bald aus jener Rubrik, bis plötzlich eine Notiz unter den Kunstnachrichten einen gewaltigen Eindruck auf ihn hervorzubringen schien, denn mit wechselnder Farbe las er sie wieder und wieder. Sie lautete:

„London. Her Majesty's war gestern der Schauplatz stürmischer Ovationen. Die berühmte Sängerin Paula Schröder, auf der Höhe ihrer Wirksamkeit und ihres Glanzes, schied in einer Abschiedsvorstellung von der Bühne. Die Künstlerin hatte den „Orpheus", in welchem sie vor fünfzehn Jahren debutirte, zu ihrem Abschied von dem Publikum gewählt, eine Rolle, in der ihre Genialität am gewaltigsten und bezauberndsten zu Tage tritt. Fanatischer Beifall, auch bei offener Scene, nicht endenwollende Hervorrufe, Kränze und Bouquets, welche die Bühne bedeckten, mußten ihr zeigen, wie hoch das Publikum ihre Leistungen zu schätzen wisse; doch blieb Alles vergeblich; ihr Entschluß, sich in das Privatleben zurückzuziehen, ist nicht wankend zu machen, und die Oper verliert an ihr ihre größte und edelste Kraft."

Das Blatt entsank Wörner's Händen und sein Blick richtete sich auf das Bildniß vor ihm. Obwohl in stetem brieflichen Verkehr, war er doch von diesem Schritt, den sie ihm nicht mitgetheilt, auf's Höchste überrascht und in einer Weise berührt, die sich selbst klar zu machen er noch nicht vermochte.

Er hatte die Sängerin seit ihrem Debut nicht wieder gesehen. Sie hatte zumeist in Italien, Frankreich und England gastirt, sich nie bleibend an eine Bühne gefesselt. Wörner hatte im Anfang die Gelegenheit gemieden, sie wieder zu sehen, und diese Gelegenheit später in seinem anstrengenden Berufe nicht wieder gefunden.

Ein paar Jahre nach ihrem Debut hatte er nur durch die Zeitungen und Frau Schröder von Paula gehört, ohne unmittelbar mit ihr in Verbindung zu stehen, da eine Art zürnender Erbitterung von beiden Seiten, nach dem Auseinandergehen in Berlin, keinen brieflichen Verkehr aufkommen ließ. Erst als ihm die schwere Aufgabe ward, ihr den Tod der Mutter mitzutheilen, knüpfte sich ein Briefwechsel an von ganz eigenthümlichem Gepräge, bald lebhaft fortgesetzt, bald wieder lange unterbrochen. Die Form der Mittheilungen setzte einen hohen Grad gegenseitiger Theilnahme und Vertraulichkeit voraus und doch mieden beide Theile jeden Gefühlsausdruck, jeden Hinweis auf die Zukunft. Paula's Briefe boten in der ihr eigenen prägnanten Weise charakteristische Schilderungen von Land und Leuten, vielleicht war es Zartheit der Empfindung, daß sie über das rein Persönliche in ihrer glänzenden Künstlerlaufbahn nur leicht hinwegging und sich lieber hie und da in schwungvollen Gedanken erging, die ihm Gewähr leisteten, daß das Weib in seiner Entfaltung mit der Künstlerin gleichen Schritt halte.

Es war natürlich, daß Wörner der Frau, die ihm so Bedeutendes bot, auch von seinem Besten geben wollte und sich in seinen brieflichen Mittheilungen als denselben ernsten und spannkräftigen Denker zeigte, der schon auf das junge Mädchen Macht geübt. Nachrichten aus der Heimat, humoristische Schilderungen über das Leben und Treiben in der Handelsstadt, über die er aber durch ein wenig Satyre hoch zu ragen schien, verliehen seinen Briefen überdies noch anmuthenden Reiz. So wurde beiden Theilen die Correspondenz, wie unregelmäßig sie auch geführt wurde, zu einem Glanz- und Brennpunkte ihres Daseins.

Wie wenig mittheilsam die Sängerin auch über ihre Privatverhältnisse sein mochte, so war Wörner nun doch bis zum Verletztsein bestürzt, daß sie ihm, dem — mindestens Freunde und außerdem Chargé d'affaire in ihrer Geburtsstadt — von diesem entscheidenden Schritte keine Mittheilung gemacht. Was würde sie nun beginnen? In die Heimat zurückkehren? Das war vorerst nicht wahrscheinlich; es waren ja die Eltern gestorben, ihr Haus war in andere Hände übergegangen und knüpften sich doch gerade daran so schwere, bittere Erinnerungen.

Paula hatte in der That Vater und Mutter nicht wieder gesehen. Als Frau Schröder erkrankte, war die Tochter in Madrid, und noch ehe sie die Nachricht von drohender Gefahr erhalten, war die Mutter todt. Dieser Verlust erschütterte das Mädchen tief; es wandte sich brieflich an den Vater mit der Bitte, ihn besuchen zu dürfen. Allein der Brief kam, wie es der Zürnende einst verheißen, uneröffnet zurück und Eugen mußte Paula bitten, für jetzt jeden Versöhnungsversuch zu unterlassen. Der alte Herr war durch den harten Schicksalsschlag verhärtet und neuerdings verbittert gegen das Kind, das in der fernen Welt „tragire“, während die Eltern einsam stürben. Vergeblich suchte Wörner, der für die Sängerin das reiche Erbtheil der Mutter verwaltete — Schröder wollte durchaus nichts damit zu thun haben — seinen Sinn zu sänftigen; er blieb unbeugsam. Dennoch zeigte es sich nach seinem plötzlich durch einen Schlaganfall herbeigeführten Tod, daß er die Tochter immer im Herzen gehabt. In einem Fache seines Schreibtisches fanden sich sorgsam geordnet Zeitungsausschnitte, welche von den Triumphen der jungen Sängerin berichteten und Briefe von Correspondenten aus verschiedenen Städten, die ihm offenbar verlangte Auskunft über das Leben und Treiben seines Kindes gaben. Und dennoch war der starre alte Mann äußerlich unversöhnlich geblieben; das bewies sein Testament, in dem die Tochter nicht genannt war, und welches das ganze Vermögen einem entfernten Vetter vererbte.

War es nun nach alledem möglich, daß Paula ohne frühere Verständigung mit ihm in die Heimat zurückkehre? Und was sonst konnte sie bewegen

im Zenith ihres Ruhmes, dem sie so Vieles geopfert hatte, der Bühne zu entsagen? Sollte eine Heirat — — das Blut schoß dem Arzte bei diesem Gedanken heftig in die Stirne und er sprang von seinem Sitze auf. Im selben Augenblicke trat der Diener ein, auf silberner Tasse die Briefe tragend, die mit der Morgenpost eingelaufen.

Mit zitternden Händen, leidenschaftlich, durchwühlte Wörner das Häuflein; da leuchteten ihm Paula's feste Schriftzüge entgegen. Einen Augenblick zögerte er, dann erbrach er das Schreiben und durchflog seinen Inhalt. Er lautete:

„Theuerster Freund!

Innere Nothwendigkeit, welche äußere Lebenswendungen bedingen, reift so unmerklich heran, daß ihr plötzliches Sichgestalten nicht allein unsere Freunde, sondern oft auch uns selbst überrascht. Vom Beginn meiner Laufbahn an war ich mir bewußt, daß sie schon ihrer Natur nach nur einen Theil meines Lebens ausfüllen könne, und mit dem Entschluß vertraut, ihr nur so lange zu leben, als ich sie und sie mich erfüllen könne. Diese Vorstellung hatte mich durch meine ganze Carrière begleitet, wenn ich sie mir auch nur selten formulirte, und plötzlich ist sie mir zu drängender Nothwendigkeit geworden, und ich fühle, es ist der Zeitpunkt gekommen, in dem, will ich redlich mir selbst treu bleiben, ich die Bühne verlassen muß.

In mehr als einer Beziehung bin ich es mir selbst schuldig, wie ich es einst mir selbst schuldig war, dem mächtigen Drange meines Talentes zu folgen. Noch bin ich in der Vollkraft, keine Abnahme in meinen Leistungen weiset mir den Rückzug an, die Kunst ist mir so lieb, so hoch und heilig als je vordem; allein mein Verlangen ist nicht mehr nach Gestaltung, nach den tiefen Erregungen einer schaffenden Thätigkeit, nach dem Contact mit der Außenwelt, sondern nach der Ruhe eines abgeschlossenen, mehr contemplativ genießenden Lebens gerichtet. Ist meine Productionskraft an jenem Punkte angelangt, in dem sie zu ebben beginnt, oder hat sich nur das reflectirende Element in mir übermächtig ausgebildet? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß es mich drängt von dem schönen, beglückenden Leben, das ich bis jetzt geführt, Abschied zu nehmen und es gegen ein einfacheres zu vertauschen.

Wie die verschiedenen Climate, so beeinflußen wohl auch die verschiedenen Altersstufen die Lebensnothwendigkeiten der Menschen. Mir ist's, als sei die Zeit des Schaffens vorüber und jene des Genießens gekommen, und seltsam, vielleicht lächerlich, ich fühle mich in dieser Empfindung jünger als vordem.

Nun hören Sie, was ich zunächst zu thun gedenke. Als ich vor zwei Jahren in Mailand war, entdeckte ich auf der Rückreise ein herrliches Plätzchen am Comersee, eine Villa, halb versteckt in einem Orangenhain, ganz umrahmt von Rosen und Jasmin und durch eine kleine Lichtung mit freiem Ausblick nach dem tiefblauen See und der fernschimmernden Bergkette. Das Gebäude, in bestem Renaissancestyl, bietet den echten Comfort der Bequemlichkeit mit ästhetischer Befriedigung vereint. Hohe luftige Säle mit weißschimmerndem Marmor bekleidet, gegen den See hinaus, und dem Hain zu, trauliche Gemächer mit Eichenholz getäfelt und mit ein paar prächtigen alten Bildern geschmückt.

Schon war der Zug nach Ruhe mächtig in mir, die gänzliche Ungebundenheit eher eine Last als ein Reiz, und ich kaufte den reizenden kleinen Landsitz und ließ allmälig die vielen Bücher und Kunstgegenstände, die ich im Laufe der Zeit an mich gebracht und zur Verzweiflung der guten Quinault meist mit mir geschleppt, dorthin bringen, um mir ein trauliches Asyl zu bereiten für den Zeitpunkt, in dem ich mich aus dem bewegten Leben zurückziehen würde.

Er ist früher gekommen, als ich glaubte, und schon nächste Woche begebe ich mich nach Villa Rosas, und dahin, mein Freund, lade ich Sie als den ersten Gast. Am zehnten nächsten Monats ist mein Geburtstag, da erwarte ich Sie auf Rosas, um in meiner neuen Heimat von der alten zu plaudern und im neuen Leben den alten, bewährten Freund wieder zu finden. Das ist besser als die Besuche, die Sie mir mehrmals während eines Gastspiels abstatten wollten und die Ihr Beruf jedes Mal so tückisch vereitelte. Nun darf nichts dazwischen kommen.

Fünfzehn Jahre! Welche Zeit, und doch erscheint sie in der Erinnerung so traumkurz. Ob wir uns wohl sehr verändert haben?

Paula."

Zunächst fühlte sich Wörner von schwerem Schreck befreit. Daß die schöne, gefeierte, reiche, in voller Lebensblüthe stehende Sängerin viel umworben war, wußte er nur zu wohl; so lag denn der Gedanke nahe, daß nur eine eheliche Verbindung sie von ihrer glänzenden Laufbahn abgelenkt. Er athmete auf. Zum ersten Male sprach ihm Paula von ihrem inneren Leben, zum ersten Male sprach sie den Wunsch aus ihn wiederzusehen; er sollte ihr erster Gast sein. Das klang gar köstlich, die süßeste Schmeichelei. War das einst verheißene „später" gekommen? Er hatte vielleicht schon

Jahre lang nicht daran gedacht, und zog auch jetzt keine Consequenzen, sondern sich dem Impulse des Augenblickes hingebend, schrieb er Paula in warmen, innigen Worten, sich zur bestimmten Zeit auf Villa Rosas anzukünden.

Nun hatte der vielgesuchte Arzt mancherlei vorzusehen für seine längere Abwesenheit. Ueberall, wo er seine Reise erwähnte, brach man in Klagen aus, ihn entbehren zu müssen; ja die kindische Lilli Brand vergoß sogar etliche Thränen, die gar niedlich auf ihre Wangengrübchen träufelten und betheuerte: nun werde sie gar keine Freude haben an dem großen Balle auf dem Rathhause, und sie sei überzeugt, der böse Doctor würde seine kleine Patientin ganz vergessen auf der weiten Reise. So viel Anhänglichkeit mußte Wörner rühren und er drückte einen Kuß auf ihr Patschhändchen. Die Kleine wurde über und über roth und lief halb lachend, halb weinend zur Thüre hinaus. Die Mutter meinte doch etwas sagen zu müssen und bemerkte, das liebe Kind sei gar zu sensibel und weichherzig, was sie oft um seine Zukunft bangen mache; allerdings könne sie es Lilli nicht verübeln, wenn sie für den Mann, der ihre Kindheit so herzlich gepflegt — wie schon erwähnt, Wörner hatte das Kind geimpft — die wärmste Verehrung empfinde. — —

Der Doctor entgegnete, daß ja eben in dieser Weichheit und Gefühlswärme der höchste Reiz und Adel des Weibes bestehe, sie möge ihn ja der holden Lilli nicht rauben. Frau Brand schien das Gespräch noch fortführen zu wollen. Wörner aber empfahl sich rasch. Doch konnte er auf dem Heimweg sich des Gedankens nicht entschlagen, daß Paula dieses eben gerühmten Zaubers eigentlich ermangele.

Ueberhaupt erging es dem guten Doctor eigen; je weiter seine Vorbereitungen zur Reise gediehen, umsomehr sank seine Stimmung. Er war sich bald darüber klar geworden, daß dies Wiedersehen wahrscheinlich Consequenzen nach sich ziehen würde, eine Vorstellung, die ihn, er wußte nicht ob beglücke oder erschrecke. Seine Liebe zu Paula war allgemach eine Art abstracter Cultus geworden; er hatte sie gewissermaßen auf einen Altar gestellt und angebetet, aber schon lange nicht mehr in seine Lebensbeziehungen verflochten. Wenn ihn noch vor Kurzem ein Freund auf's Gewissen gefragt, er hätte zweifelsohne geklagt, daß ihn die trostlose Einsamkeit des Junggesellenlebens schwer bedrücke, daß sie aber durch Paula unwiderruflich über ihn verhängt sei. Nun schien ihm der Gedanke, sie aufgehoben zu sehen, beinahe peinlich, und als er vor der Reise zum letzten Male seine comfortable eingerichteten Zimmer durchschritt, überkam es ihn beinahe wie ein lebhaftes Bedauern, daß er sie, auch nur für kurze Zeit verlassen sollte.

Auf dem Bahnhof ward ihm noch eine hübsche Ueberraschung zu Theil; kurz vor der Abfahrt des Zuges kam ein niedliches Dienstmädchen

herbeigerannt, das ihm mit einer Empfehlung von Fräulein Brand ein kleines Päckchen übergab. Es enthielt ein weiches Reisekäppchen von ihrer Hand gehäckelt und einen jener Theekuchen, die ihm stets so gut zu munden schienen, von ihrer Hand gebacken. Dazu noch die Bitte im fernen Land ja nicht zu vergessen: „seine ewig dankbare kleine Lilli".

Wörner betrachtete das zierliche Käppchen mit Wohlgefallen und unwillkürlich fiel ihm ein, im Laufe all' dieser Jahre auch nicht ein einziges derartiges Zeichen der Aufmerksamkeit von Paula erhalten zu haben. Als er die Mütze etwas kokett auf seinem Kopfe zurecht drückte, besann er sich, daß er eigentlich in seiner Art auch nicht minder gefeiert sei, als sie in der ihren.

Doch bald brachte ihm die Reise so mannigfache Anregung, daß seine Laune sich besserte, seine Stimmung sich hob und er mit wahrhaftem Vergnügen sich seinem Ziele näherte. Wie werde sich der erste Augenblick des Wiedersehens gestalten? Diese Frage beschäftigte ihn lebhaft und er malte sich die Empfangsscene mit einer Mischung von Behagen und Pein aus. Gewiß werde Paula überwältigt werden von der Erinnerung an die längst vergangene Zeit und ihre Bewegung nicht beherrschen können. Voll zärtlicher Sorge sann er voraus darüber nach, wie er sie beruhigen und stützen könne.

Vom Landungsplatze aus hatte er noch eine Viertelstunde Weges zu Wagen zurückzulegen. Während dieser Fahrt nun bemühte er sich, eine feste Richtschnur für sein erstes Verhalten zu gewinnen, denn er fühlte sein Herz so heftig pochen, daß er fürchtete, selbst die Fassung zu verlieren und so Paula's Erregung nicht genugsam beherrschen zu können.

Allein es kam ganz anders, als er es sich erwartet hatte. Eben als der Wagen in einem dichten Hain von Lorbeer-, Oliven- und Orangenbäumen einbiegen wollte, trat eine schöne, stattliche Frauengestalt in faltiger weißer Gewandung dem Wagen entgegen, der auf ein Zeichen ihrer Hand anhielt.

— Ich wollte Sie an der Grenze meines Gebietes begrüßen — ertönte es in Paula's klangreicher Stimme, und ihre Hand streckte sich fest und sicher dem erwarteten Freunde entgegen.

Rasch war Wörner aus dem Wagen gesprungen, allein er fühlte sich um die ersten Worte verlegen. Das Wiedersehen war so ganz anders gekommen, als er gedacht. Doch half ihm Paula rasch darüber hinweg, indem sie den Kutscher nach der Villa fahren hieß und Eugen die Honneurs des Weges machte, ihn bald auf eine Baumgruppe, bald auf einen Ausblick aufmerksam machend; hätte nicht ihre Stimme vibrirt, man hätte sie für vollkommen ruhig halten können. So waren sie an den großen Grasplatz gelangt, der sich vor der Villa dehnte; die Wirthin wies mit ihrer schönen Hand nach

dem Gebäude und sie kamen danach hinblickend zu einem Stillstand. Allmälig jedoch glitten ihre Blicke von dem hübschen Bau ab und wendeten sich einander zu.

Mit einer Art naiver Neugier maß Paula den Freund und sagte dann:

— Wie thöricht! Ich habe nie besonders bedacht, daß sich Ihr Aeußeres verändert haben würde und bin nun im ersten Augenblick überrascht, Ihr Aussehen von ganz anderem Gepräge zu finden. Uebrigens hat die Zeit Ihnen wahrlich kein Unrecht gethan — setzte sie, wie nochmals prüfend, hinzu.

Letztere Versicherung konnte Wörner vollgiltig zurückgeben. Paula war jetzt schöner, als sie es im Elternhause gewesen; ihre Gestalt hatte sich üppig entfaltet und war in ihrer stolzen Haltung wahrhaft königlich zu nennen; auch die Schärfe ihrer Züge war durch blühende Fülle anmuthig gemildert. Eben dies ließ Wörner auch wenig nur vom Verlauf der Jahre an ihr wahrnehmen, denn in ihrer Jugend überschlank, hatte sie älter ausgesehen als sie gewesen, während die Fülle sie nun verjüngte. Wesentlich noch trugen ihre Bewegungen zu dem Imponirenden ihrer Erscheinung bei, sie hatte sich so oft und so voll in die dramatischen Gestalten eingelebt, die sie vorgeführt, daß sie bei vollständigster Natürlichkeit und Ungezwungenheit eine gewisse Großzügigkeit und Plasticität der Bewegung angenommen hatte. Mochte solch' stolze Stattlichkeit auch nicht Jedem reizend dünken, so mußte doch Jeder sie bewundern. Doctor Wörner war entzückt von dem prachtvollen Frauenbilde; doch seltsam: er, der in allen Situationen gewiegte Causeur, fand kein dieser Erscheinung anpassendes Wort der Bewunderung und führte nur stumm, doch mit beredtem Blick, ihre Hand an seine Lippen.

Und sieh' da! Paula Schröder's Wangen hatten unter der Theaterschminke das Erröthen nicht verlernt. Doch war ihr Ton vollkommen unbefangen, als sie ihn mit einer Handbewegung in ihr Haus lud.

Eine reich mit Blumen decorirte Halle entlang, führte Paula ihren Gast in einen der in ihrem Brief geschilderten Marmorsäle am Ende derselben. Die großen, bis an den Estrich reichenden geöffneten Fenster standen weit offen, das vom dichten Laubwerk vor denselben gedämpfte Licht einlassend. Nur vom Mittelfenster zog sich, nach einem kleinen Rasenplan, eine stattliche Ilexallee weit hin, an deren Ende sich die blaue Fläche des Sees spiegelte, weit im Hintergrunde von Bergen umrahmt. Auf den ersten flüchtigen Blick erschien der Saal dem Eintretenden beinahe leer. Es war ein Raum, der wohl ein paar hundert Personen fassen konnte und die spiegelnde Glätte der Marmorplatten an den Wänden ließ ihn nur noch größer erscheinen. Große, weiche persische Teppiche in allen Farben, die hier und dort über den weißen und schwarzen Mosaik-Estrich geworfen waren, nahmen sich wie

blühende Inseln aus in dem schimmernden, doch farblosen Gemach, das zwar sehr reichlich mit seltenen Gewächsen, doch nur mit Blattpflanzen geziert war, unter denen sich auch nicht eine blühende Blume fand. Relativ waren der Einrichtungsstücke nur wenige. Ein großer Flügel stand frei und neben ihm an der Wand ein mäßiger Marmortisch, auf dem Partituren und einzelne Notenblätter recht bunt durcheinander lagen. Einige große niedere Divans mit vielen Kissen, die hier und dort auf den Teppichinseln standen, hoben sich nur wenig von dem dunkeln Strauchwerk ab, das sich um sie gruppirte und etliche Gruppen niederer Fauteuils mit Marmortischen, die einige Bücher und viele Zeitungen trugen, verfielen gleichfalls so ziemlich in dem weiten Raum, den sich Paula frei gehalten, weil sie immer noch, wie dereinst beim Sicheindenken in ihre Rollen, die Gewohnheit hatte, in ihrem Gemach auf und nieder zu gehen. Nur zwei Kunstgegenstände zierten den Saal: ein riesiger Gobelin mit einer Darstellung der Iphigenia auf Aulis in schon verblichenen Farben hinter einem der Divans, und in einer Ecke eine weiß aus dunkelm Laubwerk hervorschimmernde Statue. Es war ein marmorner Orpheus von Meisterhand, der die Züge Paula's trug.

Die Hausfrau ließ sich auf einem der niederen Fauteuils nieder und wies ihrem Gast den Nachbarstuhl. Es trat eine kleine Pause ein, die Diesen mächtig bedrückte. Wörner hatte nur wenig noch gesprochen, beinahe nur Erwiderungen auf Paula's Bemerkungen, und er fühlte, daß es nun an ihm sei das Wort zu ergreifen; allein wieder wollte es sich nicht einstellen. Wie ganz anders war es gekommen, als er es sich vorgestellt! Da fand sich keine Gelegenheit beruhigend, stützend aufzutreten. Nur das Vibriren von Paula's Stimme bewies, daß sie innerlich bewegt sei, und selbst das war ihm in seiner Befangenheit entgangen. Es wollte sich ihm kein Anknüpfungspunkt bieten, denn abgesehen davon, daß nicht er von den todten Eltern zu sprechen beginnen wollte, den dunkeln Schatten in Paula's Leben heraufbeschwörend, so schien ihm der Augenblick auch nicht ziemend dazu. Er sehnte sich, die Pause, die ihn peinigte und ihm so weit länger erschien, als sie wirklich war, gebrochen zu sehen, und dennoch überkam ihn eine Art Zornesempfindung, als Paula sie durch eine unpersönliche Bemerkung über Villa Rosas und ihre Umgebung brach. Es schien ihm beschämend, daß die Frau die Situation gestalte und gefaßter sei als er. Die Gezwungenheit seiner Gegenbemerkungen war ersichtlich und die Sängerin meinte, er sei wohl von der langen Reise in einem Zuge ermüdet und werde ruhen wollen, hinzufügend, nicht Jedes sei es, wie sie, gewöhnt, einen großen Theil seiner Existenz im Eisenbahnwaggon zu verbringen. Halb ärgerlich, wenn auch froh dem momentanen Unbehagen der Situation zu entkommen, stimmte ihr Wörner zu, und sie ließ durch einen Diener Madame Quinault herbeirufen. Das Wiedersehen

zwischen der einstweilen völlig ergrauten Französin und dem Arzt war ein lebhaftes und beinahe herzliches. Sie tauschten reichlich und in anmuthig eleganter Form alle für solche Fälle conventionellen Höflichkeiten, und Wörner dadurch in gewohnteres ruhigeres Fahrwasser gelangt, fand nun auch für Paula noch einige angemessene Worte.

Madame Quinault geleitete ihn nach den für ihn bereit gehaltenen Zimmern im ersten Stockwerk; das eine mit der Aussicht auf den See, das Schlafgemach aber nach dem Orangen- und Oleanderhain hinausgehend. Eh' sie sich zurückzog nahm sie seine Hand in die ihre, und mit feuchten Augen und bebender Stimme stellte sie einige Fragen nach dem alten Hause Schröder und dem Tod seiner Besitzer, mit kaum zurückgehaltenen Schluchzen erzählend, wie schwer Paula unter demselben gelitten habe.

— Hat sie die künstlerische Laufbahn, die sie von den Eltern getrennt, bereut? — fragte der Arzt gespannt.

— Das glaube ich nicht — erwiderte die Französin — Paula zählt zu jenen starken, in sich abgeschlossenen Naturen, die alles Schwere in sich allein auskämpfen und umso weniger sprechen, je mehr sie leiden. Seltsam, der Tod des Vaters erschütterte sie weit mächtiger, ergriff sie weit schmerzlicher als jener der Mutter. Trotz der furchtbaren Entfremdung zwischen ihnen, stand er ihr näher, als die weiche, gute, aber willen- und farblose Mutter, die so ganz und gar in ihm aufgegangen. Sein Verlust war für Paula ein Schlag, von dem sie sich lange nicht erholte; sie schien für Alles abgestumpft, außer für ihre Kunst, deren Cult sie immer mit einer Art Weihe betrieben hat.

— Wie kommt es, daß sie ihr jetzt entsagt hat? Doch im Zenithe ihrer Laufbahn?

— Jawohl, im Zenithe, in der vollsten Ruhmeshöhe enthusiastischer Anerkennung. Es ist ihr gehuldigt worden bis zuletzt, wie man heutzutage eben nur großen Künstlerinen huldigt. Ihre erste Frage aber kann ich nicht beantworten, Herr Doctor, denn obwohl mir Paula in Vielem beinahe wie ein eigen Kind, so ist sie doch, wie ich eben gesagt, in Allem, das sie tief innerlich bewegt, in sich verschlossen. Ihr Entschluß war mir eine vollständige Ueberraschung und nachträglich erst erinnerte ich mich, daß sie in den letzten Jahren ihre Triumphe statt mit der stolzen Freude früherer Zeit, mit einer Art steigender Ungeduld hingenommen hatte, als fände sie nicht mehr ihre volle Befriedigung darin.

Damit brach die Französin ab und bat den Gast, vor dem Mittagmahl noch ein wenig zu ruhen. Mit der ihren Landsmänninen eigenen, selbst durch die Jahre nicht gehemmten Beweglichkeit, schlüpfte sie die Treppe hinunter in den Marmorsaal, in dem sie Paula noch in einer Divanecke lehnen fand.

Wohl sehr in Sinnen oder Träumen befangen, da sie bei ihrem Eintritt nicht einmal aufblickte, geschweige denn irgend eine Frage über die Unterkunft des Gastes stellte. Die alte Dame trat sachte heran, legte ihr die Hände auf die Schultern und fragte, ihr in's Gesicht blickend:

— Nun Kind, wie bist Du zufrieden mit Deinem Freunde? — Die gute Quinault mochte wohl recht haben mit der Bemerkung, daß Paula über alles, das sie mächtig bewege, seltsam schweigsam sei, denn sie erhielt keine Antwort. Dennoch aber schien die Französin vollkommen befriedigt durch das Lächeln auf den stummen Lippen der Sängerin und das feine Roth, das ihre gewöhnlich kaum gefärbten Wangen schmückte.

Wörner wollte das ihm empfohlene Ruhen nicht recht gelingen, er mußte sich erst in dem Widerstreit von Eindrücken und Empfindungen, der ihn bestürmte, zurecht finden. Es war unleugbar; Paula hatte seine an ihre Persönlichkeit geknüpften Erwartungen weitaus übertroffen, aber ebenso unleugbar war es, daß er sich ihr gegenüber unbehaglich, ja bedrückt gefühlt hatte, was sein Selbstgefühl verletzte. Doch wich diese Empfindung bald dem stets mehr und mehr in den Vordergrund tretenden Eindruck ihrer glänzenden Erscheinung, und es hob sein Selbstbewußtsein zu stolzer Höhe, daß dieses schöne, gefeierte Weib ihn berufen habe — — berufen, ja wozu?

Der ideale Zug in Wörner's Natur war zwiefach vom Geschick gekreuzt worden, im Empfindungs- und im Gedankenleben. Es war ihm nicht allein das Liebesglück versagt geblieben, seine Vermögenslosigkeit hatte ihn auch in andere Berufsbahnen gelenkt, als sie seiner Wesenheit ursprünglich entsprachen. Wissenschaftliche Forschung und ärztliche Praxis vertragen sich nicht miteinander, jede verlangt den ganzen Mann. Das hatte Eugen bald erkannt, und sich im Beginn nur mit Bitterkeit darein gefunden, der Nothwendigkeit zu dienen und auch auf geistigem Gebiet einer idealen Lebensführung zu entsagen. Auch hier verhieß er sich ein „Später", wie Paula es ihm für das Gemüthsleben verheißen hatte; allein im Laufe der Zeit fand er sich mit Behagen in den Beruf des praktischen Arztes, der ihn bei einer Fülle wechselnder Eindrücke, psychologisches Interesse und neben der Befriedigung tüchtigen Wirkens auch unterhaltende Zerstreuung bot. Als ihn nach einem Jahrzehnt ein ganz ausreichendes Vermögen ermöglichte, das Jugendstreben wieder aufzunehmen, sich der Wissenschaft zu widmen, erneuerte er das „Später" aus eigenem Antriebe, sich das einst so heiß ersehnte Ziel nun freiwillig immer weiter hinausrückend.

Es ist nicht wahr, daß die Jugend dem Augenblick, das reifere Alter der Zukunfserwägung lebe; umgekehrt, sieht die Jugend stets, selbst im Genuß des Moments, eine weite Zukunftsvista vor sich, während, wer auf

die Lebenshöhe gelangt, im Entschwinden der Zeit und der Dinge den Augenblick schätzen gelernt, oft die Augen vor der Zukunft verschließt, um in seinem Genuß nicht gestört zu werden. Die Mehrzahl der Menschen hat sich in Kampf, Schmerz und Enttäuschung vom Glücksverlangen zum Behagensbedürfniß herabgestimmt und dieses, weit mächtiger als eine Leidenschaft, weil unausgesetzt wirkend, wird nun ganz unbewußt maßgebend in der Lebensführung. Ursprünglich höher angelegte Naturen verbergen sich Das verschämt in instinctiver Sophisterei, denn nur Cyniker gestehen es sich zu, daß sie selbst mit ihrem Zwecke kleiner geworden.

Als Wörner von dem materiellen Zwang frei geworden war, gestand er sich nicht, daß das „Später" von vor zehn Jahren, nun ein „Zu spät" geworden war; im Gegentheil, er tröstete sich damit, es sei zu früh. In voller Manneskraft, vom Thun zum Erkennen, von unausgesetzter Wirksamkeit zu einem mehr contemplativen Berufe übergehen, sei nicht an der Zeit, sagte er sich. Später, wenn ihm die Haare zu ergrauen, die Kräfte zu ebben begonnen, würde er sich der Wissenschaft widmen und mit voller Erfahrung ausgerüstet seine Laufbahn durch ein Werk krönen, das dem Idealitätstrieb und der Ruhmesbegierde seiner Jugend entsprechen sollte.

Allerdings, hätte er klar sehen wollen, er hätte allsogleich den Trugschluß erkannt, den verebbenden Kräften des Lebensabends die Lösung einer Aufgabe zuzutrauen, welche die volle Spannkraft einer durch besondere Begabung begnadeten Natur bedarf. Allein Eugen Wörner hatte seine instinctive Behagensphilosophie schon gelehrt, unbewußt die Wahrheit zu scheuen, wo sie eine unkluge Gefährdung des Sichwohlfühlens zu werden drohte.

Aehnlich erging es ihm auf dem Gebiete des Gefühlslebens. Die Treue gegen Paula stimmte vollkommen mit dem Wohlbehagen eines gehätschelten Junggesellenlebens, ja sie sanctionirte hie und da sogar eine kleine Ausschreitung, denn dem vereinsamt hoffnungslos Sehnenden ist die momentane Verzweiflungszuflucht — zum Rausche kaum zu verübeln, so häßlich sie ist. Wie sein verwaister Herd, bewies der Blumencult um Paula's Bild nicht nur seinen intimsten Freunden, sondern auch ihm selbst, wie echt seine Liebe und Treue sei. Auch genoß er den Briefwechsel mit ihr als seinen eigentlich schönsten Lebensschmuck, und die Berichte über die Triumphe, welche ihr Talent und ihre Schönheit feierten, sorgten dafür, daß sie ihm stets begehrenswerth erscheine; allein jeden weiteren Versuch sie zu erringen, wiederholte er sich dann, verbiete ihm sein Männerstolz, in dessen Verdict er sich schmerzlos zu fügen gelernt hatte. Doch schwebte ihm Paula, wie sein großes, berühmtes Forschungswerk, als eine Art idealer Krönung seines Daseins vor. Allein auch hier empfand er keine drängende Eile und wie

schon früher bemerkt, hatte er nach dem Empfang von Paula's Brief den Gedanken, daß der entscheidende Moment nahe, beinahe mit eben so viel Schreck als Freudigkeit begrüßt.

Die Reise hatte seine Stimmung merkwürdig aufgefrischt. In den ersten Jahren seiner Praxis hatten seine Verhältnisse ihm das Reisen nicht gestattet, später hatte ihn die Gewohnheit festgehalten und mehr noch seine vielseitig (von allen Patienten) schmeichelhaft betonte Unentbehrlichkeit, so daß er, einige Ausflüge abgerechnet, H. nicht verlassen hatte. Umso stärker wirkte jetzt die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, ihr rascher Wechsel auf ihn und er fühlte sich durch ihren Einfluß verjüngt. Nicht allein weichlicher, auch weicher geworden, hatte ihn sogar ein Anflug von Sentimentalität überkommen und er hatte sich das Zusammentreffen in diesem Sinne ausgemalt.

Daß Paula, eben weil sie ihn gerufen, sich größere Zurückhaltung auferlegen mochte, fiel ihm nicht bei und er bewunderte sie und grollte ihr zu gleicher Zeit. Was aber das Allerschlimmste war: Wörner fühlte sich in Verlegenheit. Er hatte es sich wohl selbst gesagt, daß es innerlich unmöglich erscheinen würde, dort anzuknüpfen, wo das Orpheus-Debut ihre Beziehungen abgebrochen; allein er hatte darauf gerechnet, daß eben die Ergriffenheit im Wiedersehen die Tonart ihres Verkehrs bestimmen würde. Er erinnerte sich unwillkürlich der kleinen Lilli Brand, die ihm nach mehrmonatlichem Landaufenthalt vor Freude an den Hals geflogen war. Die Starkmüthigkeit sei denn doch eigentlich keine weibliche Eigenschaft, meinte er seufzend und begann nachzusinnen, welche Haltung er annehmen sollte. Allein da kam ihm Paula's schöne Erscheinung wieder lebhaft in den Sinn, die herrliche Gestalt, so frei und stolz getragen, und der edle, interessante Kopf mit seiner Fülle dunkeln, classisch geknoteten Haares, die zarte Rundung der weißen, wie von einem goldigen Schimmer umflossenen Wangen — — Ein Diener unterbrach diese etwas positive Betrachtung durch die Meldung: „Die Damen lassen bitten, es werde sogleich servirt werden.“ Mit Schreck gewahrte Wörner, daß er über sein Träumen ganz vergessen habe, über seine „Haltung“ schlüssig zu werden.

Es war dies wohl mehr zu seinem Nutzen als zu seinem Schaden, denn in der Hast bewegte er sich vollkommen natürlich; Paula legte ihren Arm in den seinen und geleitete ihn so nach dem Speisezimmer, in das die Quinault ihnen voranging. Paula sprach nur wenig bei der Mahlzeit, doch leuchtete ersichtlich innere Befriedigung aus ihrem Antlitz. Die prächtige Einfachheit ihres Anzuges stimmte trefflich zu ihrer Erscheinung, wie der weltkundige Arzt, ein feiner Toilettenkenner, bemerkte. Ein ästhetischer Lebensgourmand geworden, berührte ihn auch die vornehme Eleganz der

Tafel und Bedienung, die Vorzüglichkeit der Speisen und Weine angenehm; seine Stimmung ward belebter und es trat der geistreiche Causeur in ihm in den Vordergrund, unterstützt von der Quinault, die so wenig, wie den französischen Accent, die französische Gesprächsanmuth abgestreift hatte und das Doppelverdienst besaß, nicht allein unterhaltend zu sein, sondern auch gerne unterhalten zu werden.

Der Kaffee wurde auf der Terrasse eingenommen, in einer natürlichen Laube von Orangen-, Oel- und Lorbeerbäumen. Ihr so nah! In dieser würzigen Luft empfand Wörner Paula's Schönheit immer mächtiger und es verdroß ihn, als sie lächelnd in ihren Gartenstuhl lehnte und gar nicht daran zu denken schien, ihm selbst die Tasse zu reichen, die er aus der runzeligen Hand der guten Französin nehmen mußte. Ja schlimmer noch, während er sich immer belebter fühlte, schien ihr Gesicht einen ernsten Ausdruck anzunehmen. Doch verwischte sie diesen verstimmenden Eindruck leicht, als sie sich später erhob, ihn durch den Hain nach dem See hinunter zu führen, den Sonnenuntergang in seinem Spiegel zu betrachten.

Ein Unbenennbares in ihrer Haltung schreckte ihn davor zurück, ihr seinen Arm zu bieten und die Beiden schritten nebeneinander her, während ihnen die gute Quinault mit einem Lächeln und zugleich einem Segenswunsch, feuchten Blickes nachsah.

Paula war sehr ernst, wenn auch nicht zurückhaltend und Wörner trug zum weitaus größten Theil die Kosten der Unterhaltung, die sich zumeist um die Erscheinungen drehte, welche der Weg aufwies und die allerdings ihm, der die Vegetation des Südens zum ersten Male sah, gar viel des Bemerkenswerthen bot. Der Sonnenuntergang mit seiner Spiegelung in der klaren Seefläche übte seinen vollen Zauber auf den Mann, der nun gar viele Jahre schon dem Naturleben fern gestanden. Sein Geplauder verstummte und es wurde ihm gar warm um's Herz. Da, als die letzten rothen Tinten am Horizont erblaßten und der blaue See eine graue Färbung anzunehmen begann, unterbrach Paula sein süßes, traumhaftes Sinnen durch die beinahe heftig gestellte Frage:

— Wörner, erzählen Sie mir von den Eltern und ihrem Tode.

Das hieß, ihn aus schöner wohliger Stimmung zu einer schweren schmerzlichen Aufgabe aufrütteln. — Wörner empfand tiefes Mitleid mit seiner schönen Gefährtin, der er nun weh' thun mußte, wie schonungsvoll er auch verfahren mochte. Inniges Mitleid empfand er jedoch auch mit sich selbst, so herb um den schönen Augenblick gekommen zu sein. Hatte sie so lange gewartet mit der Frage nach den Eltern, so hätte sie ihm wohl auch noch das Verklingen dieses Eindruckes gönnen können. Die verschränkten Hände im Schoße, das Gesicht steinern, als stähle sie sich Qualvolles tapfer

zu ertragen, hielt sie den Blick gespannt, forschend auf ihn gerichtet. Er berichtete so schonungsvoll für sie, als nur irgend möglich, vom Leben und Sterben der alten Schröder's; sie aber drängte mit bestimmten Fragen, und als wollte sie sich keine Pein sparen. Einmal zögerte er mit der Antwort, da rief sie leidenschaftlich:

— Keine Schonung! Ich will die Wahrheit, die volle Wahrheit. Kümmern Sie sich nicht darum, ob sie schmerzt.

So mußte ihr denn der Arzt erzählen, daß in den letzten Tagen der Krankheit sich auch das Mutterherz von ihr gewendet und daß die Sterbende, die ihr nie vorher gezürnt, nun zürnte um der Verlassenheit des Vaters willen, den sie einsam zurücklasse. Ihm allein hatten ihre letzten Sorgen und Seufzer gegolten. Paula's Gesicht blieb schmerzhaft starr und sie murmelte nur mitleidsvoll vor sich hin: „Arme, arme Mutter!" Als Wörner nun erzählte, wie er den einsamen verbitterten Mann, der den Brief der Tochter ungelesen zurückgewiesen, von nun ab täglich besucht, da legte sie, aufzuckend, einen Augenblick lang die Hand auf seinen Arm. Ein Schlagfluß hatte das Leben des alten Herrn so plötzlich abgeschnitten, daß zu keiner Aeußerung mehr Zeit geblieben. —. Wörner erwähnte noch mit Nachdruck der Zeitungsausschnitte und der Berichte der Correspondenten über ihre Laufbahn, die Schröder gesammelt hatte, und schloß mit den Worten:

— Glauben Sie mir, Paula, der Vater hat Sie tief und innig geliebt und Ihnen schon lange nicht mehr gezürnt; doch meinte er, es seiner Ehre schuldig zu sein, seinem Wort treu zu bleiben.

Da barg die starre Paula das Gesicht in den Händen und heftiges Schluchzen erschütterte ihre Gestalt. Eugen trat an sie heran, ihr gesenktes Haupt an seiner Brust zu stützen, allein ihn mit der Hand von sich weisend, das Gesicht von ihm wendend, schluchzte sie:

—'Bitte, lassen Sie mich, Wörner, lassen Sie mich allein. — Wahrhaft gekränkt zog sich Wörner zurück. Jeder Mann, der den Namen eines solchen verdient, sehnt sich danach dem Weibe, das seinem Herzen nah, wo nicht Schutz vor jäglichem Leid, so doch Stütze zu bieten. Nun, wo sie im gemeinsamen Erinnern, im Schmerz um die Verstorbenen — denen er beinahe mit der treuen Hingabe eines Sohnes anhing — sich in Gemeinsamkeit der Empfindung so nahe gekommen waren, wo sie, die Starre, wie ein Kind weinte und er schwimmenden Auges sie an sich ziehen wollte, in diesem Augenblicke sich von ihr gewiesen zu sehen, das war Kränkung. Schweren Schrittes ging er die Ilexallee zurück und ließ sich unter einer Gruppe von Lorbeerbäumen nieder, bitterer Empfindung voll. Nur ein Schatten mehr der ehemaligen Empfindung hatte in ihm gewohnt; jetzt aber meinte er sie

in ihrer vollen, alten stürmischen Herrlichkeit wieder erwacht. Es wogte in seinem Herzen, wie er es nicht mehr für möglich gehalten, und zugleich fühlte er sich verletzt. Lange saß er so in sich versunken, als endlich Paula den Schotterweg heraufkam, auf dem nun durch das Laubwerk verirrte Mondstrahlen ein phantastisches Lichtspiel trieben.

Er blieb auf seinem Sitz; sie aber trat ganz nah' heran und legte die Hände auf seine Schulter, als sie, das tiefbleiche Gesicht mit den roth-umränderten Augen über ihn beugend, im innigsten Tone sagte:

— Wörner, Wörner, ich danke Ihnen! — Sie ging dem Hause zu und wandte sich nur einmal noch zurück zu bitten: — Entschuldigen Sie mich für heute.

Durch ihre ersten Worte, ihre Nähe und Bewegung in jeder Fiber seines Seins erregt, empfand er die letzten, und ihre Entfernung, mit zornigem Unmuth. Was quälte ihn diese Frau mit einem Wechselspiel von inniger Vertrautheit und starrer Abgeschlossenheit? Und dennoch schien sie niemals von Launen bewegt, sondern eine seltsam reizende bezaubernde Harmonie ineinander verschlungener Widersprüche. So durchaus einfach in Allem und doch im Ganzen so räthselhaft.

Die Quinault kam, ihn freundlich zu bitten, mit ihr den Thee zu nehmen. Dazu hatte er, der schwer beweglich Gewordene, sich wahrlich nicht aus seinem angenehmen Pflichtenkreise losgerissen, er, der daheim Schwer-vermißte. Der Französin entging trotz all' seiner Höflichkeit sein Unmuth nicht und sie sagte:

— Sie zürnen doch Paula nicht, weil sie sich zurückgezogen? Sie hat mir kein Wort gesagt, an ihren rothgeweinten Augen aber und ihrer bebenden Stimme habe ich errathen, daß Sie mit ihr vom Vater gesprochen haben.

— Warum, wenn sie so tief bewegt ist, spricht sie sich nicht mit dem Freunde aus, den sie selbst hieher berufen hat?

— Paula war es von Kindheit an gewöhnt, Alles in sich allein aus-zukämpfen, da die Mutter ihr kein Verständniß entgegenbrachte, der Vater zwar von gleicher Art, doch ganz entgegengesetzter Gesinnung war. Es hat sich dieser Zug während ihrer Künstlerlaufbahn noch verstärkt. Und wohl zu ihrem Besten auch, denn so hat kein Hauch den Namen der Starren, stolz Abgeschlossenen, inmitten des schlimmsten Getriebes der mächtigsten Leidenschaften, befleckt. Bei mir daheim gilt das Sprichwort: Les défauts de ses vertus. Das, denk' ich, sollten wir Menschen untereinander wohl erwägen und den Schatten, den das Licht wirft, ruhig hinnehmen. Und nun gar hier, wo es des Lichtes so viel gibt! Was sie Paula da verübeln, ist doch nur, was Sie an ihr bewundern: ihre Kraft.

— Ja wohl, sie besitzt eine wundersame Kraft, doch nur die Kraft zu siegen, nicht die Kraft über sich selbst hinaus zu gehen, zu opfern — meinte Wörner bitter.

— Darin irren Sie — entgegnete Madame Quinault ruhig. Paula hat vor zwei Jahren ein glänzendes Gastspiel in Paris aufgegeben und 10.000 Francs Pönale gezahlt, um am Krankenbette eines Geschöpfes zu stehen, das sie früher verachtet hätte. Es war eine Kunstgenossin, die mit ihr die Triumphe der Bühne getheilt, der sie aber in reinherziger Entrüstung über ihren Lebenswandel nie ein freundliches Wort gegönnt hatte. Das war so ziemlich im Anfang ihrer Laufbahn. Die Sängerin hatte dann die Stimme verloren und war verschollen. Da vor etlichen Jahren sah Paula sie in Mailand auf der Straße. Abgezehrt, in Lumpen gehüllt, mit hektischem Roth auf den Wangen. Da sprang meine Paula aus dem Wagen und ging auf sie zu und faßte ihre fieberheißen Hände und brachte die Obdachlose mit nach Hause, mir zur Ueberraschung. Dem armen Geschöpf stand der Tod auf dem Gesichte geschrieben, allein das Wohlleben, der früher gewohnte Luxus, ließ es einen Augenblick scheinbar Kräfte gewinnen und glauben, daß es zu neuem Leben erstarke. Die Unglückliche liebte es, wenn Paula, die sie hieher gebracht hatte, sang, sie summte dann ihren einstigen Sopranpart und bildete sich wahrhaftig ein, die Stimme kehre ihr wieder. Als aber Paula abreisen sollte, da überkam sie Verzweiflung, sie schwur, dann müsse sie sterben und ihre Krankeit machte in wenigen Tagen furchtbare Fortschritte. Nach Paris war sie nicht mehr zu bringen. Der Arzt meinte, da sie ja doch sterben müsse, so sei es wohl einerlei, ob etwas früher oder später. Paula aber meinte, es sei nicht einerlei, ob sie sanft hinüberschlafe oder in Verzweiflung hinübergehe. Die Trebelli war zur Hand, die Lücke zu füllen, die ihr Wegbleiben in Paris verursachte und Bianca Molena ist sanft hinübergeschlafen. Sie ruht auf dem Friedhofe von Rosas.

— Sie muß einen eigenthümlichen Zauber besessen haben, einen Zauber, wie ihn nur ihre Berufsgenossen für Paula zu besitzen schienen — grollte Wörner, der zwar gerührt, nicht aber besänftigt war.

— Nicht doch. Es ist eigen mit der Paula! Kennt man sie noch so gut, so überrascht sie Einen doch immer und immer wieder durch ihr Thun und Lassen. Und denkt man darüber nach, daß man überrascht gewesen, so begreift man es nicht, denn ihrer Eigenart nach mußte sie gerade so, konnte sie nicht anders handeln. Das kommt daher, weil sie durchaus großzügig ist und für das Kleine einfach keinen Sinn besitzt. So ist sie großmüthig, nicht aber aufmerksam, sie empfindet tief und innig, sie besitzt aber nicht das Talent der Zärtlichkeit. Ihr ganzes Wesen entspricht dem, was einmal einer meiner Landsleute, ein Logennachbar in Paris, über ihre

Erscheinung sagte: „Elle est trop belle, pour être jolie.“ Die kleinen conventionellen Zierlichkeiten und die sogenannte Liebenswürdigkeit darf man freilich nicht von ihr erwarten, aber in allem Großen kann man fest auf sie vertrauen. O ja, sie ist großer Opfer fähig, wie ich Ihnen gezeigt, wenn sie es auch übersieht kleine zu bringen.

— Sie werden entschuldigen, daß ich daran gezweifelt habe, da Sie zugeben müssen, daß ich einigen Grund zu solchem Zweifel hatte — bemerkte Wörner immer noch bitter.

Die Quinault trat ganz sachte mit geheimnißvoller Miene an ihn heran, faßte seine Hände in die ihren, blickte ihm fest in's Auge und flüsterte mehr, als sie sprach:

— Wer weiß, wer weiß, wenn Sie an jenem Abende nach dem Orpheus zu uns gekommen wären! Peut-être! Paula hätte vielleicht eher ihren Triumph geopfert, als ihre unerprobte Kraft, wenn Jemand innig daran Theil genommen und doch den Muth besessen hätte. — — Wer weiß? Peut-être, peut-être! — schloß die alte Dame in beinahe ersterbendem Geflüster. Wenn sie sehr erregt war, mischte sie stets Ausdrücke aus ihrer Muttersprache in ihre Rede, obwohl sie die deutsche Sprache geistig vollkommen beherrschte, trotz ihres unverwüstlichen französischen Accents.

Wörner folgte ihr nicht sogleich in's Haus und sie fand in ihm beim Thee keinen so trefflichen Causeur, als er sich beim Mittagmahl erwiesen. Dafür küßte er ihr beim Gutenacht die Hand.

Am nächsten Morgen schien Paula wieder vollständig ruhig und gefaßt, wenn auch etwas ungewöhnlich bleich. Sie war voll von warmer Freundlichkeit gegen Wörner; allein es stellte sich im Stocken des Gespräches heraus, wie wenig Anknüpfungspunkte diese beiden Menschen, die doch so nah' gestellt waren, eigentlich gemeinsam hatten. Wäre nicht die stets redegewandte, nie um eine geschickte und anmuthige Wendung verlegene Französin zur Hand gewesen, es hätte beim Frühstück schon peinliche Pausen gegeben. Der ungesuchte Fluß im Austausch von Bemerkungen will sich nicht ergeben, wo zwei Menschen so lange Zeit in ganz verschiedenen Verhältnissen gelebt, andersartigen Einflüssen unterlegen sind. Im Briefwechsel war ihnen das nie zum Bewußtsein gekommen; das Eine beantwortete da die Betrachtungen des Anderen und bot neue Anregung. Es war ein reiner Ideenaustausch, der sich auf dem Papier ganz gut macht, zwischen den Menschen selbst aber, erst aus einem persönlicheren Gespräche hevorwachsen muß, soll er nicht höchst gezwungen und unerquicklich erscheinen. Auch tritt die Eigenart des Gedankenausdruckes im Sprechen viel schärfer hervor, als im Schreiben und man lernt erst dann die Ausdrucksweise eines Menschen in ihrer Bedeutung genau taxiren, wenn man sie an Bekannten mißt. Wo es aber kaum ein

beiderseitiges, im Leben wurzelndes Bekanntes gibt und dieser Maßstab fehlt, tritt ein unbehagliches nicht Vollverstehen ein. So erging es jetzt Paula und Eugen, nur empfand er es weit schwerer als sie. Der Arzt war ein Virtuos und Gourmand der Conversation und war gewohnt, als solcher bewundert, gefeiert zu werden. Daß sein Talent nicht in Fluß gerathen wollte und daß, wo es sich dennoch verrieth, die Gesellschafterin es besser zu würdigen schien als Paula, das verstimmte ihn. Auch lag in der Sängerin warmer Freundlichkeit selbst eine gewisse Würde, die von der harmlosen Gefühlständelei, welche Wörner mit einer großen Anzahl Damen inscenirt hatte, seltsam abstach. Nicht als wäre er ein Don Juan gewesen, durchaus nicht; allein er liebte es bewundert und — bemitleidet zu werden. Ersteres um seines Geistes willen, letzteres als homme incompris, dessen Gemüthsschatz niemals noch ganz gehoben worden. Er besaß zu viel Geschmack, um das letztere Moment mehr als nur anzudeuten. Ein Blick, ein abgebrochener Satz — — und die Bewunderung für den geistreichen Mann wurde mit einem sentimentalen Mitleidsschmelz legirt, der Wörner im Verkehr mit Frauen angenehm berührte. Geistig geben, gemüthlich empfangen, das ist so das richtige Verhältniß zwischen Mann und Weib in jeder Verkehrsform, und daß dieses richtige Verhältniß sich zwischen ihm und Paula nicht gleich einstellen wollte, ließ Eugen ungeduldig und unbefriedigt werden.

Paula ihrerseits schien mit dem stockenden Gespräch ganz wohl zufrieden. Im Elternhause schon, wo der Vater die ihm unliebsamen Ansichten nicht hören mochte, hatte sie sich das Schweigen angewöhnt und später hatte sie ihr Leben gewissermaßen in zwei Existenzen getheilt: die Künstlerin verausgabte sich rückhaltslos in ihren Leistungen, sie verwendete ihre volle Empfindung, wie ihr ganzes geistiges Vermögen zur Gestaltung ihrer Rollen, ja überließ sich dem Zug der Leidenschaft, die ihrem Wesen zu Grunde lag; die Frau im Privatleben aber hatte eben doch viel von der nordischen Patrizierstochter alten Schlages an sich behalten. Sie war nicht leichtflüssig im Verkehr, sondern stattlich in ihrem Gebaren, voll natürlicher Würde und stolzer Zurückhaltung. Dafür hatte aber auch die große, allgemein bewunderte Primadonna im Ganzen weit weniger Verehrer aufzuzählen, als manche Collegin, die ihr nicht allein an Talent, sondern auch an Schönheit lange nicht gleich kam, aber zufällig pikant, oder anmuthig unterhaltend und bequem zu unterhalten war. Allerdings bestand dagegen die relativ geringere Zahl von Paula's gewöhnlichen Verehrern aus Bewerbern, eine im andern Fall nur seltene Erscheinung. Ja — gewiß einer der seltensten Triumphe für eine Bühnenkünstlerin — die Mutter eines vornehmen jungen Mannes hatte sie aufgesucht, sie zu bewegen, daß sie des Sohnes Werbung annehme.

Der junge Herzog San Carlo hatte ein buntes Leben geführt, bis ihn plötzlich eine große Leidenschaft für Paula erfaßte. Eben das Statuarische an ihr hatte ihn, der als Knabe unter Marmorgestalten aufgewachsen war, und als junger Mann mit Puppen herumgetollt hatte, so mächtig gefesselt und das „Nein“ der Sängerin traf ihn im Innersten. Leidenschaftlich und ohne bestimmten Lebenszweck, wie ohne ernste Beschäftigung, verfiel er in Trübsinn, den nur Verzweiflungsanfälle unterbrachen. Als Paula das nächste Jahr wieder in Mailand gastirte, ließ sich eines Tages San Carlo's Mutter, die alte Herzogin, bei ihr ansagen. Voll edler Offenheit sagte sie ihr, daß sie, so wenig sie ursprünglich eine Künstlerin zur Schwiegertochter gewünscht haben würde, doch jetzt um eine solche werbe, wozu sie selbst aller Jammer und die dem einzigen Sohne drohende Gefahr nicht bewegen könnte, wenn sie Paula als Frau nicht ebenso hoch hielte, denn als Künstlerin. Warm sprach die Sängerin ihr Bedauern aus, ihr und dem Sohne Leid zu bereiten; doch könne sie ihrer Laufbahn, der sie schwere Opfer gebracht, nicht entsagen, und sicher würde auch des jungen Herzogs Schmerz ein bald vorübergehender sein. Die alte Dame hatte darauf erwidert: — „Ja, Francesco wird nicht daran sterben und Gott geb' es, auch nicht wahnsinnig werden; so ungestüm auch das Blut der San Carlo's ist; aber er wird tiefen Schaden davon tragen für's ganze Leben. Das ist der Unterschied; eine Frau wird durch Herzensunglück nicht geringer, ja häufig noch geläutert, ein Mann aber, der eine edle Leidenschaft vergeblich gehegt, der ist beinahe immer verloren. Er wird entweder stumpf für alles Höhere, oder ein Cyniker, oder er betäubt sich durch Zerstreuung um jeden Preis, häufig auch um den seines Charakters. Das fürchte ich für meinen Francesco. Es ist nun seit Jahresfrist, und darüber, daß er Sie liebt, und zwar wie ich es mit dem Instincte der Frau erkenne, aus voller edler Leidenschaft liebt; er wird bei gänzlicher Hoffnungslosigkeit verbittert werden, oder verwildern. Retten Sie ihn. Es liegt viel Gutes, auch Edles in ihm, das eben eine Frau, wie Sie, zur vollen Geltung zu bringen vermag. Er ist Ihrer nicht unwerth und würde Ihrer immer würdiger werden. Und Sie — — glauben Sie es der Frau, die zur Frau spricht: das Verfolgen Ihrer Laufbahn wird Ihnen keine endgiltige Befriedigung bieten; Sie werden sich nach einem heiß liebenden Herzen sehnen und sich dann, wenn Sie sich einsam fühlen, aber es zu spät ist, Vorwürfe machen, ein solches zurückgestoßen, einen Mann, der Sie tief geliebt, nicht glücklich und besser gemacht zu haben.

Diese Worte hatten Paula schmerzlich an die Abschiedsworte des Vaters gemahnt, nichts aber an ihrem Entschluß geändert. Mehrere Jahre später erfuhr sie, daß die Befürchtungen der alten Dame sich bewahrheitet hatten, daß der Herzog von San Carlo sich am Spieltisch und Turf vergeude,

und schon einen guten Theil seines fürstlichen Vermögens verschwendet habe. Sie machte sich keine Vorwürfe darüber, vielleicht den unglücklichen Anstoß zu dieser Lebensvergeudung gegeben zu haben, noch empfand sie Mitleid mit dem Manne; denn innere Haltlosigkeit und Schwäche, das waren Mängel, für die sie kein Verständniß, sondern nur einen großen Fond an Verachtung besaß. Ueberhaupt war sie, wie beinahe alle stark angelegten Naturen, unfähig, in ihr Fremdartiges einzugehen; wohl auch ein Erbtheil vom Vater. Auch besaß sie in höchster Potenz den conservativen Sinn der Frauen und hielt an ihren Anschauungen und Empfindungen stark fest. Die Paula der Villa Rosas war in den Grundzügen ihres Wesens immer noch der Paula im Giebelhause des Karlsplatzes gleich, nur war sie weit gereifter in ihrer Eigenart.

Wörner war aus weicherem Materiale und daher auch weit mehr verändert. Wie sehr sie so im Lauf der Zeit auseinandergewachsen, empfand er weit mehr, als es Paula empfand. Eine stark concentrirte Persönlichkeit, war ihr gelegentliches Schweigen durchaus nicht drückend, während es dem Arzt ein in Gesellschaft geradezu unnatürlicher Zustand dünkte. In dieser Anschauung stimmte die Französin vollkommen mit ihm überein, die, hätte sie an ihrer vergötterten Paula einen Fehler hervorheben sollen, keinen anderen gefunden hätte, als den, daß sie zu wenig spreche.

Natürlicher gab sich der Verkehr zwischen den Beiden, als Paula nach dem Frühstücke Wörner in den Park und Orangenhain führte. Da knüpften sich eine Menge Bemerkungen an das Gesehene und Wörner, der zum ersten Male den Zauber südlicher Natur kennen lernte, schöpfte aus dem Spaziergange reichen Genuß. Doch auch diesen nicht ganz ungetrübt. Angeregt durch seine Naturfreude, schilderte Paula sicilianische und namentlich spanische Gegenden, die sie besucht. In ihrer kurzen prägnanten Ausdrucksweise entwarf sie ungemein anschauliche Bilder; Wörner fand Interesse und Gefallen an ihnen, dennoch aber hörte er nicht ohne Unbehagen zu. Es dünkt einem Mann immer drückend, eine Frau in einer Lebenserfahrung überlegen zu finden und ganz unbewußt beengte es ihn, der vielgereisten Sängerin als ein Mann zu lauschen, der kaum über das Gemark seiner Stadt hinausgekommen. In seine stets steigernde Bewunderung für Paula mischte sich unwillkürlich etwas Unbehagen hinein, da er schon in dem Alter stand, in dem ein Mann nicht mehr wie in seiner Jugend im Vergöttern, sondern in einstweilen großgewachsener Selbstsucht, im Vergöttertwerden sein Glück findet.

Noch mehr trat dieses Unbehagen hervor, als sie sich nach dem Spaziergange in dem großen Saal niederließen, in dem Paula Wörner Tags vorher empfangen hatte. Beide vermieden es von der Vergangenheit zu sprechen, die, soweit sie selbe gemeinsam erlebt, nur traurige Erinnerung bot,

und deren getrenntes Durchleben Beide, als ein Bezeichnen der Kluft, die sie geschieden, gleichfalls scheuten. Mit feiner Empfindung mied Paula auch Alles, was an die glänzenden Erfolge der Laufbahn gemahnte, die sie von ihm getrennt. Noch aber waren sie nicht genugsam gemüthlich warm geworden, um von der Zukunft sprechen zu können. Wieder traten lange Pausen ein, diesmal aber drückender für Paula, als für Wörner. Er begann dem Zauber ihrer so eigenartig schönen Erscheinung zu erliegen und, in ihren Anblick versunken, im Erwachen einer Leidenschaft, die auf seinem mehr sentimentalen Programme nicht gestanden, den Verlauf der Zeit zu vergessen. Anders Paula, die sich von einem Anflug ihr gänzlich ungewohnter Befangenheit ergriffen fühlte, und endlich dennoch halb an die Vergangenheit anknüpfend fragte:

— Und nun erzählen Sie mir von Ihren Arbeiten.

— Von welchen Arbeiten? fuhr Wörner beinahe erschrocken aus seinen Träumen empor.

— Von Ihren Forschungen, meine ich. O! Ich habe nichts vergessen von Ihren hochfliegenden Plänen — erwiderte die Sängerin, und diese Reminiscenz und Versicherung, in weichem Tone gesprochen, waren wohl das Zärtlichste, das sie bis nun zu dem Jugendgeliebten gesprochen; allein es berührte ihn offenbar nicht besonders angenehm, denn er erwiderte in etwas gereiztem Tone:

— Das Hochfliegende der Jugendträume macht zumeist später dem, wahrlich um nichts minder ethischen Streben Platz, nützlich zu sein. Die Schwierigkeiten, die ich daheim überwinden mußte um hieher zu kommen, — eine Anzahl Patienten, die meiner ärztlichen Pflege durchaus nicht entrathen wollten, — die Auszeichnungen, die meine Mitbürger mir bei jeder Gelegenheit widmen, lassen mich hoffen, dasselbe nicht vergebens gehegt zu haben. Es hat mich wahrlich kein geringes Opfer gekostet, meine streng wissenschaftliche Thätigkeit der unmittelbaren Hilfeleistung unterzuordnen, allein ich besitze nicht Selbstsucht genug, Leidenden, die sich mit hoffnungsvollem Vertrauen mir zuwenden, die Thüre zu weisen, um über Präparate zu grübeln. Die Theorie bleibt denn doch immer grau im Vergleich zur lebendigen Uebung. „Forschung“! Auch die Praxis ist Forschung für Den, der seine Beobachtungen summirt und zu festgegliederten Schlüssen verwerthet; das soll das große Werk, das ich zum Schluß meiner Thätigkeit plane, auch dem einseitigen Theoretiker lehren.

— Es war mir immer eine stolze Befriedigung, zu wissen, daß Sie in Ihrem Berufe vieles Leid mildern, allein es ist mir innige Freude zu hören, daß Sie Ihre schöne Thätigkeit durch eine Arbeit krönen werden, die uns Alle gar lang, gar lang überleben wird. — — Ich bin ehrgeizig für

Sie, Eugen. — Die Stimme der Sängerin hatte noch nichts eingebüßt an weichem Schmelz seit ihrem Orpheus-Debut, und es war ein ungemein verlockender Klang, der sich um Wörner's Herz legte; allein ihre Worte verletzten ihn. Das Zärtliche der Versicherung ihres Ehrgeizes für ihn schien ihm dadurch mehr als aufgewogen, daß sie dessen Befriedigung erst von der Zukunft erwarte. Das alberne Vorurtheil, daß ein Mann der Wissenschaft eigentlich nur dann vollgiltig als solcher angesehen werde, wenn ihm ein Buch zum Piedestal diene! Wäre Paula nur in ihrer Vaterstadt, sie würde sehen, was der Mann der That gilt! Welch' stattliche Schaar der liebenswürdigsten Frauen verehrte ihn als einen Hohepriester der Wissenschaft, ohne thörichte Frage nach seinen Arbeiten! Der Zauber, der Paula's Schönheit eben erst um ihn gesponnen, war gebrochen, und Wörner freute sich, als die Quinault in's Zimmer trat, denn er wollte nichts von seinem Unmuth verrathen, und fühlte sich doch nicht Herr darüber. In solchem Gefühlszwiespalt verging ihm der Tag. Entzücken und Verstimmung wechselten in höchst unbehaglicher Weise, doch fühlte er sich leidenschaftlicher zu Paula hingezogen, als er es gestern noch auch nur für möglich gehalten hätte, und als er sich Abends in sein Zimmer zurückzog, geschah es mit dem Vorsatz, nach reiflichem Ueberlegen über sein Vorgehen schlüssig zu werden.

Wörner zog den Armstuhl an's Fenster, durch das die würzige Luft und der Mondschein hereinströmten, er zündete seine Cigarre an und dehnte sich bequem auf seinen Sitz. Kein Zweifel, Paula war das herrlichste Weib, das ihm noch begegnet war. Schön, blendend schön in ihrer majestätischen Erscheinung. Ein Geschöpf von ernstem Gedankenleben und edlem Charakter, durchaus vornehm. Vielleicht sogar etwas zu vornehm zum Alltagsverkehr. Merkwürdig, es lag ein beinahe königlicher Zug in des alten Schröder Tochter!

Ein heller Mondstrahl, der durch eine leichte milchweiße Wolke brach, lenkte Wörner's Blick auf das flimmernde Gold an seinen Pantoffeln, eine kunstreiche Arbeit Lilli Brand's. Solch' niedliche Aufmerksamkeiten allerdings durfte man wohl von Paula nicht erwarten. Sie war auch als Hausfrau große Dame, und selbst jene kleinen Handreichungen bei Tisch, die dem verwöhnten Gaste in den ersten Patrizierhäusern der Handelsstadt die persönliche Aufmerksamkeit der Wirthin für sein Behagen bewiesen, schienen ihr gänzlich fremd. Allerdings ließ die trefflich geschulte Dienerschaft auch keine Gelegenheit dazu aufkommen und überdies wachte der Quinault scharfes Auge. Jener kleine Hausgeist aber, den Wörner bei der Mehrzahl der ihm befreundeten Familien, so auch bei den Brand's, walten und besonders um ihn selbst sorgen zu sehen meinte, der fehlte allerdings auf der Villa Rosas. Er konnte sich auch Paula gar nicht mit dem Schlüsselbund klirren denken.

Ihre Musik war freilich eine andere! Sonderbar, er hatte es heute nicht über sich gebracht, sie zum Singen aufzufordern. Ob sie es ihm verübelt? Sie hatte den ganzen Tag über nicht musicirt. Merkwürdig, daß sich dieses stolze Geschöpf im Vollglanz seiner Erfolge von der Bühne zurückgezogen. Doch wohl mit dem Gedanken an ihn? Der weiche Ton, den sie heute mehrmals angeschlagen, bewies ihm das. Sein Herz pochte mächtiger bei dieser Vorstellung. Sein Sinnen verlor sich in unbestimmtes Träumen, und als er sich endlich daraus emporrüttelte, da war auch sein Entschluß gefaßt, morgen, an Paula's Geburtstag, um sie zu werben.

Der zehnte September brach mit hellem Sonnenschein an und der Frühstücktisch, den die Quinault mit Blumengewinden geschmückt, sah gar festlich aus. Bewegt hatte Wörner Paula seinen Glückwunsch gesagt und zum Schlusse geflüstert: später mehr. Auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck heitern Glückes, der es, im Vergleich zu seinem gewöhnlichen Ernste, gar sonnig erscheinen ließ. Heute kamen dem Arzte die kleinen Pausen im Gespräch durchaus nicht drückend vor, ja der Französin Geplauder belästigte ihn beinahe und er freute sich, als das Mahl seinem Ende zuging und er einem Spaziergang mit Paula entgegensehen konnte. Da ertönte unter dem Fenster erst ganz leise, allmälig aber melodisch anschwellend im achtstimmigen Männerchor eine Barcarole. Die Stimmen klangen wunderbar zusammen, wie harmonisch nur zu Einer verschmolzen. Paula zuckte freudig betroffen zusammen, erhob sich und trat an's Fenster. Beinahe unwillig ob der Störung folgte ihr Wörner. Da stand auf der Terrasse eine Sängergruppe. Einen Schritt voran ein Mann von reiferen Jahren schon, im Halbkreis um ihn sieben junge Männer, alle von unverkennbar südlichem Typus. Sie neigten sich beim Anblick der Dame des Hauses, ihre Hüte schwenkend. Als der Vortrag des reizenden Tonstückes vollendet war, trat Paula, von den Vivatrufen begrüßt, an die Terrasse mit warmen Dankesworten für die Ueberraschung, die ihr geworden. Dem Chorführer reichte sie herzlich die Hand, in ihm einen Kunst- und früheren Bühnengenossen erkennend, den berühmten Tenor Verini. Sie bat die lebhaft plaudernde und gesticulirende Gesellschaft in's Haus und erklärte Wörner mit ein paar Worten, wie ihr früherer College, der gleichfalls am Comersee, wenngleich am anderen Ende desselben wohne, sich ihres Geburtstages erinnert, einige Freunde zur Mitwirkung geworben und ihr diese reizende Ueberraschung bereitet habe. Der Arzt schien diese Ueberraschung minder reizend zu finden, doch kümmerten sich die Italiener nicht viel um den Unmuth auf seinem Gesicht. Liebten sie es doch überhaupt, sich den deutschen Himmel in ewiges Grau gehüllt und jeden Tedesco mürrisch zu denken. Paula machte die Herren miteinander bekannt und das Gespräch wurde fortab in französischer Sprache geführt,

deren Jeder vollkommen Herr war; auch Wörner, der überhaupt ein guter Linguist war. Gern hätte er sich von dem Gespräche zurückgezogen, allein das ließ die Höflichkeit der Italiener nicht zu, sie wußten ihn immer wieder mit hineinzuziehen.

Paula führte die unerwarteten Gäste nach dem Marmorsaale, aus dem sie ihren gewöhnlichen Wohnraum gemacht. Die Italiener plauderten mit einer Lebhaftigkeit und Verve, die den Nordländer in Erstaunen setzte, und die feurigen Huldigungen, die sie Paula darbrachten — das dritte Wort schon schien ihm „divina“ zu sein — betrachtete er als unerträglich geschmacklose Ueberschwänglichkeit, die Paula nicht dulden sollte. Allerdings schien sie davon völlig unbewegt; sie nahm sie mit würdevoller Freundlichkeit entgegen, die eine Gunst zu erweisen schien, indem sie sich den enthusiastischen Ausdruck der Bewunderung gefallen ließ. Dies söhnte Wörner ein wenig wieder mit der Situation aus; es imponirte ihm, und zugleich schmeichelte ihm das Bewußtsein, daß diese vielbewunderte Frau ihn bevorzuge. Allein die Gäste ließen ihm keine Ruhe; bald fragte ihn der Eine, bald der Andere, ob er die Diva in dieser oder jener Rolle gehört, und da er stets mit „Nein“ antworten mußte, brachen sie in so lebhafte Verwunderung und so warmes Bedauern aus, daß der Arzt von Neuem in Aerger gerieth. Er kannte den nationalen Zug der Italiener zur Musik und zur Opernbühne viel zu wenig, um zu begreifen, daß es ihnen allen Ernstes ein Unglück dünkt, eine Sangescelebrität nicht zu kennen.

Noch schwieriger gestaltete sich die Situation, als Paula sich auf kurze Zeit zurückzog, ihre Kleidung zu wechseln, eh' der Imbiß für die Gäste aufgetragen werde. Immer noch gab ihre Künstlerlaufbahn den hauptsächlichen Gesprächsstoff ab, und Verini versicherte Wörner mit Thränen in den Augen, daß es eine Sünde, geradezu eine Sünde sei, daß die Signora sich auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen von der Bühne zurückziehe. Er, wie ihm die Diva mitgetheilt, ein Freund aus dem Elternhause noch, möge doch ihren frevelhaften Entschluß, der Kunst zu entsagen, zu erschüttern suchen. Die mürrische Erwiderung, daß Fräulein Schröder wohl nicht leicht zu beeinflußen wäre, selbst wenn er diese Mission auf sich nehmen würde, was er übrigens ablehnen müsse, ließ Verini das Gespräch abbrechen. Er ging vor sich hinsummend ein paar Mal durch den Saal und blieb dann vor der Orpheus-Statue stehen mit dem Ausrufe:

— Wahrhaftig, ich würde Vieles darum geben, könnt' ich diese Statue mein eigen nennen. Wenn ich das Steinbild ansehe, ist's mir, als hört' ich ihren wundervollen Ruf: Eurydice!

Wörner fühlte sich durch diese Worte des Sängers geradezu erzürnt. Wie konnte dieser Mann dort diesen Wunsch wagen? Niemand auf Erden

als er, Wörner, besäße Anspruch auf diesen Orpheus. Zugleich aber überkam ihn ein stiller Schreck bei der Vorstellung, eine gütige Fee transportire die schöne Marmorgestalt plötzlich in sein Haus. Sie würde sich gar wunderlich ausnehmen inmitten dieser Fülle gestickter Kissen, Tabourets und Etagèren mit Nippesgegenständen! Wahrhaftig, es gab in diesen überschmückten Räumen höchstens noch Platz für eine Schäferin aus Porzellan, aber für eine Statue —! Ueberhaupt ist eine Statue, genau genommen, ein unbequemes Ding, sie bedarf eines Piedestals, während eine Porzellan-Schäferin viel handlicher ist und überall Raum findet. Nein, Marmorgestalten würden in sein Heim nicht passen.

Die Quinault kam und lud die Herren ein, ihr zu Paula zu folgen, die sie mit einer Collation erwarte. Bisnun hatte die kleine Gesellschaft in einem traulichen kleineren, auf die Terrasse hinausgehenden Zimmer gespeist; der eigentliche Speisesaal war Wörner noch unbekannt, da seine Wirthin ihm zwar sehr eifrig die Honneurs der Umgebung der Villa Rosas gemacht, es aber aus Zartsinnsscheu vermieden hatte, ihm ohne Veranlassung ihr Haus zu zeigen. Die künstlerische Anordnung des Gemaches verfehlte nicht, lebhaften Eindruck auf Wörner hervorzubringen. Allerdings gab es da auf dem Buffet nicht so viel schweres Silbergeräth, als in vielen Häusern der großen Handelsstadt prunkend aufgestellt war, dafür aber gab es wunderschöne alte Majoliken, einige merkwürdige Palissy's, alte etrurische Krüge und etliche Schüsseln aus getriebenem Metall, wie ein paar alte ciselirte Silberschalen, die von bedeutendem Kunstwerth waren. Die Ecken des Zimmers waren mit hohen Pyramiden von Blattpflanzen ausgefüllt. Das feine venetianische Glas und das alte Porzellan auf dem Tisch boten mit den schönen, reichfarbig gefüllten Fruchtkörben aus Filigranarbeit ein malerisches Ensemble. Wörner's Unmuth begann ein wenig zu schmelzen, als er sich neben Paula niederließ, an deren anderen Seite Verini allerdings noch lebhafter plauderte, als ihm lieb war. Hie und da eine freundliche Bemerkung Paula's und die ausgezeichnete Mahlzeit konnten ihn doch nicht ganz darüber hinweg bringen, daß er an der ausschließlich über Musik und vornehmlich über Gesang geführten Unterhaltung nicht recht Theil zu nehmen vermochte. Da bot ihm eine Bemerkung Verini's über den falschen Ansatz eines Sängers Gelegenheit zu einer erklärenden Gegenbemerkung über Stimmbildung. Die Italiener horchten eifrig auf und stellten Frage um Frage. Von der Natur mit musikalischem Talent ausgestattet, hatten sie die übliche, mehr auf Tradition als auf wissenschaftliche Einsicht gestützte Unterrichtsmethode durchgemacht. Sie sangen perfect, ja Verini mit vollendeter Meisterschaft, allein über das Wie, über den physiologischen Vorgang beim Singen befanden sie sich in voller Unkenntniß. Mit der Intelligenz und

Naivetät, die gleichzeitig ihre Nation auszeichnen, bestürmten sie nun Wörner um immer weitere Erklärungen. Im hohen Grade im Besitze der Gabe, einen Gegenstand, den er durchsprach, klar zu stellen, fand er Vergnügen an der regen Aufmerksamkeit, der beinahe ehrfurchtsvollen Bewunderung seiner Zuhörer und ging näher auf das Thema ein. Da gestaltete sich sein Vortrag ganz ungesucht zu einer Art Experimentalcurs. Mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit probirten die Italiener, was er erklärte; sie betasteten sich dabei den Kehlkopf, rissen den Mund weit auf, so daß ihre tadellos blanken Zähne in den braunen Gesichtern schimmerten, und blickten sich mit südlicher Unbefangenheit vor aller Augen in den Rachen, wie auf Commando jede Bewegung ausführend, die Wörner schilderte. Der Humor der Situation mischte sich mit seiner Befriedigung, dieselbe nun auf einmal so ganz zu beherrschen, und vor Allem berührte ihn das stolze Vergnügen, mit dem Paula ihn betrachtete, ganz wohlig. Das Tischgespräch hatte sich da ganz unversehens zu einer dramatischen Scene umgewandelt und endlich machte einer der Sänger die ganze Scala der angegebenen Tonbildungsformen durch, um mit einer hübschen Cadenz zu einem schmetternden: Evviva l'illustrissimo Signor Dottore! überzugehen; die Anderen stimmten hell darein unter Gläserklingen und herzlich warmem Handschütteln mit dem Signor Dottore, den sie nach dieser ebenso einleuchtenden als gelehrten Abhandlung mit großem Respect betrachteten, was sie ihm auch durch weitere Bewunderung reichlich zu erkennen gaben. Dieser selbst fühlte sich von der ungebundenen Künstlerlaune mitfortgerissen und fand nun an der enthusiastischen Ueberschwänglichkeit von Paula's Gästen ungleich weniger auszusetzen, als eine Stunde vorher. Weit mehr als der schäumende vino d'Asti stieg ihm dieser so ganz fremdartige Frohmuth der Künstlergesellschaft förmlich zu Kopf, und der freudige Stolz, der von Paula's Gesicht leuchtete, als dem illustrissimo Signor Dottore so lebhaft gehuldigt wurde, versetzte ihn vollends in gehobenste Stimmung. Während sie vollkommen ruhig, mit sichtlichem Vergnügen zuhörend, nur geringen Antheil am Gespräche selbst nahm, wurde er immer lebhafter, dasselbe leitend und mit einer Unzahl leicht hingeworfener Bemerkungen geistig belebend. Mit intelligenter Lebhaftigkeit verfolgten die Gäste seinen Ideengang und ihre Erwiderungen zeigten von so viel Anerkennung als Vergnügen über die reichlich gebotene Anregung. Bei Italienern aber setzt sich das Wohlgefühl stets in Musik um; sie wollten dem Signor Dottore für das reichlich ihnen Gebotene nun auch reichlichen Melodienfluß bieten, und dann hofften sie durch die Diva beglückt zu werden.

Die Gesellschaft kehrte nach dem Marmorsaale, in dem das Clavier stand, zurück. Wörner hätte gern noch weiter geplaudert. Die Musik war ihm nur außer dem Leben Stehendes, das man hie und da zu dessen Schmuck

herbeizog, und er begriff nicht, daß sie diesen Leuten da wirklich ein Stück Leben und eine liebe Ausdrucksform geworden war, ganz abgesehen davon, daß er gegen die holde Kunst der Töne beinahe eine Abneigung gefaßt, weil sie ihm sein junges Liebesglück gekostet hatte. Kaum minder naiv, als die Italiener selbst, fand er jetzt, der sie eben erst ungemein intelligent, geweckt gefunden hatte, daß sie nur thörichte Leute wären, ein gedankenreiches Gespräch in Stich zu lassen, und zwar im Grunde doch nur eines Singsanges willen. Sie aber mühten sich für das, was sie von ihm empfangen, Lohn zu bieten durch ihre schönste Barcarole. Verlorene Liebesmüh'! So melodisch der Chor erklang, er hätte des ungewöhnlich Erregten Unmuth in nichts gemildert, wären sein Empfinden und Sinnen nicht durch Paula's Nähe — sie hatte sich ihm zur Seite niedergelassen — mächtig abgelenkt worden. Sie flüsterte ihm ein paar Worte des Dankes zu, daß er ihr und ihren Gästen für sie so werthvolle und wichtige Mittheilungen gemacht habe. Dabei beugte sie den Kopf vor ihm, und sie gönnte es ihrem Blicke, die beste Freude einer Frau auszudrücken: Bewunderung für den Mann, den sie liebt. Wörner stieg das Blut zu Kopf; er hörte nichts von der ihm zu Ehren gesungenen Barcarole und verfiel, den Blick fest auf Paula's schöne Erscheinung heftend, in süßes Träumen, aus dem ihn erst Verini's Stimme unangenehm weckte. Die Barcarole, deren Fortsetzung er jetzt durch lange Dauer gewünscht hätte, hatte ein Ende genommen und der Sänger und seine Gefährten bestürmten Paula, sie möge singen. Ja, Verini wandte sich an ihn um Unterstützung seiner Bitte. Wörner runzelte die Stirne und murmelte etwas Unverständliches. Den Abend vorher hatte die Quinault zu Paula bemerkt: „Ei Kind, er ist beinahe zwei Tage hier und hat Dich noch gar nicht gebeten zu singen. Verübelst Du ihm das nicht?" Die Sängerin aber hatte nur den Kopf geschüttelt. Sie war zu großzügig angelegt und hatte zu große Triumphe gefeiert, um eitel zu sein; überdies war sie nun auch Weib genug, es Wörner nicht übel, sondern gar wohl zu nehmen, daß er auf ihre Kunst, als auf seine Rivalin, eifersüchtig sei. Auch jetzt war sie weit davon entfernt über sein Stirnrunzeln, seine unwillige Zurückhaltung zu zürnen; allein sie mußte dem Wunsch der Gäste, die ihr ein Ständchen gebracht, willfahren. Sie trat an's Clavier und zögerte einen Augenblick über die Wahl dessen, was sie singen solle. Gar gern hätte sie den „Erlkönig", das Lied gesungen, in dem Wörner ihre Stimme zum ersten Male gehört hatte, allein vor den Fremden da schien es ihr beinahe wie Entweihung, an diese Erinnerung herantreten zu wollen, und sie war froh, als Verini sie um eine Arie der Azucena bat, an die sich keinerlei Beziehung knüpfte. Ihre Stimme, die Wörner seit jenem „Orpheus"=Abend nicht wieder gehört, hatte sich seither zu noch vollerem Klang entwickelt und nur unmerkbar an Schmelz eingebüßt. Sie sang mit

einem Feuer, das Eugen mit fortriß und ihn zugleich erzürnte. Was war das für ein Geschöpf, so ruhig und gehalten im Leben, und so leidenschaftlich, ja wild im Gesange? Warum dieses Feuer zum Ergötzen fremder Hörer, und dem Jugendgeliebten gegenüber diese kühle Ruhe? grollte er. Der Beifallsfanatismus der Italiener erschien ihm abgeschmackt; er begriff nicht, daß Paula sich nicht durch denselben verletzt fühle, daß sie diesen endlosen Bewunderungsausrufen nicht Schweigen gebiete.

Ein Diener unterbrach sein Grollen, indem er ihm ein Telegramm überreichte. Mißmuthig riß es Wörner auf und las: „Lilli schwer erkrankt. Ruft fortwährend nach Ihnen. Um Gotteswillen retten Sie mein Kind.“ Was ist über die arme kleine Lilli gekommen? dachte er zerstreut, denn die Vorgänge am Clavier zogen seine Aufmerksamkeit mächtig an. Verini, der, ohne daß Wörner es bemerkt, das Zimmer verlassen hatte, betrat es nun wieder durch die große Fensterthüre. Zwei zu einem Kranz verschlungene Lorbeerzweige in der Hand haltend, trat er auf die immer noch von seinen enthusiastisch bewundernden Gefährten umringte Paula zu, und drückte ihr den Kranz auf den Kopf unter einem nicht endenwollenden Unisono: Evviva!

„Diese Laffen!“ brummte Wörner zwischen den Zähnen. Lorbeeren für eine Arie und für den Scheitel einer Frau! Und sie läßt es sich gefallen! Wahrhaftig, er berührt ihr Haar! Es ist empörend! Nun, sie soll sehen, wie ich geschätzt und ersehnt werde. Er erhob sich, durchbrach die Gruppe von Bewunderern und reichte Paula das Blatt mit den Worten: „Lesen Sie“ — Paula zuckte leicht zusammen, als sie die Zeilen las und ihr Blick haftete weit länger daran, als wohl nöthig war die wenigen Worte zu lesen; dann aber erhob er sich leuchtend zu ihm und mit stolzem Lächeln rief sie in deutscher Sprache:

— Es ist hart, aber schön, o schön! — Quinault, fuhr sie wieder französisch fort, liebe Quinault, bitte sorge dafür, daß der Wagen in Bereitschaft sei. — Und nun erklärte sie ihren Gästen, mit unverkennbar freudigem Stolze, wie der Signor Dottore von einer angstvollen Mutter um Gottes Willen angefleht werde, ihr Kind zu retten.

Wörner fühlte sich ganz betäubt durch diese gänzlich unerwartete Wendung in der Situation. Nichts weniger als ein Nihilist der modernen Schule, kannte er doch gar wohl die enge Begrenzung ärztlicher Wirksamkeit in bedeutenden Fällen, und obwohl von seinem beruflichen Verdienst sehr durchdrungen, wußte er doch, daß die reiche Handelsstadt auch einige andere treffliche Aerzte noch besitze. Ueberdies bedurfte er, durch den ungeschickten Anschluß der Bahnzüge, etwas über vier Tage, um nach Hause zu kommen, ein Zeitpunkt, in dem, wenn es dem armen hübschen Kinde wirklich so schlimm erging, wohl schon die entscheidende Wendung eingetreten wäre.

Darum war es ihm gar nicht ernstlich eingefallen, dem Rufe Folge leisten zu wollen; nun aber fühlte er sich durch Paula's Auffassung der Sachlage dazu genöthigt. Offenbar hatte sie die Mittheilung des Telegramms als eine Ankündigung seines nothwendigen Aufbruches betrachtet, und mit dem Glauben einer Gesunden in die Macht der Medicin und dem der Liebenden speciell noch in die seine, hätte sie es wohl als eine Gewissenlosigkeit betrachtet, wenn er dem Angstruf der Mutter nicht gefolgt wäre. Sollte er seinem Berufe und vielleicht damit auch sich selbst den Nimbus benehmen, während sie mit dem Lorbeerkranz vor ihm stand? Wo aber war das Herz dieser ehrgeizigen Frau? Die kleine arme Lilli hatte über seine Reise Thränen vergossen, und was war er dem hübschen Kinde? Was konnte ein Mann in den Vierzigerjahren einem kleinen Mädchen von sechzehn Jahren wohl sein? Sie hatte Gemüth — die arme Kleine und darum verdiente sie es im Grunde auch, daß er heimkehre, über ihr zu wachen und sie zu pflegen. Allein Paula — —! Wahrlich sie war wunderbar schön mit dem Kranz, den vom Kopf zu nehmen sie vergessen hatte. Er hörte nichts von den lebhaften Bedauernsäußerungen über seine Abreise, mit denen ihn die Italiener umringten, und Verini erhöhte nur den Groll, den er sich schon zugezogen, durch den Eifer, mit dem er in seinem Eisenbahncourier nachschlug und die Entdeckung verkündete, daß der illustrissimo Signor Dottore knapp eine Viertelstunde nur Zeit mehr habe, wolle er mit dem nächsten Zug reisen, sonst wäre ein halber Tag verloren. Dabei bemerkte er, wie die povera madre wohl schon die Minuten zähle und „povera madre!“ ging es wieder von Mund zu Mund. Wörner hielt es anfangs für Malice; allein es war die redlichste Naivetät, wie er denn doch inne ward. Diese leichtblütigen Künstler standen aller Wissenschaft so fern, daß sie den Arzt, der ihnen den so oft unbewußt in Bewegung gesetzten Mechanismus erklärt hatte, als einen Mann betrachteten, der zweifellos auch nahezu Wunder wirken könne. In gutherzigem Eifer bot sich Verini an, ihm packen zu helfen; ein Sänger, der ja nicht viel stabiler sei als ein Vogel auf dem Ast, besitze nothgedrungen Uebung und Geschicklichkeit darin. Mit Mühe nur konnte sich Wörner dieser Hilfe erwehren, doch nahm er dafür jene der Quinault an.

Er war nahezu betäubt. Mit Paula allein hätte er vielleicht die Situation richtig gestellt, wie sehr ihn auch ihre Bereitwilligkeit, von ihm zu scheiden, verletzte; nachdem er jedoch vor all' den Leuten das Telegramm ausgespielt hatte, war es nahezu unmöglich unter dem Chor „povera madre“ zu erklären, daß er dem Ruf nicht Folge leisten wolle. Daß er selbst das Mißverständniß seiner Absichten herbeigeführt, verbesserte seine Laune nicht und Madame Quinault hatte Mühe, seine Kleidungs- und Wäschestücke vor dem furchtbaren Zerknüllen zu bewahren, das ihnen das

Einpferchen in den Koffer gedroht, durch das Wörner einen Theil seines Grimmes loszuwerden suchte. Ohne den Wunderglauben der Italiener an die Medizin und jenen Paula's an Wörner zu theilen, war die Französin doch überzeugt, daß es eine nothwendige Pflichterfüllung sei, die ihn heim rufe; sein tiefer, ja leidenschaftlicher Unmuth bei den Vorbereitungen zum Aufbruch erschien ihr nur als ein Anzeichen, wie schwer er sich von Paula trenne, und war ihr daher ganz wohlgefällig. Sie suchte ihn mit ein paar schönen Worten über die Befriedigung, welche auch die schwersten Pflichtopfer bieten, zu trösten, was ihn vollends wüthend machte. Die kluge, findige Französin hätte vielleicht noch einen rettenden Ausweg entdeckt; allein das Bewußtsein, daß seine Situation nicht ganz frei von einem komischen Anstrich war, hielt ihn davon ab, ihr sein Vertrauen zu schenken. Er war nicht mehr jung und ernst genug, um den Gedanken, belächelt zu werden, ertragen zu können, was immer auch der Preis dafür sei.

Das hastige Packen war beendet. Wörner kam in den Saal hinunter Abschied zu nehmen. Da war kein Augenblick mehr mit Paula allein zu sprechen; die acht Italiener wurden es nicht müde ihm die Hand zu schütteln. Die ganze Gesellschaft geleitete ihn vor die Villa, umringte den Wagen. Er fand kein Wort, als er Paula die Hand bot, die nur flüsternd wiederholte:

— Es ist hart, aber schön! — Als er im Wagen saß, trat sie an ihn heran, reichte ihm nochmals die Hand und flüsterte: — Später!

Dieses „Später" klang ganz anders als das einstige vertröstende. Sehnsucht, Hoffnung, Freudigkeit tönten mit so scharfem Accente daraus hervor, daß er nun wohl nicht mehr der Sängerin allein die Macht der Leidenschaft zusprechen konnte, die ihm nun auch aus dem schönen Gesicht entgegenleuchtete, das immer noch der vergessene Kranz krönte. Er war im Begriffe, dem Kutscher Halt! zuzurufen, aus dem Wagen zu springen . . . da brach der so heillos freundliche Chor der Gäste los: „Evviva il Signor Dottore!" — Wörner's Impuls erstarrte, die Pferde zogen an und der Wagen rollte davon.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war sehr stille geworden in der Villa Rosas; ja im Verlauf der Tage bedrückend stille, für die Quinault mindestens. Die unerwarteten Gäste waren bald nach der Abreise Wörner's fortgezogen, und die beiden Frauen waren, wie früher, allein. Einen großen Unterschied aber machte es, daß Paula nun beinahe gar nicht mehr sang und musicirte. Sie, die in ihrer Jugend dem Träumen so abhold, schien nun gänzlich darin verloren, und die gute Quinault hätte ihr gezürnt über ihre absolute Schweigsamkeit, würde nicht das Glück, das vom Gesicht ihres Lieblings leuchtete, sie damit ausgesöhnt haben. Doch begann sie immer ungeduldiger zu werden, als

keine Nachricht von Wörner einlief. Sie hatte während seiner Reise schon ein Telegramm erwartet, allein er mußte schon lange wieder daheim sein, und es langte keines ein, und auch später kein Brief. Ja, nach der ersten Woche war nun auch die zweite verflossen ohne jegliche Nachricht. Die Französin war allmälig ängstlich besorgt worden, daß den Arzt ein ernster Unfall betroffen habe, denn nur so konnte sie sich sein absolutes Stillschweigen erklären. Es war ihr unbegreiflich, daß Paula keine Angst empfand und sie hütete sich, dieselbe zu erregen, indem sie die ihre verrieth. Der Sängerin Eigenart trat hier wieder ganz besonders hervor. Wie die Mehrzahl sehr gesunder Menschen, denen im Leben Alles noch geglückt, war sie dem Gefühl der Aengstlichkeit nur schwer zugänglich; daß Wörner ihr keine Nachricht zukommen ließ, befremdete sie gar lange nicht. Was sie einander jetzt zu sagen hatten, das ließ sich nur Aug' in Aug', von Mund zu Mund aussprechen; das, meinte sie, empfinde er so gut, wie sie selbst, und so bald er das kranke Mädchen vom Tode gerettet habe, werde er auf Rosas eintreffen, den Bund zu schließen, dem er, fünfzehn Jahre hoffend, treu geblieben. Sie wies daher den Vorschlag der Quinault, daß sie, die Französin, an den Arzt schreibe, und sich nach ihm und seiner Reise erkundige, mit einem entschiedenen Verbot zurück, in stiller aber leidenschaftlicher Freude der Erwartung lebend. Mit der Gefühlszähigkeit des Weibes hatte sie an der Empfindung für den Jugendgeliebten festgehalten, wenn dieselbe auch in ihrem stark bewegten Berufsleben häufig so zurückgetreten war, daß sie ihr selbst erblaßt geschienen. Nun aber, nach dem allmäligen Sehnen, das ihr der Vater geweissagt hatte, war sie in dem Contact mit Wörner zur vollen Leidenschaft aufgeflammt, die denn doch tief in ihrem ganzen Wesen lag, und sie sah nun dem Glück mit ihm in wonniger Zuversicht entgegen.

Der Quinault aber ward es immer angstvoller um's Herz und besaß sie auch nicht den Muth, Paula's Verbot zu brechen, so suchte sie doch ein Auskunftsmittel, Nachricht über Wörner zu bekommen. Sie besaß eine alte Freundin in H., mit der sie, in allerdings etwas flauer Correspondenz stand. Ziemlich lange schon schuldete sie ihr Antwort, so daß es nicht auffallen konnte, wenn sie ihr jetzt schrieb. Madame Berton hatte häufig in ihren Briefen Wörner's Erwähnung gethan. Sie nun ihrerseits zu rascher Antwort zu nöthigen, flocht die Quinault eine dringende Anfrage über eine kleine Capitalsanlage, die sie in der Handelsstadt gemacht, in ihr Schreiben ein.

Die Antwort kam noch weit früher, als sie dieselbe erwartet hatte. Sie saß eben mit Paula auf der Terrasse, als sie den Brief erhielt. Mit zitternden Händen suchte sie die Brillen hervor, die sie ganz verschämt nur in Paula's Gegenwart, nie aber vor Fremden gebrauchte. Ungefähr ein paar Seiten mochte sie gelesen haben, als sie in den Schreckensruf ausbrach:

— O mon Dieu, mon Dieu, c'est affreux, c'est infâme!

Paula sprang auf und ihr zur Seite. Liebevoll die Arme um die händeringende alte Frau legend, fragte sie:

— Liebe, theure Quinault, was ist Dir geschehen?

— O mon enfant, mon pauvre enfant! — schluchzte die Französin, die alle Fassung verloren hatte. Nun lernte Paula mit einem Male die Angst kennen, die Einem das Herz zusammenpreßt, als solle es nie mehr zu schlagen fähig werden. Sie klammerte sich fest an die Gartenbank und halb erstickt kam zwischen ihren todtbleichen Lippen die Frage hervor:

— Ist Wörner todt?

— Ich wollt' er wär's! — flammte die Französin auf. Paula starrte sie an, als glaube sie, ihre alte Gefährtin sei wahnsinnig geworden. Neues Entsetzen überkam die Quinault bei der Vorstellung, welche Wirkung ihre Nachricht auf Paula hervorbringen mußte; allein der Mangel an Selbstbeherrschung, den sie sich in der fürchterlichen Ueberraschung zu Schulden kommen ließ, war nicht wieder gut zu machen, und es erübrigte ihr nur, das unglückliche Schreiben in Paula's zitternde aber gebieterisch ausgestreckte Hand zu legen. Flüchtig streifte der Sängerin unsicherer Blick über den unwesentlichen Eingang des Briefes hin, bis er an dem Absatz haften blieb:

„Viel Gerede verursacht die plötzliche Verlobung Dr. Wörner's — der, wenn ich nicht irre, kürzlich bei Euch gewesen? — mit einem ganz jungen Mädchen, Lilli Brand. Frau Brand, deren Gatte vor fünf bis sechs Jahren nach einem bösen Bankerott gestorben, und die gänzlich von der Unterstützung ihres Schwagers abhängt, hatte lange schon alle erdenklichen Schlingen nach dem reich gewordenen Arzt ausgelegt, und die kleine Lilli ist ihr unbewußt, halb naiv, halb kokett, redlich dazu beigestanden, und hat mit dem immer noch interessanten Mann einen kindisch einschmeichelnden Lebensrettercult getrieben. Sie ist auch wohl beinahe eben so in ihn verliebt, wie in sich selbst. Vor Allem hat es ihrer Eitelkeit gefallen, den Vielumworbenen, als halber Backfisch noch, zu einigen kleinen Galanterien zu veranlassen; ihm aber hat es wieder geschmeichelt, von dem blutjungen hübschen Ding — sie ist blond, blauäugig, rothwangig und ziemlich wie eine Porzellanschäferin — vergöttert zu werden. Als Dr. Wörner neulich verreiste, war die Kleine wie toll. Sie ging mit rothgeweinten Augen herum, was sie jedoch nicht hinderte, den großen Ball für die Waisenkinder im Rathhause mitzumachen und keinen Tanz auszulassen. Unvorsichtig wie sie ist, trat sie stark erhitzt auf den Balkon und holte sich da eine tüchtige Grippe. Die böse Welt behauptet, Frau Brand habe dies benützt, um Wörner zu telegraphiren, allein das glaube ich denn doch nicht. Als er heimkehrte war Lilli, wenn auch noch etwas leidend, so doch schon mit Vorbereitungen zu

dem Monatskränzchen beschäftigt. Wie es eigentlich gekommen, weiß Niemand recht zu sagen; allein eben auf diesem Kränzchen wurde die Verlobung proclamirt. Die Kleine schwimmt in Braut- und vielleicht ebenso sehr in Ausstattungswonne, denn der Onkel soll aus Freude über die gute Partie den Beutel weit aufgethan haben. Auch der Doctor geberdet sich als ungemein glücklicher Liebhaber. Doch behauptet wieder die böse Welt, daß dennoch mitunter ein Schatten auf seiner Stirne liege!"

So weit kam Paula; da sank sie in einen Stuhl nieder. Kein Wort, keine Bewegung; nur der herumirrende Blick, der gepreßte Athem bewies, daß sie bei Bewußtsein sei.

Es gibt kein Gut auf Erden, das nicht in irgend einer Weise gebüßt werden muß. Volle Gesundheit und Kraft schärfen die Qual seelischen Schmerzes. Die Ohnmacht, die dem Schwächling die Sinne umschleiert, das Weinen, in dem die Sorgen als Thränen nach außen dringen, sind eine wohlthuende Erleichterung für den Leidenden, die der Kräftige bitter entbehrt. Paula kam nichts zu Hilfe in ihrem Schmerz; sie schien wie von einem inneren Starrkrampf befangen, unfähig jeder Aeußerung, wie jedes neuen Eindruckes. Der unerwartete Schlag hatte sie im innersten Kern ihres Wesens getroffen. Wie sehr ihre Jugendliebe auch öfter in den Hintergrund gedrängt wurde, war ihr Paula doch niemals untreu geworden; stets hatte ihr die Vollendung ihrer Lebensbahn an Wörner's Seite vorgeschwebt, da sein Alleinbleiben ihr ja als ein Beweis seiner Treue erschien. Immer lebhafter war ihr in den letzten Jahren das Bild vor die Seele getreten und nun, wo sie das Ziel erreicht zu haben vermeinte, sah sie sich in dem Augenblicke verschmäht, da sie sich nun spät zum ersten Male voller Leidenschaft offenbart. Ihre Kunstübung hatte sie aufgegeben und nun stand sie ziellos und einsam sehnsüchtig, wie es der Vater vorhergesagt, im leeren Leben. Bittere Beschämung mischte sich noch ihrem Schmerze bei und, seltsam, auch tiefsinnige Traurigkeit über jenen Schmerz, den sie ihm einst zugefügt. Zur Verzweiflung der Quinault verharrte sie in ihrer Starrheit. Nur Eines pflegte ihr ein paar Worte zu entlocken; wenn nämlich die Französin in Zorn ausbrach über den „Verräther", dann pflegte sie abwehrend zu sagen:

— Still, still, ich hab' ihm einst wohl eben so wehe gethan, als er mir jetzt thut. Der Vater! Ja der Vater!

Hätte man Eugen Wörner gefragt, wieso er zum glücklichen Bräutigam Lilli Brand's geworden, ganz genau hätte er es eigentlich auch nicht zu sagen vermocht. Er hatte die Rückreise in einem unbeschreiblichen Widerstreit von Empfindungen zurückgelegt, in dem allmälig Groll die Oberhand gewann.

Groll gegen Alles und Jeden, außer gegen sich selbst, vor Allem aber gegen das Geschick, das seine harmlose Koketterie mit dem Telegramme so plump gewendet und dann vornehmlich gegen Paula. So sehr ihr hochfliegendes Vertrauen in seine ärztliche Kunst ihm auch unter anderen Umständen geschmeichelt hätte, jetzt grollte er ihm als thörichte Exaltation, während er zugleich über die Kälte klagte, die sie so rasch in die Trennung eingehen ließ. Es erfüllte ihn heißes Verlangen nach ihr und dennoch empfand er eine Art Erleichterung in der Entfernung von ihr. Großzügige Naturen sind eben den auf das Behagen des Augenblicks Gestellten, im Verkehr, häufig zum Mindesten, ebenso unbequem als gelegentlich entzückend. Vor Allem aber verbitterte Wörner das Bewußtsein, daß, wer den genauen Sachverhalt gekannt, wohl seine Situation belächelt hätte; die Schuld an derselben schrieb er weniger seiner, wie er meinte, ganz harmlosen kleinen Koketterie, als Paula's Exaltation zu. In dieser Stimmung langte er in seiner Heimat an und es war ihm wohlthuend, in der Praxis möglichst rasch Zerstreuung zu finden und dadurch ruhiger geworden, sich ein wenig zu klären, eh' er Paula schreibe, die er trotz aller Verstimmung doch als seine künftige Gattin betrachtete.

Da die kleine Lilli mit ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihn — es war im Grunde doch rührend, daß dies junge Ding eben von ihm phantasirt hatte — das Unheil angestiftet, so begann er denn auch seine Visitenrunde bei ihr. Er hatte gar nicht Zeit seiner Ueberraschung darüber Ausdruck zu geben, das Mädchen, statt im Bett, in einem reizenden himmelblauen Negligée und an einem Stückchen Ballputz nähend zu finden, denn es flog ihm entgegen und geraden Weges an den Hals, halb weinend und halb lachend, mit dem Rufe:

— Gott sei Dank, da sind Sie ja. Und Sie heiraten diese hartherzige Sängerin also nicht?" Wörner war so betroffen, daß er momentan gar nichts fühlte, als die vollen Arme um seinen Nacken und die runden Wangen und frischen Kinderlippen an seinem Munde. Frau Brand faßte das Mädchen an der Hand und sandte es mit bitteren Scheltworten weinend aus dem Zimmer. Dann bemerkte sie entschuldigend und aufrichtig verlegen zu dem befangenen Arzt:

— Ich bin tief beschämt von der — unpassenden Lebhaftigkeit meiner Tochter, für die es eine einzige Entschuldigung nur gibt, die: daß sie nicht weiß, was sie thut. Der Zustand des Kindes war bedenklich, ja in hohem Grade beängstigend. Es war seit — — nun, seit Sie es zum letzten Male gesehen, ganz merkwürdig erregt und zugleich melancholisch. Es zu zerstreuen mußte ich es beinahe zwingen, auf den Rathhausball zu gehen. Dort — die Kleine war so sehr umdrängt, daß sie viel tanzen mußte — mag sie sich wohl

eine Erkältung zugezogen haben, die im Zusammenwirken mit einer mir unerklärlichen Gemüthsbewegung — —. Kurz, am Tage darauf mußte ich sie zu Bett legen. Das Fieber war entsetzlich stark und das arme Kind hat offenbar sehr gelitten; es war meist bewußtlos und rief häufig mit sehnsüchtiger Bangigkeit Ihren Namen, wohl in der unbewußten Empfindung, wie oft schon es durch Sie vor Leid beschützt worden. Verzeihen Sie dem gequälten Mutterherzen, daß es Sie in seiner Angst herbeirief. Merkwürdig wirkte die Nachricht Ihres Kommens auf die Kleine. Von dem Augenblicke an, in dem Ihr Telegramm mit der Botschaft Ihrer Rückkehr eintraf, klärte sich ihr Bewußtsein und das Fieber sänftigte sich. Wenn man an derlei glaubte, könnte man wirklich annehmen, es sei magnetischer Einfluß im Spiele; schon Ihr guter Wille schien Lilli zu helfen. Ich konnte sie nun nicht mehr im Bett halten, und kindisch wie sie ist, erbat sie sich vom Onkel, im hübschen Negligée den „guten Doctor“ zu empfangen. Doch bin ich immer noch besorgt; das Kind fiebert des Abends noch und ist nervös überreizt, — überspannt, wie Sie ja selbst sehen konnten. Meine arme, arme Lilli! Sie ist so unendlich sensitiv und so zart, so zart, ich fürchte, ein Hauch könnte sie mir mit fortnehmen. — Frau Brand mußte inne halten und das Tuch an ihre Augen drücken.

Wörner verschrieb ein Beruhigungsmittel für Lilli und setzte seine Visitenrunde fort, doch beschäftigte ihn der Gedanke an das Mädchen unausgesetzt und er murmelte wiederholt vor sich hin: „Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß dieses Kind so tiefen Gefühls, so großer Wärme fähig sei.“ Ueberall, wo der beliebte Arzt erschien, wurde er mit so lebhafter Freude über seine Wiederkehr, mit so lebhaften Klagen über seine Abwesenheit empfangen, daß ihm das befriedigende Bewußtsein werden mußte, daß er daheim denn doch keinen ganz unwichtigen Posten ausfülle. Es that ihm das wohl, denn er hatte während der Reise unter der unbeständigen Vorstellung einer persönlichen Jämmerlichkeit gelitten. Auch fühlte er sich in seiner Wohnung ganz ungemein behaglich. Diese engen Räume waren doch ungleich anheimelnder, als jene großen Marmorsäle, die auf eine Schaar Fremder berechnet schienen. Und all' diese Memento's, diese Kissen und Teppiche, Tabourets und Schlummerrollen, wie hübsch gemahnten sie an geleistete Hilfe, an warme, gemüthliche Anerkennung! Da fiel Wörner die marmorne Orpheus-Statue ein und der Wunsch Verini's. Er sah sich in seiner Studirstube um. Nein, da hätte es wirklich kein Plätzchen gegeben für eine Marmorfigur, die sich unter diesen vielen und nicht eben harmonischen Gegenständen beinahe komisch ausnehmen müßte. Nun aber war es hohe Zeit Paula zu schreiben. Mit einem gewissen Unbehagen rückte er den Stuhl am Schreibtisch zurecht, als ihm plötzlich beifiel, daß, wenn Lilli Brand, das arme Kind, immer noch fiebere, eigentlich

ein Abendbesuch nothwendig sei, da sich ja gegen die Nacht zu das Fieber stets steigere. Wörner klappte seine Schreibmappe wieder zu, vorerst noch diesen nothwendigen Krankenbesuch abzustatten.

Er kehrte als Bräutigam zurück. Wieso es gekommen, hätte er, wie erwähnt, selbst nicht genau zu sagen gewußt. Die hübsche Lilli war bleich und verweint auf dem Sopha gelegen und ganz merkwürdig trübselig und zurückhaltend gewesen, wohl in Folge einer Strafpredigt der Mutter. Wörner hatte das verhätschelte, naiv impulsive Mädchen nie noch so still und traurig gesehen. Es that ihm weh und ganz unwillkürlich zog er das weiße Patschhändchen an seine Lippen. Lilli brach in heftiges Schluchzen aus, und — — ja er wußte es selbst nicht, wie es gekommen, allein eine halbe Stunde später war er verlobt.

Voll süßen Wohlgefühls kehrte er nach Hause zurück, und erst als er den an seinen Schreibtisch zurechtgerückten Stuhl sah, überkam ihn mit der Erinnerung an Paula ein mächtiger Schreck; er fühlte sich betäubt.

Die Nacht verging ihm in schwerem Sinnen und allmälig nur gelang es ihm, die Sachlage von allen Seiten aus zu überschauen. Der Würfel war unwiderruflich gefallen, seine Verlobung mit Lilli wäre nicht rückgängig zu machen gewesen, selbst wenn er es gewünscht hätte. Und hätte er es gewünscht? Vorerst hätte er wohl nur gewünscht frei zu sein von jedem Bande, um dann später wohl dieselbe Wahl zu treffen. In klarem Ueberdenken verhehlte er es sich nun nicht, daß er mit Paula wohl kaum glücklich geworden wäre. Er bewunderte sie, sie entzückte ihn, sie vermochte seine Empfindung in einer Tiefe zu erringen, an die er gar nicht mehr geglaubt hatte; allein im Lauf der Jahre waren sie so weit auseinander gewachsen, daß ein harmonisches Sichineinanderfinden wohl kaum mehr möglich gewesen wäre. Die Berufsthätigkeit des Mannes außer dem Hause bedingt in ihren Anstrengungen und ihren Erregungen das Bedürfniß nach wohligem Behagen im Hause, in dessen homogener Atmosphäre er sich zu erneuter Thatkraft erstarken fühlt. Dazu aber muß die Frau sich der Eigenart des Mannes anpassen; sie muß sich ihm anschmiegen, bis zu einem gewissen Grade in ihm aufgehen. Das wäre Paula, die im Leben Selbstgefesselte, wohl nimmer fähig gewesen und gewiß auch sie hätte es bitter empfunden, es ihn schmerzlich vermissen zu sehen. Ganz anders Lilli. Ein so junges Geschöpf ist wie Wachs in den Händen des Mannes, den es liebt, zu dem es halb ehrwürdig aufblickt. Sie konnte er sich heranbilden zur beglückenden und somit auch beglückten Hausfrau. Und das zarte Wesen, das, wie die Mutter sagte, ein Hauch fortwehen konnte, wie hing es an ihm! Wie hatte es ihm weinend gestanden daß es seine Verbindung mit der Sängerin nicht überlebt hätte, während Paula sich freiwillig von ihm getrennt, freiwillig

so lange ihm ferne gehalten hatte! War es auch unwissentlich, daß er die Liebe in Lilli's Herzen erweckt, so wäre es doch auch seine Pflicht gewesen, sie nicht daran zu Grunde gehen zu lassen, selbst wenn er sich nicht dadurch beglückt fühlte, sagte er sich. Paula aber werde es nicht schwer fallen, über eine Enttäuschung hinaus zu kommen. Stolz und Kälte würden ihr darin gute Bundesgenossen sein, meinte er. Es war eine eigenthümliche Empfindung, nun eine Art Mitleid mit der Frau zu fühlen, die er bisnun so sehr bewundert, daß sie ihm imponirt hatte bis zum eigenen Unbehagen. Darüber war sich Wörner klar, daß ihm Paula gegenüber nur Eines noch übrig bliebe: die volle Wahrheit.

Wie schwer aber war es, diese Wahrheit zu formuliren! Der Arzt war froh, daß ungewöhnlich viele Krankenfälle ihn so sehr beschäftigten, daß er stets wieder vor sich selber einen Vorwand fand, den nothwendigen Brief hinaus zu schieben. Auch war die kindliche Lilli eine ziemlich anspruchsvolle Braut. Sie gestand es ihm mit entzückender Naivität, daß sie mit ihm stolziren wolle. Daß ihr geliebter berühmter Doctor diesen Ausflug, jene Gesellschaft mitmache, war zu ihrem Glücke nothwendig und sie war so reizend in ihrem kindlichen Stolz auf ihn, daß er ihr die Freude nicht trüben mochte. Es war ja Zeit, mit dem Bildungsproceß des wachsweichen Kindes mit dem Trauring am Finger zu beginnen. Einstweilen aber nahm ihm all' dies Zeit, viel Zeit, und so kam es, daß er sich jeden Morgen sagte: er müsse heute an Paula schreiben, daß aber schon eine, hätte er es bedenken wollen, erschreckende Reihe von Tagen verflossen war, ohne daß es geschehen. Da kam ihm ein Brief von ihr zu; ein kurzes Schreiben, das nur die Worte enthielt:

„Sie haben ganz recht gethan, Wörner. In allem Großen, das innerste Leben Betreffenden, muß man dem Zuge seines Wesens folgen. Auch ich habe das gethan. Man schuldet's sich selber. Sie hatten recht, Wörner.

Immer Ihre Freundin

Paula Schröder."

Es war Wörner, als stünde sein Herz stille in gewaltigem Schreck. Ein Schatz, so groß, daß er ihn wohl kaum ermessen, war in seinem Bereich gelegen und er hatte ihn nicht gehoben. Oft und oft hatte er es sich in den letzten Tagen gesagt, daß er sich im Grunde wirklich und wahrhaftig keinen Vorwurf zu machen habe, und nun, da sie ihn freisprach, überkam es ihn mit einem Male so furchtbar schwer. War er auch wirklich dem Zuge seines Wesens gefolgt, oder war er lange, gar lange schon nur mehr von äußeren Strömungen bewegt worden? Die Milde Paula's, der Herben, Stolzen, überwältigte ihn.

Wahrlich, sie konnte auf das Schreiben von Lilli Brand's Bräutigam, — das dieser nun endlich, anknüpfend an die obigen Zeilen, an sie

gerichtet hatte, — stolz sein; denn aus jeder Zeile trat es hervor, daß, sei sie auch nicht die Genossin seines Lebens, er doch in ihr immer den leuchtenden Stern desselben sehen würde. Wörner hatte ihr gegenüber den vollen Muth der Offenherzigkeit gefunden; doch konnte er ihr, die ihn freigesprochen, einen Vorwurf nicht sparen. Er schloß: „Paula, hätten Sie sich mir damals gegeben, ich wäre mehr geworden.“

Wörner's Brief löste Paula's Starrheit und sie weinte bitterlich, mit einer Wildheit, einer Leidenschaft, welche die Quinault erschreckte, so sehr sie sich auch nach solch' erleichterndem Erguß gesehnt hatte. Der gewaltige Sturm aber brachte die Wohlthat der Erschöpfung mit sich und Paula, die der Schlaf bisnun gänzlich geflohen, fiel in tiefen Schlummer. Es war dies ein Wendepunkt in dieser schweren Lebensphase, von dem ab sie ihre Fassung wieder zu erringen begann. Ein paar Tage später sagte sie:

— Ich denke, wir verbringen den Winter in Rom, gute Quinault. Ich liebe die ewige Stadt mit ihren vieltausend Spuren der Vergänglichkeit.

Im Frühling des darauf folgenden Jahres hatte die Tiber arge Verheerungen in der Umgebung Roms verursacht. Es wurden Sammlungen und Wohlthätigkeitsfeste in Menge veranstaltet, dem Elend nach Möglichkeit zu steuern. Die Journale aller Länder berichteten darüber, namentlich über den glänzenden Verlauf und Ertrag einer Vorstellung, an der die Sängerin Paula Schröder, die sich zum tiefsten Bedauern aller Kunstfreunde so vorzeitig von der Bühne zurückgezogen, um des wohlthätigen Zweckes willen, mitgewirkt hatte. Das Eminente ihrer Leistung, die überschwenglich begeisterten Ovationen, die ihr dargebracht worden, waren des Breiten geschildert, um erneute Klage über ihr Aufgeben der künstlerischen Laufbahn auszusprechen. Einige Monate später brachten die Blätter die Nachricht ihrer Vermälung mit dem Herzoge von San Carlo.

Sie hatte ihn in Rom gar verändert wieder getroffen. Ein Mann von vierzig Jahren, trugen seine abgespannten Züge schon das Gepräge der Lebensvergeudung. Es war allgemein bekannt, daß er jede Nacht am Spieltische verbringe, und daß sein einst colossales Vermögen schon sehr starke Einbuße erlitten habe. Das Spiel in jeglicher Form war zur ihn ausschließlich beherrschenden Leidenschaft geworden zum tiefen Schmerz seiner greisen Mutter, die, so gut es unter diesen Umständen eben ging, die neapolitanischen Güter verwaltete, während der Sohn unstät in der Welt herumzog, nur hier oder dort durch eine Spielbank für längere Zeit gefesselt. In seinen wiederholten Begegnungen mit Paula in Rom hatte nichts an seine ehemalige Leidenschaft für sie erinnert. Umso mehr staunte sie, als sie am Tage nach jener Vorstellung für die Ueberschwemmten der Campagna, an der sie

mitgewirkt, ein Schreiben von ihm erhielt, in dem er neuerlich um sie anhielt. Er gestand ihr: Seit Jahren nur mehr vom Dämon des Spiels beherrscht, und am verwichenen Abend selbst überrascht gewesen zu sein, als sie ihm das Herz von Neuem bewegte. Ein halb ruinirter Mann, könne er ihr nicht mehr bieten, was er ihr einst geboten, doch dränge es ihn sie nochmals zu fragen, ob sie die Seine werden wolle. Nach nur kurzem Besinnen gab ihm Paula das Jawort.

Die gute Quinault war außer sich darüber. Sie wünschte zwar innig, Paula verheiratet zu sehen; allein es gab noch ganz andere glänzende Partien für sie, als diesen halbruinirten Spieler. Schön, begabt, berühmt und reich fehlte es ihr immer noch nicht an Bewerbern aus eben den vornehmsten Kreisen, die sich stets seltsam zu allem, das mit der Bühne in irgend welcher Verbindung steht, hingezogen fühlen. Sie, die von der mächtigen Natur ihres nominellen Schützlings vollständig beherrscht, nie gegen irgend Etwas eine Einwendung erhoben hatte, fand nun der Vorstellungen kein Ende. Sie beschwor Paula, doch nicht so rasch zu handeln, die Sache wohl zu überlegen und nannte ihr einige Männer in hervorragender Stellung, deren Charakter ihr bessere Glücksgewähr geben würde. Ein schmerzlicher Zug in Paula's Gesicht bei Erwähnung des Glückes, ließ die Französin in Thränen ausbrechen mit dem Ausrufe:

— Ach, daß ich Dich nicht glücklich sehen soll!

— Nicht so, meine liebe Quinault, nicht so! Ich habe wahrlich keinen Grund zur Klage. Sieh, man muß eine Glücksform immer mit einer anderen verkaufen. Ich habe damals meiner damaligen Art entsprechend und vollkommen selbstsüchtig gewählt. Ich habe mich Jahre lang im Glanz meines Talentes gesonnt und mich in der Ausübung meines Berufes glücklich gefühlt, und habe so kein Recht zu klagen, wenn der mir noch übrige Lebensweg nun immer einsam und im Schatten verläuft. Eines aber erübrigt mir noch: der Versuch glücklich zu machen. S'ist eigen, aber ich habe beinahe die Mutter meines Bräutigams mehr noch im Auge als ihn selbst. Ich habe die alte Herzogin ein einziges Mal gesehen, allein jedes Wort, das sie damals gesprochen, hat sich mir unverwischbar eingeprägt und ich ehre und liebe sie. Du meinst, San Carlo sei nicht gut genug für mich? Ich habe ihn in den letzten Monaten häufig gesehen und viel Böses über ihn gehört. Viel Böses von Leuten, die Freude daran fanden es zu sagen; allein nicht ein Zug von Niedrigkeit oder Gemeinheit kam zur Sprache; damit hätte ich mich niemals in Contact zu bringen vermocht. So wünsche ich nun nur, daß **ich** gut genug sei, was gut an **ihm** ist, zur Geltung zu bringen.

Es wäre schwer gewesen zu sagen, wie weit Paula ihren Wunsch als erfüllt betrachtet habe, oder nicht. Daß der Herzog seine Frau leidenschaftlich

liebe, war nicht zu leugnen, allein diese Leidenschaft vermochte doch jene des Spiels nicht ganz zu verdrängen. Und, seltsam! Paula kämpfte nie, auch nicht mit einem Worte, direct dagegen an. Das Paar reiste mehrere Jahre lang in großen Städten und Badeorten umher und verbrachte wenig Zeit nur bei der Mutter auf den neapolitanischen Gütern. Paula hatte einen Theil ihres Vermögens zur Hebung derselben verwenden wollen, allein San Carlo hatte es nicht gestattet, er bestand fest darauf, daß ihr Besitz von dem seinen streng gesondert bleibe. War er auch kein ständiger Spieler mehr, wie einst, so gab er sich doch häufig der Versuchung hin, und da er zumeist verlor, wurden dadurch die Resultate der klugen Geschäftsgebarung der alten Herzogin wieder mehr als aufgewogen. Ein ganz besonderer starker Verlust setzte ihn, ohngefähr zwei Jahre nach seiner Verheiratung, in schwere Verlegenheit und er wußte nicht, wie die bedeutende Summe im Augenblicke beschaffen. Vor allem sollte Paula nicht darum wissen. Dank guten Freunden hatte sie jedoch davon erfahren, und mit der Summe, die flüssig zu machen ihr nicht schwer fiel, trat sie zu ihm und sprach:

— Bitte, Francesco, begleiche Deinen Verlust damit. Nein, Du darfst Dich nicht weigern, denn Deine Ehre ist meine Ehre, und Dein Leid mein Leid. Das ist so geworden und mußte so werden, als ich die Deine ward — und die mit Liebkosungen so karge Frau strich ihm zärtlich mit der Hand über's Haar.

Ein paar Tage später fragte San Carlo seine Gattin, ob sie gewillt sei, auf längere Zeit mit ihm zur Mutter auf das Gut bei Neapel zu ziehen? Die große Freude, die aus ihren Augen leuchtete, war ihm beglückende Antwort; er zog sie an sich und flüsterte: „Paula, Du gibst mir nicht allein Glück, Du machst mich auch besser. Ach, wärst Du damals mein geworden!" — Auch er konnte ihr einen Vorwurf nicht ersparen.

Weit harmonischer, als es sonst der Fall ist, hatte sich seine Verbindung mit der Künstlerin auch äußerlich gestaltet. Abgesehen davon, daß die Aristokratie des romanischen Stammes sich derartigen Heiraten gegenüber überhaupt anders verhält, als es in Deutschland und England der Fall ist, paßte auch Paula's Eigenart, die Vornehmheit ihres ruhigen einfachen Wesens trefflich in ihre sociale Umgebung, die umso weniger Grund hatte, sich von ihr abzuschließen, als niemals auch nur ein Hauch ihren Ruf getrübt. San Carlo konnte stolz sein auf seine als Dame, wie als Künstlerin gefeierte Frau. Auch geschah es mit seiner freudigen Gutheißung, daß sie nicht allein häufig im Salon sang, sondern hie und da auch zu wohlthätigem Zwecke in einem Concert mitwirkte. Ihm selbst blieb ihr Gesang eine fortwährende Quelle schönen Genusses und das war Ein Zug seines Wesens, der sie sehr an ihn fesselte.

Ein besonders schönes Verhältniß aber hatte sich zwischen Paula und ihrer Schwiegermutter herausgebildet. Die alte Herzogin hatte sich über das Motiv, das Paula diese Verbindung schließen ließ, nicht getäuscht. Sie wußte gar wohl, daß nicht Liebe sie zu dem Sohne gezogen habe, und daß auch nicht Ehrgeiz ihren Beweggrund abgegeben habe, da ihr bessere Partien zu Gebote gestanden. Als Lady Horden, beispielsweise, wäre sie eine ebenso vornehme und reichere Frau gewesen und wäre die Gattin eines Mannes von tadellosem Charakter und Lebenswandel geworden. Mit dem Sanguinismus des Mutterherzens hatte sich die alte Dame durch die Verheiratung eine weit raschere und gründlichere Umkehr des Sohnes erwartet. Seine Spielleidenschaft nur gemindert und die Ehe kinderlos zu sehen, blieb ihr ein herber Schmerz; doch verhehlte sie sich nicht, um wie Vieles es doch besser geworden sei mit dem Sohne, und daß sie es nur der Schwiegertochter danke, der sie mit warmer Liebe dafür lohnte. Besonders als das Paar sich auf das Gut zurückgezogen hatte, schien ihr eine glücklichere Zeit angebrochen, denn der Herzog nahm nun auch Antheil an der Verwaltung der Güter und bewährte dabei einen klugen Kopf und großmüthigen Sinn, indem er auf das Wohl seiner Pächter ebenso sehr bedacht war, wie auf die Hebung seines Besitzes. Ueberhaupt trug sein ganzes Wesen das Gepräge des Grand Seigneur, und dies, wie ein hoher Grad von Gutmüthigkeit und seine andauernde leidenschaftliche Verehrung für Paula, hatten ihm allgemach das Herz auch seiner ärgsten Gegnerin, der Quinault, gewonnen. Sie hatte sich von ihrem Liebling nicht getrennt und war doppelt froh, sich nun mit ihr im schönen Golfe von Neapel festgesiedelt zu sehen, denn, so verschämt sie es auch nicht nur vor Anderen, sondern auch vor sich selber verbarg: sie begann die Last der Jahre zu fühlen und war des Reisens gründlich müde. Vor Allem aber freute sie sich des Aufenthaltes auf dem Gute, als eines Zeichens gründlicher Umwandlung im Herzog. In der That schien sich eine solche an ihm vollzogen zu haben, und beinahe ein Jahr war vergangen, ohne daß er seiner alten Leidenschaft verfallen. In jüngster Zeit aber war er wieder öfter des Abends nach Neapel geritten und spät des Nachts hoch erregt heimgekehrt. Die Frauen wußten, was das zu bedeuten habe, und empfanden neuerdings schwere Sorge. Besonders die Quinault schüttelte gar oft recht trübselig den Kopf, wenn sie allein war. Und stärker noch als sonst schüttelte sie ihn, als sie eines Tages wieder einen Brief von ihrer alten Freundin Madame Berton aus der Handelsstadt erhielt. Nach gar mancherlei kam die Schreiberin auch auf die Familie Wörner's zu sprechen. Sie erzählte:

„Es geht so lustig zu bei den Wörner's, daß es Einem manchmal beinahe traurig machen könnte. Frau Lilli ist unersättlich an Vergnügungen und der gute Doctor hat es schwer, mit Kraft und Geld ihren Wünschen gleichen

Schritt zu halten. Wunderhübsch und von angenehmen Wesen ist die kleine Frau, das läßt sich nicht leugnen; aber auch eine geborne Kokette. Furcht vor Eifersucht ist es wohl auch, die Wörner, obwohl er in der letzten Zeit öfter leidend war, trotz seiner angestrengten Thätigkeit, die unausgesetzte Vergnügungsrunde mitmachen läßt, die ihr Bedürfniß ist. Sie hat ein Zauberwort, mit dem sie ihn zu Allem bewegt. Wenn sie sagt: „Ach, mein Gott, ich bin eben noch jung", da bemüht er sich um jeden Preis, auf ihre Wünsche einzugehen und sie den bedeutenden Altersunterschied zwischen ihnen vergessen zu machen, und sich auch noch spannkräftig zu zeigen. Seine Miene aber ist gar oft recht abgespannt und traurig, während sie Nacht um Nacht in eleganter Toilette herumtanzt und sich nicht kümmert um die beiden lieben Kinderchen zu Hause. Man verübelt es Wörner, daß er sie so großen Aufwand treiben und Haus und Kinder vernachlässigen läßt; allein die kleine, hübsche Hexe beherrscht ihn ganz und gar und zwar, möchte ich glauben, beinahe ebenso sehr durch seine Eitelkeit, als durch seine Zärtlichkeit für sie. Manchmal wohl, wenn es die Kinder betrifft, soll er nahe daran sein die Geduld zu verlieren; allein er vertröstet sich immer wieder selbst, und meint: später, später, wenn sie ernster werden wird, mache sich Alles noch von selbst. Ich aber sage: es ist zu spät, und es thut mir leid um ihn, denn ich sehe Schweres für den Mann herankommen."

Die Quinault seufzte und schüttelte recht trübselig den Kopf, eh' sie zu dem nächsten Abschnitt im Briefe überging.

Auf dem anderen Ende der breiten Terrasse saßen die alte Herzogin mit der Arbeit an einem Kirchenornamente beschäftigt und Paula, ein Buch auf dem Schoß, doch mit meist über den Golf hinschweifendem Blick. Die Reitpeitsche in der Hand kam der Herzog aus dem Schloß zu den Frauen heraus. Ein Schimmer von Verlegenheit lag über seinen Zügen, als er sagte:

— Paula, Mutter, ich reite nach Neapel, kann ich Etwas besorgen für Euch? Die Mutter verneinte mit einem Ton, aus dem ganz leise Unwille klang; Paula aber sagte mit ungemischter Freundlichkeit:

— Ja, ich bitte Dich, Francesco, besorge mir ein Taufgeschenk für Pächter Moroni's erstes Söhnlein. Deine Großmuth hat dem Manne zu neuem Wohlstand verholfen und da meint er, meine Hand werde auch dem Kinde Glück bringen, wenn ich's zur Taufe halte. Das macht der Name San Carlo. — Der Herzog zog seine Frau an sich und küßte ihr erst die Hand, dann die Stirne. Es schien beinahe als schwanke er. Allein er riß sich los und murmelte, während sein Gesicht sich höher röthete, daß er nicht fortginge, wäre er für diesesmal nicht durch sein Wort gebunden.

Als er verschwunden war, ließ die Herzogin ihre Arbeit in den Schoß sinken und lehnte sich, bitter aufseufzend, in den Stuhl zurück. Paula trat an sie heran, legte ihr die Hand liebevoll auf die Schulter und flüsterte:

— Geduld — Geduld Mutter! Man wird nicht so leicht frei aus alten Banden, wie sehr man auch kämpfen mag. Warte nur, später, später!

Die alte Dame aber schüttelte den Kopf, wie es drüben am anderen Ecke der Terrasse die Quinault that, und meinte:

— Mein Kind, wenn Du so alt geworden, wie ich es bin, wirst Du wissen, daß später — meist zu spät ist!





Scheltreime.

Von

Franz Raab.

Jetzt, da Du mir als Sonne scheinst hernieder,
Jetzt hoffst Du wohl zu hören Jubellieder?
Nicht kann die Lerche schwingen ihr Gefieder,
Wenn noch vom Nachtfrost schauern ihre Glieder.
Erst muß vom Gram erholen ich mich wieder,
Von Thränen erst befrei'n die Augenlider,
Muß wissen, ob auch schlag' in Deinem Mieder
Ein Herz, das lieben kann noch treu und bieder.

Die Du mich liebtest, ohne mir's zu sagen,
Die Du mich ließest zweimal, dreimal fragen
Und Antwort gabst, statt Stunden, mir nach Tagen
Des Sinn's, der Hoffnung soll' ich mich entschlagen;
Die, schwimmend selbst in stolzem Siegsbehagen,
Taub schien für all mein Bitten und mein Klagen,
Mich preisgab der Verzweiflung Höllenplagen,
Verdienst Du's, will man Dich zu lieben wagen?

Nun kommst Du, ha, Du heuchlerische Schlange,
Und schmiegst Dich warm an meine bleiche Wange,
Und thust, als ob von meines Liedes Klange
An mich gebannt Du wärst mit süßem Zwange.
Soll ich mir schmeicheln zu so spätem Fange,
Der mir vielleicht vor Sonnenuntergange
Auf's Neu' entschlüpft? Denn, schienst Du kalt so lange,
Wie kannst Du lieben nun aus heißem Drange?

O wüßt' ich, wer mehr liebe von uns Beiden
Das And're, daß er bitt'rer würde leiden,
Wenn vom Geliebten er sich müßte scheiden;
Schwür' Einer mir's von Dir mit sichern Eiden:
Mit Sprödheit wollt' ich mich und Stolz umkleiden,
An Deiner Scham, an Deinem Zorn mich weiden
Und dann Dich lange, lange trotzig meiden —
Doch ach! Wer mag so lieblich' Band zerschneiden!





Frühling.

(Nach Makart's Gemälde.)

Von

Leo Prilius.

In wonn'gem Glanze blau das Meer,
Des Lenzes Blumen sprießen,
Und ihre Düfte sylphengleich
In alle Lüfte fließen.

Im stillen Haine rauscht der Quell,
Dem Felsgestein entronnen,
In tausend Farben glänzt sein Naß,
Funkelnd im Strahl der Sonnen.

Da naht ein schmucker Rittersmann,
In jener Wildnis irrend,
– Nach einem Trunk die Lipp' ihm lechzt –
Sein Roß am Zügel führend.

Ihm flüstert's zu der frische Hauch,
Ihm sagt's des Quelles Rauschen,
Daß er hier mag des Gaumens Gluth
Mit kühler Labung tauschen.

Er biegt die Zweige auseinand,
Die sich zusammenranken,
Hemmend den jugendlichen Schritt,
Um seinen Leib, den schlanken.

Und als er hintritt zu dem Quell,
Des Trunks sich zu erquicken,
Zeigt, holdverschämt, die schönste Maid
Sich den erstaunten Blicken.

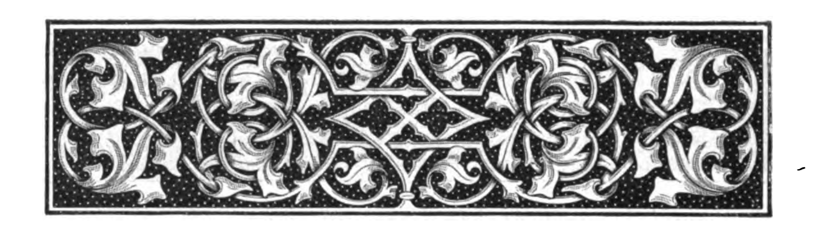
Der Jungfrau goldgelocktes Haar
Des Zephirs Küsse fächeln,
Und Anmuth, Unschuld, Lieblichkeit
Ihr von den Wangen lächeln.

Sie blickt ihn an mit dunklem Aug',
Erröthend und erbleichend,
Und in krystallner Schale ihm
Des Trunkes Labung reichend.

Schon neigt die Hand er, unbewußt
Die Schale zu erfassen,
Da muß, von innerm Drang beseelt,
Er dies Beginnen lassen.

Es trinkt das Auge nur vom Aug',
Des Körpers Dursten schwindet
Wo Amor's Pfeil aus dunklem Laub
Den Weg zum Herzen findet.

Und in den Lüften klingt ein Lied,
Der Gottheit klingt's zum Preise —
Vom Lenze und von Liebe singt's
Nach alter, trauter Weise.



Von den heutigen Arabern.

Von

Josef V. Beckmann.

Ich weiß nicht, ob diejenigen meiner Leser, welche den Orient gesehen haben, mit mir der Ansicht sind, daß die Natur dieser Breiten einen Charakter aufweist, der dem Wesen ihrer Bewohner genau entspricht. Die Landschaft ist schön, blendender Farbenglanz ist darüber ausgegossen, die tolle Bacchantin Erde berauscht sich mit unersättlicher Gier an Sonnenlicht und blickt in den klaren Spiegel des Himmels, ihre Glieder prangen in Blumenschmuck, der uns Kindern des Nordens wie Zauber erscheint. Warum erfreut uns nicht diese strömende Fülle, dieser leuchtende Glanz; warum strebt die Seele nicht aufwärts nach dem krystallenen Aether, warum winken uns die riesenhaften, duftenden Blumen keinen treulichen Gruß zu? Wir wandeln in einem Zaubergarten, alle Sinne arbeiten mächtig, nur das innere Gefühl schweigt. Die lyrische Seite der Seele erklingt nicht. Das ist merkwürdig. Denn gerade die empfindlichsten Menschen finden sich im Orient enttäuscht. Bis zu einer gewissen Grenze läßt sich dieser Eindruck erklären; der entgegengesetzte Charakter dieser Natur überrascht den Nordländer mehr, als wie er ihn anzieht. Aber Europäer, die selbst seit Jahrzehnten im Osten leben, bleiben Fremde darin, ihr Herz wird nur weit, wenn sie von einem Walde sprechen hören, die Beschreibung eines Sonnenunterganges in den Alpen oder in den Fjorden Norwegens lesen. Mit der nordischen Landschaft verglichen, erscheint uns der Orient in der That seelenlos, wenn dieser Ausdruck gestattet ist — er dünkt uns mehr ein Werk der Kunst, denn der schöpferischen Kraft. Und anderseits ist es merkwürdig, daß

in dem Wesen der Orientalen das Naturgefühl gänzlich fehlt. Sie lieben die Gärten, Palmenwäldchen der Annehmlichkeiten halber, die sie darin finden, aber es liegt ganz jenseits ihrer Denkart, in die Natur eine lebende und belebende Idee zu tragen. — Ich habe diese Bemerkungen vorangestellt, um eine Parallele zu ziehen zwischen der Natur des Orients und den Menschen, welche ihn bewohnen, und um zu der Folgerung zu gelangen, daß die geistige Seite der Orientalen den Fremden ungefähr so anmuthet, wie das Land. Es ist klar, daß ein inniger Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und seiner Heimat und daß die Wirkungen von Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit nicht bloß den Körper bilden, sondern auch die Gesammtheit der geistigen Kräfte beeinflussen. Bei den Arabern kommt die besondere Einwirkung der Natur ihres Landes ganz deutlich zum Ausdruck. Wie diese bei allem Wechsel doch einen immer wiederkehrenden Grundzug aufweist und trotz aller Schönheit dauernd nicht befriedigt, ist auch der arabische Stamm mehr durch äußerliche Vorzüge — Geschicklichkeit und Fähigkeit — als durch moralischen Werth ausgezeichnet. Die geistige Welt der Araber entbehrt der Innerlichkeit und wohl auch der nationalen Denkart, ohne welche eine Originalität nicht denkbar ist. Darum findet der Europäer, der im Oriente weilt, selbst unter den günstigsten Umständen kein ungemischtes Vergnügen, ebenso wenig wie das Studium der arabischen Literatur einen reinen Genuß gibt. Man hat immer das Gefühl, die weite Wüste zu durchwandeln, mühsam durch endlosen Sand zu waten, und nur von Zeit zu Zeit finde man einen glänzenden Diamanten, der für die Mühsal entschädigt. Mehr oder weniger ergeht es uns so auch auf den anderen Gebieten: viel Aeußerlichkeit und wenig Inhalt.

Dennoch bietet der Orient noch unerschöpflichen Stoff für die Beobachtung, und der jetzige Zeitpunkt erscheint ganz besonders hiezu geeignet, da er die erste Phase einer Uebergangsperiode darstellt, welche fast alle arabischen Länder im Anschluß an die europäische Civilisation durchmachen. Es ist interessant zu sehen, wie eine durch Fanatismus und ungebändigtes Selbstgefühl genährte Abgeschlossenheit im Kampfe gegen eine raffinirte Cultur mälig unterliegt, wie sie der gefürchteten und doch geliebten Feindin entgegenkommt; den Selbstbetrug zu schauen, den sie aufwendet, um das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. In dem Anziehen und Abstoßen der Gegensätze kann man Charakter und Denkart kennen lernen. In dem Nachstehenden wird der Leser persönliche Eindrücke eines längeren, dem Studium gewidmeten Aufenthaltes in Aegypten finden, jenes Landes, das nach der allgemeinen Ansicht uns am nächsten steht. Weit entfernt davon, den klangvollen Titel eines Culturbildes zu beanspruchen, sollen hier nur persönliche Beobachtungen und Anschauungen über den heutigen Stand der Bildung

der Aegypter, ihre literarische und künstlerische Production, das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen vorgeführt werden.

Wer heute — da Aegypten schon seit einem halben Jahrhundert mit der europäischen Gesittung in unmittelbarer Berührung steht — arabische Zustände näher betrachten will, muß wohl unterscheiden können zwischen dem, was echt und ursprünglich geblieben und dem Vielen, das uns abgelauscht, zum Theil auch dem Volke aufgedrängt worden ist. Allgemein ausgesprochen, herrscht das Ursprüngliche bei weitem vor; aber eine Grenze zu ziehen ist kaum möglich. Zahlreiche, hier geborene Europäer haben, die Kleidung ausgenommen, Alles abgelegt, was an ihre Abstammung erinnert, sogar die arabische Sprache sich zu eigen gemacht. Ich brauche nur auf Griechen, Malteser, Kaukasier, die walachischen Juden hinzuweisen. Anderseits hat sich ein so erheblicher Percentsatz der Städte-Araber in Aeußerlichkeit so innig an die europäische Art angeschlossen, daß der oberflächliche Beobachter leicht annehmen könnte, daß nach wenigen Jahren eine ägyptische Stadt sich kaum von den Orten des europäischen Südens unterscheiden werde. Der wirkliche Anschluß an unsere Civilisation ist jedoch viel geringer, als der Anschein glauben macht; schon deßhalb, weil das Gefühlsleben des Volkes ganz ursprünglich geblieben ist. Die Denkart der Araber hat sich wesentlich nicht geändert, höchstens hat sich der Gesichtskreis derselben erweitert und sind sie uns eigentlich nur in der Bildung näher gekommen. Aber selbst in diesem Zugeständniß muß man eine Beschränkung machen. Denn Bildung bedeutet im Oriente eine Summe wirklicher Kenntnisse und damit verbunden eine leichte Abschleifung der Sitten nach europäischem Muster, aber sie ist nicht die moralische Hebung des Menschen auf einen erhöhten Standpunkt der Lebens- und Weltanschauung. Der französische Generalconsul, Emile Barrère, bemerkt in einem Aufsatze ganz richtig, daß die Araber äußerst leicht lernen, aber daß sie es nicht verstehen, die erworbenen Kenntnisse zu verwenden. In der That macht der gebildete Araber den Eindruck, als ob er das, was er weiß, nicht begreife, besonders die Fähigkeit, die Dinge unabhängig von den eigenen Beziehungen zu denselben beobachten zu können, scheint den Arabern gänzlich zu fehlen. Sie denken überhaupt nicht an Dinge, welche sie nicht unmittelbar betreffen und wenn sie in die Lage kommen über einen solchen ferneliegenden Gegenstand ein Urtheil abzugeben, überraschen sie durch Naivetät und Verkennung aller realen Verhältnisse, die umsomehr verblüfft, als die Araber sonst im Geschäftsverkehre und in der Politik viel gesunden Verstand und Gewandtheit zeigen. Diese Unselbständigkeit könnte man wohl davon herleiten, daß die Araber, wie alle Orientalen, nicht aus sich herausdenken, daß sie es nicht verstehen, systematisch die Dinge im Zusammenhang von Wirkung und Ursache zu

betrachten. Jeder Orientale denkt mit dem religiösen Gefühl — und wer den Inhalt der islamitischen Glaubenslehre auch nur obenhin kennt, weiß, daß auf dieser Grundlage eine rein vernünftige Lebensanschauung nicht basiren kann.

Die Religion hat sich im Nil-Lande auf der Höhe erhalten, welche sie vor Zeiten behauptet haben muß. Die Glaubensstärke der Aegypter ist außerordentlich und man könnte sie unter den Fanatikern des Orients obenan stellen. Was ihnen an kriegerischem Geist abgeht, ersetzen sie durch Inbrunst; es scheint, als ob dieses Volk, das seit undenkbaren Zeiten an harte Knechtschaft gewöhnt ist und dessen Land so wechselvolles Schicksal gehabt, all' sein Leid, seine Klagen in sich geschlossen halte und nur in schmerzvollen Ausrufungen Trost suche. Man würde aber irren zu glauben, daß die Religiösität der Aegypter eine bewußte ist, daß das Volk auch weiß, was es glaubt. Die Menschen, die den Koran kennen, sind selten, die ihn auffassen, geradezu an den Fingern abzuzählen. Die meisten Aegypter sind in der Theologie ebenso unwissend, wie in der Geschichte ihres Volkes. Schon die Gelehrten der französischen Expedition zu Beginn dieses Jahrhunderts klagten über den Stumpfsinn der Bevölkerung, die in einem anwidernden Formelkram für ihre elende Lage Trost und Halt suche. Die materiellen Verhältnisse sind zwar heute vielfach gebessert; aber sonst sind die Worte auch jetzt noch buchstäblich zutreffend. Einerseits muß man es ein Glück nennen, daß die aller sittlichen Principien bare Bevölkerung durch die Stärke des Glaubens gezügelt wird, vom culturellen Gesichtspunkt aus wird man sie aber kaum als einen Vortheil ansehen, denn sie ist das Haupthinderniß der Civilisation. Nicht an sich — der Geist des Islams läßt dem Fortschritt weiten Spielraum — aber die Ausartung bei einer stumpfsinnigen Bevölkerung, die sich an den Buchstaben klammert, ohne den Sinn aufzufassen, ist der große Schaden. Diejenigen, welche berufen und geeignet sind, das ägyptische Volk aufzuklären, sträuben sich am meisten gegen die Civilisation und sie sind Schuld, daß die Araber nur die Schwächen, die Laster der Europäer sich aneignen, ohne auch deren Beispiel in der Arbeitsamkeit, in Ausdauer und in der Selbstachtung zu befolgen. Der Begriff der Ehre ist den Aegyptern fremd. Demjenigen, der dieses Urtheil allzustrenge finden sollte, habe ich zu bemerken, daß ich fast wörtlich die Ansicht eines geachteten tunesischen Gelehrten wiedergebe. Mag auch bei ihm die nationale Eifersucht mit zu Gericht gesessen sein, habe ich doch anderseits keinen Grund zu befürchten, von demselben Vorurtheil befangen zu sein.

Unvermeidlich mußte der alles nivellirende Zeitgeist auch eine so feste Burg, wie die Religiösität der Aegypter, benagen. In der That sind besonders die Fortgeschritteneren in der Ausübung äußerer Pflichten recht lax geworden.

Die meisten beten gar nicht und wenn einer alle fünf vorgeschriebenen Gebete nebst den Waschungen beobachtet, heißt es von ihm, daß er den Leuten Sand in die Augen streuen will. Der Moscheenbesuch am Freitag ist auch ziemlich spärlich; genauer wird der Fastenmonat Ramadhan gehalten, doch haben mir mehrere gestanden, daß sie nur fasten, um keinen Anstoß zu geben, andere aus Pietät gegen die Eltern, welche viel darauf halten. Im Wesen aber glauben Alle an die Satzungen ihrer Religion und es gibt vielleicht nicht Einen, der nicht überzeugt wäre, daß der Koran den Inbegriff aller Weisheit darstellt. Ich habe während meines ganzen bisherigen Aufenthaltes in Aegypten nur einen Mann gefunden, der aus eigenem Antriebe zugab, daß die meisten Gebete des Korans für die heutigen Verhältnisse nicht mehr passen, überlebt sind.

Obwohl streng genommen nicht hierher gehörig, möchte ich ihrer Eigenheit halber die Ansicht eines der aufgeklärtesten Muslim's hiehersetzen, die er im Verlaufe eines Gespräches äußerte. Die Rede war von dem in Europa immer mehr zunehmenden Unglauben und der Erwähnte meinte, daß dieser Umstand ihn außerordentlich freue, denn er erblicke darin ein sicheres Zeichen, daß wir Europäer von der Haltlosigkeit des christlichen Glaubens uns überzeugen. Wenn erst aller Glaube aus uns verschwunden sein wird, werden wir von selbst, ohne Zwang, uns zu jener Religion bekennen, welche die vorzüglichste und beste ist: zum Islam. Zwar bekannte er offen, daß der Islam in seiner jetzigen Gestalt nur eine Verzerrung des ursprünglichen Bildes sei; wir würden nur die großen ethischen Principe desselben acceptiren, die nach seiner Ansicht weit reiner als die christlichen sind. Er meinte auch, daß wir Deutsche mit der Bekehrung den Anfang machen würden, denn es liege in der Natur dieses Volkes, den Dingen auf den Grund zu sehen und es müssen daher die Deutschen zuerst die Wahrheit erkennen. Die letzten würden nach seiner Ansicht Franzosen und Engländer sein. Diese Ansicht mag paradox klingen; die Art, wie er sie vorbrachte, ließ jedoch erkennen, daß er eine tiefgehende Ueberzeugung aussprach.

Wirkliche Religiösität ist im Allgemeinen weit eher bei den Gebildeten zu treffen. Wenn hier von der gebildeten Classe die Rede ist, sind darunter ausschließlich Beamte, Lehrer, Schriftsteller und ein kleiner Bruchtheil der Wohlhabenden gemeint. Dieser Aristokratie des Geistes steht die zahlreichere des Geldes in scharfer Trennung gegenüber. Der Kaufmannsstand ist in Aegypten ganz entsetzlich ungebildet; diese Leute sind gegen unsere Civilisation — oder eigentlich das, was sie darunter verstehen — nicht verschlossen und wünschen die Parole: Aegypten den Aegyptern, viel weniger als die Classe der Gebildeten, welche, den Blick auf eine glorreiche Vergangenheit gerichtet, die wirklichen Verhältnisse übersieht und von einer Selbstständigkeit

Aegyptens in geistiger und politischer Beziehung träumt. Diese Classe würde die Annehmlichkeiten des Comforts schwer vermissen und da sie nur für den Gewinn lebt, ersehnt sie am allerwenigsten die Rückkehr zu früheren Zuständen. Wenn man daher vom arabischen Volke spricht, muß man diese Classe außer Betracht lassen. Wenn schon unserem gebildeten Kaufmannsstand der Vorwurf nicht erspart bleibt, daß seine privaten Interessen oft zu dem Willen der Nation im Gegensatze stehen, ist es einleuchtend, daß die ganz ungebildeten arabischen Handeltreibenden noch viel mehr von jenem Geiste beseelt sind, um dessentwillen das „internationale Capital" so vielen Angriffen ausgesetzt ist.

Das Geistesleben eines Volkes kann am Besten in dessen Literatur erkannt werden. Für die Araber muß aber eine entschiedene Ausnahme gemacht werden, denn ihre Literatur ist ganz und gar nicht das Spiegelbild ihrer inneren Welt. Schon seit nahezu tausend Jahren behaupten sich die Araber auf einer gewissen Höhe des Schaffens; wenn aber die Literatur in ihrem Leben niemals eine größere Rolle gespielt hat als heute, kann man ungescheut sagen, daß die Araber aus den Werken ihrer Schriftsteller keinen Nutzen gezogen haben. Die Literatur ist bei ihnen eine Treibhauspflanze, ein Luxus, den sie sich gönnen, ohne dessen Bedeutung zu verstehen. Sie haben keine nationale Literatur und kaum die Spur einer Volkspoesie; der ungeheuere Wust ihrer Geistesproducte ist ausschließliches Eigenthum einer kleinen Bruchzahl, in das Herz des Volkes ist fast gar nichts davon eingedrungen. — Aegypten selbst anlangend, muß man leider gestehen, daß die geistigen Bestrebungen des Volkes nicht zum Besten stehen. Cairo zehrt an dem Ruhme früherer Zeiten und dürfte kaum mit Berechtigung sich die Hauptstadt der arabischen Civilisation nennen. Allerdings könnte man keine andere Stadt des Orients, Stambul ausgenommen, an ihrer Stelle nennen; aber Constantinopel, obwohl nach übereinstimmenden Zeugnissen Cairo weit voraus, ist doch keine arabische Stadt. Wenn man unter „arabische Civilisation" allenfalls die religiöse Beschränktheit verstehen soll, dann ist Cairo unbedingt noch die erste Stadt des Orients. Es ist einfach unglaublich, was an Commentaren, Erklärungen, Commentaren zu den Erklärungen über den ärmlichen Inhalt der islamitischen Glaubenslehre und der Tradition in Cairo allein zusammengeschrieben wird. Als ein Beispiel sei erwähnt, daß der Katalog der großen Staatsdruckerei von Bulak für die Zeit von eineinhalb Jahren die Titel von dreiunddreißig Werken nennt, welche dort gedruckt wurden; davon sind einundzwanzig religiösen Inhaltes! In der viceköniglichen Bibliothek ist der größte Saal vollständig den religiösen Schriften gewidmet, dagegen findet man nur zwei unvollständige Manuscripte über Musik, nicht ein Buch aus der

dramatischen Literatur vor. Solche Erscheinungen bedürfen eigentlich keines Commentars.

Es wäre aber ein arges Unrecht, hier abzuschließen und die Verbreitung unerwähnt zu lassen, welche europäische Literatur gerade in Aegypten gefunden hat. Obwohl die Production nicht bedeutend ist, kann man nicht von einer Versumpfung des Geisteslebens sprechen; im Gegentheil könnte man eher sagen, daß die modernen Araber in ihrem Drange, sich uns zu nähern, weit über ihr Vermögen Hinausgehendes unternehmen wollen. Der directe Contact mit den Europäern, die freiwillige Unterordnung unter manche Lebensgewohnheiten dieser, die durch Reisen erweiterte Weltanschauung haben bei den Arabern auch den Geschmack für einzelne Producte der westlichen Literatur gezeitigt. In Aegypten hat sich die merkwürdige Ueberlegenheit der französischen Cultur gezeigt. Ohne daß das Land — die Zeit der napoleonischen Expedition ausgenommen — je in directer Abhängigkeit von Frankreich gestanden hätte, ist es weit mehr französisch, als die Araber selbst ahnen. Fast alles, was eine neue Richtung in den Anschauungen, im Geschmack hervorgebracht hat, kam aus Frankreich, daher die französische Literatur für den Araber der Inbegriff alles dessen, was der europäische Geist zu leisten im Stande ist; ihnen ist Voltaire der größte Geist des Westens. Am leichtesten findet der französische Roman Verbreitung; übersetzt dringt er auch in jene Schichten, welche mit der französischen Sprache nicht vertraut sind. Entweder ist eine solche Uebertragung wortgetreu und dann infolge der Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache mittelmäßig, oder es findet sich ein begabterer Schriftsteller, der den Kern der Handlung herausschält, in ein orientalisches Gewand einhüllt und das Ganze seinem Publicum mundgerecht macht. Diese Methode hat entschieden noch Zukunft und ist vielleicht geeignet, in die arabische Literatur ein neues Leben zu bringen. Dumas, George Sand, Balzac sind gut bekannt, weit mehr Zola, Houssaye, Daudet und die neueren Größen des französischen Parnasses. Es mag daneben wenige Araber geben, welche die großen englischen Romanschriftsteller kennen, aber kaum Einen, der von Gutzkow, Freitag, Spielhagen auch nur den Namen gehört, von Goethe wissen selbst die Gebildetsten kaum mehr, als daß er ein deutscher Dichter gewesen — unsere Philosophen sind selbst dem Namen nach unbekannt! Die Ursachen dieser für uns nicht sehr schmeichelhaften Erscheinung sind klar. Der Engländer ist zufrieden, wenn er der ganzen Welt seine Waaren aufdringen kann, bleibt für seine Person Engländer und kümmert sich nicht um Anderes; der Deutsche hingegen geht in der Fremde auf und verliert den geistigen Contact mit der Heimat. Im Auslande besorgt der Deutsche die Geschäfte anderer; zum Franzosen spricht er französisch, zum Italiener italienisch, es fällt ihm gar nicht bei, Jemandem

zuzumuthen, daß er seinetwegen Deutsch lerne. Nur die Franzosen bleiben sich selbst treu, bringen Opfer für die Verbreitung ihrer Sprache, ihre Bücher werden zu wohlfeilen Preisen über die ganze Welt vertheilt. Sie erkennen es sehr wohl, daß sie ihre materiellen Interessen fördern, wenn sie die Meinung aufrecht erhalten, daß Frankreich das fortgeschrittenste Land ist. Die Araber Aegyptens, welche nicht die Gabe besitzen zu unterscheiden, glauben natürlich Demjenigen, der am lautesten schreit.

Da die Noth der beste Lehrmeister ist, halten sich diejenigen arabischen Schriftsteller, welche ihren Landsleuten die Bekanntschaft mit den europäischen Literaturen vermitteln, an Gegenstände des täglichen Bedarfes; sie übersetzen Werke für den Schulgebrauch, für den Selbstunterricht und dies ausschließlich aus dem Gebiete der realen Wissenschaften; in erster Linie Geographie, Physik, Astronomie, Medicin, Chemie u. dgl. Die Schwierigkeiten solcher Uebersetzungen sind oft kaum überwindlich, da die arabische Sprache für die meisten modernen technischen Ausdrücke keine Aequivalente besitzt, so daß der Verfasser nicht selten gezwungen ist, auf dem Wege der Analogie und der Ableitung solche Ausdrücke zu bilden. Das ist wohl auch mit ein Grund, daß mehr Lehrbücher als streng wissenschaftliche Werke übertragen werden; das Beyruther Jesuitencollegium leistet anerkennenswerthes für die Verbreitung europäischer Wissenschaft in der arabischen Welt, doch begreiflicherweise geht es hiebei einseitig vor. Es dürfte kaum gelingen, eine Spur westlicher Philosophie in der Denkart der Orientalen zu finden; Einzelne mögen unbewußt den Widerschein europäischen Geistes mit sich umhertragen, aber sie verschwinden völlig in der Masse, welche ganz und gar von den starren Principien ihrer Religion behangen ist. Ich habe keinen Araber getroffen, der mit Kant vertraut gewesen wäre, noch viel weniger mit einem der nachgeborenen deutschen Philosophen. Darwin's Lehre ist bekannt geworden durch einen Auszug aus Professor L. Büchner's Werken, den ein deutschsprechender arabischer Kaufmann in einer Zeitung veröffentlichte; sie fand jedoch ungemein lebhaften Widerspruch. Am meisten haben noch französische wissenschaftliche Schriften Verbreitung gefunden; damit sei nicht behauptet, daß deren Inhalt jetzt einen Theil des geistigen Capitals der Araber ausmacht. Renan's Schriften haben im Oriente große Opposition hervorgerufen. Unter den Orientalisten ist Kazimirski wohl bekannt; in erster Linie jedoch der frühere österreichische Generalconsul, Baron Kremer. Es gereicht uns Oesterreichern zur Ehre, daß dieser ausgezeichnete Gelehrte selbst den einfachsten Leuten Aegyptens bekannt ist und als der vollendetste Repräsentant europäischer Wissenschaft gilt.

Nicht mit Unrecht wird der Bildungsgrad eines Volkes nach seiner Tagesliteratur beurtheilt, welche, für den unmittelbaren Verbrauch der

großen Menge bestimmt, nothwendig dem geistigen Stande der Leser sich anpassen muß. In Aegypten jedoch kann dieser Maßstab nicht angelegt werden; die arabischen Zeitungen dieses Landes machen den Eindruck, als ob sie für Sprachgelehrte geschrieben wären und nicht für Leute, deren Kenntniß ihrer Muttersprache meist nicht vollständig ist. Manche dieser Blätter sind inhaltlich recht gut; in der Stoffeintheilung den besten europäischen Mustern nachgebildet, überraschen sie durch die Schärfe des Urtheiles und die politische Reife, welche zum Ausdruck gelangt. Die Aufklärung, welche durch die Zeitungen in weitere Kreise getragen werden könnte, ist aber leider wie ein Samen, der im unfruchtbaren Boden liegt. Es gehört eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Bildung dazu, Originalartikel einer ägyptischen Zeitung zu verstehen. Ursache dieser uns nahezu unbegreiflichen Erscheinung ist der übermäßige Reichthum der arabischen Sprache, welche für einen Begriff Dutzende von Ausdrücken besitzt, aber gerade für die modernen, gewissermaßen conventionellen technischen, wissenschaftlichen, diplomatischen Wortformen der Aequivalente entbehrt. Vernünftige Leute trachten durch eine weise Beschränkung Abhilfe zu schaffen, indem sie eine Art Zeitungssprache schaffen, eine bestimmte Vorstellung immer durch denselben Ausdruck wiedergeben. Der ernstliche Vorwurf, den man gegen die ägyptischen Journalisten erheben kann, ist eben, daß sie mit förmlichem Behagen in das weite Meer des arabischen Wortschatzes tauchen und sich glücklich schätzen, dessen verborgenste Perlen an das Tageslicht zu fördern. Diese heillose Lust, die Sprache zu compliciren, ist bei Manchen zur Manie ausgeartet. Begreiflich ist solcher Zustand der Verbreitung der Zeitung sehr hinderlich. Ueberdies sind die Aegypter gegen ihre Zeitungen mißtrauisch, denn die Journalistik liegt fast ausschließlich in den Händen von Syriern, welchen die Aegypter nicht hold sind. Nur eine Zeitung wird von guten, strenggläubigen Muslims redigirt — aber auch diese sind Ausländer: Tuneser. Sich selbst zu helfen, eine durch und durch ägyptisch gehaltene, von Landeskindern geschriebene Zeitung zu gründen, scheinen die Araber des Nil-Landes zu träge oder vielleicht auch unfähig zu sein.

Einige Worte über die Unterrichtsanstalten Aegyptens dürften an dieser Stelle nicht unpassend sein. Im Allgemeinen muß man constatiren, daß die Gelegenheit zu lernen, wohl vorhanden ist, eher in zu reichem Maße; was aber fehlt, ist ein System. Es gibt medicinische, technische, Gewerbe- und Fachschulen; auch Privatlehranstalten sind in reicher Zahl vorhanden. Aber allen diesen Specialschulen fehlt eine Basis: die Mittelstufe des Unterrichtes, für die durchaus nicht gesorgt ist. Ein junger Aegypter, der die spätere Ausbildung in Europa genießen will, muß von Anfang an europäische Schulen frequentiren oder Privatunterricht genießen, denn die Schulen

seines Landes gewähren ihm nur einen recht einseitigen Unterricht. Der größte Uebelstand liegt darin, daß es absolut keinen Nachwuchs an Lehrern gibt. Der Lehrstand rekrutirt sich aus entlassenen Officieren, welche die Regierung nicht der Armuth überlassen will, aus ehemaligen Beamten, aus Leuten, welche zu Allem, nur nicht zum Lehrfach die Qualification besitzen. Unglaubliche, haarsträubende Dinge erfährt Derjenige, der sich für die Organisation der ägyptischen Unterrichtsanstalten interessirt. Leute, welche von einer europäischen Sprache genügend kennen, um sich mit Mühe zu verständigen, sind in den Regierungsschulen als Sprachlehrer angestellt; anderen werden Fächer zugewiesen, in welchen sie unwissender als manche ihrer Schüler sind. Kann uns das wundern in einem Lande, wo Aerzte als Ingenieure, Droguisten als Sanitätsinspectoren, ehemalige Schullehrer als Architecten angestellt werden? — Am besten ist noch für den Sprachenunterricht gesorgt, wie es in einem so polyglotten Lande nothwendig ist; die meisten Araber handhaben die französische Sprache mit einer Gewandtheit, die Staunen erregt. Die Fähigkeit, fremde Idiome sich anzueignen, dürfte entschieden unter den geistigen Kräften der modernen Araber den ersten Platz einnehmen und das auffallendste ist, daß sie es zuwege bringen, in der fremden Sprache zu denken. Bis vor Kurzem wurde auch die deutsche Sprache in den Schulen der Regierung gelehrt.

Sichtbarer als die Veränderungen im geistigen Leben sind die äußerlichen, welche die Araber durchgemacht haben, seitdem sie mit Europa in unmittelbarer Berührung stehen. Als Grundlage für den Vergleich besitzen wir nur die Reisebeschreibungen von Schriftstellern aus Anfang und Mitte dieses Jahrhunderts und das Zeugniß von Leuten, welche seit ihrer Kindheit hier weilen. Die Vergleichung läßt uns erkennen, daß ein überraschend großer Fortschritt in unserem Sinne geschehen ist; vor Allem in der Kleidung. Die Scheichs ausgenommen, welche streng an die alte Sitte festhalten, herrscht große Willkür in der Ausschmückung des äußeren Menschen. Während recht aufgeklärte und kenntnißreiche Männer sich mit Turban und Kaftan schmücken, sieht man anderseits die beschränktesten Menschen sich mit ängstlicher Sorgfalt nach der europäischen Mode kleiden, wobei freilich die Geschmacklosigkeit des Anzuges den Halbbarbaren von gestern verrathen wird. Alle Beamten, der größte Theil der Privatangestellten und Handelstreibenden, die Leute von der Feder und vom Säbel haben die europäische Kleidung angenommen. Es wird manchen Reisenden verblüffen, in einer eleganten Carrosse mit russischen Trabern und Livréebedienten einen beturbanten Araber nachlässig hingelehnt zu sehen, während er doch oft Gelegenheit fand, zu erfahren, daß elegante Herren mit Lackschuhen und Nasenzwicker nicht einmal lesen können. Im Oriente ist die Kleidung noch viel weniger als bei uns Anzeichen des inneren Menschen.

So leicht es dem Araber wird, seine malerische, bequeme Tracht zu verlassen, um mit einem Sprunge in die Zwangsjacke der Mode zu fahren, so schwer wird es ihm sein Naturell zu verleugnen und sich auch im Benehmen unseren Begriffen nach civilisirt zu zeigen. Zwar ist es sehr fraglich, ob unsere übertünchte, heuchlerische Glätte und Höflichkeit auch wirklich mehr Civilisation in sich schließen als die herzliche Feierlichkeit der Araber — hier soll indeß nur beschrieben, nicht raisonnirt werden. Ihre sprichwörtliche Gastfreundschaft ist unberührt geblieben von allen Wandlungen der Zeit, und man kann es ruhig aussprechen: kein Mensch, kein Thier stirbt Hungers in Aegypten. Man braucht nicht zu fürchten, durch zu häufige Besuche sich einen schlechten Empfang zu bereiten, oder dem Hausherrn zur Last zu fallen. Durch einen feierlichen Empfang ist der Besuchte viel mehr geehrt als der Besucher, aller Glanz der Bewirthung fällt nach arabischer Auffassung auf den Gastgeber zurück, sich Besuchern gegenüber freundlich zu erweisen, ist nicht nur Pflicht, sondern auch das vollendetste Anzeichen einer feinen Bildung. Der Europäer, der mit Arabern in geselligen Verkehr tritt, wird sich von dieser Herzlichkeit ungemein wohlthuend berührt fühlen und um ihretwillen gegen viele Schattenseiten des arabischen Charakters nachsichtig sein. Die Araber sind gute Gesellschafter; lustig, gesprächig, wenn gebildet, — schwatzhaft, zanksüchtig, neugierig, wenn vom Firniß unserer gesellschaftlichen Art noch unberührt. Ihr größter Fehler ist, daß sie nicht Maß zu halten verstehen. Wenn der Araber genießt, hört er nicht auf, bis ihm die Augen vor Müdigkeit zufallen oder all' sein Geld dahin ist. Sonst im Essen und Trinken wahre Asketen gegen uns, werden sie zu Vielfraßen, wenn sie sich einen guten Tag vergönnen. Es ist deßhalb für einen Europäer meist recht beschwerlich, an einem arabischen Feste theilzunehmen — wüster Kopf und verdorbener Magen sind die gewöhnliche Folge. In guter Stimmung werden sie ausgelassen; aller widerwillig ertragene Zwang fällt und die Lebhaftigkeit des arabischen Charakters kommt unverhüllt zum Vorschein. In dieser Hinsicht sind die Araber das gerade Gegentheil der Türken. Während einer arabischen Theatervorstellung kann der Unterschied am besten beobachtet werden; die Araber schwatzen, lachen und zanken sich während der Aufführung, essen, trinken, rufen den Schauspielern zu; kurz betragen sich nicht anders wie ausgelassene Buben. Die Türken sitzen ruhig, gemessen, sind selbst im Beifallspenden gemäßigt und könnten in jedem Hoftheater unauffällig ihre Plätze einnehmen.

Unter sich werfen die Araber alle Scheu ab und kehren mit Vergnügen zu ihren angeborenen Gewohnheiten zurück. Herren, die im Restaurant nicht genug anspruchsvoll sein können, essen daheim mit den Fingern und es ist

ihre größte Wonne, in irgend einem schattigen Winkel auf einer Matte zu hocken und stundenlang dem Spiele des Springbrunnens oder dem monotonen Gesang eines faullenzenden Dieners zu horchen. Es ist doch natürlich, daß die Araber vorläufig unsere Civilisation als etwas Fremdes und ihnen Auferlegtes empfinden. Sie schmiegen sich ihr an, weil sie nicht blind sind gegen die ihnen daraus erwachsenden Vortheile, der vielen Freiheiten wegen, welche sie sich vergönnen dürfen — aber es kann uns nicht wundern, daß sie mit innigstem Behagen in die angeborenen Neigungen verfallen. Umsomehr, als die orientalische Lebensart den Sinnen schmeichelt, zur Ungebundenheit auffordert, während unser Codex aus lauter Beschränkungen zusammengesetzt ist. Ihre Lebensgewohnheiten sind doch nur ein Product von Klima und Land. Wir sehen auch, wie die meisten Europäer bei längerem Aufenthalte — und nicht zu ihrem Vortheil — sich dem Oriente anpassen.

Im geselligen und öffentlichen Verkehr hat sich die Zwangslosigkeit erhalten, die den Orient charakterisirt und die eigentlich nichts anderes ist als der Mangel an jedem Ordnungssinn bei den Arabern; der schmierigste Fellach kann ungescheut in das vicekönigliche Palais eintreten und dort sich breit machen; Stunden können vergehen, ehe ihn Jemand nach seinem Begehren frägt. In den Ministerien ist ein unglaubliches Gewimmel von halbnackten Bauern, zerlumpten Weibern, Pascha's und Europäern; alle Räume — die Ministerzimmer nicht ausgenommen — stehen weit offen; geschwätzt wird viel, die Arbeit ist Nebensache. Viele Leute machen sich den Spaß, in ein Bureau zu gehen, um guten Kaffee zu trinken und Neuigkeiten zu vernehmen. Von einem System, einer Arbeitstheilung nimmt man keine Spur wahr und hierin haben die Engländer auch nichts gebessert. In den Häusern der Großen geht es ähnlich zu. Der Verkehr des Volkes mit den Behörden hat noch viel von jener patriarchalischen Einfachheit, deren Beschreibung in den geschichtlichen und belletristischen Werken der Araber uns ganz homerisch anmuthet. Das Benehmen dem Vorgesetzten gegenüber ist zwanglos — nach unseren Begriffen nahezu respectwidrig. Man würde aber sich irren zu glauben, daß ein selbstbewußter, freiheitlicher Geist Ursache dieser anscheinenden Formlosigkeit sei. Im Gegentheil — sie rührt davon her, daß die Araber im Grunde Barbaren geblieben sind und daß sie der diplomatischen Gewandtheit der Türken ermangeln. Wenn ihr Vortheil es erheischt, werden sie kriecherisch wie Sklaven; der Leser wolle nicht vergessen, daß hier stets von den säßigen Arabern Aegyptens die Rede ist. Auf die Beduinen paßt das Urtheil durchaus nicht. — Auch zwischen Herrn und Diener herrscht große Vertraulichkeit; darum zählt diese Classe nur Spitzbuben, die durch Betrug, List und Schmeichelei so viel als möglich zu erschwindeln bestrebt sind. Vielleicht in keinem anderen Lande der Welt hört

man so viel klagen über die Noth mit der Dienerschaft, wie in Aegypten; ihre Faulheit überschreitet die Grenzen der Glaubwürdigkeit. Und doch tyrannisiren sie die Herren, denn sie wissen, wie sehr diese einen Wechsel fürchten. Auch im Heere zeigt sich derselbe Geist, der alle Bekenner des Islams gleich macht; Vorgesetzte fraternisiren mit den Untergebenen und wie oft nennt der Officier den einfachen Soldaten: Ja achuja (mein Bruder!). In der Begrüßung allein liegt ein Ersatz für den Mangel an Umgangsformen — sie ist im höchsten Grade ceremoniös, aber schön, herzlich und läßt bei uns Europäern ein leises Schamgefühl aufkommen, wenn wir an unsere nichtssagende Handbewegung nach dem Kopfe denken. Selbst die ungebildetsten Leute — berberinische Schuhputzerjungen z. B. — sind während der Begrüßung vollendete Gentlemen, die mit Anstand und großer Förmlichkeit den Ankömmling willkommen heißen. Wenn der Gruß mit jedem Einzelnen gewechselt ist und die Conversation beginnt, machen sie freilich mehr den Eindruck dressirter Affen.

Die freundliche Leserin wird billig erwarten, daß auch der schöneren Hälfte Aegyptens einiger Raum in dieser Darstellung gewidmet werde. Leider gibt es nicht viel zu berichten, denn die strenge Abgeschlossenheit der Frauen ist ein Zug, der sich ganz rein erhalten hat; wer aus persönlicher Erfahrung von den arabischen Frauen zu sprechen sich erlaubt, erfindet einfach. Es ist aber nicht schwierig, von gebildeten Arabern Aufklärung über ihr Familienleben zu erhalten. Die Bildung der Frauen ist im Orient gering. Wenn ein Mädchen gut lesen und schreiben kann, zur Laute zu singen und allenfalls mit der Sticknadel umzugehen weiß, darf sie auf einen hohen Rang unter ihresgleichen Anspruch machen. Araber schätzen Kenntnisse bei den Frauen, verlangen sie jedoch nicht. In den Städten existiren öffentliche und Privatschulen für Mädchen; letztere werden jedoch von Kindern muslimischer Eltern selten, und die Schulen überhaupt von den ärmeren Classen nicht benützt, denn die Schulgelder sind relativ sehr hoch — für die Meisten unerschwinglich. Vornehme Leute halten ihren Kindern europäische Gouvernanten und Hofmeister, die aber nebenbei häufig auch andere Dienste verrichten müssen. Aus dem wenigen, das man selbst erfahren kann, gewinnt man den Eindruck, daß die Aegypterinnen im Verhältniß zu den Männern recht tief stehen. In ihrer äußeren Erscheinung hat sich nichts geändert; sie haben das historische Costüme in allen Details beibehalten und aller Anschluß an unsere Mode besteht vorläufig darin, daß sie — Strümpfe tragen. Ein Kaufmann erzählte, es sei vor ungefähr 15 Jahren ein großes Ereigniß gewesen, als das erste Paar an eine Araberin verkauft wurde. Die eigentlichen Vermittlerinnen zwischen Orient und Occident sind die eleganten Türkinnen, die nach der letzten Pariser Façon gekleidet, einen leichten duftigen

Schleier um den Kopf tragen, der bloß die Spitze des Kinns bedeckt und sonst das ganze Gesicht freiläßt. — An öffentlichen Promenaden oder bei Concerten sieht man nie Araberinnen; man vermißt sie aber auch nicht. Die Jüdinnen, Coptinnen, Syrierinnen unterscheiden sich wesentlich von den muslimischen Frauen. Da sie nicht verschleiert sein müssen, haben sie die europäische Mode vollständig adoptirt. Der Fremde, der die feinen Nuancen des Gesichtsausdruckes übersieht und die geputzten Geschöpfe ausschließlich arabisch sprechen hört, könnte meinen, ausgeflatterte Haremsvöglein vor sich zu haben. Diese Damen — es ist jetzt von den christlichen und jüdischen Eingeborenen die Rede — sind womöglich noch oberflächlicher als die Araberinnen. Man kann sie von der Nähe kennen lernen, denn es ist leicht, in solche Familien Zutritt zu erhalten. Die Mädchen glänzen durch eine verblüffende, aber unbeschreiblich seichte Sprachenkenntniß. Arabisch, italienisch und französisch versteht jede, die meisten auch griechisch und Töchter aus reicheren Häusern auch englisch und selbst deutsch. In der Schule beschränkt sich der Unterricht auf die Sprachen und es ist charakteristisch für den Werth dieser Methode, daß ein großer Theil dieser Mädchen nicht lesen, geschweige denn eine Feder führen kann. Unter ihnen grassirt neuerer Zeit auch die Clavierpest und die Sache wird nicht besser dadurch, daß sie selten die Noten kennen, so daß jedes Stückchen ihnen eingepaukt werden muß. In ihrer Häuslichkeit sind sie halbe Barbarinnen. All' ihr Thun ist um des Scheines willen und wiewohl die Mehrzahl von ihnen üppige und nicht sehr zurückhaltende Schönheiten sind, fühlt man sich in ihrer Nähe gelangweilt, wohl auch von ihrer Geistlosigkeit abgestoßen. Um sie zu charakterisiren, genügt es, das allgemeine Urtheil über diese Classe zu wiederholen: als Mädchen unzugänglich; als Frauen ohne alle sittlichen Grundsätze.

Die Vielweiberei ist in Aegypten viel seltener als man bei uns annimmt. Schon Burckhardt schätzte 1817 das Verhältniß der Männer mit zwei Frauen zu den Monogamen wie 1 zu 100 und nahm an, daß kaum Einer unter 500 mehr als zwei Frauen besitze. Dieses Verhältniß hat sich in dem letzten Jahrzehnte so wesentlich zu Gunsten der Monogamie gebessert, daß man die Vielweiberei zu den Ausnahmen zählen kann. Die türkischen Paschas und einige wenige Reiche ausgenommen, begnügen sich die Muslims Aegyptens mit einer Frau — weniger aus ökonomischen Rücksichten, als um des häuslichen Friedens willen, denn bei der auffälligen Zanksucht der Araberinnen muß der Eheherr unaufhörlich Conflicte schlichten, Klagen anhören, wenn er nicht in der Lage ist, jeder seiner Hälften getrennte Appartements und eigene Bedienung zu verschaffen. Die Araber halten überdies die freiwillige Monogamie sehr in Ehren und sie rechnen es dem jetzigen Khedive hoch an, daß er keinen Harem hält. Unter den ärmsten Classen ist die

Vielweiberei viel häufiger; mancher Lastträger besitzt mehrere Frauen, die selbst für ihren Unterhalt sorgen und ihren Verdienst mit dem Gatten theilen müssen. Es ist dem Araber gestattet, für die freiwillige Entsagung der Monogamie darin Ersatz zu suchen, daß er die Gattin wechselt. Bekanntlich ist die Ehe gelöst, wenn der Mann zur Gattin gewendet, und selbst ohne allen Grund, die Formel ausspricht: „Du bist geschieden.“ Aber verhältnißmäßig sehr wenige machen von diesem Rechte Gebrauch und die es aus offenbarer Frivolität ausüben, stehen im schlechtesten Rufe bei ihren Glaubensgenossen; die Ehe ist unter den Arabern durchaus nicht das lockere Ding, wie sie in der europäischen Vorstellung lebt. Je gebildeter und von sittlichen Grundsätzen durchdrungener der Araber ist, desto mehr nähert sich sein Familienleben unserem Ideal. Die Liebe und Ehrfurcht der Kinder für die Eltern sind sehr ausgebildet, besonders des Sohnes für die Mutter. Es ist auch charakteristisch, daß der Araber die Gattin am ehesten noch wegen Unfruchtbarkeit entläßt. Wenn aber eine Ehe durch Kinder gesegnet ist, kommt die Scheidung — in den besseren Classen wenigstens — höchst selten vor.

Wie die arabischen Damen ihre Zeit verbringen, weiß der Fremde nur vom Hörensagen: sie in ihrer Häuslichkeit auch nur flüchtig zu sehen, würde kaum gelingen und es wäre vergeblich, durch Ueberraschung siegen zu wollen. In diesem Punkte ist auch der aufgeklärte Araber unbeugsam geblieben. In Abwesenheit des Hausherrn darf kein Fremder das Haus betreten; wenn man aber empfangen wird, ist dafür gesorgt, daß man auch nicht den Zipfel eines Schleiers zu sehen bekomme: wohl kann sie aber der Besucher hören. Dieses wenige und der Eindruck, den man von ihnen auf der Straße empfängt, sowie auch die Beobachtung der Frauen aus den niederen Classen lassen schließen, daß die Araberinnen rühriger und arbeitsamer als die Männer sind. Auch beschäftigen sie sich gerne mit Kindern und sind in vieler Hinsicht das gerade Gegentheil der trägen Türkinnen, welche die Harems füllen. Dafür entbehren sie der Anmuth und des Reizes dieser schmachtenden, gluthäugigen Geschöpfe, die den wahren Typus orientalischer Schönheit ausmachen. Im Gegensatz zu den Männern neigen die Aegypterinnen zur Fettleibigkeit. Sie machen sich aber weniger durch starken Körperumfang, als durch außergewöhnlich entwickelten Busen und runde Hüften auffällig. Ein hervorstechender Zug an ihnen bildet die Lust zum Plaudern; die Meisten sagen ihnen auch Hang zu Intriguen nach, der Fremde wird aber nicht umhin können, ihnen große äußerliche Zurückhaltung nachzurühmen. Einige Damen aus dem höchsten Stande, die durch Geburt und verwandtschaftliche Beziehungen über alle Verfolgung erhaben sind, nützen ihre Freiheit in einer Weise aus, welche selbst in einer europäischen

Millionenstadt auffallen würde. Für Frauen ist es leicht, mit Araberinnen Bekanntschaft anzuknüpfen, denn es wird jetzt nicht mehr für sündhaft erachtet, daß die Araberin sich einer Ungläubigen ohne Schleier zeige. Wenn Damen sich gegenseitig besuchen wollen, muß der Tag und die Stunde im Vorhinein angekündigt werden, damit der Hausherr und überhaupt jedes männliche Mitglied der Familie sich entfernen könne. In der Conversation sind die Araberinnen lebhaft, beschränken sich jedoch nothwendig auf die naheliegendsten Gegenstände. Am liebsten sprechen sie vom Geld. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß jedes zehnte Wort im Munde einer Araberin der Piaster ist. Wenn Herzensangelegenheiten behandelt werden, überraschen sie durch die Freiheit ihrer Sprache. Die Araberinnen sind nicht im Geringsten prüde und lieben es nicht, die Bissen des Genusses erst in den Brühen der Sentimentalität zu verwässern. Der Gesammteindruck der arabischen Frauen auf den Europäer ist recht unbedeutend, und er wird selbst nach jahrelangem Aufenthalte in diesem Lande nicht um die Ruhe seines Herzens gekommen sein.

Ueber die Pflege der Künste in Aegypten ist leider nicht viel zu sagen. Selbst in der Blüthezeit der arabischen Cultur waren nur Architectur und Kunsthandwerk ausgebildet, und bekanntlich sind jetzt auch diese beiden Zweige in Verfall gerathen. Ohne Fachmann zu sein, kann man doch ein allgemeines Urtheil über die moderne Architectur sich erlauben. Solche stylvolle Bauten, wie sie als Ueberreste einer glänzenderen Epoche übrig geblieben sind, werden heute nicht mehr aufgeführt. Im Gegentheile ist man stets bemüht, die arabische Bauart und die landesübliche innere Einrichtung mit den Anforderungen des europäischen Geschmackes zu verbinden. Die modernen Bauten, welche auf Kunstwerth Anspruch machen, sind meist eine Mischung von Renaissance und arabischem Styl, die großen Formen, die Hauptlinien sind europäisch, die Details und vorzüglich die Ornamentik arabisch gehalten. Diese Mischung, welche manchem strengen Theoretiker als eine Profanation des reinen Styles dünken mag, macht einen überaus gefälligen, zierlichen Eindruck und paßt sich vorzüglich der Umgebung an. Die Ausführung dieser Bauten befindet sich fast ausschließlich in Händen europäischer Architecten. Die Araber Aegyptens scheinen für diese Kunst keine große Vorliebe zu empfinden, denn selbst in früheren Zeiten waren die Baumeister meist Copten. Wenn sich aber die Architectur auf einer immer noch beachtenswerthen Höhe zu erhalten vermochte, ist dagegen der Verfall des Kunsthandwerkes auffällig. Von den herrlichen Goldschmiede- und Einlegearbeiten, den Schnitzereien, Waffen und Stoffen sieht man heute kaum eine Spur; die berühmten Stickereien auf Seide z. B. werden gar nicht mehr erzeugt. Cairo besitzt aber noch immer einen ansehnlichen Kunstbetrieb, der nicht zum Mindesten

durch die Kauflust der Touristen rege erhalten wird. Freilich entspricht der Werth der Arbeit den geringen Preisen, welche die Reisenden entrichten wollen. Die Araber selbst umgeben sich mit Vorliebe mit Gegenständen des europäischen Handwerkes. Möbel in unserem Sinne besitzen sie nicht und die wenigen Geräthschaften, welche sie benöthigen, müssen ihrer Wohnung den Anstrich von europäischem Comfort geben. Der Verfall der arabischen Kunstindustrie, und noch mehr der Manufactur, ist zum großen Theile der täglich wachsenden Concurrenz zuzuschreiben, welche europäische Fabrikate ihnen bereiten. Es wird manchem Reisenden aufgefallen sein, daß der Orient mit französischen Teppichen förmlich überschwemmt ist. England liefert alle Baumwollen- und Seidenwaaren, Oesterreich fertige Kleider und Schuhe, Paris und Wien alle die tausend Kleinigkeiten, die dem heutigen Araber ebenso unentbehrlich sind, wie uns. Es gibt Fabriken in England, welche die schönen Damascener Seidentücher nachahmen und um den dritten Theil des Preises der echten verkaufen. Kein Wunder, daß die Damascener Weber einer nach dem andern die Arbeit einstellen. In Aegypten wird nur wenig an Kunstgegenständen hervorgebracht, aber dieses Wenige zeigt immer noch die große Geschicklichkeit der Araber für jede handliche Arbeit.

Da die eigentlich graphischen und darstellenden Künste im Oriente niemals sonderlich gepflegt wurden, kann man auch nicht erwarten, daß sie sich in der letzten Zeit bemerkenswerth verbreitet hätten. In Zeichnung und besonders in der Malerei sind denn auch die Araber gegen die ungebildetsten Völker Europas weit zurück. Man nimmt allgemein als Ursache hievon an, daß die Religion jede bildliche Darstellung verbiete, in Wahrheit aber ist nur die plastische Darstellung lebender Wesen verpönt. Zur Zeit Mohammeds war gerade bei den Stämmen um Mekka ein entarteter Götzendienst eingerissen und um diesem zu steuern, nahm der Prophet das Verbot der Nachbildung lebender Wesen in seiner Lehre auf. Die Fanatiker, die nie genug thun können, perhorrescirten hierauf jede Darstellung und verhinderten dadurch das Aufkommen einer Kunst; gänzlich müssen aber diese Leute mit ihrer Ansicht nicht durchgedrungen sein, denn es existiren illustrirte Manuscripte, in den Wappenschildern von Feldherren kommen heraldische Thiere vor und wir lesen Beschreibungen prächtiger Teppiche, worin seltene Vogelfiguren eingewebt waren. Heutzutage ist man toleranter geworden, ohne daß die Araber deßhalb eine graphische Kunst besäßen. In den arabischen Stadtvierteln sieht man häufig rohe Malereien in der Linearmanier, in den buntesten Farben ausgeführt, meist Pferd, Löwe, Kameel und phantastisch-gekleidete Soldaten darstellend. Die Perspective ist durch Uebereinanderstellung angedeutet und die Figuren haben alle ein so unbeschreiblich komisches Aussehen, daß man glauben möchte, der Künstler habe sich an den „Fliegenden

Blättern" inspirirt. Die Erzeugnisse der europäischen Kunst sind noch sehr wenig verbreitet. Das Bild des Vice-Königs ist stellenweise anzutreffen; häufiger die in Deutschland und Oesterreich massenhaft erzeugten Farbendruckbilder, die interessante Frauenköpfe aller Typen und Färbungen darstellen. Viele Araber lassen sich jetzt photographiren.

Wir gelangen nun zu der ursprünglichsten und natürlichsten aller Künste: zu der Musik. Die wenigen Worte, welche im Rahmen dieser Darstellung der arabischen Tonkunst gewidmet werden können, gestatten es nicht, ihre Bedeutung im Volksleben und ihre Verbreitung richtig zu charakterisiren, von ihren vielen Eigenthümlichkeiten gar nicht zu sprechen. Es ist bemerkt worden, daß die Aegypter außerordentlich zur Musik neigen, daß dieser Hang ihnen angeboren ist. Die Abbildungen aus den Pharaonenzeiten lassen uns erkennen, daß die Musik die alten Aegypter bei ihrer täglichen Beschäftigung begleitete, und diese Vorliebe hat sich auch durch die Jahrtausende erhalten. Alle tactmäßige Arbeit wie jene der Schiffer, Lastträger, Maurer, geschieht unter Begleitung eines Gesanges, wobei es nicht auf die Worte, sondern nur auf die rhythmisch scharf gegliederte Melodie ankommt. Jeder der Tausende von Hausirern hat seinen bestimmten melodischen Ruf; an der Cadenz erkennt man seine Waare, nicht etwa an den Worten, welche selbst Araber meistens nicht verstehen. Wie wohl die Gottesgelehrten Musik als Verbotenes ansehen, da sie die Sinne aufregt und den Geist von ernsten Dingen abzieht, und ungeachtet ihrer sonstigen Genauigkeit in religiösen Angelegenheiten, haben die Aegypter hierin ihr Naturell nicht zu unterdrücken vermocht. Die Musik begleitet sie überallhin, vom Morgen bis zum Abend, selbst im Gebet; der Ruf des Mueddin, die Recitation des Koran sind im Grunde nichts als eigenartiger Gesang. Bei der Wanderung durch die arabischen Gassen hört man, besonders Abends, in allen Ecken Musik und Jedermann, der ein Instrument zu spielen weiß, darf auf ein dankbares Publicum rechnen. In früheren Zeiten war die Musik noch beliebter als jetzt. Wenn wir einzelnen Schriftstellern glauben sollen, welche über die Macht der Musik berichten, müssen wir annehmen, daß die Araber eine Empfänglichkeit besitzen, welche wir nicht einmal ahnen. Die Zuhörer abwechselnd weinen und lachen zu machen, sie in den Schlaf zu wiegen und durch die Macht der Töne wieder zu erwecken, sollen einige Künstler ebensowohl verstanden haben, wie andere wilde Thiere zu zähmen, Bäume und Felsen zum Tanzen zu bringen. Aehnlich wie die Ungarn beim Klange der Zigeunermusik, gerathen die Araber unter der Einwirkung beliebter Weisen in eine freigebige Stimmung; doch sind sie heute auch in dieser Hinsicht nüchterner geworden, und wessen Vater vor 30 Jahren Guineen spendete, gibt jetzt Franken. Für unsere Musik scheinen die Araber gar kein Verständniß zu

haben. Wenn man ihr Urtheil über ein Stück fordert, nennen sie es immer schön und wunderbar, aber das darf nicht ernst genommen werden, denn nach orientalischen Begriffen ist jede Kritik Zeichen von Neid und daher höchst unanständig, auch das elendste Machwerk darf nur lobend erwähnt werden. Darum existirt eine Kritik in unserem Sinne in der arabischen Literatur nicht — nur ein hohles Geschwätz aus Lobhudeleien und frommen Redensarten gemischt. Einzelne Arien haben durch die Drehorgeln, welche pestartig den Orient überfallen, eine weitere Verbreitung gefunden. Beliebten Pariser Chansonetten sind arabische Texte unterlegt worden; aber diese Spielereien bleiben auf einen kleinen Kreis seichter Tagdiebe beschränkt. Das Volk weiß nicht mehr davon, wie vor vielen hundert Jahren.

Europäische Musik ist indessen nicht unbekannt in Aegypten. Cairo und Alexandrien besitzen Opernhäuser, die freilich den größten Theil des Jahres hindurch geschlossen sind. Die Militärmusiken spielen nahezu ausschließlich europäische oder türkische Weisen und die böhmischen Damencapellen, welche in den großen Städten anzutreffen sind, vermögen auch den Arabern einen Begriff unseres Geschmackes zu geben. Verdi, Donizetti und Bellini herrschen, daneben Gounod und Offenbach; von deutschen Componisten sind Meyerbeer und Strauß bekannt. Wenn Araber das europäische Theater besuchen, ist es nur wegen des Schauspiels und des Ballets, für welches sie große Schwäche zeigen. Murad, einer der besten Sänger Cairo's, meinte, er gehe nicht in das Theater, weil er die Sänger für Narren ansehen müsse, die anstatt ruhig und vernünftig ihren Theil zu sprechen, so unnatürlich brüllten. Ein anderer Araber gab während einer Opernvorstellung das Urtheil ab, das Ganze zusammengenommen wäre zwar recht schön, aber arabische Musik sei angenehmer, einschmeichelnder und entzücke mehr; dramatische Musik scheint dem Naturell der Araber zuwider zu sein, die in der That nur lyrische kennen. Die arabische Musik zeigt nicht die Spur eines persönlichen Charakters; sie ist im Reiche der Töne ungefähr dasselbe, was die arabische bildliche Darstellung in der graphischen Kunstarabeske, Blumenschmuck, Architectur, doch ohne Person und ohne Handlung.

Der Fremde kann mit Leichtigkeit echte arabische Musik in Cairo zu Gehör bekommen; in vielen Café's spielen Nachts arabische Orchester, aus den vier nationalen Instrumenten: Zither, Laute, Tamburine und persische Geige zusammengesetzt; neuerer Zeit tritt meist an Stelle der letzteren eine Violine. Ein solches Orchester ist indeß nicht selbständig, es bildet nur die Begleitung für ein oder zwei Sänger, welche ausschließlich die Freuden und Leiden der Liebe poetisch darstellen. Besser ist, wenn man zu Familienfestlichkeiten Zutritt erlangen kann, da die Araber an der Sitte festhalten,

bei Hochzeiten, Geburtstagen und anderen freudigen Anlässen Concerte zu veranstalten, bei welchen die renommirtesten Musiker von Beruf mitwirken. Dilettanten produciren sich nie außerhalb des engsten Freundeskreises, um nicht mit der übelbeleumdeten Classe der Spielleute auf eine Stufe gestellt zu werden. Europäer werden an solchen Concerten, die kunstgemäß eingetheilt sind und aus mehreren Theilen sich zusammensetzen, keinen großen Gefallen finden. Die arabische Musik kann erst nach langer Uebung erfaßt werden, wenn man das Ohr dazu erzogen hat, die verwirrten Tonfolgen aufzufassen und die Disharmonien aufzulösen. Unläugbar ist an der arabischen Musik mehr Künstlichkeit als Kunst, aber bei einiger Angewöhnung vermag man ein ungemischtes Vergnügen dabei zu empfinden und wer den berühmten Sänger Abdu in Begleitung Ibrahims gehört, muß den Eindruck empfangen haben, daß eine hochbegabte Natur eine eigenartige Kunst mit reichen Mitteln zum Ausdruck bringt. Ungleich häufiger als kunstgemäße kann man arabische Straßenmusik zu hören bekommen, dafür gibt diese eine ganz falsche Vorstellung der orientalischen Tonkunst. Bei keiner Verlobung, keiner Hochzeit, keinem öffentlichen Aufzuge darf Musik fehlen, Begräbnisse ausgenommen, bei welchen sie durch die schrillen, unnachahmlichen Rufe der Klageweiber ersetzt wird. Die Musikanten sind meist Neger, die zu ihrem Berufe nichts mehr mitbringen als den Willen, mangels einer besseren Beschäftigung, auf diese Art das Brod zu verdienen. Jede Capelle hat einen offenen Laden, der zugleich als Uebungslocal dient; wer sie miethen will, weiß wohin sich zu wenden. Diese Künstler spielen Clarinette, Blechinstrumente und Kesselpauken. Instrumente also, welche für die spielende, hüpfende, arabische Melodie ganz ungeeignet sind. Ihre größte Stärke äußert sich demgemäß in ohrzerreißenden Disharmonien, welche aber den Arabern vollständig entgehen; man muß sich nur wundern, daß die Straßenhunde darüber nicht toll werden. Wer in Aegypten nur solche Musik gehört hat, muß den Arabern allerdings musikalisches Gehör ganz absprechen; doch nirgends ist es leichter, sich ein oberflächliches Urtheil zu bilden, als im Orient.

Somit wäre die rasche Umsicht auf dem Gebiete der Künste beendet und es erübrigt nur noch kurz zu erwähnen, wie die Verkörperung und Vereinigung aller Kunst — das Drama — in Aegypten gepflegt wird. Selbstverständlich soll nur von dem arabischen Schauspiel die Rede sein. Die periodischen Vorstellungen italienischer oder französischer Schauspielgesellschaften in den Hauptstädten haben nur insoferne eine gewisse Bedeutung, daß sie gebildeten Arabern Gelegenheit geben, Vergleiche anzustellen und sich Belehrung zu holen. Das arabische Drama ist eine moderne Erfindung, durch den directen Einfluß des europäischen Geschmackes gezeitigt und deshalb unserem nachgebildet. Man fing mit Uebersetzungen der griechischen Classiker an,

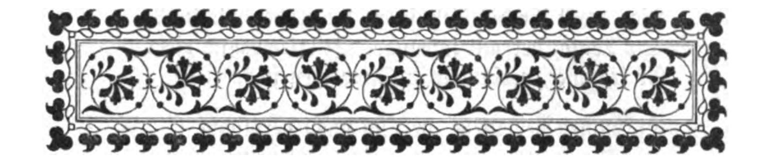
wobei an eine Aufführung gar nicht gedacht wurde, danach machte man den Versuch, heimische Stoffe in ein dramatisches Gewand zu hüllen. Mittlerweile waren aber Bühnen entstanden und da die Araber sich auch auf diesem Gebiete versuchen wollten, war die Nothwendigkeit gegeben, moderne europäische Stücke zu übersetzen. Heute ist die dramatische Production der Araber, obschon kein selbständiges Gebilde, doch ganz bemerkenswerth; diese Race zeigt sich groß in der Anschmiegung und Nachahmung. Aehnlich wie beim Roman, kann man zwei Arten unterscheiden: arabische Originaldramen und Uebersetzungen europäischer Stücke, bei welchen der Text und die Handlung beibehalten, jedoch in eine orientalische Umgebung versetzt sind. Als beliebtester Vertreter der ersten Richtung gilt der Syrier Abu Chalil aus Damascus, der, ähnlich wie seine großen Vorbilder Shakespeare und Molière, Dichter, Theaterdirector und Schauspieler in einer Person ist. Die arabischen Schauspielgesellschaften bestehen ausschließlich aus männlichen Mitgliedern, deren jüngste und schönste die Frauenrollen darstellen. Die Türken haben sich von diesem Vorurtheil emancipirt; die Araber jedoch betrachten das Auftreten von Frauen als anstößig. Eine große Zahl von ihnen meidet das Theater als ein Haus der Sünde sehr ängstlich, obschon nicht ein Weib sich darin befindet, es müßte denn irgend eine tscherkessische oder türkische Haremprinzessin sein, die von einer leichtverhängten Loge aus das Spiel verfolgt. Araberinnen sieht man nie im Theater. Eine ständige arabische Bühne existirt nicht in Aegypten. Die wandernden Gesellschaften sind jeweilig an einem Theater zu Gast. Ihr Repertoire umfaßt alle Arten des Drama's und schließt auch die Oper nicht aus. Geschichtliche und moderne Stoffe kommen ebensowohl zur Darstellung wie die Werke der französischen Classiker z. B. „Polyeucte“ und „Tartuffe“. Auch ohne ausdrückliche Versicherung wird der Leser überzeugt sein, daß diese dramatische Kunst noch recht kindlich ist und wenn auch in literarischer Hinsicht befriedigend, doch in der Darstellung kaum Anspruch auf künstlerischen Werth machen darf. Die arabischen Schauspieler wagen sich auch an Opern heran; so verfiel „Aida“ dem Schicksal, durch den obengenannten Abu-Chalil bearbeitet zu werden. Sie machen sich die Arbeit recht leicht. Nur das Textbuch wird schlecht und recht zu einem Drama nach arabischem Geschmack umgeschmolzen. Die Musik fällt weg, die Ausführung der Gesangstellen bleibt dem Belieben des Sängers überlassen, der nur nach arabischer Art durch die Nase und fortwährend tremolirend singt. Seine Begleitung besorgt das nationale Orchester, aus den vorerwähnten vier Instrumenten bestehend. Der Haupttheil einer dramatischen Aufführung ist das Ballet, welches so oft es nur angeht, eingeschmuggelt wird. Obwohl die Tanzenden nur verkleidete Männer sind, macht dieses Surrogat den guten Arabern doch unbeschreibliches

Vergnügen. An die Darstellung selbst werden keine großen Anforderungen gestellt, die Araber achten fast nur auf den Sinn der Worte und kümmern sich nicht viel um den Ausdruck. Ebenso wenig wie in der Musik kommt bei der dramatischen Darstellung irgendwelche Individualität zum Ausdrucke; die arabischen Schauspieler kennen nur zwei Nuancen im Sprechen: eine hochgeschraubte, pathetische für alles Ernste und eine possenhafte für das Entgegengesetzte. Junge Helden und Greise, Könige und Sclaven sprechen in demselben langgedehnten, fast klagenden Ton und ohne belebendes Mienenspiel. Das Anhören arabischer Schauspiele wirkt daher eher ermüdend als langweilend, das Auge darf nicht von der Bühne sich abwenden, denn das Ohr allein nimmt keine Unterschiede wahr und der Zusammenhang geht verloren. Wer mit geschlossenen Augen zuhört und den Sinn der Worte absichtlich übergeht, vermeint einen hart vibrirenden Klageton zu vernehmen. Dieser eintönige Vortrag darf aber nicht ausschließlich auf Rechnung der Schauspieler gesetzt werden, er ist zum Theil durch die Dichtung bedingt, welche das Menschenmögliche an Schwulst und Ueberladung leistet; das Drama liegt dem arabischen Geiste ganz ferne und wird es noch längere Zeit bleiben. Die Wirkung, welche der Dichter nicht durch dramatische Mittel erreichen kann, sucht er — auf echt arabische Art — durch Verwicklung der Sprache zu erzielen. Die inhaltslose Phrase ist die Stärke der arabischen Dramatiker. Dies geht so weit, daß einzelne sich bemüssigt sehen, der Buchausgabe ihrer Dramen Fuß- und Randnoten beizufügen, um besonders schwierige Stellen grammaticalisch zu erklären. Es ist einleuchtend, daß auch der vollendetste Schauspieler einen schwierigen Stand hätte, mit solchem Materiale schöne künstlerische Wirkungen zu erzielen. In der Komik indeß wird Gutes geleistet, denn das Naturell der Araber besitzt eine witzige kaustische Seite, die bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch gelangt. Wer an natürlicher Derbheit keinen Anstoß nimmt, wird sich während einer arabischen Theateraufführung wohl amüsiren. Der Bühnenapparat läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Meist wird irgend ein vorhandener Hintergrund für alle Scenen benützt und Niemand fällt es auf, wenn z. B. Beduinen im Hofe eines Renaissancepalastes lagern. Die Costume sind mehr phantastisch als historisch getreu, doch zeigen sie bemerkbaren Sinn für malerische Wirkung.

Der freundliche Leser, welcher dieser schlichten Darstellung bis hieher gefolgt ist, möge mir einige zusammenfassende Schlußworte gestatten. Der Orient gilt im Allgemeinen als der Sitz der Trägheit, der Bornirtheit, des geistigen und moralischen Verfalles und leider! muß zugegeben werden, daß dieses Urtheil vielfach begründet ist. Aber man muß, wenn man vom Orient spricht, wohl unterscheiden, und es ist ein großes Unrecht Araber, Türken und

die diversen Mischvölkerschaften des Ostens mit dem gleichen Maßstabe zu messen. Wir müssen zwar annehmen, daß die Araber nicht auf der Höhe stehen, welche dieses Volk einst einnahm, aber sie sind immer noch die Culturträger des Ostens. Sie mögen moralisch viel verloren haben, aber die wunderbare Intelligenz dieses Stammes hat wenig gelitten. Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß die Araber an Intelligenz, d. h. Auffassung und Urtheilskraft, viele Stämme Europa's überragen; in der Fähigkeit zu lernen, sind sie uns allen überlegen. Dafür mangelt ihnen die Gabe, folgerichtig zu denken, die Selbständigkeit im Handeln und vor Allem die durch das sittliche Gefühl getragene Ueberzeugung, daß der Mensch das, was er als Recht erkennt, unbekümmert um die Folgen, durchführen müsse. Es ist klar, daß alle geistige Vorzüge ein Volk nicht vor dem Verfall retten können, wenn das Rechts- und Pflichtgefühl des Einzelnen fehlt. Die aufgeklärten Araber, welche dieses wohl erkennen, sind nicht wenig und es ist erfreulich, daß geachtete Männer mit allen Kräften bestrebt sind, nicht bloß europäisches Wissen, sondern auch westliche Ausdauer, westlichen Fleiß und das Gefühl einer persönlichen Verantwortlichkeit, auf Selbstachtung begründet, ihren Landsleuten durch Beispiel und Wort näherzubringen. Wir können uns nur freuen, wenn nach und nach die Wiege unserer Civilisation von dem Unrath gereinigt wird, den die Zeit dort angesammelt hat.





Gedichte

von

Ernst Rauscher.

Vöglein im Busch.

Sieh' ein winzig Vögelein,
Hungrig, frostdurchschauert,
In den kahlen Busch hinein
Hat sich's still gekauert!

Auf die dürre, weite Flur
Lugt es aus nach Futter;
Armes Ding! Dir ist Natur
Eine karge Mutter.

Doch, ich weiß ein liebes Kind
In der Stadt, ein gutes,
Sanft und mild, wie Engel sind,
D'rum sei frohen Muthes!

Täglich deckt den Tisch es reich
Deinen Brüdern allen,
Kommen sie in Scharen gleich
D'rüber hergefallen.

Soll ich Dir den Weg dahin,
Kleines Vöglein, weisen,
Daß auch Du der Spenderin
Danktest leck're Speisen? —

Aber ach! es scheint mir nicht,
Daß es mich begreife;
Aengstlich schaut's mir in's Gesicht,
Wippend mit dem Schweife.

Nein! es droht Dir nicht Gefahr;
Helf' Dir ja nur gerne —
All' umsonst! nun schwingt sich's gar
Zwitschernd in die Ferne.

Ihr goldenen Tage ...

Ihr goldenen Tage, so wehmüthig schön,
Wie Harfengelispel und Flötengetön,
Was lockt ihr noch Einmal in's Thal, auf die Höh'n?

Was weckt ihr die Sehnsucht, die müde entschlief?
Der Wald, der mit jubelnden Stimmen mich rief,
Er träumet, versunken in Schweigen schon tief.

Die Rosen der Liebe, sie sind schon verblüht,
Die Flamme der Hoffnung, sie ist schon verglüht,
Die Frucht des Entsagens gereift im Gemüth.

Versinke, o Sonne, dein Werk ist gethan!
Was fachst du auf's Neue den sterbenden Wahn,
Noch einmal die Gluth, die verlöschende, an?

Auf! Wallender Nebel! dein Banner geschwenkt!
Daß, ziellos nicht mehr in die Irre gelenkt,
Der schaffende Geist in sich selbst sich versenkt!

Ich liebe Dich, wie Dichter lieben.

Ich liebe Dich, wie Dichter lieben,
Mit schwärmerischer Sehnsuchtsgluth,
Ob auch schon längst besitzessicher
Mein Herz in Deiner Liebe ruht.

Es hat mit ihrem Flügelschwunge
Die Zeit sein Feuer nicht gekühlt;
Noch fühl' ich, was ich in der Stunde,
Die uns verband, für Dich gefühlt.

Noch seh' ich Dich in Blüthe prangen,
Wie dazumal, da Du als Braut
Vor meinem trunk'nen Blick gestanden,
Ein Maienröslein, frischbethaut!

Und mögen Rosen auch verwelken
Dereinstens, wann ihr Lenz vorbei,
Dein Reiz bleibt für und für bestehen
In gleichem Zauber, wechselfrei.

Denn Dein ist hehre Geistesanmuth,
Die voll und voller sich erschließt,
Und mit dem Glanze ew'ger Jugend
Gestalt und Antlitz hold umgießt.

So lieb' ich Dich, wie Dichter lieben,
Mit schwärmerischer Sehnsuchtsgluth,
Ob auch schon längst besitzessicher
Mein Herz in Deiner Liebe ruht.





Aus „Ultima Thule“. *

(Um die Sonnenwende.)

Von

Marie Orm.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, Luft und Wasser in ihre glühenden Farben tauchend. Unser leichtes Schifflein flog, der Seemöve gleich, von der es den Namen geborgt, mit vergoldeten Schwingen mitten in die Abendglorie hinein!

Und nun kam es in Sicht, nun lag es endlich vor uns, farbenprächtig und strahlend, in freudig erröthende Wellen gebadet, ein Stückchen Paradies, das kleine, verloren im Ozean liegende Fleckchen Erde, das wir uns zum Ziel unseres mittsommernächtlichen Ausflugs gewählt.

Der Mond, hoch am Himmel, stritt mit der gesunkenen Sonne um die Herrschaft und in diesem verklärenden Doppellichte erschien die Küste vor uns traumhaft vergeistigt und verzaubert.

Schweigend, denn für den Genuß einer solchen Stunde gibt es keine Worte, glitten wir heran.

Unterdessen war etwas, das Abenddämmerung sein wollte und nicht konnte, hereingebrochen. Während der Mond sein magisches Licht in Fluthen über die Insel goß, und über das leicht bewegte Meer, das sein aufge-

* Wenn wir verschiedene Stellen in den lateinischen Classikern, Ultima Thule betreffend, mit einander vergleichen, muß sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß unter dieser Bezeichnung die Shetlandinseln gemeint sind; Eutropius: lib. XII; Plinius der Aeltere: Hist. Nat. Ed. fol. pag. 61 et 62; Tacitus: Vitae agric, Chap X — und Andere.

Römische Funde an Münzen und Gefäßen, so wie Mauerüberreste eines befestigten römischen Lagers (auf der Insel Fetlar) sprechen auch dafür, daß die Römer diese Inseln nicht nur „gesehen“ sondern auch besucht haben, sich hier längere Zeit aufhaltend. Wie letzterem auch sei, — daß den Römern die Shetlandinseln unter dem Namen Ultima Thule bekannt waren, scheint außer allem Zweifel zu stehen.

löstes Bild zärtlich auf sanft wogendem Busen wiegte, schwebte über dem Horizonte noch helllichter Tag, der nur zögernd dem aufflammenden Abendrothe wich.

Die Sonne that freilich, als wäre sie zur Rüste gegangen; doch war die Schelmin hinter der Thüre stehen geblieben und wartete nur den geeigneten Moment ab, ihr freudeglühendes Antlitz wieder über den Erdenrand emporzuheben.

Wir landeten an dem mit glänzenden Seealgen überdeckten Gestein und stiegen, nicht ohne Mühe, die natürlichen Bergstufen zur Höhe hinan, auf welcher ein Kreis halb im Moos versunkener Steine liegt — der Druidenzirkel — wie man sie auf allen Anhöhen findet; unweit davon steht aufrecht ein obeliskartiger Steinblock, der das ebenso unvermeidliche Villinggrab bezeichnet. In der Winterdämmerung huscht und hüpft das „Killfolk“ um solche Stätten — jetzt liegen die Elfchen, vom Lichte überwältigt, in den Banden sommerlichen Schlafes. Kaum daß hie und da eines scheu und schüchtern mit verschlafenen Aeuglein hinter den Steinen nach den Störern ihrer Ruhe hervorguckt, um augenblicklich zu verschwinden, sobald du glaubst es erblickt zu haben.

Ein verfallenes, verlassenes Häuschen befindet sich in nächster Nähe. Dort harrte unser kurz dauernde Rast. Unwillig, die Wonne des überwältigenden Schauspiels zu verkürzen, zögerten wir es zu betreten. An den Villingstein gelehnt, blickte ich um mich herum auf das Lichtgewoge über und unter mir, und athmete in vollen Zügen die salzreiche Morgenluft ein. Nun aber reichten plötzlich Morgenroth und Abendroth sich die glühende Hand — und die Welt stand in Flammen!

Aus den Feuerfluthen tauchte der Gluthball auf. Der Mond, der schwach und hinfällig, sich bis zu diesem Augenblicke noch krampfhaft in seiner schwindelnden Position zu erhalten gesucht hatte, ward todesbleich und schwand ersterbend dahin.

Im vollen Tageslichte suchten wir unser improvisirtes Lager auf. Lange jedoch läßt es sich bei solcher Sonnenhelle nicht schlafen; man sperre noch so sorgsam den Tag hinaus, er dringt durch die kleinsten Ritzen — und verhüllt man sich auch die Augen, so fühlt man ihn doch. Zudem hört man sozusagen den Tag. Die ganze Natur beginnt zu leben und zu weben; es geht mit Sonnenaufgang ein Wehen und Wogen über die Erde, ein Säuseln und Flüstern, ein Summen und Singen, das den Menschen zur Theilnahme an den Freuden eines neuen Tages mahnt. Wessen Ohr jedoch für diese zarten Mahnungen der Allmutter nicht empfänglich ist, dem scheuchen die lieben Vögelein — die hier durch die zahlreichen Arten des geschäftigen Seegeflügels vertreten sind — mit lautem Pfiff den Schlaf von den Augen.

Ebenso spät als man sich zögernd entschließt, die Ruhe zu suchen, eben so gerne und früh steht man im Hochsommer in diesen Breiten auf. Die weise Natur hat das Schlafbedürfniß des Menschen nach den jeweilig herrschenden Licht- und Schattenverhältnissen eingerichtet.

Das nächste Bild ist eine um ein hell loderndes Dorffeuer gruppirte, ausgehungerte Gesellschaft, die, in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, den vielverheißenden Duft des in Bereitung befindlichen Kaffees mit Behagen einzieht.

Auf der Rückfahrt spielt uns — auf was man hier immer gefaßt sein muß — ein conträres Lüftchen den Streich, uns aus der directen Richtung zu blasen, und wir bringen, unter Regenschauern, Stunden damit zu, im Zick-Zack ab und zu zu segeln, ohne vorwärts zu kommen. Endlich landen wir einige Meilen nördlicher als wir beabsichtigt hatten, und erreichen nach einem tüchtigen Marsch unsere Herberge.







Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwicklung und Thätigkeit im Jahre 1884.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Das Jahr 1884 war das zwanzigste Geschäftsjahr des Vereines und es hat sich letzterer auch in dem Schlußjahre des zweiten Decenniums seiner Wirksamkeit nach allen Richtungen seiner geschäftlichen Thätigkeit hin weiter ausgebreitet. Die nachfolgende Darstellung wird die geehrten Leser mit den bezüglichen Fortschritten bekannt machen.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1883 waren 74.421
Mitglieder ausgewiesen. Im Jahre 1884 kamen 4.016
Beamte hinzu, so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche
bis zum Schlusse des Jahres 1884 dem Vereine beitraten, sich auf . 78.437
beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse betrug Ende 1883 95
und am Schlusse des Jahres 1884 . . . . 96.

Es trat nämlich das Consortium der Staatsbahnbeamten in Wien im Laufe des Berichtjahres aus dem Verbande des Vereines, daher auch die Functionen des Consortialvorstandes als Localausschuß ihr Ende erreichten. Dagegen wurden zwei neue Consortien, nämlich zu Jaslo und Trencsin gegründet, deren Vorständen auch die geschäftlichen Agenden der Localausschüsse zufielen.

Wir werden hierauf bei Besprechung der Spar- und Vorschußconsortien zurückkommen.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg

von . . . . 1.190 des Jahres 1883,
auf . . . . 1.363 im Jahre 1884,
während die Zahl der Vereinsärzte, welche . . 1.482 im Jahre 1883
betrug, im Jahre 1884 dieselbe blieb.

In Bezug auf die humanitäre Thätigkeit des Vereines nehmen wieder der allgemeine und der Unterrichtsfond unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der allgemeine Fond des Vereines wies am 31. December 1884 den

Betrag von	409.889 fl. 78 kr.
aus, während er am Ende des Jahres 1883 nur	394.829 „ 93 „
betrug, hat mithin im Jahre 1884 um	15.059 fl. 85 kr.

zugenommen.

Nach der vom Verwaltungsrathe vorgelegten und von der Generalversammlung genehmigten Bilanz bestand das Vermögen des allgemeinen Fondes Ende 1884 aus:

a) der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-abtheilung per	119.186 fl. 49 kr.
b) dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per .	46.686 „ 40 „
c) der Coursgewinnreserve dieses Fondes per	13.643 „ — „
d) dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der Consortien per	1.198 „ 25 „
e) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . .	139,227 „ 45 „
f) dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	89.948 „ 19 „
welche Ziffern zusammen obigen Betrag per	409.889 fl. 78 kr.

ergeben.

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1884 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige umfaßten

474 Einzelposten und betrugen zusammen	6.576 fl. 86 kr.
Außerdem wurden im Jahre 1884, gleichwie im Vorjahre, aus den Zinsen des allgemeinen Fondes an mittellose kranke Vereinsmitglieder Curstipendien verliehen und hiezu ein Betrag von	3.885 „ — „
verwendet, daher im Jahre 1884 an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen im Ganzen	10.461 fl. 86 kr.

aus dem allgemeinen Fonde vertheilt wurden.

Die Curstipendien sind es insbesondere, für deren Verleihung der Vereinsverwaltung von Jahr zu Jahr immer mehr Anerkennung und Dank aus den Kreisen der Vereinsmitglieder entgegengebracht wird.

In Bezug auf die Herstellung von Familienhäusern für Beamte, ist zu constatiren, daß im Jahre 1884 in Budapest nicht nur der im Jahre 1883 begonnene Bau von neun Familienhäusern, sondern auch der im Berichtsjahre begonnene Neubau eines zehnten Familienhauses vollendet wurde, und sämmtliche Realitäten den betreffenden Hausbewerbern übergeben worden sind.

Es muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß im Beginne des Jahres 1884 das Reglement für die Erbauung solcher Häuser vom Verwaltungsrathe mit Rücksicht auf die mittlerweile gewonnenen Erfahrungen entsprechend abgeändert und im October 1884 die Verbauung von vier kleinen Bauparcellen in dem Vororte Währing bei Wien mit Familienhäusern beschlossen wurde.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug mit Ende des vorigen Jahres (1883) 56.285 fl. 28 kr. und ist im Jahre 1884 durch die von der neunzehnten ordentlichen Generalversammlung beschlossene Zuweisung von 10.000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse des Jahres 1883, sowie durch Beiträge von Seite mehrerer Consortien (insbesondere des „Ersten Wiener," „Gegenseitigkeit," „Wieden" und „Union" in Wien — dann der Consortien „Kronstadt," „Fiume," „Pilsen" und „Pancsova") auf 69.234 fl. 93 kr. angewachsen.

Im Jahre 1884 wurden aus den Mitteln dieses Fondes 140 Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge zusammen per 3.380 fl. gewährt.

Leider reichen die dem Vereine in Bezug auf die Ausübung seiner humanitären Thätigkeit zur Verfügung stehenden Mittel nicht aus, um den sich von Jahr zu Jahr steigernden dießfälligen Anforderungen an den Verein vollständig entsprechen zu können und bedarf es der gewissenhaftesten Prüfung der so verschiedenen maßgebenden Verhältnisse, um einerseits alle Theile der Monarchie und andererseits unter den zahlreichen Candidaten die würdigsten zu berücksichtigen.

Da es vielleicht die geehrten Leser interessiren dürfte, sich darüber ein Bild zu machen, was denn der Verein seit seinem Bestehen in humanitärer Beziehung geleistet, so mögen ihnen hiezu nachfolgende Ziffern dienen.

Der Verein hat seit dem Beginne seiner Thätigkeit:

a) an Unterstützungen und Curstipendien (letztere wurden erst 1882 beschlossen) . . . . verausgabt;	69.192 fl. — kr.
b) an Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen . . . . . vertheilt;	22.044 „ — „
c) für Erbauung dreier Witwen- und Waisenhäuser . verausgabt,	159.207 „ 34 „
somit in Ausübung seines humanitären Wirkens während zwanzig Jahren zusammen . . . . verwendet.	250.443 fl. 34 kr.

Es mag diese Ziffer vielleicht so Manchem, insbesondere einem ohne genaue Kenntniß der näheren Verhältnisse urtheilenden Kritiker als nicht bedeutend erscheinen; allein, wenn man erwägt, daß der Verein ohne alles Gründungscapital seine Thätigkeit begann, daß somit seine Verwaltung erst successive und zwar hauptsächlich aus den durch gewissenhafte Gebarung erzielten Ueberschüssen sich die Fonde bilden mußte, um auch den humanitären, den ethischen Zwecken des Vereines möglichst gerecht zu werden, so dürfte die Ziffer von mehr als einer Viertelmillion in den Augen eines unbefangen und wohlwollend prüfenden Lesers gewiß darthun, daß der Verein auch auf humanitärem Gebiete anerkennenswerthe Leistungen zu verzeichnen hat.

Nicht unberücksichtigt kann übrigens an dieser Stelle gelassen werden, daß der Verein durch seine gegenüber anderen Assecuranzanstalten viel billigeren Prämien den bei ihm Versicherten seit seinem Bestehen eine nicht unbedeutende Bonifikation gewährt, deren Gesammtziffer wohl weitaus den oben angegebenen in humanitärer Beziehung verwendeten Betrag übersteigt.

Bei Besprechung des Unterrichtsfonds kann nicht unerwähnt bleiben der ähnliche Zwecke verfolgende, den geehrten Lesern bereits bekannte „Zehnkreuzerverein zur Errichtung höherer Töchterschulen". Dieser Verein hat im Jahre 1884 den Namen „Schulverein für Beamtentöchter" angenommen und bezifferte sich sein Vermögen am 31. December 1884 auf 17.602 fl. 6 kr. Die von ihm für das Schuljahr 1884/85 bewilligten Stipendien betragen 1984 fl. und verlieh der Verein außerdem 21 Freiplätze in verschiedenen Unterrichtsanstalten Wiens. Das Specialvermögen des von diesem Vereine im Jahre 1880 gegründeten „Beamtentöchter-Heim" (an welchem der Beamtenverein einen jährlichen Freiplatz, dessen Kosten 400 fl. betragen, stiftete) belief sich Ende 1884 auf 22.661 fl. 13 kr.

In Bezug auf die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen war dem Vereine im Jahre 1884 leider sehr wenig Gelegenheit geboten, eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten.

Im Interesse der Privatbeamten wurde im Jahre 1884 abermals eine Petition des Vereines, betreffend die Pfändbarkeit der Activitäts- und Ruhebezüge der Privatbeamten hohen Orts und zwar für das Abgeordnetenhaus durch den Herrn Vicepräsidenten Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein dem Herrn Hofrath Max Freiherrn v. Scharschmid, für das Herrenhaus durch den Herrn Vicepräsidenten Leopold Ritter v. Cramer Seiner Excellenz dem Herrn Senatspräsidenten Dr. Carl Habietinek übergeben. Im Herrenhause kam die erwähnte Petition am 28. Mai 1884 zur Verhandlung und wurde der Regierung „zur eingehenden Berücksichtigung" abgetreten.

Der Verwaltungsrath beschloß ferner im abgelaufenen Jahre die Ueberreichung einer Denkschrift wegen Verbesserung der Lage der Staatsbeamten-Witwen im Wege der Lebensversicherung an die hohe Regierung. Diese Denkschrift wurde vom Herrn Vicepräsidenten Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein Seiner Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten Grafen v. Taaffe persönlich überreicht, und von letzterem die thunlichste Förderung und Unterstützung der vom Vereine vertretenen Beamten-Angelegenheiten zugesichert.

In der alle Staatsbeamtenkreise sehr interessirenden, vom Beamtenvereine schon im Jahre 1873 in einer sehr eingehenden Petition der hohen Regierung empfohlenen Angelegenheit der Erlassung einer Dienstpragmatik ist leider auch im Jahre 1884 kein Schritt vorwärts geschehen. Es fand wohl im Beginne des Jahres eine Sitzung des vom Abgeordnetenhause seinerzeit eingesetzten Dienstpragmatik-Ausschusses statt, allein aus derselben ist nur die Erklärung des Herrn Sectionschef v. Erb, als Vertreters des k. k. Ministeriums des Innern zu verzeichnen, welcher auf die Anfrage des Abgeordneten Herrn Dr. Promber, ob die Regierung, wie in mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde, eine vollständige Dienstpragmatik dem Abgeordnetenhause vorlegen wolle, bemerkte, daß eine Dienstpragmatik nicht ausgearbeitet werde. Dieses ablehnende Verhalten der hohen Regierung gegenüber einer solchen Cardinalfrage ist

gewiß sehr zu bedauern, und ist daher der Verein leider nicht in der Lage, in dieser Angelegenheit einen Erfolg verzeichnen zu können.

Die ungarische Regierung scheint in dieser Beziehung auch den Standpunkt der österreichischen Staatsverwaltung zu theilen, denn seine Excellenz, der ungarische Finanzminister Herr Graf Szápáry erklärte über eine am 14. Jänner 1884 an ihn gestellte Interpellation des Abgeordneten Herrn Daniel Irányi, warum die Regierung die versprochene Beamtenpragmatik nicht vorlege: „daß diese Sache noch nicht bis zu jenem Stadium gediehen sei, um vorgelegt zu werden". Und so ruht, hüben wie drüben, die Seeschlange der Dienstpragmatik, jener hochwichtigen Codification, welche nicht nur von den Pflichten der Beamten, sondern auch von ihren Rechten zu handeln, letztere zu präcisiren und sicher zu stellen berufen sein soll.

Wir haben im letzten chronologischen Berichte von jener Action erwähnt, welche im letzten Quartale des Jahres 1883 von den k. k. Beamten der XI. Rangsclasse im Polizeirayon Wien's zur Verbesserung ihrer Lage, insbesondere zur Erlangung einer entsprechenden Theuerungszulage und in Bezug auf die Zukunft ihrer Witwen und Waisen eingeleitet wurde. Wir berichten nun weiters in dieser Angelegenheit, daß das Seiner Majestät dem Kaiser bei der Audienz am 17. December 1883 unterbreitete Gesuch, mit der Allerhöchsten großen Signatur versehen, an das hohe Ministerpräsidium herabgelangte, und von diesem dem Herrn Finanzminister zur Aeußerung abgetreten wurde. Der Referent des k. k. Finanzministeriums, Herr Hofrath Groß erkannte die Nothwendigkeit einer Abhilfe in den wundesten Punkten an und versicherte der Deputation, der ganzen Angelegenheit die in seinem Bereiche gelegene volle Unterstützung zuwenden zu wollen. Im Abgeordnetenhause wurde die Petition vom Obmann des Budgetausschusses, Seiner Excellenz Herrn Grafen Hohenwart dem Abgeordneten Herrn Hofrath Lienbacher zur Berichterstattung zugewiesen, und letzterer erwies sich gegenüber der bei ihm vorsprechenden Deputation als einen warmen Freund des Beamtenthums und Förderer seiner materiellen Interessen. Sein am 3. Mai 1884 dem Budgetausschusse vorgelegter Bericht anerkennt die Gerechtigkeit und Billigkeit der in der Petition gestellten Bitten und wurde durch Beschluß des Abgeordnetenhauses die besprochene Petition der hohen k. k. Regierung zur eingehenden Würdigung abgetreten. Nach all den warmen Versicherungen der maßgebenden hohen Persönlichkeiten, nach dem kernigen Berichte des Budgetausschusses, nach dem Beschlusse des Parlaments und insbesondere nach der gnädigen Aufnahme durch Seine Majestät hätten die Petenten doch erwarten dürfen, daß die hohe Regierung wenigstens theilweise ihren Bitten Rechnung tragen werde. Wie uns jedoch mitgetheilt wurde, wurde im k. k. Finanzministerium die Petition einfach — „ad acta" gelegt.

Dem Verwaltungsrathe bot sich auch im Jahre 1884 der erfreuliche Anlaß, zwei um den Verein sehr verdiente Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern des Vereines zu ernennen.

Es waren dies der langjährige Obmann des Brünner Localausschusses und Consortiums, Herr Gustav Winterholler, k. k. Statthaltereirath, Bürgermeister der Stadt Brünn und Reichsrathsabgeordneter, welcher wegen Ueberhäufung mit Berufsgeschäften sich gezwungen sah, die vorerwähnte Obmannschaft zurückzulegen — und der Gründer, sowie langjährige Obmann der Königgrätzer

Mitgliedergruppe, der k. k. Hofrath Herr Ludwig Freiherr v. Malowetz, welche Beide sich um die Ausbreitung des Vereines und Förderung seiner Interessen, letzterer insbesondere auch wegen seines humanitären Wirkens für die Beamtenschaft hervorragende Verdienste erworben haben.

Im Interesse der geehrten Leser wird, obwohl in eine Chronik des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie strenge nicht gehörig, constatirt, daß sich im Jahre 1884 ein „Verein der k. k. österreichischen Staatsbeamten zur Wahrung der Standesinteressen" mit dem Sitze in Wien constituirte. Nach dem uns vorliegenden Statutenentwurfe soll sich die Thätigkeit dieses Vereines im Wesentlichen auf den Rechtsschutz, auf die Verwerthung geistiger Producte, auf die materielle Unterstützung der Mitglieder, deren Witwen und Waisen erstrecken und auch für Unterstützungen in jeder Art behufs Ausbildung der Kinder von Mitgliedern Sorge tragen. Die Möglichkeit des Beitrittes erstreckt sich allerdings auf alle Grade der Staatsbeamten, als ordentliche Mitglieder werden jedoch nur solche der XI. bis einschließlich der IX. Rangsclasse aufgenommen, welchen auch allein das active und passive Wahlrecht in den aus 30 Mitgliedern zu constituirenden Centralausschuß zukommen soll.

Der Personalstand der Centralleitung — wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1885 darstellt — ist aus der Tabelle III. des Anhanges zu entnehmen.

Am 22. Juni 1884 verlor der Verwaltungsrath ein sehr thätiges Mitglied durch den Tod, nämlich den Herrn Realschulprofessor Eduard Mack, welcher auch seit 1881 Obmann des Consortiums Leopoldstadt in Wien und seit 1882 Mitglied des Consortial-Delegirtenausschusses war. Mit regem Eifer trat der Verstorbene stets für die Interessen des Beamtenstands ein; die Vorversammlung zum „Beamtentage" am 13. Jänner 1872 tagte unter seinem Vorsitze und ebenso führte er das Präsidium in dem von 3000 Berufsgenossen besuchten Beamtentage selbst am 9. Februar 1872. Die Beamtenzeitung schließt den ihm gewidmeten Nachruf mit den Worten: „Er hat immerdar an dem schönen Glaubensbekenntniß der Freiheit und der Pflicht festgehalten, und wie seine zahlreichen persönlichen Freunde, wie seine Schüler, die seinen Lehreifer und seine Gerechtigkeit schätzten, so haben auch die Beamten und der Beamtenverein Anlaß, dem wackeren Manne, der niemals Jemand wehgethan und Jedem gerne nützte, eine Thräne nachzuweinen und in den Wunsch einzustimmen: „Er ruhe in Frieden!".

An die Stelle des Professors Mack trat in den Verwaltungsrath Herr Carl Schneider, k. k. Staats-Central-Cassencontrolor, kaiserlicher Rath und Obmann des Staatsbeamten-Consortiums, ein.

Im Ueberwachungsausschusse beendete Herr Dr. Vincenz Ritter v. Haselmayer zu Grassegg, Hofrath beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Reichsgerichtes, seine Functionsdauer, konnte daher nach den Bestimmungen der Vereinsstatuten nicht sofort wieder als Mitglied des Ueberwachungsausschusses gewählt werden und wurde in den letzteren von der Generalversammlung Herr Friedrich August Birck, Oberinspector der Südbahngesellschaft, berufen.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Angelegenheiten ist auch zu erwähnen, daß der Verwaltungsrath im Juni 1884 beschloß, im Jahre 1890 eine Festschrift des Vereines über seine Gründung, Entwicklung und Thätigkeit

während des ersten Vierteljahrhunderts seines Bestandes (vom Jahre 1865—1889) herauszugeben und wurde mit der Redaction dieses Gedenkbuches der Verfasser vorliegender chronologischen Skizze im Einvernehmen mit dem Präsidium und Directions-Comité betraut.

Ferners wurde durch Beschluß des Verwaltungsrathes vom 9. December 1884 das Programm des Vereinsorganes, der Beamtenzeitung, durch Eröffnung neuer Rubriken für Belehrung und Unterhaltung, so wie für geschäftliche financielle und industrielle Mittheilungen vom 1. Jänner 1885 an und zwar ungeachtet der weit höheren Herstellungskosten ohne Erhöhung des bisherigen, sehr mäßigen Abonnementspreises erweitert. Es hat sich auch in Folge dessen der Leserkreis des Blattes in erfreulicher Weise vermehrt und sind seiner Redaction, so wie der Vereinsleitung zahlreiche Anerkennungsschreiben über den bereicherten Inhalt der Beamtenzeitung zugekommen. Letztere ist nicht nur ein Fachblatt im vollsten Sinne des Wortes, da es keine das Interesse des Beamtenstandes berührende Angelegenheit unbesprochen läßt, hervorragende Fragen mit fachmännischer Gründlichkeit behandelt und außerdem so viel des Anregenden bietet, daß sie kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Trotz alledem wird die Beamtenzeitung in jenen Kreisen, deren Angelegenheiten sie ja speciell gewidmet ist, noch immer nicht nach ihrer Gebühr gewürdigt und wir erlauben uns daher, im vollsten Interesse der von uns vertretenen Sache auf das hier besprochene Blatt aufmerksam zu machen und dasselbe den Beamtenkreisen besonders warm zu empfehlen.

Schließlich ist noch bezüglich des financiellen Verkehres des Vereines, insbesondere mit seinen Mitgliedergruppen zu constatiren, daß der Beamtenverein im Jahre 1884 und zwar vom 1. Juli ab dem Postsparcassenamte als Einleger beigetreten ist und das Gleiche den Eincassirungsorganen und Mitgliedergruppen in der cisleithanischen Reichshälfte empfohlen wurde. Die betreffenden Organe sind auch auf diese Anregung sofort eingegangen. Bis Ende des Jahres 1884 sind nun bereits 1290 Zahlungen im Gesammtbetrage von 279,691.17 fl. mittelst des Postsparcassenamtes an den Beamtenverein geleistet worden und haben von Seite des letzteren auf demselben Wege 496 Zahlungen im Gesammtbetrage von 267,947.59 fl. (Versicherungsbeträge, Darlehen auf Polizzen, Polizzenrückkäufe, Darlehen an Consortien) durch Anweisungen stattgefunden. Wir sagen den geehrten Lesern wohl nichts Neues, wenn wir constatiren, daß sich die Leistungen des Postsparcassenamtes hiebei in jeder Beziehung als ausgezeichnet und höchst anerkennenswerth erwiesen haben.

Da seinerzeit, nämlich in dem chronologischen Berichte über die Entwickelung und Thätigkeit des Vereines in den Jahren 1873—1877 (im achten Jahrgange der „Dioskuren") der Baugesellschaft des Beamtenvereines und insbesondere ihrer sehr bedauerlichen Situation nach der Gründung Erwähnung geschah, so halten wir uns auch verpflichtet, von der Veränderung dieser Situation im Laufe des Jahres 1884 zu erwähnen. Der Verwaltungsrath der Baugesellschaft sah sich nämlich aus Gründen, deren ausführliche Darlegung zu weit führen würde, veranlaßt, mit dem von ihm geklagten Herrn M. Reitzes einen wenn auch sehr mageren Vergleich abzuschließen und hiedurch alle durch den langjährigen Prozeß entstandenen, für die Gesellschaft gewiß nicht vortheilhaften Complicationen zu beenden. Die weitere Folge dieses Schrittes, welchem von der Generalversammlung auch die statutenmäßige Sanction ertheilt wurde, war der am 20. September 1884 an die zwölfte ordentliche Generalversammlung gestellte Antrag auf

Liberirung der im Umlaufe befindlichen, mit 42 Percent, das ist, mit 84 fl. eingezahlten Actien-Interimsscheine durch Umwandlung von je fünf derselben in je zwei volleingezahlte Actien à 100 fl., auf die hiedurch nothwendige Reduction des Actiencapitales auf den Betrag von 536.000 fl. und auf Genehmigung der bezüglichen Statutenänderungen, welchen sämmtlichen Anträgen von der Generalversammlung auch zugestimmt wurde.

II. Versicherungs-Abtheilung.

Es wird gewiß jeden Freund des Vereines mit wahrer Befriedigung erfüllen, wenn der Bericht der Verwaltung an die letzte Generalversammlung über die Gebarungsresultate im Jahre 1884 constatirt, daß die Betheiligung an der speciell für die Kreise unserer Berufsgenossen hochwichtigen Institution der Lebensversicherung von Jahr zu Jahr im Fortschreiten begriffen ist und daher die Zahl der Beitretenden immer größer wird. Trotzdem — fährt der erwähnte Bericht fort — muß aber leider auch bemerkt werden, daß in unserem Staatsgebiete noch nicht einmal die Gesammtheit des Beamtenthums von den unbestreitbaren Wohlthaten der Lebensversicherung überzeugt ist, und daß daher noch eine unabsehbare Summe von Mühe und Arbeit erforderlich sein wird, bevor die Lebensversicherung auch in den übrigen Schichten der Bevölkerung ein allgemeines Bedürfniß geworden sein wird.

Die Vereinsleitung fand sich zu vorstehenden Bemerkungen durch die Zusammenstellung der „Geschäftsresultate sämmtlicher österreichisch-ungarischer Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1883“ in der werthvollen Broschüre von B. Israel veranlaßt. Mit Ende des Jahres 1882 waren nämlich bei den sämmtlichen 20 Gesellschaften, welche damals in Oesterreich-Ungarn bestanden, nur 268.114 Polizzen in Kraft über eine für den Ablebensfall versicherte Capitalssumme von 327,695.333 fl. Wenn man erwägt, daß die Bevölkerung Oesterreich-Ungarns nach der letzten Volkszählung sich auf 37,750.000 Seelen stellte, so resultirt, daß per Kopf nur 8 fl. 6 kr. versichert waren.

Dagegen war die Versicherungssumme per Kopf der Bevölkerung Ende 1883

in Deutschland	23 fl.	6 kr.
in der Schweiz und in Frankreich	26 „	8 „
in Großbritannien	119 „	2 „
in den Vereinigten Staaten von Nordamerika	261 „	6 „

Die Beamtenzeitung bemerkt (in den Nummern 25 und 43 von 1884) zu dieser Frage noch Folgendes:

„Obzwar das Lebensversicherungswesen in Oesterreich-Ungarn von Jahr zu Jahr stetig zunimmt — im Jahre 1883 gelangten bei den österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Anstalten 49.585 Versicherungen über 79,700.000 fl. Capital zum Abschlusse — hat sich die Erkenntniß von der hervorragenden wirthschaftlichen Bedeutung und dem Werthe der Lebensversicherung bei uns noch nicht in jenem Maße eingelebt, wie in anderen Culturländern. Hält man unserem Lebensversicherungsgeschäfte z. B. jenes von England entgegen, so stellt sich das Verhältniß der Versicherten zu der Einwohnerzahl bei uns wie 1 : 100, in England aber wie 25 : 100. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl in erster Linie darin, daß die Lebensversicherung bei uns eine geraume Zeit später eingeführt und

im Anfange nicht mit jener Rührigkeit betrieben wurde, wie heute. Immerhin fällt aber auch ein Theil der Schuld der Bevölkerung zu. Die Einen finden die regelmäßige Zahlung der Prämien zu drückend, die Anderen — die besser oder sehr gut Situirten — wieder finden, daß die Lebensversicherung nur für Unbemittelte sei, während dieselbe aber für alle Classen der Gesellschaft von höchstem Werthe ist. In England und Nordamerika wird bald Jeder, ob Arbeiter, Bürger oder Millionär versichert sein.

Es ist daher gewiß sehr interessant, wenn constatirt werden kann, daß sich selbst ein Potentat auf einem europäischen Throne versichern ließ. Es hat nämlich der jugendliche König Alfons von Spanien im 26. Lebensjahre sich auf 500.000 Francs versichern lassen, welche bei Erreichung seines 46. Lebensjahres oder im Falle seines Todes zahlbar sind. Die jährliche Prämie beträgt 23.000 Francs. Der Landesfürst, welcher sein Leben versichern läßt, gibt wahrlich damit das schönste Zeugniß für den ethischen Werth der Versicherung und geht dem Volke mit gutem Beispiele voran, ein Gleiches zu thun.

Wenn man nicht die „für den Ablebensfall" abgeschlossenen Versicherungen allein im Auge behält (wie es bei den oben angeführten Ziffern der Fall ist) so zeigt ein Blick auf den Stand des Lebensversicherungsgeschäftes in Oesterreich-Ungarn, daß mit Ende des Jahres 1883 306.275 Versicherungsverträge über 400 Millionen Gulden Capital in Kraft standen. Die Einnahme an Prämien und Zinsen belief sich im Jahre 1883 auf 18 $^1/_2$ Millionen Gulden, während für fällige Versicherungen 7,152.000 fl. verausgabt wurden. Die Garantiefonds zur Erfüllung der künftigen Verpflichtungen betrugen 65 $^{14}/_{100}$ Millionen Gulden, eine Summe, welche in unserer Volkswirthschaft eine hervorragende Rolle spielt, denn dieselbe ist zum weitaus größten Theile in Realitäten, Hypothekar-Darlehen, Pfandbriefen und Prioritätsobligationen angelegt. Interessant ist es, zu erfahren, in welchem Verhältnisse die größten Assecuranzanstalten Oesterreich-Ungarns an obigem Versicherungsstande von 400 Millionen participiren.

Es entfallen auf

die „Generali"	(seit 1834)	77 Millionen Gulden	oder	19 Percent
„ „Erste Ungarische"	(„ 1863)	50 „ „	„	12·5 „
den „Beamtenverein"	(„ 1865)	40 „ „	„	10 „
„ „Anker"	(„ 1859)	36 $^1/_2$ „ „	„	9 „
„ „Janus"	(„ 1839)	31 „ „	„	7·7 „
die „Riunione"	(„ 1856)	30 „ „	„	7·5 „

Der wechselseitige Beamtenverein, welcher unter diesen sechs größten österreich-ungarischen Anstalten der Gründungszeit nach die jüngste Anstalt ist, nimmt unter ihnen dennoch schon den dritten Rang ein, was gewiß sehr bemerkenswerth ist."

Das Versicherungswesen wird noch manchen harten Kampf zu bestehen haben, um sich überall Bahn zu brechen, allein es ist ebenso zweifellos, daß schließlich doch die richtige Erkenntniß des unbestreitbaren Segens, der großen Wohlthaten der Lebensversicherung über alle Vorurtheile, alle Indolenz erfolgreich siegen wird; für das erwerbsunfähige Alter, für die Zukunft der Kinder, für Witwen und Waisen kann wahrlich nicht besser, als durch eine entsprechende Versicherung gesorgt werden!!

Uebergehend auf die ziffermäßigen Daten der Versicherungsabtheilung des Vereines pro 1884, so ist zunächst anzuführen, daß im Laufe dieses Jahres

7088 Anträge über einen Betrag von . . . . 7,232.876 fl.
Capital und . . . . 52.887 „
Jahresrente zur Erledigung vorlagen.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:
4256 Verträge über . . . . 4,409.134 fl.

2. auf den Erlebensfall:
950 Verträge über . . . . 968.362 „

3. auf Jahresrenten:
259 Verträge über . . . . 43.737 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen mit Ende 1884 beim Vereine in Kraft:

43.569 Verträge über . . . . 42,945.216 fl.
Capital und
995 Verträge über . . . . 166.849 „
Jahresrente.

Es erfuhr im Jahre 1884 die Versicherung im Vergleiche gegen Ende 1883 eine Steigerung von
2.677 Verträgen über . . . . 3,010.467 fl.
Capital und von
120 Verträgen über . . . . 16.351 „
Jahresrente.

Die in effectiver Valuta beim Vereine abgeschlossenen Versicherungen stellten sich Ende 1884 auf

12 Verträge über . . . . 89.400 Mark Capital,
3 „ „ . . . . 637 „ Rente, und
44 „ „ . . . . 144.000 Francs Capital.

Was die Rückversicherung betrifft, so standen Ende 1884
319 Versicherungen über . . . . 657.036 fl.
Capital und
47 Versicherungen über . . . . 7.635 „
Rente bei inländischen Gesellschaften in Rückversicherung.

Für den Kriegsfall hatten Ende 1884
1.278 Verträge über . . . . 1,091.300 fl.
Capital und . . . . 4.730 „
Ueberlebensrente Giltigkeit.

Zur Bestreitung der Verwaltungsauslagen des Vereines wurden im Jahre 1884 von der Versicherungsabtheilung verwendet Brutto 264.744 fl.
und nach Abzug der Regierückempfänge per . . . . 37.974 „

Netto . 226.770 fl.,

das ist: 17 Percent der Jahresprämien-Einnahme, gegen 16·90 Percent im Jahre 1883. Diese kleine Steigerung wird dadurch begründet, daß der bedeutende Abschluß an neuen Geschäften sowohl die Acquisitionsspesen für Agenten und Aerzte, als auch die Incassoprovisionen, welche der Jahresrechnung voll angelastet werden, außerordentlich erhöhte und damit eine Mehrausgabe von 13.075 fl. gegen 1883 verursachte. An der Regieausgabe per 264.744 fl. participiren die Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie die ärztlichen Honorare mit einem Betrage von 112.237 fl.

Vergleicht man aber (wie in den früheren Berichten) die Regiekosten des Jahres 1870 mit jenen des Jahres 1884, so läßt sich wieder eine nicht unbedeutende Verminderung der Regiekostenpercente wahrnehmen.

Es betrugen nämlich:

a) die Personalkosten, berechnet nach der Prämieneinnahme: im Jahre 1870 9·71 Percent, im Jahre 1884 nur 7·14 Percent;

b) die Personalkosten, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1870 8·66 Percent, im Jahre 1884 nur 5·68 Percent;

c) die gesammten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1870 22·36 Percent, im Jahre 1884 nur 15·79 Percent.

Die Prämieneinnahme betrug im Jahre 1884	1,355.838 fl. 86 kr.
Hievon wurden an die rückdeckenden Gesellschaften abgegeben	22.291 „ 48 „
so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen des Vereines . . . . eingingen.	1,333.547 fl. 38 kr.
Im Jahre 1883 betrug diese Einnahme	1,241.219 „ 35 „
daher die Prämieneinnahme eine Steigerung erfuhr um .	92.328 fl. 03 kr.

Von der großen Exactheit des Incasso gibt die Ziffer der mit Ende 1884 unverrechneten Prämien Zeugniß, welche sich auf nur 42.957 fl. 95 kr. oder 3·1 Percent der gesammten Prämien belief.

Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres 1884 nach Abzug des auf rückversicherte Beträge entfallenden Theiles . .	6,073.396 fl. — kr.
Ende 1883 betrug die Reserve	5,435.331 „ — „
daher eine Zunahme von . . . . zu verzeichnen ist.	638.065 fl. — kr.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve, die sogenannte mittlere Jahresreserve (inclusive des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 5,801.702 fl. 32 kr. und dieser kann nun nach dem Berichte der Vereinsleitung als derjenige angesehen werden, welcher die in den Büchern des Vereines als Nettozinsenerträgniß der Capitalsanlagen der Lebensversicherungsabtheilung ausgewiesenen 305.024 fl. 49 kr. abgeworfen hat, was einer Verzinsung von 5·26 Percent pro anno entspricht.

In Bezug nun auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungsabtheilung weiset die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1884 aus, daß die Prämienreserve in folgenden Werthen ihre Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von		1,185.643 fl. 65 kr.
b) in Darlehen, und zwar:		
aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines per .	462.064 fl. 51 kr.	
bb) auf eigene Polizzen per	631.738 „ 42 „	
Fürtrag .	1,093.802 fl. 93 kr.	1,185.643 fl. 65 kr.

Uebertrag	1,093.802 fl. 93 kr.	1,185.643 fl. 65 kr.
cc) auf Dienstescautionen per	402.709 „ 45 „	
dd) auf Werthpapiere per	25.200 „ 80 „	
ee) auf Hypotheken per	2,602.184 „ 79 „	
		4,123.897 „ 97 „
c) in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Pfandbriefen, Grundentlastungs-Obligationen, Silberrente und Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen) per		1,224.949 „ 87 „
zusammen per		6,534.491 fl. 49 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1884 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a) Todfallscapitalien	475.717 fl. 36 kr.
b) fällige Jahresrenten	16.264 „ 17 „
c) Aussteuercapitalien und	103.724 „ — „
d) rückerstattete Prämien in Folge Ablebens der auf Aussteuerbeträge versicherten Personen	5.502 „ 08 „
somit zusammen	601.207 fl. 61 kr.
und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit	4,913.758 „ — „

ausbezahlt.

Das Sterblichkeitsverhältniß war unter den Versicherten des Vereines ein äußerst günstiges, noch günstiger als im Vorjahre. Anstatt der nach der Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I als fällig angenommenen . . . . . 607.439 fl. — kr.

traten thatsächlich in Folge Ablebens außer Kraft . . . . 484.550 fl. — kr.

Von dieser Summe sind jedoch für vier Selbstmordfälle innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer, für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangaben und für Rückempfänge von den rückdeckenden Gesellschaften . . . . 8.832 „ 64 „
in Abzug zu bringen, so daß an eigentlichen Todfallszahlungen der oberwähnte Betrag von . . . . . 475.717 fl. 36 kr.
zu leisten war.

Im Jahre 1884 endeten 13 beim Vereine Versicherte durch Selbstmord. Neun der bezüglichen Versicherungen hatten eine Dauer über 5 Jahre und wurden die versicherten Summen im Gesammtbetrage von 11.000 fl. voll ausbezahlt.

Bezüglich der Krankengeldversicherung ist zu erwähnen, daß Ende 1884 in Kraft standen 139 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1.171 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 1.886 fl. 46 kr., daß im Jahre 1884 an Krankengeldern der Betrag von 1.596 fl. 40 kr. ausbezahlt wurde, und der Reservefond dieser Abtheilung 8.198 fl. 8 kr. beträgt.

Auf dem Gebiete der Invaliditätspensionen ist im Jahre 1884 eine erfreuliche Zunahme zu constatiren und bemerkt hiezu der Bericht der Vereins-

leitung: „Nach den vielen Bemühungen, der Versicherung von Invaliditätspensionen in den Kreisen jener Beamten Eingang zu verschaffen, welche keinen Anspruch auf eine Altersversorgung haben, scheint es, daß die Chefs, namentlich großer Etablissements, zur Einsicht gelangen, es sei in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse gelegen, wenn sie ihre Bediensteten durch die Aussicht auf Versorgung im Alter, beziehungsweise im Falle der Erwerbsunfähigkeit enger an sich und ihre Unternehmungen knüpfen, anstatt — wie bisher — den Beamten selbst für sich sorgen zu lassen."

So hat die Generalversammlung der Pilsener brauberechtigten Bürgerschaft über Antrag ihres Verwaltungsrathes beschlossen, für ihre Beamten Invaliditätspensionen und für deren Hinterbliebene Capitalsbeträge in bedeutender Höhe beim Beamtenvereine sicherzustellen, und werden die Prämien von Seite der Brauhausverwaltung bestritten. Ebenso hat die Verwaltung der Industrieschulen in Klagenfurt den angestellten Lehrerinnen beim Vereine derartige Pensionen gesichert und wurden auch bereits von einigen Gemeinden Niederösterreichs und Böhmens für ihre Beamten entsprechende Versicherungen beim Vereine abgeschlossen.

Im Jahre 1884 sind 22 Versicherungen neu zugewachsen, so daß im Ganzen Ende 1884 82 Pensionsversicherungen aufrecht standen.

Von neuen geschäftlichen Maßregeln auf dem Gebiete der Versicherungsabtheilung ist nur der vom Verwaltungsrathe am 11. März 1884 gefaßte Beschluß zu constatiren, zufolge dessen die am 17. Juli 1876 verfügte Erhöhung der Prämien für die Länder der östlichen Reichshälfte wieder aufgehoben wurde, so daß seit diesem Beschlusse für die in Ungarn, Croatien, in der ehemaligen Militärgrenze, dann in Dalmatien neu abzuschließenden Lebensversicherungsverträge dieselben Prämien, wie in Oesterreich, zu berechnen sind. Für die Aufhebung der oberwähnten, seinerzeit durch die bezüglichen Verhältnisse gebotenen Maßregel (worüber wir uns auf die Darstellung im Berichte des achten Jahrganges der „Dioskuren" beziehen) sprachen mehrere Motive, insbesondere, daß die Abschlüsse an neuen Versicherungen in der östlichen Reichshälfte sich vor wie nach der Prämienerhöhung in bescheidenen Dimensionen gehalten haben, in Folge dessen, mit der außerordentlich gesteigerten Geschäftsthätigkeit in Oesterreich sich das Verhältniß des Versicherungsstandes successive derart gestaltete, daß nunmehr bei dem ausgebreiteten Versicherungsgeschäfte des Beamtenvereines die höhere Sterblichkeit in Ungarn ihren bedenklichen Einfluß verloren hat.

Die Propagirung des Vereines wurde auch im Jahre 1884 durch Fortsetzung der Agitation in den Lehrerkreisen von der Vereinsleitung sehr gefördert, und es wurden im Jahre 1884 wegen Anschlusses an den Beamtenverein, beziehungsweise wegen Vermittlung von Lebensversicherungen bei letzterem Verträge mit folgenden Lehrervereinen abgeschlossen, nämlich mit:

1. dem Salzburger Landeslehrervereine,
2. dem Vereine der Lehrer und Lehrerinnen in Czernowitz,
3. dem deutschen pädagogischen Vereine in Troppau,
4. dem deutsch-mährischen Lehrerbunde in Brünn,
5. dem oberösterreichischen Lehrervereine in Linz.

Im Jahre 1884 sind mit Lehrern 1036 Versicherungsverträge über 1,104.482 fl. Capital und 2.968 fl. Rente abgeschlossen worden.

Hiemit schließen wir den Bericht über die geschäftlichen Erfolge des Vereines auf dem Gebiete der Versicherung im Jahre 1884 mit der gewiß

berechtigten Zuversicht, daß der vorstehende Bericht jeden Freund des Vereines mit voller Befriedigung erfüllen wird.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Im Allgemeinen ist die Thatsache zu constatiren, daß sich im Jahre 1884 sämmtliche geschäftliche Positionen bei den Consortien gegen das Jahre 1883 erhöht haben.

Es vermehrten sich im Jahre 1884:

	1. die Gesammtzahl der Consorten von 26.260 auf 27.439,			
	2. die Antheilseinlagen von . . .	5,162.645 fl.	auf	5,477.746 fl.
	3. die ertheilten Vorschüsse von . .	3,840.792 „	„	4,183.369 „
	4. die ausstehenden Vorschüsse von	6,354.930 „	„	6,870.033 „
	5. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von	510.616 „	„	516.855 „
	6. die aufgenommenen Darlehen von	486.855 „	„	578.094 „
und	7. die Reservefonde von	269.285 „	„	293.646 „

Vorstehende Ziffern lassen also eine allgemeine Zunahme des Geschäfts-umfanges der Consortien auch für das Jahr 1884 erkennen, und ist besonders hervorzuheben, daß diese Erstarkung und Vergrößerung Hand in Hand gegangen ist mit einer durchschnittlichen Reduction sowohl des Zinsfußes für die gewährten Vorschüsse, als auch des Percentsatzes der Dividenden für die haftungspflichtigen Antheilseinlagen.

Nach den der Vereinsleitung vorgelegenen Berichten der Consortien wurden für Vorschüsse gezahlt:

bei 14	Consortien	6	Percent,	
„ 2	„	$6^1/_2$	„	
„ 16	„	7	„	
„ 2	„	$7^1/_2$	„	
„ 39	„	8	„	
„ 6	„	9	„	
„ 13	„	10	„	und
„ 3	„	12	„	

In diesen Zinssätzen sind allerdings die bei einzelnen Consortien üblichen Beiträge zu dem Regie- beziehungsweise zu dem Reservefonde noch nicht inbegriffen; mit Berücksichtigung dieser Nebengebühren (worüber die Vereinsverwaltung nach ihrer Mittheilung im letzten Rechenschaftsberichte die Daten erst im Jahre 1885 zum ersten Male mit annähernder Vollständigkeit sich verschaffen konnte) hatten die Vorschußnehmer an Zinsen und Fondsbeiträgen zusammen zu bezahlen:

bei 5	Consortien	6	Percent,
„ 2	„	$6^1/_2$	„
„ 5	„	7	„
„ 4	„	$7^1/_2$	„
„ 19	„	8	
„ 4	„	$8^1/_2$	

bei 12 Consortien	9	Percent,
„ 1 Consortium	9½	„
„ 14 Consortien	10	„
„ 5 „	10½	„
„ 5 „	11	„
„ 1 Consortium	11½	„
„ 2 Consortien	12	„

Hiebei ist zu bemerken, daß bei mehreren Consortien für die verschiedenen Arten von Vorschüssen auch verschiedene Zinssätze berechnet werden, daß also ein und dasselbe Consortium mehrere Male angeführt werden mußte, wodurch sich die Differenz in der Gesammtzahl der oben angeführten Consortien gegenüber den factisch bestehenden 74 Consortien erklärt.

Der Verwaltungsrath begleitet die vorangeführten Ziffern in seinem erwähnten Berichte mit folgenden Bemerkungen:

„Vergleicht man diese Zinssätze mit jenem Fuße, welcher noch bis vor wenigen Jahren größtentheils bestand, so wird man sich der beruhigenden Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch die Spar- und Vorschußabtheilung des Vereines auf dem Wege ist, für ihre Theilnehmer zu jener Segnung sich auszubilden, als welche sie ursprünglich der Idee vorschwebte und doch auch heute gelten soll.

Allmälig wird dies bereits empfunden, und es scheint, daß die Vorwürfe, welche ohne nähere Kenntniß von unseren Institutionen vielfach erhoben wurden, im Verstummen sind. Es ist der Fall zu verzeichnen, daß die Vollversammlung eines Consortiums, welche von weit mehr vorschußnehmenden, als nur Einlagen besitzenden Theilhabern besucht war, einen Antrag des Vorstandes auf Reduction des Zinsfusses für Vorschüsse *ablehnte*. Man dachte wohl an die Gefahren, welche für die Genossenschaft entstehen müßten, wenn die Einleger zu größeren Kündigungen veranlaßt würden. Mehrfach ist auch schon constatirt worden, daß bei den Vereinsconsortien nicht nur das Rückfließen der Vorschuß-Capitalien, sondern auch der Eingang von Zinsen und Versicherungsprämien auf sehr zahlreiche (oft 60 und mehr) Monatsraten sich vertheilt, daß diese Modalität der Vorschußgewährung eine complicirte und umständliche Buchung und überhaupt eine schwierige Gebarung im Gefolge hat, daß aus dieser Ursache die Regiekosten nothwendig eine viel größere Bedeutung erlangen; hiedurch ist der etwas höhere Zinsfuß recht wohl erklärlich, und andererseits wird derselbe gerade durch die Vertheilung auf eine größere Zahl von minimalen Beträgen für den Vorschußnehmer minder empfindlich.

Wahrheitsgemäß müssen wir constatiren, daß unseres Wissens der obenerwähnte Fall der einzige war, wo ein vom Vorstande ausgegangener Antrag auf Erniedrigung des Zinsfußes von dem versammelten Consortium abgelehnt wurde, daß uns dagegen schon zwei Fälle bekannt sind, in welchen die Vollversammlungen über die auf Zinsenerleichterungen gestellten Anträge der Vorstände ihre Beschlüsse auf *eine über die beantragte noch hinausgehende Herabsetzung der Zinsen* faßten.

Von Bedeutung für die Beurtheilung der Angemessenheit oder Nichtangemessenheit des Durchschnitts-Zinsfußes ist endlich gewiß der namhafte Fortschritt, welchen das Vorschußgeschäft laut der vorne angestellten Vergleichung gegen das Vorjahr zu verzeichnen hat."

Die Beziehungen der Centralleitung zu den Consortien waren auch im Jahre 1884 sehr angenehme. Die regelmäßigen und eingehenden Berichte, welche die Consortien an die Centralleitung einsenden, die Bereitwilligkeit, mit welcher die Consortien den bereisenden Organen der Vereinsleitung die Einsicht in den Geschäftsgang, in Buchungen und Cassagebarung gestatten, ermöglichen einerseits einen regen Darlehensverkehr, andererseits die Gewinnung eines Sammelpunktes für die an den verschiedenen Orten im Consortialfache gewonnenen Erfahrungen, welche von der Centrale aus zur nutzbringenden Verwerthung an die einzelnen rath- oder hilfebedürftigen Gruppen vermittelt werden.

Der Stand der an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung Ende 1884 ist folgender:

Am 1. Jänner 1884 betrug der Darlehensstand . .	383.394 fl. 55 kr.
Im Jahre 1884 wurden Darlehen per	410.055 „ 36 „
ertheilt, was die Summe von . . . . ergibt.	793.449 fl. 91 kr.
Bringt man hievon den Betrag der im Jahre 1884 rückgezahlten Beträge per	331.385 fl. 40 kr.
in Abrechnung, so ergibt sich per 31. December 1884 ein Darlehensstand per	462.064 fl. 51 kr.

also eine Vermehrung um 78.669 fl. 96 kr. gegen das Vorjahr.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesammtbetrage von . . . . 3,270.698 fl. — kr. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1884 in 50 Fällen mit 6.861 fl. 24 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 447 Fällen mit zusammen 73.264 fl. 08 kr. belehnt.

Zu den am Schlusse des Jahres 1883 bestandenen 73 Vereinsconsortien sind im Laufe des Berichtsjahres zwei neue Consortien, nämlich jene in Jaslo und in Trencsin zugewachsen, dagegen ein Consortium, nämlich jenes der Staatsbahnbeamten in Wien aus dem Verbande mit dem Vereine geschieden, so daß sich die Gesammtzahl der Consortien Ende 1884 auf 74 stellt, welche sich folgendermaßen vertheilte:

1. auf die im Reichsrathe vertretenen Länder mit 50,

wovon auf Wien und Umgebung	13
auf das flache Land von Niederösterreich	4
„ Oberösterreich	1
„ Salzburg	1
„ Tirol	1
„ Vorarlberg	1
„ das Küstenland	1
„ Dalmatien	1
„ Kärnten	1
„ Krain	1
„ Steiermark	2
„ die Bukowina	1
„ Galizien	3

auf Schlesien 4
„ Mähren 7
„ Böhmen 8
entfallen.

2. auf die Länder der ungarischen Krone mit 24,
wovon auf Ungarn und Siebenbürgen 20
(darunter auf Budapest 3)
auf Croatien und Slavonien 4
entfallen.

Das Ausscheiden des oberwähnten Consortiums der Staatsbahnbeamten wurde von der Vereinsleitung sehr bedauert. Letztere war jedoch ungeachtet ihres redlichsten Bemühens nicht im Stande, diesen Austritt hintanzuhalten, weil demselben unter andern auch Motive persönlicher Natur zu Grunde lagen, welche die Centralleitung des Beamtenvereines nicht zu beseitigen vermochte.

Von den 74 Vereinsconsortien haben jene in Feldkirch, Jägerndorf, Neusatz und Semlin im Jahre 1884 das zweite Decennium ihrer geschäftlichen Thätigkeit begonnen.

An dieser Stelle ist auch zu constatiren, daß der Spar- und Vorschußverein der Wiener Vororte-Lehrer in seiner Generalversammlung am 28. Februar 1884 den Anschluß an den Beamtenverein, d. h. die Constituirung als ein Consortium des letzteren beschlossen hat.

Am 16. Mai 1884 fand der zwölfte Consortialtag unter dem Vorsitze des k. k. Ministerialrathes und Central-Gewerbeinspectors Herrn Dr. Franz Migerka statt, und lagen demselben folgende Angelegenheiten zur Entscheidung vor:

1. Der Antrag auf Streichung des Passus in den betreffenden Consortialstatuten, wornach ein Consorte nur Einem Spar- und Vorschußconsortium als Mitglied angehören darf. (Referent Herr Dr. Kolbe.)

Der Antrag des Delegirtenausschusses, es sei den Consortien zu empfehlen, bei einer etwaigen Statutenrevision vorerwähnten Passus aus den Statuten wegzulassen, wurde zum Beschlusse erhoben.

2. Die Vorlage eines Reformentwurfes der Tabelle für die Jahresgeschäftsabschlüsse der Consortien.

Der vom Referenten Herrn Ferdinand v. Rueber vorgelegte Entwurf wurde genehmiget und beschlossen, denselben den Consortien zur Annahme zu empfehlen, sowie für die Gesammtzusammenstellung der Consortialthätigkeit zu benützen. Es hatte nämlich in dieser Angelegenheit schon am 8. März 1884 auf Veranlassung des Verwaltungsrathes im Einvernehmen mit dem ständigen Comité des Delegirtenausschusses eine Verhandlung von buchhalterisch geschulten Delegirten der Wiener Spar- und Vorschußconsortien stattgefunden, um den ersten vom Referenten vorgelegten Entwurf der neuen Tabelle gutachtlich in Berathung zu ziehen. Das hienach redigirte Elaborat wurde auch noch vor dem Consortialtage sämmtlichen Consortialleitungen zugesendet.

3. Verhandlung zur Frage über das Polizzenrecht.

Der Referent Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Leopold Steindler hielt über diese Frage einen sehr interessanten, geradezu akademischen Vortrag, in welchem er insbesondere folgende Punkte besprach, nämlich: Die Art, wie Versicherungsverträge abgeschlossen werden; unter welche Art der Verträge der

Versicherungsvertrag zu subsumiren sei; welches das Rechtsverhältniß zwischen den einzelnen beim Versicherungsvertrage betheiligten Personen sei; ob die Versicherungssumme in die Verlassenschaft gehöre und von dem Gläubiger in Execution gezogen werden könne; was die Consortien mit den von ihnen einkassirten und von ihrer Forderung nicht absorbirten Versicherungsbeträgen thun sollen; wie die Consortien bei Uebernahme der Polizze als Pfand vorzugehen haben.

Dem Referenten wurde für seinen außerordentlich fesselnden Vortrag der verbindlichste Dank des Consortialtages ausgesprochen und über Antrag des Directionspräses des Pester Consortiums, Herrn Alfred v. Kanovics folgende Resolution gefaßt:

„Der Delegirtenausschuß wird ersucht, auf Grund der in dem Referate des Herrn Dr. Steindler enthaltenen ausführlichen Daten die Formulare der von den Consortien auszustellenden Schuldscheine einer Revision zu unterziehen und noch Alles hineinzunehmen, was der Delegirtenausschuß für gut und nothwendig findet in Bezug auf den Erlag der Polizzen, um vollständig gesichert zu sein."

Schließlich hielt noch der Vorsitzende des Consortialtages in seiner gewohnten Weise eine warme Schlußrede, in welcher er die Bedeutung der Corsortialtage mit ihren Annexen, dem Delegirtenausschusse und dem ständigen Comité und zwar vom Standpunkte der Consortien als Sparanstalten und Creditinstitute, so wie vom Gesichtspunkte der Humanität in ausführlicher Weise unter lebhaftem Beifalle der Versammlung besprach.

Und es haben auch in der That die Berathungen des Delegirtenausschusses und des Consortialtages bereits mehrfache, sehr interessante und im wissenschaftlichen Sinne werthvolle Erfolge aufzuweisen. Wir können in dieser Beziehung insbesondere die Referate des Herrn Dr. Leopold Steindler über Reservefond, über Regiefond, über die Behandlung der Polizzen bei den Consortien, des Herrn Ferdinand v. Rueber über die Buchführung und über die Tabellirung der Geschäftsergebnisse, des Herrn Dr. Angerer über den Zinsfuß der Consortien, des Herrn Dr. Dominik Kolbe über Formulare für Wechsel- und Schuldscheine und die höchst instructiven Vorträge des Vorsitzenden des Delegirtenausschusses, Herrn Hofrathes Dr. Franz Migerka, über die Wechselwirkung zwischen Centralverein und Consortien, über die Consortialgebarung und ihre Ziele im Allgemeinen hervorzuheben uns erlauben.

In den Consortialdelegirtenausschuß wurden nachbenannte Herren aus den beifügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Preßburger Consortium),
Dr. Ludwig Edler v. Geiter (I. Wiener Consortium),
Franz Glatz (Consortium Temesvár),
Alfred v. Kanovics (Pester Consortium),
Franz Kopetzky (Wien, Consortium Landstraße),
Theodor Leibenfrost (Wien, Consortium „Gegenseitigkeit"),
Eduard Mack (Wien, Consortium Leopoldstadt),
Franz Richter (Consortium Krems),
Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, Consortium „Bankbeamte").
Dr. Leopold Steindler (Wien, Consortium „Union"),
Alexander Schramm (Wien, Consortium Alsergrund),
Franz Zeidler (Consortium Graz).

Zum Obmann des Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe Herr Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Dr. Dominik Kolbe gewählt.

In Bezug auf das ständige Comité des Delegirtenausschusses beschloß der Consortialtag die Vermehrung der Mitgliederzahl auf drei und wurden in das Comité die Herren Dr. Ludwig Edler v. Geiter, Ferdinand v. Rueber und Dr. Leopold Steindler berufen.

Auf dem Gebiete von Personalien ist in der Abtheilung der Spar- und Vorschußconsortien außer dem schon bei Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten erwähnten höchst bedauernswerthen Ableben des Obmannes vom Wiener Consortium „Leopoldstadt", des k. k. Realschulprofessors Herrn Eduard Mack, noch Folgendes zu erwähnen:

Der langjährige Obmann der Mitgliedergruppe in Orsova und Director des Vorstandes des dortigen Spar- und Vorschußconsortiums, Herr Alfons Baron Busche-Yppenburg, k. k. Postmeister, hat sich wegen der immer zunehmenden Arbeitsvermehrung sowohl im eigenen Amte, als auch beim Consortium bemüssigt gesehen, seine Stelle als leitender Director des letzteren niederzulegen. Die am 6. Jänner 1884 abgehaltene Jahresversammlung des erwähnten Consortiums hat nun in dankbarer Anerkennung der Verdienste um die Gründung und langjährige Leitung des Consortiums Herrn Baron Busche zum „lebenslänglichen Consortialvorstand und Ehrenpräses" ernannt und so das Herrn Baron Busche stets entgegengebrachte Vertrauen und die liebevolle Anhänglichkeit an seine Person in würdiger Weise documentirt.

Seine Excellenz Herr Gustav Freiherr Hilleprand v. Prandau, langjähriges Ehrenmitglied des Consortiums in Essegg, und wegen seiner thatkräftigen Förderung der Interessen desselben, sowie der Beamtenschaft im Allgemeinen im Jahre 1882 vom Verwaltungsrathe zum Ehrenmitgliede des Beamtenvereines ernannt, hat im Jahre 1884 als neuerlichen Beweis seines Wohlwollens dem erwähnten Consortium eine fünfpercentige steuerfreie Tausendgulden-Rentenobligation gespendet, welche dem Reservefonde einverleibt wurde.

Möchte doch das Beispiel dieses edlen Freundes der Beamtenschaft Nachahmer finden! Wie oft wird uns von „jenseits des Oceans" die Kunde, daß ein mit Glücksgütern gesegneter Menschenfreund dem Zwecke des Unterrichtes und der Erziehung, der Altersversorgung und Krankenpflege oder einer anderen humanitären Tendenz in großmüthiger Weise geradezu colossale Capitalien widmete!! Wie sehr würden solche Unterstützungen dem Beamtenvereine, der lediglich ein volkswirthschaftlich-humanitäres Unternehmen ist und mit den bescheidenen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gewiß schon Anerkennenswerthes geleistet — die Erfüllung seiner ethischen Aufgaben erleichtern!!

Es soll ferner nicht unerwähnt gelassen werden, bei Besprechung der Consortialangelegenheiten noch anzuführen, daß sich im Jahre 1884 das Pester Consortium an die Localausschüsse und Consortien des Vereines um Unterstützung eines beinahe ganz erblindeten Standesgenossen gewendet hat, welcher vor erreichter zehnjähriger Dienstzeit mit einer 1½ jährigen Gehaltsabfertigung aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Der bezügliche Aufruf blieb nicht unbeachtet und es wurden — außer dem von der Centralleitung gewidmeten Beitrage — von 23 Mitgliedergruppen Spenden in dem nicht unbedeutenden Gesammtbetrage von 256 fl. 30 kr. nach Pest gesendet. Es zeugt dies in erhebender Weise von dem

erfreulichen Gemeinsinn unter unseren Standesgenossen, welcher den wahrhaft Unglücklichen nicht ohne Hilfe läßt.

Nicht uninteressant dürfte es auch für die geehrten Leser sein, zu erfahren, daß in Folge eines nach Errichtung der k. k. Postsparcassen vom k. k. Handelsministerium an die k. k. Landespostdirectionen ergangenen Erlasses, daß k. k. Postbeamte keinerlei Stellung bei Concurrenzinstituten bekleiden dürfen, die k. k. Postdirection in Prag eine Verordnung an die unterstehenden Aemter richtete, worin irrthümlicher Weise auch verboten wurde, die Stellung eines Vorstands- oder Aufsichtsrathsmitgliedes bei einem Spar- und Vorschußconsortium des Beamtenvereines zu bekleiden, welche Einschränkung jedoch nicht in der Absicht des oberwähnten Ministerialerlasses gelegen war. Die Centralleitung wandte sich daher und zwar über Ersuchen des Consortiums in Brüx, bei welchem ein solcher Fall eintrat, an das k. k. Handelsministerium und dieses gestattete mittelst Erlasses vom 29. April 1884, daß Staatspostbeamte, welche als Mitglieder des Verwaltungsrathes oder als Vorstandsmitglieder eines Spar- und Vorschußconsortiums des Beamtenvereines fungiren, diese Stellung auch weiterhin bekleiden können.

Schließlich können wir nicht umhin, eines Vortrages zu gedenken, welchen im Berichtsjahre das Mitglied der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, der zum Reichsrathsabgeordneten gewählte Kammerrath Herr Karl Wrabetz, ein Vorkämpfer des Genossenschaftswesens und gewiegter Kenner desselben „über die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften in Oesterreich und ihre Bedeutung für die Gewerbetreibenden“ in Wien im niederösterreichischen Gewerbevereine hielt. Wrabetz constatirt, daß die Consortien des Beamtenvereines Ende 1882 einen Stand von mehr als 25.000 Mitgliedern aufwiesen, wovon auf die Wiener Consortien allein 9.657 Mitglieder entfallen, während die Vorschußvereine für die Gewerbetreibenden in Wien sammt den Vororten nur circa 6.000 Mitglieder zählen. Redner folgert daraus, daß „die Gewerbetreibenden von der in Rede stehenden wirthschaftlichen Organisation viel weniger Gebrauch gemacht haben, als die Beamten, und daß der Nutzen der Selbsthilfe insbesondere in jenen Kreisen, wo eine größere Intelligenz vorhanden ist, gewürdigt wird“. Der Vortragende bespricht sodann den Vorschlag, die Gelder der Kaiser Franz Josef-Stiftung zur Gründung einer Versicherungsanstalt für Gewerbetreibende zu verwenden und sagt weiter: „Womit wurde diese Gründung motivirt? Mit den großen Erfolgen, die der Beamtenverein bei seinem Versicherungsinstitute bis heute erzielt hat. Wodurch aber, frage ich, ist der unbestrittene Erfolg bei dem Beamtenvereine erzielt worden? Jedenfalls doch nur durch das Zusammenhalten und durch die Selbsthilfe und ich zweifle auch nicht, daß die Gewerbetreibenden, wenn sie heute die Gründung eines dieselben Zwecke verfolgenden Institutes ernstlich in Angriff nehmen würden, gleichfalls auf einen vollkommen zufriedenstellenden Erfolg rechnen könnten, denn wo immer noch von der Selbsthilfe in verständnißvoller und energischer Weise Gebrauch gemacht wurde, ist niemals der erwünschte Erfolg ausgeblieben.“

Am 9. Mai 1885 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die zwanzigste ordentliche Generalversammlung des Vereines und zwar, da dem Herrn Präsidenten leider sein Gesundheitszustand die Theilnahme an einer größeren Versammlung und deren Leitung nicht

gestattete, unter dem Vorsitze des ersten Vicepräsidenten, Herrn Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, k. k. Sectionschef, statt.

Es waren 347 Vereinsmitglieder, welche 2442 Stimmen repräsentirten, anwesend.

Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von ihm vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1884 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Aufsichtsrathes dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1884 das Absolutorium.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungsabtheilung für das Vereinsjahr 1884 beläuft sich nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf . . . . 129.631 fl. 3 kr.

Hievon hat der Verwaltungsrath einen Theilbetrag von 90.000 „ — „ der Reserve für Capitalsanlagen zugewiesen, wodurch sich dieselbe von 260.000 fl. auf 350.000 fl. erhöhte.

Von den sonach verbleibenden . . . . 39.631 fl. 3 kr. wurden nach Beschluß der Generalversammlung

a) 20.000 fl. (conform dem von 34 Theilnehmern der Mitgliedergruppe in Szolnok gestellten Antrage) dem Unterrichtsfonde des Vereines zugewiesen;
b) 4.600 fl. dem Verwaltungsrathe zum Zwecke der Ertheilung von Stipendien, sowie von Unterstützungen an dürftige Beamten, an Witwen und Waisen zur Verfügung gestellt, und
c) die restlichen 15.031 fl. 3 kr. der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung überwiesen.

Ferners wurde auch in dieser Generalversammlung vom Vorsitzenden in herzlichen, wahrhaft rührenden Worten des abwesenden, allverehrten Vereinspräsidenten, Herrn C. F. Fellmann, Ritter v. Norwill und seiner großen Verdienste um den Verein gedacht und über Antrag des Herrn Alfred v. Kanovics aus Budapest beschlossen, den hochverdienten Herrn Vereinspräsidenten auch von Seite der Generalversammlung zu begrüßen und diese Begrüßung in das Protokoll in folgender Fassung einzuschalten:

„Die zwanzigste ordentliche Generalversammlung des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreich-ungarischen Monarchie begrüßt den leider abwesenden hochverdienten Vereinspräsidenten, Herrn Fellmann Ritter v. Norwill, auf das herzlichste und versichert ihn der unwandelbaren Liebe, Verehrung und Werthschätzung. Möge die Vorsehung ihn zum Wohle des durch seine aufopfernde Thätigkeit, durch seinen uneigennützigen Eifer und seine Hingebung so groß gewordenen Beamtenvereines noch recht lange geistig, frisch und gesund erhalten."

Der Vorsitzende hatte auch die Güte, diese Kundgebung der Generalversammlung noch an demselben Tage dem Herrn Präsidenten bekannt zu geben, welcher darüber hoch erfreut war.

Der Vorsitzende, welchem über den in sehr warmen Worten gestellten Antrag des k. k. Statthaltereirathes Herrn Franz Zeidler aus Graz für seine großen Verdienste in Bezug auf die Leitung der Versammlung und sein bekanntes den Vereinsmitgliedern entgegengebrachtes Wohlwollen der Dank der Versammlung votirt und ein dreimaliges Hoch ausgebracht wurde, schloß die Generalversammlung mit folgenden Worten:

„Ich glaube, Sie beglückwünschen zu können zu den Erfolgen, die Sie im Vereine zu verzeichnen haben, in einem Vereine, der allein von Ihnen getragen wird und dem wir uns alle mit solcher Liebe hingeben. Er gedeiht und wächst in einer Weise, daß sich jedes Mitglied sagen kann: Ich habe nicht unnütz gearbeitet, indem ich daran theilnahm. Wenn auch hie und da Stimmen laut werden, daß der Verein seiner Aufgabe nicht in vollem Maße entspreche und seine Wirksamkeit auf humanitärem Gebiete zu wünschen übrig lasse, so mögen Sie als Trost hinnehmen, daß das, was möglich ist, zur Linderung der Nothlage der ärmeren Beamten geschieht, und daß mehr zu leisten nach der Grundlage des Vereines derzeit kaum möglich ist, welche eben für die Entwicklung und Durchführung humanitärer Zwecke keine speciellen Mittel bietet, sondern uns auf dasjenige verweist, was durch harte Arbeit, durch mühevolle Sorge aus den Erträgnissen der Lebensversicherung gewonnen werden kann. Wenn man hinweist auf andere Vereine, so ist dieser Vergleich ein unberechtigter, weil diese Vereine zu ihren humanitären Zwecken von den Mitgliedern fortlaufende Jahresbeiträge fordern, während es ja das Unicum beim Beamtenvereine ist, wodurch er sich von allen anderen Vereinen unterscheidet, daß er den Mitgliedern, abgesehen von der allerersten Einschreibgebühr, nur Rechte zuweist, von ihnen jedoch gar keine Pflichten fordert. Ungeachtet dessen ist er in der Lage, humanitäre Bestrebungen zu fördern. Es ist nicht viel, aber der Rechenschaftsbericht, der Ihnen vorgelegt wurde, hat nachgewiesen, daß der Beamtenverein aus diesem Wenigen, was ihm zur Verfügung steht, doch einen Betrag von 13.800 fl. im Verlaufe des vorigen Jahres humanitären Zwecken zugewendet hat.

Es ist das immerhin ein Betrag, der gegenüber den Unterstützungsbeträgen anderer Vereine, welche ja die Mittel dazu haben, nicht zu verachten ist, ein Betrag, der in Betracht gezogen werden muß. Ich bitte Sie daher, nicht zu erlahmen in Ihrer Theilnahme für den Verein. Wir sind, wie ich mir schon im vorigen Jahre zu sagen erlaubte, nun an derjenigen Grenze angelangt, wo wir hoffen können, daß uns ein constanter Ueberschuß unserer Gebarung in die Möglichkeit versetzen wird, den humanitären Zwecken größere Summen zuzuwenden. Sie haben das auch schon an dem heurigen Erfolge gesehen. Wir haben einen Theil des Gebarungsüberschusses zur Stärkung des Unterrichts- und des allgemeinen Fondes verwendet, aber durch Ihre heutige Beschlußfassung wurde ein weiterer Betrag rein humanitären Zwecken zugeführt, und zwar ein bedeutenderer, als jener, welcher im vorigen Jahre zuzuweisen möglich gewesen war.

Ich bitte also, der Ueberzeugung sich hinzugeben, daß die Leitung des Vereines die humanitäre Wirksamkeit desselben gewiß nicht aus dem Auge lassen, sondern dieselbe möglichst zu erweitern bestrebt sein wird. Andererseits bitte ich Sie, meine Herren, in dieser vertrauensvollen Ueberzeugung dem Vereine treu zu bleiben; dann dürfen wir hoffen, daß unser Verein von Jahr zu Jahr erstarken wird, ein Muster für alle andern Vereine, ein Verein, der aus nichts, ohne bedeutende Mittel, ausschließlich durch sich allein sich so hoch emporgehoben und so schöne Erfolge erzielt hat!"

Die Versammlung begleitete diese Schlußrede wiederholt mit Ausdrücken lebhaften Beifalles.

Wien, im Juni 1885.

Anhang.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäftsentwickelung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1884.

   Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten, Spar- und Vorschuß-Angelegenheiten.

   Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1885.

Geschäfts-Entwickelung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1884.

Tabelle I.

Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

	Allgemeine Angelegenheiten												Spar- und Vorschuß-Consortien							
Vereins-Jahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-: Bevollmächtigten	Zahl der Vereins-: Agenten	Zahl der Vereins-: Aerzte	Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten (Gulden)	Allgemeiner Fond (Gulden)	Unterrichts-Fond (Gulden)	Gewährte Unterstützungen (Gulden)	Unterrichts-Stipendien: Zahl	Unterrichts-Stipendien: Gulden	Gebarungs-Ueberschuß	Zahl der: Consortien	Zahl der: Theilhaber	Antheils-Einlagen (Gulden)	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen (Gulden)	Vorschüsse: Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Vorschüsse: Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten (Gulden)	Vorschüsse: Aushaftend am Ende des Jahres (Gulden)	Reservefond (Gulden)
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297	7	335	2.630	.	132	.	.	.
1866	7.600	40	74	86	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061	16	958	23.947	.	617	32.445	.	.
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258	22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375	25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002	30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051	37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
1871	21.156	69	88	669	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255	46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
1872	27.927	87	86	803	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997	63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
1873	34.430	101	88	1.018	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791	74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
1874	39.581	104	91	1.021	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176	73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
1875	45.193	110	96	1.137	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	821	13.887	83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
1876	50.107	115	96	1.142	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912	82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
1877	53.732	109	96	1.189	650	82.982	222.985	21.811	3.034	49	1.386	13.580	81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
1878	56.737	109	1.345		683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064	81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.065	4,153.794	116.112
1879	60.403	106	1.108		850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.265	79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.082
1880	64.030	105	896		1.126	91.408	309.825	27.943	4.789	62	1.795	10.224	78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
1881	67.478	105	1.152		1.245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673	78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
1882	70.899	100	1.148		1.373	96.513	351.492	43.768	8.486	95	2.232	30.375	77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
1883	74.421	95	1.190		1.482	110.646	391.830	56.285	* 9.270	105	2.739	22.659	73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
1884	78.437	96	1.363		1.482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631	74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646
Summe		.	.	.	.	.	.	.	69.192	763	22.044	.	.	.	.	3,270.698	177.843	39,755.925	.	.

* In diesen Beträgen sind auch die Kurstipendien, und zwar mit 2890 fl. pro 1888 und mit 3885 fl. pro 1884 enthalten.

Tabelle II.

Versicherungs-Abtheilung. — Cautions-Darlehen.

Vereins-Jahr	Lebens-Versicherung: In Kraft stehende Verträge	Versichert: Capital	Versichert: Rente	Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungen	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Special-Reserve im allgemeinen Fonde
		Gulden					
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061
1868	4.155	3,250.884	11.478	108.851	27.533	183.880	5.319
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108
1870	8.552	7,101.196	18.588	189.502	50.769	301.485	19.182
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900
1873	21.113	18,311.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,289.521	39.226
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403
1876	27.774	25.901.228	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526
1877	29.080	27,234.087	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	61.813
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	71.254
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	76.479
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	91.152
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	111.527
1884	44.564	42.945.216	166.849	1.383.547	601.208	6,073.396	119.186
Summe	.	.	.	12,360.154	4,913.758	.	.

Vereins-Jahr	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Zahl der Verträge	Versichert wurden an: Capital	Versichert wurden an: Witwen-Rente	Kriegs-Prämien-Reserve	Krankengeld-Versicherung: Zahl der Verträge	Versichertes wöchentliches Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausbezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve
	Zahl	Gulden			Zahl	Gulden			
1865	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	.	.	.	.	54	253	349	81	249
1867	.	.	.	.	63	268	359	126	461
1868	.	.	.	.	62	284	420	225	657
1869	.	.	.	.	75	422	523	150	1.030
1870	.	.	.	.	105	668	964	258	1.707
1871	.	.	.	.	155	1.050	1.410	1.035	2.076
1872	.	.	.	.	183	1.225	1.938	623	3.026
1873	.	.	.	.	200	2.213	2.094	1.262	3.477
1874	98	100.800	700	1.041	181	1.781	3.185	2.120	3.858
1875	577	498.000	1.700	6.007	186	1.770	2.985	1.665	4.634
1876	880	716 000	3.200	13.268	178	1.603	2.688	2.033	4.886
1877	1.051	945.420	2.550	20.847	160	1.461	2.239	1.696	5.119
1878	1.206	1,077.670	2.650	34.117	155	1.354	2.367	1.824	5.296
1879	1.179	1,031.870	2.350	32.014	161	1.346	2.185	1.235	6.290
1880	1.189	1,017.970	1.950	34.633	152	1.288	2.118	1.181	7.182
1881	1.325	1,138.070	1.650	37.593	146	1.239	2.086	1.544	7.453
1882	1.569	1,346.570	2.353	41.500	152	1.260	2.043	1.665	7.607
1883	1.199	1,001.500	4.430	45.523	149	1.216	1.981	2.106	7.664
1884	1.278	1,091.300	4.730	49.155	139	1.171	1.886	1.596	8.198
Summe	.	.	.	.	.	.	33.755	22.873	.

Vereins-Jahr	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Erworbener Renten-Anspruch	Werth dieses Anspruches	Vermögen der Abtheilung	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Betrag	Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Gewährleistungs-Fond: Voller Stand	Gewährleistungs-Fond: Abschreibung
	Zahl	Gulden			Zahl	Gulden			
1865	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1867	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1868	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1869	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1870	.		.	.	.	.	.	.	.
1871	10	281	341	352	.	.	.	.	.
1872	18	1.308	1.815	1.845	.		.	.	.
1873	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
1874	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
1875	47	3.918	6.015	6.850	120	55.473	134.959	4.646	204
1876	47	4.882	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	280
1877	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
1878	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
1879	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
1880	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
1881	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
1882	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
1883	64	10.400	22.375	24.318	142	66.154	401.511	22.617	1.138
1884	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
Summe	.	.	.	.	2.011	831.297	.	.	.

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung
des
Ersten allgemeinen Beamten-Vereines
der
österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1885.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Karl Friedrich Fellmann** Ritter von **Norwill,** Ritter des Ordens der eisernen Krone und anderer hoher Orden, emeritirter General-Secretär der a. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn etc. etc.

Vice-Präsidenten:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein,** Sections-Chef im k. u. k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephan-Ordens etc. etc.
" **Leopold** Ritter von **Cramer,** General-Advocat beim k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Adolf Pitner,** Hofrath bei der k. k. niederösterr. Statthalterei etc.

Verwaltungsräthe:

Herr **Anton Aichinger,** Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
" Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus".
" **Karl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
" **Karl Bringmann,** Director der Bau-Gesellschaft des Beamten-Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".
" **Emanuel Ad. Eichler,** niederösterr. Landes-Hilfsämter-Director.
" **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz,** Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.
" **Karl Anton Haas,** k. k. Rechnungs-Rath im Finanz-Ministerium.
" **Ferdinand** Ritter von **Harnach,** Centralbuchhalter der k. k. priv. Ostrau-Friedlander Eisenbahn, Obmann des Consortiums „Union" (Wien).
" **Andreas Hofmann** von **Aspernburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.
" **Karl Huber,** k. k. Hofrath im k. k. Finanz-Ministerium.
" **Julius Kaan,** k. k. Regierungsrath und Leiter des versicherungstechnischen Bureau im k. k. Ministerium des Innern, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Franz Joseph-Ordens.
" Dr. **Rom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.
" **Franz Kopetzky,** Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße" (Wien).
" **J. M. Lachner,** Bureau-Chef der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Herr Dr. **Leop. Fl. Meißner,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".
„ Dr. **Franz Migerka,** k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
„ Dr. **Ferdinand Pohl,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).
„ **Benjamin** Edler von **Possaner-Ehrenthal,** Sections-Chef im k. k. Finanz-Ministerium, Ritter des eisernen Kronen-Ordens II. Classe.
„ **Hermann Schmidt,** Inspector und Vorstand des commerciellen Bureau der ausschl. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Vereines der Nordbahn-Bediensteten, Ritter des russischen St. Annen-Ordens.
„ **Carl Schneider,** k. k. Staats-Centralcassen-Controlor, kaiserl. Rath, Obmann des Staatsbeamten-Consortiums.
„ **Alexander Schramm,** k. k. Rechnungs-Revident im Ackerbau-Ministerium.
„ **Eduard Schnöcker,** k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl,** Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Setz,** Ober-Inspector der k. k. Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Ritter des Franz Josef-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund" (Wien).
„ **Josef Stiasny,** Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Karl Werner,** Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Karl Zimmermann,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Directions-Comité:

Herr **Karl Bertele** von **Grenadenberg.**
„ **Emanuel Ad. Eichler.**
„ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
„ Dr. **Rom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Karl Werner.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Friedrich August Birk,** Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Clemens Wilhelm Böhm,** Bureau-Chef der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft.
„ **Ignaz Tobisch,** k. k. Militär-Ober-Intendant i. P., Ritter des Franz Josef-Ordens.

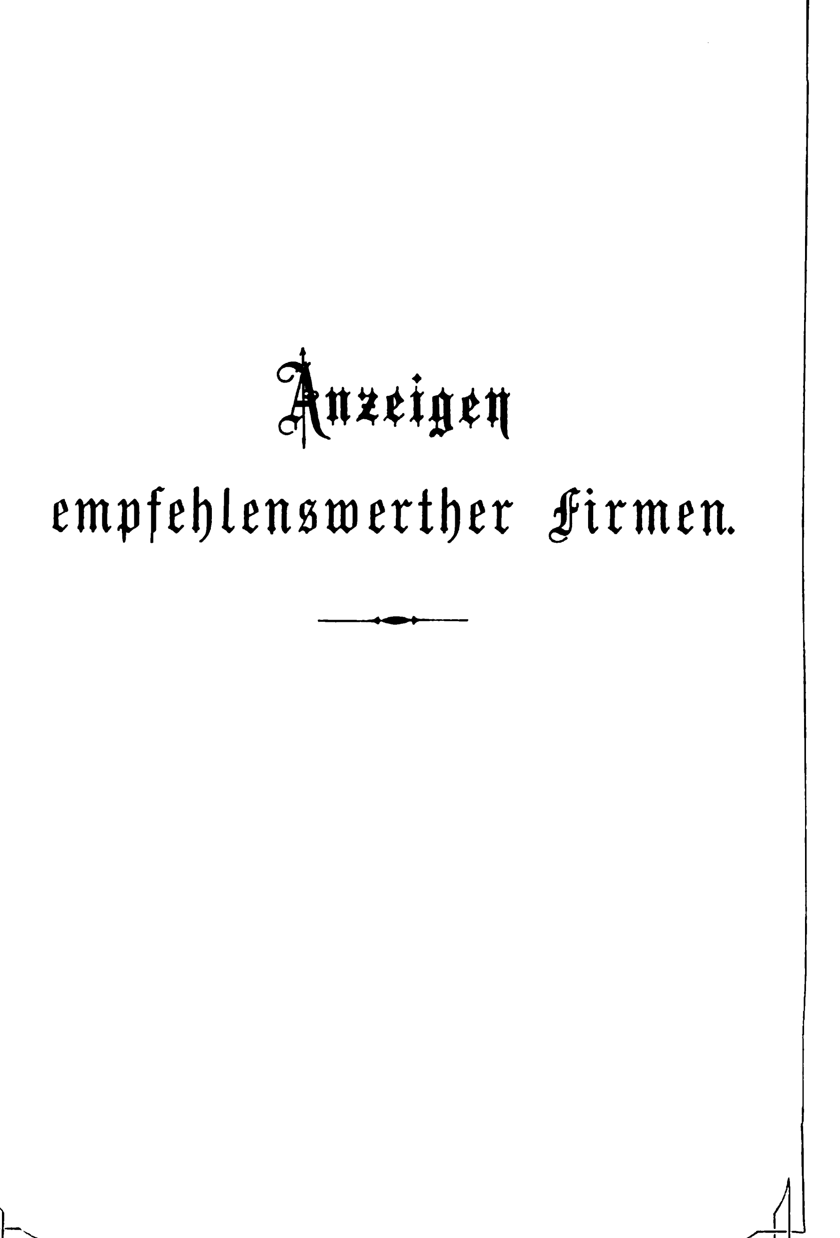
III. Geschäftsleitung.

Herr **Karl Mazal,** General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig,** General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler,** Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

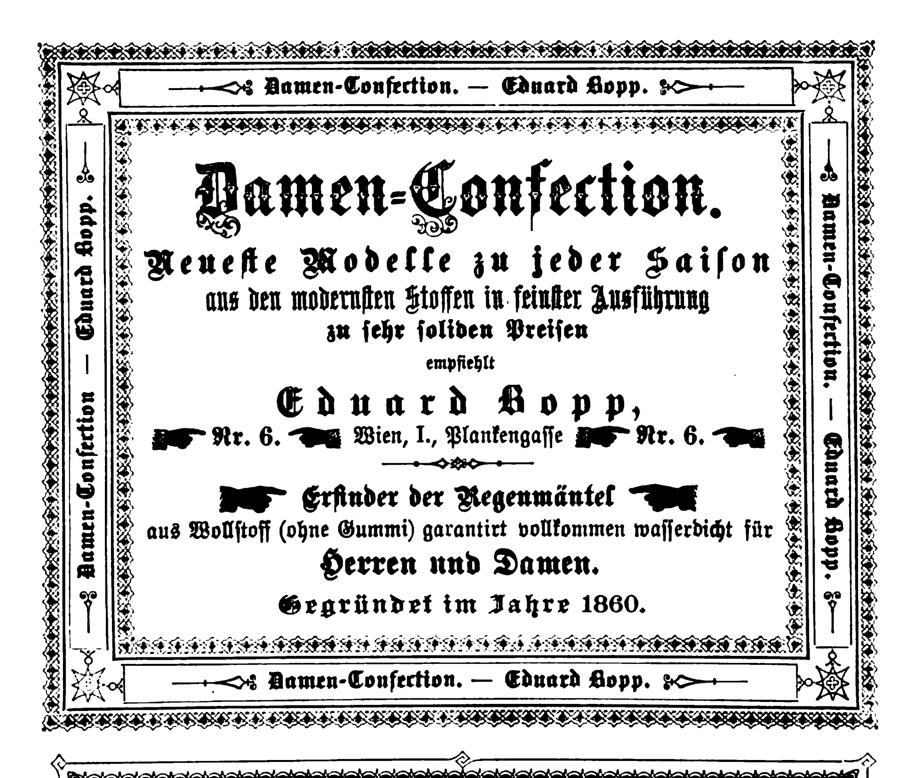
Chef-Arzt:

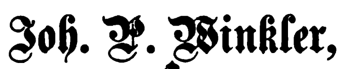
Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**





Anzeigen empfehlenswerther Firmen.





k. k. Hof-Lieferant und Lieferant der  k. k. Hof- und sämmtlichen priv. Theater

Niederlage: Wien, I., Kärntnerstraße 53,
Erste Wiener Wirkwaaren-Fabrik: IV., Wiedener Hauptstraße 51,
empfiehlt einem hohen Adel und P. T. Publicum

Tricot-Taillen (Jersey),

neueste Façon für Damen und Kinder, aus feinster Seide, Chappeseide, Schafwolle (werden in allen Farben nach Maßangabe zu billigsten Fabrikspreisen angefertigt), ebenso Tricotstoffe nach Meter in allen Qualitäten, Farben und Feinen.

Lager von Wirkwaaren
jeder Art und Saison.

Amerik. Gesundheits-Strumpfhälter,

patentirt, für Damen und Kinder, von den ersten medicinischen Capacitäten bestens empfohlen. Vorräthig in Seiden- oder Leinenstoff, elegant in der Façon, elastisch und für jede Strumpflänge passend zu verschieben; sie spannen den Strumpf faltenfrei, ohne eine körperliche Bewegung zu hindern, und überbieten die Dauer eines Strumpfbandes um das 3- bis 4fache, daher wahrhaft billig. Bei Bestellung ist die Angabe des Taillenmaßes nöthig.

Tricot-Knabenanzüge

werden in beliebiger Façon und Farbe, sowie jede Bestellung nach eigener Angabe angefertigt.



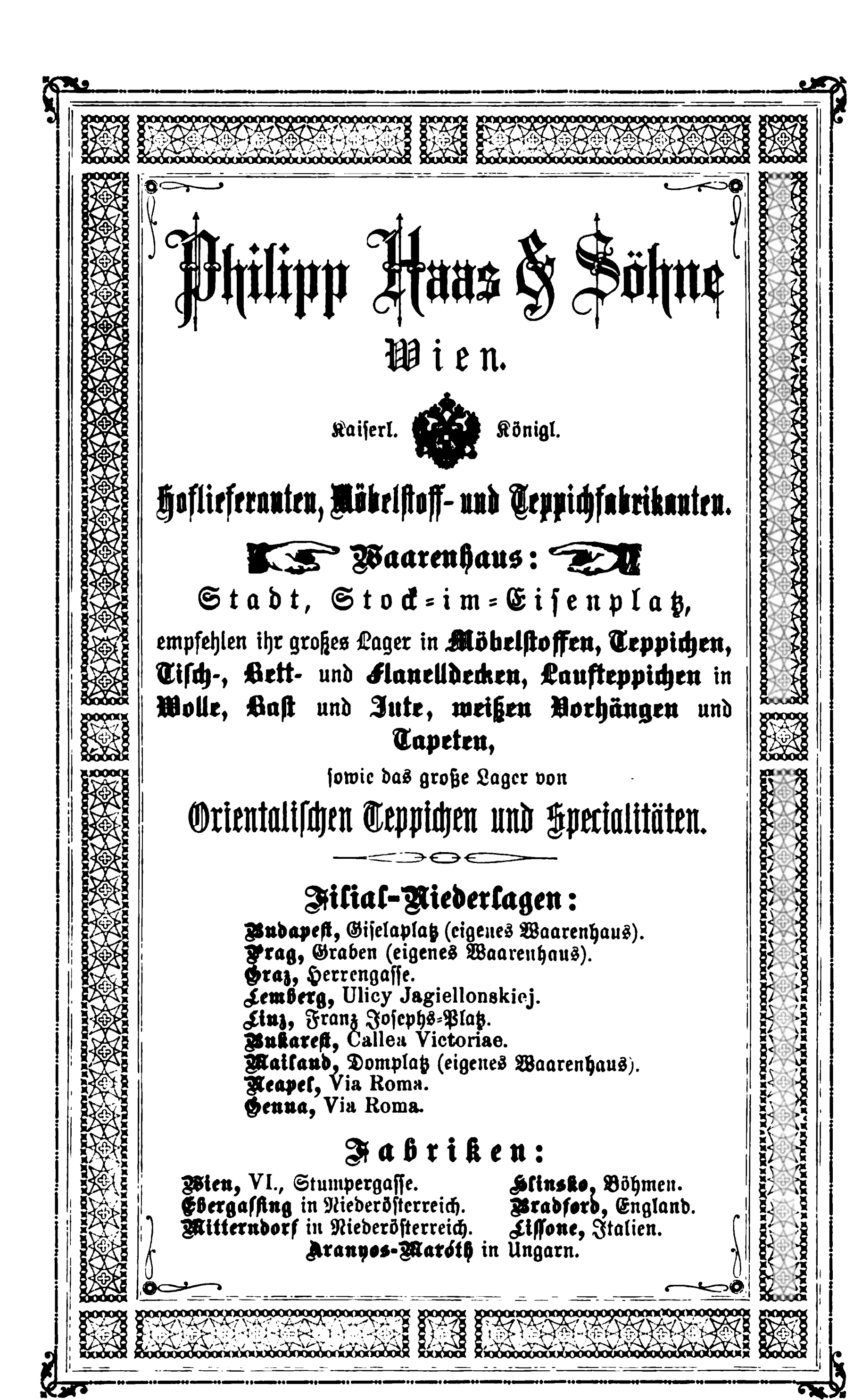
Vom Erfinder, Herrn Prof. Dr. Meidinger ausschließlich autorisirte Fabrik für
Meidinger-Oefen
H. Heim, Döbling bei Wien.
K. und k. ausschließliches Patent 1884.
Mit ersten Preisen prämiirt: Wien 1873, Cassel 1877, Paris 1878, Sechshaus 1877, Wels 1878, Teplitz 1879, Wien 1880, Eger 1881, Triest 1882.
Niederlagen: Wien, I., Kärntnerstraße 42; Budapest, Thonethof; Bukarest, Strada Lipscani 96; Mailand, Corso Vitt. Emanuele 88.
Vorzüglichste Regulir- Füll- und Ventilations-Oefen. Unsere Zimmeröfen, einfach und verziert, werden in mehr als:
20.000 Privatwohnungen, ferner bei zahlreichen k. k. Aemtern, Reichsanstalten und Communal-Behörden, geistlichen Orden, Krankenhäusern, bei Eisenbahnen und Dampfschiffen, Geld-Instituten und Assecuranz-Gesellschaften, bei industriellen Etablissements, Hotels, Cafés, Restaurants verwendet.
Heizung mehrerer Zimmer durch nur Einen Ofen.
Ueber 1000 derlei Einrichtungen in Function.
Oefen für Schulen, Krankenhäuser und Humanitätsanstalten. In Oesterreich-Ungarn werden von 263 Unterrichts-Anstalten 1824 unserer Meidinger-Oefen verwendet, darunter in 74 Schulen der Commune Wien 508 Oefen, in 47 Schulen der Commune Budapest 320 Oefen, im königl. ung. Polytechnicum zu Budapest, in den Versorgungshäusern der Commune Wien am Alserbach und Liesing, im Gebäude der Stephanie-Stiftung in Biedermannsdorf ꝛc. ꝛc.
Central-Luftheizungen für ganze Gebäude, verwendet in den k. k. Lustschlössern Schönbrunn und Laxenburg, am Hradschin bei Prag und in vielen öffentlichen und Privatgebäuden.
Heiz- und Ventilations-Anlagen für gewerbliche Zwecke, verwendet in den Fabriken der Herren F. Austin in Viehhofen, B. Heller u. Sohn in Wien, J. Fichtner u. Söhne in Atzgersdorf ꝛc. ꝛc.
Die große Beliebtheit, deren sich unsere Oefen überall erfreuen, hat zu vielfachen Nachahmungen Anlaß gegeben. Wir warnen deßhalb, unter Hinweis auf unsere nebenstehende Schutzmarke, das P. T. Publicum in seinem eigenen Interesse vor Verwechslung unseres rühmlichst bekannten Fabrikates mit Nachahmungen, mögen dieselben einfach als Meidinger-Oefen oder als verbesserte Meidinger-Oefen anempfohlen werden.
Unser Fabrikat hat auf der Innenseite der Thüren unsere Schutzmarke wie nachstehend eingegossen.
Prospecte und Preislisten gratis und franco.
MEIDINGER-OFEN
H. HEIM

Apotheke „zum gold. Hirschen“,

W. Twerdy,

I., Kohlmarkt Nr. 11 in Wien.


Früchte-Conserven,
Compote, Marmeladen, Säfte, Sugat und candirte Früchte etc.,
Gemüse-Conserven,
Erbsen, Bohnen, Spargel, Mixed-Pickles etc.,
Fleisch-Conserven,
Tafel-Senf,
Most-Senf und französischen Senf
erzeugt in vorzüglicher Qualität die
Actien-Gesellschaft für Bereitung conservirter Früchte und Gemüse,
vorm. Jos. Bingler's Söhne, k. k. Hoflieferanten,
Bozen (Süd-Tirol).
Preiscourante gratis und franco.
Conserven.
Conserven.


Philipp Haas & Söhne
Wien.
Kaiserl. Königl.
Hoflieferanten, Möbelstoff- und Teppichfabrikanten.
Waarenhaus:
Stadt, Stock-im-Eisenplatz,
empfehlen ihr großes Lager in Möbelstoffen, Teppichen, Tisch-, Bett- und Flanelldecken, Laufteppichen in Wolle, Bast und Jute, weißen Vorhängen und Tapeten,
sowie das große Lager von
Orientalischen Teppichen und Specialitäten.
Filial-Niederlagen:
Budapest, Giselaplatz (eigenes Waarenhaus).
Prag, Graben (eigenes Waarenhaus).
Graz, Herrengasse.
Lemberg, Ulicy Jagiellonskiej.
Linz, Franz Josephs-Platz.
Bukarest, Callea Victoriae.
Mailand, Domplatz (eigenes Waarenhaus).
Neapel, Via Roma.
Genua, Via Roma.
Fabriken:
Wien, VI., Stumpergasse.
Ebergassing in Niederösterreich.
Mitterndorf in Niederösterreich.
Hlinsko, Böhmen.
Bradford, England.
Lissone, Italien.
Aranyos-Maróth in Ungarn.







b



Photographie.
J. Gertinger,
k. k. Hof-Photograph,
Wien,
IV., Margarethenstraße Nr. 28.
Photographie.


Goldene Medaille
Paris
1878.
Kaiserl. Königl.
Allerhöchste Anerkennung.
Goldene Medaille
Amsterdam
1883.
Curort Gleichenberg in Steiermark.
Eine Fahrstunde von der Station Feldbach der ungar. Westbahn.
Beginn der Saison 1. Mai.
Alkalisch-muriatische und Eisensäuerlinge, Fichtennadel- und Quellsool-Zerstäubungs-Inhalationen (auch in Einzelcabineten), pneumatische Kammer mit Raum für neun Personen, großer Respirations-Apparat, moussirende kohlensaure Bäder, Stahl-, Fichtennadel- und Süßwasser-Bäder, kaltes Vollbad und Hydrotherapie, Ziegenmolke, Ziegenmilch, kuhwarme Milch in der eigens erbauten Milchcuranstalt. Klima: constant mäßig feuchtwarm. Seehöhe: 300 m. Wohnungen, Mineralwässer und Wagen sind bei der Direction in Gleichenberg zu bestellen.
Prospecte über den Curort werden auf Verlangen gratis und franco versendet.
Ehren-Diplom
Graz,
Fürstenfeld.
Ehren-Diplom
Triest,
Radkersburg.



